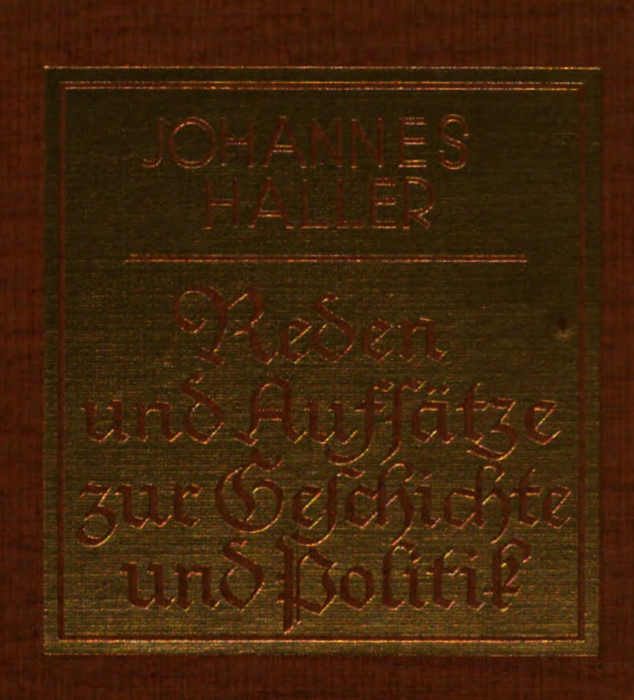

JOHANNES
HALLER
Reden
und Aufsätze
zur Geschichte
und Politik


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Reden und Aufsätze
zur Geschichte und Politik

JOHANNES HALLER

Reden und Aufsätze zur Geschichte und Politik

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage



1942

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart

6. und 7. Tausend

Printed in Germany. Druck: Union Druckerei GmbH. Stuttgart

Vorwort zur ersten Auflage

Der vorliegende Band vereinigt Neues mit Altem, von dem ich mir einbilde, daß es die Vergessenheit nicht ganz verdient, der es an der Stelle des ersten Erscheinens, in Zeitschriften oder Gelegenheitsdrucken, anheimfallen würde. Ist einiges davon so sehr aus dem Augenblick geboren oder auf ihn bezogen, daß es in unsere schnell voraneilende Zeit nicht mehr zu passen scheint, so mag es wenigstens als Zeugnis für die Zeit gelten, in der es entstand. Nicht aufgenommen sind die beiden Vorträge von 1925 und 1926 über „Partikularismus und Nationalstaat" und über „Gesellschaft und Staatsform" (Stuttgart, Kohlhammer 1926 und 1927), weil ihre leitenden Gedanken, damals für viele ein revolutionäres Ärgernis oder ein unerfüllbarer Wunschtraum, heute teils in der Verwirklichung begriffen, teils schon überholt sind. Auf Anmerkungen habe ich verzichtet, sie auch dort, wo der erste Druck sie enthielt, nicht wiederholt. Dem Laien würden sie nichts sagen, und der Fachmann weiß sie zu finden.

Stuttgart, an Martin Luthers Gedenktag 1933. J. H.

Vorwort zur zweiten Auflage

Die vorliegende neue Auflage ist an einigen Stellen verbessert und um zwei inzwischen entstandene Stücke vermehrt.

Stuttgart, im März 1941. J. H.

Inhalt

Der Eintritt der Germanen in die Geschichte

Die Weltgeschichte ist das Werk der Völker. Mit ihren Massen und durch die großen Persönlichkeiten, die sie hervorbringen, liegen sie in stetem Kampfe miteinander, siegen oder fallen, herrschen oder werden beherrscht, führen oder lassen sich führen, tauschen die Rollen und lösen eines das andere ab.

Sie sind einander nicht gleich. Ein jedes hat seine Art, seine Natur, nach der es lebt und handelt, die es bewußt oder unbewußt verficht, indem es sich selbst zu erhalten, sich gegen die andern zur Geltung zu bringen, auf sie zu wirken sucht. Das ist es, was dem Schauspiel der Weltgeschichte in allen Wiederholungen den Charakter ewig bunten Wechsels aufdrückt. So oft ein Volk verschwindet, wird ein Licht gelöscht, eine Stimme im Wechselgesang verstummt. Wo ein anderes hervortritt, wird dem Bilde ein neues Element eingefügt, es nimmt neue Form und Farbe an, ein neues Motiv wird angestimmt in der Fuge der Äonen, und die Tonart ändert sich.

So häufig das Schauspiel des untergehenden Volkes sich wiederholt, so selten ist der entgegengesetzte Fall zu beobachten. Er hat sich meist ereignet in Zeiten und Räumen, von denen unsere Überlieferung nichts mehr weiß. Keine sichere Kunde dringt zu uns von dem ersten Auftreten der Griechen und Römer in den Ländern am Mittelmeer, dunkel bleibt uns das plötzliche Emportauchen der Mongolen. Vielleicht geschieht es überhaupt nur zweimal, daß wir dieses Schauspiel in deutlichen Umrissen, geschichtlich erkennbar und greifbar, vor unseren Augen sich vollziehen sehen: wie ein neues Volk, vom Naturzustand zu höherer Gesittung emporsteigend und doch zugleich seine Art bewahrend, mit ihr wirkend und gestaltend in den Gang der Menschheitsgeschicke eingreift und ihnen für Jahrhunderte eine neue Wendung gibt. Die beiden Völker, von denen das gilt, sind die Araber und die Germanen.

Auf den ersten Blick erkennt man, wieviel großartiger und fesselnder das Schauspiel ist, das die Germanen bieten. Einmal stellt das arabische Volk doch nur einen neuen Trieb von einem Baume dar, dessen ältere Zweige ihr geschichtliches Eigenleben schon hinter sich haben. Man denke an Syrer, Phöniker und Juden. Die Germanen dagegen sind ein völlig neuer Stamm. Sodann die Wirkung. Die Araber ergreifen mit ihrem

Einfluß unmittelbar nur die Ränder des Mittelmeeres und Vorderasien, erst mittelbar, in Gestalt der arabischen Religionsform, des Islam, erstrecken ihre Ausstrahlungen sich weiter. Die Germanen haben mit der Zeit den Erdball zum Schauplatz ihrer Taten gemacht, sei es, daß sie auch fernste Länder besiedelten oder ihrer Herrschaft unterwarfen, sei es, daß sie die andern Völker durch Vorbild und Wettstreit nötigten, die Formen der Gesittung anzunehmen, die sie selbst ausgebildet hatten. Wenn heute die Erde als Einheit in steter Wechselwirkung aller Teile dasteht, so ist das ebenso das Werk germanischer Kräfte, wie ihnen die führende Rolle zu verdanken ist, die die Völker Europas unter allen andern sich errungen haben. Darum darf man im Eintritt der Germanen in die Geschichte, wie er sich im hellen Lichte der Überlieferung vollzieht, wohl den großartigsten, den folgenreichsten Vorgang erblicken, den die Chronik der Welt verzeichnet.

Gelegentliche Gastrollen hatten einige ihrer Völker früher schon gegeben, die größte und eindrucksvollste unstreitig die Kimbern, die mit ihrem Zuge von Dänemark bis an den Golf von Genua dem römischen Reich zum erstenmal den „deutschen Schrecken“ zu fühlen gaben. Aber diese Berührungen blieben vereinzelt und ohne Folgen. Die Art der neuen Völker ist zunächst nicht einmal deutlich erkannt worden. Man verwechselte sie, hielt sie für Kelten oder eine Abart von diesen, wozu die sehr ähnliche äußere Erscheinung — groß, stark, rotblond und blauäugig — ebenso verführte wie die Tatsache, daß germanische Völker meist mit keltischen vereint aufzutreten pflegten. Die Verwechslung muß häufig gewesen sein, da Tacitus am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus noch für nötig hält, sie abzulehnen. Eigentlich entdeckt, das heißt als besondere Rasse erkannt hat die Germanen erst Cäsar, als er bei der Eroberung Galliens mit ihnen als Nachbarn und Mitbewerbern an Rhein und Vogesen die Klinge zu kreuzen hatte. Er hat auch ihre Art mit dem Scharfblick des Genies erfaßt und in wenigen Strichen greifbar und im wesentlichen auch richtig gekennzeichnet. Seitdem, kann man sagen, sind die Germanen den Römern bekannt. Sie wurden es im Laufe der folgenden anderthalb Jahrhunderte immer mehr durch stete Berührung in Krieg und Frieden. Als Tacitus (96 n. Chr.) es unternahm, eine kurzgefaßte Schilderung von Land und Leuten Germaniens zu schreiben, da konnte er, schon aus reichem literarischem Vorrat und wohl noch reicheren mündlichen Berichten schöpfend, eine künstlerisch gerundete Zusammenfassung liefern, die für viele seiner Leser gewiß nur den Reiz der Form, der knappen, anschaulichen Darstellung bekannter Dinge besaß. Sie besitzt

ihn noch heute, wenn sie für uns auch außerdem den andern, höheren Wert hat, die erste und für dreizehnundeinhalbes Jahrhundert einzige Schilderung unserer Vorfahren zu sein[1]), die Hauptquelle, aus der wir sie und ihre Art in den ersten Zeiten ihres geschichtlichen Daseins kennen. Ist es nicht eine merkwürdige Fügung, daß das neue Weltvolk von Roms größtem Staatsmann entdeckt und von seinem größten Schriftsteller geschildert worden ist? Cäsar und Tacitus sind seine Paten.

Es ist heute üblich, von einer urgermanischen Kultur zu reden, sogar von einer hohen Kulturstufe, die diese Völker schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte erreicht haben sollen. Soweit das etwa nationaler Selbstgefälligkeit entspringt, kann es auf sich beruhen. Denn ob unsere Vorfahren schon vor Cäsar und Tacitus den Übergang vom Naturzustand zu höherer Gesittung vollzogen haben, oder ob sie dazu erst später und nicht ohne fremde Einwirkung gelangt sind, ist für die Einschätzung ihrer Nachfahren ohne jede Bedeutung. Daß auch unsere Ahnen einmal ein rein natürliches Dasein geführt haben, wird ja doch in keinem Fall zu leugnen sein. Dieses Schicksal teilen wir mit allen Kulturvölkern, brauchen uns seiner also nicht zu schämen. Goethe und Friedrich der Große sind darum nicht kleiner, weil auch sie einmal die Windeln genetzt haben, und wenn dieses Stadium für die Nachkommen der Germanen noch nicht so lange her ist wie für andere Nationen, so hätten insbesondere wir Deutschen allen Grund, stolz darauf zu sein, daß wir die Älteren in so kurzer Zeit eingeholt haben. Lassen wir also das Vergnügen, ihren Kulturstammbaum in der Phantasie zu verlängern, allen denen, denen es nicht einzig und allein um Erkenntnis der Wahrheit zu tun ist. Streiten wir auch nicht um Sinn und Abgrenzung von Worten wie Kultur, höhere und niedere, wobei nur zu leicht persönlicher Geschmack und willkürlicher Maßstab das Wort an sich reißen. Suchen wir vielmehr aus dem, was wir wissen, uns ein Bild zu machen von dem Zustand, in dem die germanischen Völker sich befanden, als sie mit den Römern in dauernde Berührung traten und damit ihren Platz in der Geschichte einnahmen.

Es ist noch nicht allzulange her, daß darüber gestritten wurde, ob man sie nicht der niedrigsten Stufe menschlichen Daseins zuweisen und für ursprüngliche Nomaden, für Wanderhirten halten müsse. Die irrige Meinung, als ob jedes Volk die gleiche Stufenleiter der Entwicklung vom unsteten Dasein umherziehender Hirten und Jäger zum seßhaften

[1]) Die nächste gab erst 1455 der damalige Kardinal und spätere Papst Pius II., Enea Silvio Piccolomini, in seiner „Germania“.

Ackerbau und weiter aufwärts zu städtischem Leben durchlaufen müsse, verführte zu der Annahme, die Germanen hätten, als Tacitus sie beschrieb, noch nicht alle Spuren einstigen Nomadentums abgestreift. Man übersah dabei — abgesehen von der Mißdeutung der Worte des Cäsar und Tacitus, die das klare Gegenteil sagen — man übersah, daß für ein wirkliches Nomadentum in ihrer ältesten Heimat die natürlichen Voraussetzungen immer gefehlt haben: Bodengestalt, Klima und Vegetation. Der Nomade braucht die weite Ebene mit gleichmäßig trockener Luft und reichem Graswuchs, wo er ohne festen Wohnsitz, bald hier bald dort seine Herden weidend, frei umherschweifen kann, er braucht die Steppe, die Prärie. Wo findet sie sich in den Landschaften, die wir nach ihrer eigenen Aussage als die älteste Heimat der Germanen anzusehen haben, in erster Linie Südschweden, dann Dänemark und die Südküste der Ostsee, wo vollends in den Gebieten, die sie im Laufe der Zeit sich eroberten? Das Land, das die Römer seit Cäsar und Tacitus als Germanenland kannten und Germania nannten, im wesentlichen das heutige Norddeutschland und Skandinavien, kann mit seiner zerschnittenen Bodengestalt, seinen Wäldern und Sümpfen, seinem wechselnden, feuchten Klima niemals Lebensraum nomadisierender Völker gewesen sein.

Also sicher keine Nomaden. Freilich auch keine im vollsten Sinne seßhaften, an der Scholle klebenden Bauern. Den Ackerbau kennen sie wohl, aber er ist ihnen nicht die Hauptsache, sie treiben ihn lässig und nebenher. Ihre eigentliche Nahrung liefert ihnen die Viehzucht, sie sind ackerbauende Hirten und darum auch so geneigt, bisherige Wohnsitze zu verlassen, wenn ihnen bessere gezeigt werden, seien diese auch noch so fern. Was wir die Völkerwanderung nennen, dieses Abwandern ganzer Stämme, Männer, Weiber und Kinder mit Knechten und Mägden, ist nur so erklärbar. Der Germane ist zwar kein Nomade, und doch noch kein wurzelechter Bauer.

Dann werden wir aber auch die Erwartungen gegenüber dem, was man urgermanische Kultur zu nennen liebt, nicht zu hoch spannen dürfen. Freilich besaßen sie schon eine gewisse Kultur, diese aber dürfte wohl dem ursprünglichen Naturzustand nähergestanden haben als allem, was wir im allgemeinen beim Worte Kultur uns vorzustellen pflegen. Das ist es, was uns in jeder Zeile der eindrucksvollen Schilderung des Tacitus entgegentritt, die wiederum mit dem, was archäologische Forschung aufgedeckt hat, in allem Wesentlichen übereinstimmt.

An dem natürlich-primitiven Charakter der urgermanischen Lebensformen läßt Tacitus keinen Zweifel. Kunstlose Hütten, dürftige Kleidung,

rohe Nahrung, kümmerliche Wirtschaft, Unkenntnis der Schrift, Trägheit und Trunksucht der Männer und vor allem ein dauernder Kriegszustand — das sind lauter Züge, die zu dem Gesamtbild eines Naturvolks gehören, einem Bilde, das uns die Völkerkunde in mancherlei Abwandlungen je nach Klima und Umwelt, im Grunde jedoch übereinstimmend an mehr als einer Stelle der Erde gezeigt hat[1]). Aber derselbe Autor, dem wir diese Schilderung verdanken, läßt zugleich erkennen, daß diesen Naturmenschen der Sinn für höhere Gesittung schon aufzugehen beginnt: ihre Erzeugnisse wissen sie zu schätzen, und Ansätze zu eigener Fortentwicklung sind unverkennbar. Darin werden sie Fortschritte machen, anfangs langsam und zögernd, dann immer rascher. Ungebildet, sind sie doch im höchsten Grade bildungsfähig, Naturvolk wohl, aber von der Natur selbst zum Kulturvolk bestimmt. Ihre Geschichte hat das bald bewiesen. Rund fünfhundert Jahre nach Tacitus bekennt der Grieche Agathias von den Franken, sie seien ein sehr gebildetes und gesittetes Volk und unterschieden sich von den Römern eigentlich nur durch die Sprache. Und nach weiteren fünfhundert Jahren, ums Jahr 1100 unserer Zeitrechnung, sind auch die entferntesten Zweige der germanischen Völkerwelt, die Skandinavier, der höheren Gesittung erschlossen, die andern dürfen längst als alteingesessene Bürger der abendländischen Kulturgemeinschaft gelten.

Überblicken wir die Ereignisse, in denen diese Wandlung sich abspielt.

Cäsar hatte den germanischen Völkern am Rhein ihre Grenze gesetzt, Augustus machte den Versuch, sie selbst zu unterwerfen. Der Versuch schien zu glücken. Bis an die Elbe erstreckte sich das römische Imperium, und die Mehrzahl germanischer Völker waren römische Untertanen geworden. Da brachte der Aufstand der Cherusker unter Arminius[2]) (9 n. Chr.) die Wendung. Als das römische Heer im Teutoburger Wald vernichtet, der Statthalter Varus gefallen war, fand der alte und kranke Augustus nicht den Entschluß, die Scharte sofort auszuwetzen, und Tiberius ließ den Gedanken endgültig fallen. Es schien, die Behauptung der Elbgrenze werde größere Anstrengungen fordern, als das Land

---

[1]) Ich denke dabei unter anderm an die Zustände bei den Indianern in den Urwäldern Brasiliens, die der zu früh verstorbene Koch-Grünberg so anziehend geschildert hat. Wer etwa diesen Vergleich als Herabsetzung empfindet, den erinnere ich daran, daß wir doch alle einmal für die Indianer geschwärmt haben.

[2]) Es ist schmerzlich zu beklagen, daß wir seinen ursprünglichen Namen nicht kennen, denn Arminius hieß er nur den Römern als kaiserlicher Offizier, der er gewesen war. Wenn man annehmen dürfte, daß dies eine lateinische Umformung des wirklichen Namens war, so wäre die Vermutung erlaubt, daß er etwa Erminfried, Erminrich oder ähnlich geheißen habe. Hermann hieß er keinesfalls.

wert sei. Die Unterwerfung Germaniens wurde aufgegeben, die Grenze des Imperiums an Rhein und Donau zurückverlegt. Um ihre strategisch unglückliche Gestalt — einspringender rechter Winkel — einigermaßen zu verbessern, hat man sie später in dem Gebiet zwischen Mittelrhein und mittlerer Donau, von Neuwied bis Kelheim, wieder vorgerückt und den Limes Germanicus errichtet, eine künstliche Befestigungslinie von Wall und Graben mit Palisadenzaun, Türmen und Sperrforts, ein sichtbares Zeichen, daß die germanischen Völker jenseits der Grenze vom Reich ausgeschlossen, der Zutritt zum Orbis Romanus, dem zivilisierten Erdkreis, ihnen ein für alle Male verwehrt sein sollte.

Man darf bei diesen Ereignissen einen Augenblick verweilen, sie haben weltgeschichtliche Tragweite. Wäre es dem römischen Reich gelungen, die Elbgrenze, diese glänzende strategische Linie, fast schnurgerade von der Nordsee bis an den Böhmer Wald, und weiter, die Donau abwärts bis ans Schwarze Meer, zu behaupten, es hätte hier eine Stärke der Verteidigung erlangt, die ihm erlaubte, seine Hauptmacht ungeteilt dem Gegner im Osten, den Persern, zuzuwenden. Es hätte zugleich in seinen germanischen Untertanen eine Quelle soldatischer Kraft gewonnen, die ihm an Zahl und Güte der Truppen dauernd die Überlegenheit gegenüber den Persern sicherte. Da es einen andern ernsthaften Gegner nicht gab, so wäre der Bestand des Reiches wohl für Jahrhunderte und Jahrtausende ebenso unangefochten geblieben wie etwa der des chinesischen Reiches. Seine Ausdehnung, seine Volkszahl, die kriegerische Fähigkeit seiner Untertanen hätten ihm vielleicht die Unsterblichkeit verliehen. Ganz gewiß aber hätte es dann eine deutsche, eine englische Nation niemals gegeben. In Hamburg und Magdeburg wie in London und Edinburg würde heute ein lateinischer Dialekt gesprochen, eine selbständige Rolle hätten die Germanen nie gespielt, und ihr Eintritt in die Geschichte wäre gleichbedeutend mit ihrem Aufgehen in der römischen Welt, mit ihrem Verschwinden als selbsttätiger Kulturfaktor.

Rund zweieinhalb Jahrhunderte hat die schlechte und künstliche Grenze Rhein—Limes—Donau unter häufigen Kämpfen und oft wiederholten Strafzügen ihren Zweck erfüllt. Als in der Mitte des dritten Jahrhunderts der Angriff des verjüngten Perserreichs zusammentraf mit einer inneren Auflösung des römischen Staates, die in dem Zusammenbruch des russischen Zarenreichs in unsern Tagen ihre beste Parallele gefunden hat, da riß der Damm. Franken und Alemannen überrannten die Grenze, plünderten die gallischen Provinzen, drangen bis nach Italien und Spanien vor; von der unteren Donau brachen die Goten in die Balkan-

halbinsel ein. Jahrzehntelanger Kämpfe hat es bedurft, sie zurückzuwerfen, auch dem Erneuerer des Reichs, Kaiser Diokletian, ist es nicht gelungen, die alte Grenze wiederherzustellen. Siebenbürgen wurde den Goten, das Hinterland des Limes bis an den Kamm des Schwarzwalds und an die obere Donau, also Württemberg und ein Teil von Baden, den Alemannen preisgegeben. Noch ein Jahrhundert lang ist es möglich gewesen, diesen Bestand zu behaupten. Auch das gelang nur unter großen militärischen Anstrengungen — die Schlacht bei Straßburg (357), in der Julian, der spätere Kaiser, die über den Rhein gegangenen Alemannen vernichtend schlug, ist das deutlichste Wahrzeichen dieser Kämpfe —, und schließlich bedurfte es eines noch größeren Zugeständnisses. Schon Julian hatte einem Teil der Franken den Übertritt auf Reichsboden, in Nordbrabant, gestatten müssen, Theodosius der Große sah sich genötigt, nachdem die Goten (378) bei Adrianopel dem Reich ein zweites Cannä bereitet hatten — das Heer war vernichtet, der Kaiser Valens gefallen —, den Siegern die Ebene zwischen Balkan und Donau, das heutige Nordbulgarien, einzuräumen — in nächster Nachbarschaft der Reichshauptstadt Konstantinopel.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Als der große Theodosius (395) die Augen geschlossen und das Reich zwei unfähigen Knaben, Arkadius und Honorius, hinterlassen hatte, kam der Zusammenbruch, der das fünfte Jahrhundert ausfüllt. An seiner Schwelle (401) steht der erste Einfall der Goten unter Alarich in Italien, 410 erlebt Rom durch sie die erste Eroberung seit den Tagen des Brennus. Das ist das Zeichen zum allgemeinen Sturm, in dem schließlich im Laufe von zwei Menschenaltern das römische Reich im Westen tatsächlich untergegangen ist. Es ist das Jahrhundert der germanischen Reichsgründungen auf römischem Reichsboden: 418 die Goten in Südfrankreich bei Toulouse und in Spanien, 429 die Vandalen in Afrika, 443 die Burgunder in Savoyen, um 450 die Sachsen in Britannien, 486 die Franken in Gallien, 493 die Ostgoten in Italien — der ganze Westen Europas samt Nordafrika ist dem römischen Reich verloren, das Imperium auf die Balkanhalbinsel, Vorderasien und Ägypten beschränkt. Noch einmal ward der Versuch einer Restauration gemacht. Justinian raffte alle Kräfte des Reiches zusammen, und es gelang ihm, zuerst (533) Nordafrika den Vandalen zu entreißen, dann in zwanzigjährigem Kriege (536—555) die Goten in Italien zu vernichten, auch von Spanien wenigstens den südöstlichen Küstensaum wieder einzunehmen. Aber weiter ist er nicht gekommen. Und schon drei Jahre nach seinem Tode geht von Italien der größere

Teil an die Langobarden verloren (568 ff.), mit denen nun Rom die Herrschaft über die Halbinsel teilen muß.

Die Ereignisse, die wir so im Fluge überblickt haben, machen in der perspektivischen Verkürzung den Eindruck einer gewaltsamen Katastrophe, in der ein altes großes Reich von einer feindlichen Macht zerschlagen, seine Kultur vernichtet wird. Dies ist wohl die Vorstellung, die eine landläufige Geschichtskenntnis mit dem Bilde von der Völkerwanderung und dem Untergang des Römerreichs verbindet: die Germanen haben nicht nur das Reich zerstört, sie haben auch der antiken römisch-griechischen Kultur ein Ende gemacht, um auf dem alten Boden, unter Benutzung der Trümmer, neue Staaten zu gründen und eine neue Kultur zu schaffen; so wie man ein altes Haus niederreißt, um auf demselben Platz, aus einigen alten und vielen neu herbeigeschafften Steinen ein anderes zu bauen. Über das Verhältnis der alten und der neuen Bestandteile, über den Umfang, in dem alte Stücke dem neuen Bau eingefügt wurden, sind die Meinungen geteilt: den einen erscheint das übernommene Alte als die Hauptsache, andern — es sind wohl die meisten — dünkt alles Wesentliche neu und eigentümlich. Geteilt ist auch die Stimmung der Zuschauer, geteilt zwischen Beifall und Bedauern. Wie verbreitet ist doch die Vorstellung von dem verkommenen und verfaulten Römertum, das durch die unverdorbene Naturkraft der Germanen beseitigt wurde; von der Erneuerung der alt gewordenen Welt durch das frische Blut junger Völker! Schlagworte, von denen unsere Lehrbücher und volkstümlichen Darstellungen erfüllt sind, und die doch leicht zu schiefen Urteilen führen können. Wie schmeichelhaft erscheint dem muskelfrohen Teutonen der Gegensatz zwischen dem verderbten Römer als Inbegriff von Lasterhaftigkeit, körperlicher und sittlicher Schwäche, und dem naturreinen Germanen als Verkörperung von Tugend und Stärke! Die Vorstellung hat einen in ihrer Art nicht zu verachtenden dichterischen Ausdruck in Felix Dahns Roman vom „Kampf um Rom" gefunden. Aber diese selbstgefällige Romantik verteilt Licht und Schatten allzu willkürlich. Wer unvoreingenommen urteilt, findet Licht und Schatten auf beiden Seiten. Das untergehende Rom hat noch manchen Vertreter alter Größe hervorgebracht, Kämpfer, die mit der Fahne in der Hand fallen wie Kaiser Majorian († 461), der den Mut hatte, eine gründliche Erneuerung des Reiches im Innern und nach außen zu unternehmen. Nie ist in diesen Zeiten der Gedanke der Wiederherstellung erstorben, bis Justinian ihn zu seiner Lebensaufgabe machte. Wie zäh die „entnervten" Römer den Rhein verteidigt haben, wußte man in Köln, das mehr als einmal, in Trier,

das sogar viermal verloren und wiedergewonnen wurde. Jeden Fußbreit des Landes haben sie dem Feinde streitig gemacht. Anderseits waren die Germanen in Wirklichkeit auch nicht lauter Lichtgestalten, wie sie unsere Dichtung oft gezeigt hat. Bei ihnen herrschen Mord und Totschlag, Wortbruch und Hinterlist, und auch der Brudermord ist nicht allzu selten. Durch schimpflichen Vertragsbruch, eigenhändigen Dolchstoß und Massenmord beseitigte der vielgepriesene Theoderich den Gegner Odwakar. Von den gleichen Dingen erzählt die Geschichte der Franken schon unter Chlodwig, und in höchster Steigerung unter seinen Nachkommen. Bei all diesen Völkern wimmelt es förmlich von „blonden Bestien" im wahrsten Sinne des Wortes. Von einer sittlichen Verjüngung der alten Welt durch sie darf man nicht reden. Wenn nun vollends die überlieferte Ehrfurcht vor der Antike, die man uns gelehrt hat, Recht haben soll, müßten wir da nicht Gewissensbisse empfinden, weil unsere Väter diesen herrlichen Gottestempel zerstörten, mit dem sich nichts, was sie selbst zu bauen vermochten, jemals vergleichen kann?

Wollten wir darüber disputieren, so würden wir einen müßigen Streit eröffnen, einen Streit um nichts, um einen Gegenstand, der gar nicht vorhanden ist. Die Germanen haben weder das römische Reich mit roher Faust zertrümmert, noch die antike Zivilisation mit plumpem Tritt vernichtet. Wir tun ihnen Unrecht, wenn wir ihnen solches nachsagen, und sie selbst würden sich entrüstet dagegen verwahren.

Nichts ist ihnen weniger in den Sinn gekommen als die Absicht, das römische Reich zu zerstören. Sie hätten ja auch hundertmal verblendeter sein müssen als der verstiegenste Chauvinist unserer Tage, wenn sie so etwas nur von fern hätten ins Auge fassen wollen. Man bedenke: ein Weltreich, das von Schottland bis zur Sahara, vom Main und der Donau bis zu den Stromschnellen des Nil, vom Atlantischen Ozean bis an den Euphrat und Kaukasus reichte — ein solches Reich zerstören wollen, das hätte doch zum mindesten die Kräfte und das Kraftbewußtsein einer Großmacht erfordert. Bei keinem der germanischen Völker, die nacheinander mit dem Reich in Berührung kamen, kann davon die Rede sein. Ja, wenn sie alle zusammen, unter einheitlicher Führung, in breiter und geschlossener Front hätten vorstürmen können. Aber das Gegenteil war ja der Fall. Die germanischen Völker haben sich wohl immer als verwandt gefühlt, aber niemals als Einheit, und zu keiner Zeit ist es der römischen Diplomatie schwer geworden, die einzelnen gegeneinander auszuspielen und aufeinander zu hetzen.

Jahrhundertelang hat die Maxime sich bewährt, immer ist es gelungen,

Germanen durch andere Germanen zu besiegen. Das Gefühl, daß sie zusammengehören und eine gemeinsame Sache zu vertreten haben, fehlt all diesen Völkern durchaus. Nicht einmal, als Kaiser Justinian daran ging, den bestehenden Germanenstaaten auf dem Boden des Reiches einem nach dem andern ein Ende zu machen, als die Gefahr also sie alle bedrohte und jeder sich hätte sagen können, auch er werde früher oder später dran glauben müssen, nicht einmal da haben sie es über sich gewonnen, sich zusammenzutun und mit vereinten Kräften den Angriff abzuwehren. Als das Reich der Vandalen von Belisar zerstört und Nordafrika dem Kaiser wieder unterworfen wurde, unterstützte die gotische Regierung Italiens den Feldzug durch ihre wohlwollende Neutralität. Als an sie selbst die Reihe kam, sahen die Franken dem Schauspiel so lange zu, bis das Schicksal der Stammesbrüder entschieden war; dann erst griffen sie ein, um für sich im Trüben zu fischen. Von Einheitsgefühl, Bewußtsein gemeinsamer Interessen oder gar dem Gedanken gemeinschaftlicher Politik ist bei den Germanen niemals die Rede. Als Ausnahme könnte allenfalls der Versuch Theoderichs des Großen gelten, durch ein System von Heiratsverbindungen eine Art von dynastischem Bündnis germanischer Staaten zustande zu bringen. Aber es bleibt doch recht zweifelhaft, ob er dabei mehr im Auge gehabt hat, als sich selbst und seine Herrschaft in Italien gegen Angriffe der germanischen Nachbarn zu decken. Und übrigens ist ja sein Plan nicht einmal erfolgreich gewesen. Eine gemeinsame germanische Politik hat es nie gegeben.

Es waren denn auch immer nur örtliche Angriffe mit sehr beschränkten Kräften, denen das Reich von Zeit zu Zeit sich ausgesetzt sah. Keines dieser Völker dürfen wir uns auch nur annähernd so stark vorstellen, wie es etwa eine Heeresgruppe in unserem letzten Kriege war. Goten, Vandalen, Langobarden, um nur die größten zu nennen, können jedes für sich alles in allem, Weiber, Kinder und Knechte mitgerechnet, im äußersten Fall nicht viel über hunderttausend Köpfe gezählt haben. Einmal geschieht es, daß wir annähernd die Zahl kennen. Die Vandalen, die unter Geiserich von Spanien nach Afrika übersetzten, waren nach zuverlässiger Angabe noch keine hunderttausend Köpfe stark, was auf eine Kämpferzahl von etwa zwanzigtausend Mann schließen läßt — zwei Divisionen nach unseren Begriffen! Diese zwei Divisionen haben dem Reich den schwersten Schlag zugefügt, den es vor der Überlassung Italiens an die Goten erlitten hat; denn mit Nordafrika ging nicht nur die wertvollste der westlichen Provinzen, sondern vor allem die Herrschaft über das Meer verloren. Alarichs Goten können die gleiche Ziffer schwerlich überschritten

haben, wenn es ihnen möglich war, Jahr und Tag ein Wanderleben in Italien zu führen, ohne zu verhungern. Weder Alarich noch irgend einem andern germanischen Führer dürfen wir den Wahnsinn zutrauen, mit so geringen Mitteln die Zerstörung des Reiches geplant zu haben. Ernste Feindschaft, grundsätzliche politische Gegnerschaft gegen das Reich lag ihm wie allen, die ihm folgten, gleich fern.

Keiner von ihnen ist ausgezogen, dem Kaiser eine Provinz zu entreißen. Wo immer ein germanisches Volk sich eines römischen Landes bemächtigt oder zu bemächtigen gesucht hat, nie hat es die Forderung erhoben, daß es ihm abgetreten werde und aufhöre, einen Teil der Respublica Romanorum zu bilden und unter dem Imperium des Kaisers zu stehen. Das Gegenteil ist ihrer aller Ziel: indem sie Besitz ergreifen von römischem Land, wollen sie aufgenommen sein, soweit sie es nicht schon waren, in den Verband des Weltreichs, wollen sie teilhaben an seiner Größe, seiner Macht, seinem Ruhm und seinem Reichtum. Nicht Bürger Roms vermessen sie sich zu werden — sie kennen den Abstand, der sie von den wirklichen Römern trennt. Aber ein Foedus begehren sie, einen festen Vertrag, Foederati des Reichs, seine Bundesgenossen wollen sie sein. Das Wort hatte damals einen andern Klang als heute. Wer des römischen Reiches Bundesgenosse wurde, der hatte sich ihm unterzuordnen, Pflichten zu übernehmen, vor allem die Pflicht zur Hilfe im Krieg; er wurde also nach unseren Begriffen weniger Verbündeter als Vasall. Vasallen des Kaisers wollten auch die Germanen werden, als sie ins Reich eindrangen, gegen Wohnsitze und Rechtsschutz waren sie bereit, dem Reich mit ihren Schwertern zu dienen als Seiner Majestät allergetreueste Hilfstruppen.

Hilfstruppen, Foederati, waren sie vielfach schon vorher gewesen. Schon längst hatte die kaiserliche Regierung die Soldatenquelle der germanischen Völkerwelt nicht entbehren können. Auf den Diensten angeworbener Barbaren, nichtrömischer Völker beruhte ja schon seit dem dritten Jahrhundert ein großer Teil, seit Konstantin und Theodosius der beste Teil des römischen Heeres. An diesem aber hatten neben Sarazenen, Arabern, Armeniern, die Germanen den stärksten Anteil. Wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Schweizer der Werbetrommel fremder Potentaten nachliefen, so strömten seit dem dritten Jahrhundert in stets wachsender Zahl germanische Soldaten unter des Kaisers Fahnen. Der Lohn, den sie neben der Befriedigung ihrer Abenteuerlust suchten, bestand im Lebensunterhalt, solange sie dienten, und Versorgung mit einem Stück Land nach dem Abschied. Es war kein schlechtes Geschäft für den, der aushielt und am Leben blieb. Schon gab es solcher germani-

scher Veteranenkolonien eine Menge in den nördlichen Grenzprovinzen, vor allem in Gallien. Sie stellten einen mächtigen Anreiz dar für die Daheimgebliebenen, und die Wanderzüge ganzer Völker, ihre vertragsmäßige Niederlassung auf Reichsboden sind im Grunde nichts anderes als ein ins Riesenhafte gesteigerter, gewaltsam erzwungener Eintritt in römische Heeresdienste, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die tägliche Löhnung und Verpflegung fortfiel. Sie wurde ein für allemal abgelöst durch Überlassung eines begrenzten Teiles von ländlichem Grund und Boden an die unerwünschten Vasallen. Dies ist allemal der wichtigste Paragraph des abzuschließenden Vertrages: wieviel Land, an welcher Stelle, von welcher Güte soll dem germanischen Soldaten für sich und die Seinen zugestanden werden? Die Abmachungen sind verschieden. Am anspruchsvollsten scheinen die Westgoten im tolosanischen Reich gewesen zu sein. Sie forderten und erhielten zwei Drittel des Ackerlands. Die Burgunder, die sich anfangs mit der Hälfte begnügt hatten, steigerten den Anteil später auch auf zwei Drittel. Theoderichs Ostgoten dagegen waren sehr bescheiden: sie nahmen nur ein Drittel. Das wurde in der Weise ausgeführt, daß von einem römischen Landgut der gesetzliche Anteil — ein bis zwei Drittel — dem germanischen Soldaten zur Nutznießung abgetreten wurde, während der frühere Eigentümer das Restgut behielt[1]). Verglichen mit den „Agrarreformen", die wir erlebt haben, muß das Verfahren schonend genannt werden, und von dem Reich Theoderichs hören wir sogar aus römischem Munde das Zeugnis, es habe die einen zufriedengestellt, ohne die andern zu belasten.

Etwas Neues und Unerhörtes war diese Ansiedlung germanischer Truppen mit anschließender Landteilung für die Römer keineswegs. Sie kannten Ähnliches längst von der militärischen Einquartierung. Bei ihr wurde das Haus zwischen dem Eigentümer und dem Soldaten, dem „Gast" (hospes), wie das Gesetz ihn nannte, in einem Verhältnis geteilt, das sich nach dem Range des Quartiergastes richtete. Wir denken unwillkürlich an die Zustände, die wir von 1918 bis 1930 im „besetzten Gebiet" erlebt haben. Als einquartierte Truppen, als militärische Gäste also ließen die germanischen Völker in den Provinzen sich nieder, als solche wurden sie vom Reich angesehen und behandelt; ihre Könige waren Offiziere des Kaisers und in der Regierung des Landes seine Stellvertreter.

[1]) Um zu verstehen, wie einfach das sich ausführen ließ, muß man wissen, daß der römische Großgrundbesitz in Parzellen verpachtet war. Bei der Ansiedlung von Germanen brauchte man also nur eine Anzahl Pachthöfe dem neuen Herrn zu überweisen, der fortan die Pacht an Stelle des alten bezog.

Die Regel kennt auch Ausnahmen. Die Sachsen in Britannien, die Franken im nördlichen Gallien hatten es nicht nötig, auch keine Gelegenheit mehr, mit dem Reich zu paktieren, weil schon vor ihrem Einrücken die römische Herrschaft dort verschwunden war. Das Vandalenreich in Afrika beruhte nur zu Anfang auf einem Vertrag. Seine Ausdehnung über den ganzen Umfang der Reichsprovinz war gewaltsame Eroberung und hat die vertragsmäßige Sanktion durch den Kaiser erst ein Jahr vor Geiserichs Tode erhalten (476). Dort hat denn auch die übliche Landteilung nicht stattgefunden. Vielmehr eigneten sich die Eroberer den wertvollsten Teil der Provinz als Ganzes an und stellten den bisherigen Gutseigentümern, soweit sie noch am Leben waren, die Wahl, abzuziehen oder als Pächter für die neuen Herren zu arbeiten. Aber diese vereinzelten Abweichungen, durch besondere Umstände verursacht, ändern doch nichts an der Tatsache, daß die Germanen nirgends als erklärte Feinde dem römischen Reich entgegengetreten sind. Ihr Zweck war niemals die Zerstörung des Reiches, immer nur Ansiedlung im Reich. Es ist vielleicht der einzige Fall in der Weltgeschichte, daß freie Völker die Aufnahme in einen Nachbarstaat erstreben. So gewaltig war das Ansehen, so stark die Anziehungskraft dieses Reiches selbst in den Zeiten, da es uns mit Recht als im Verfall begriffen erscheint. So lebhaft war aber auch der Drang nach höherer Gesittung, der die Germanen schon damals beseelte.

Es ist dann freilich mit der Zeit doch anders gekommen. Das ursprüngliche Verhältnis ließ sich auf die Länge nicht durchführen, und das Foedus löste sich früher oder später überall. Aber noch zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, kurz bevor ihr Staat der fränkischen Eroberung zum Opfer fiel, haben die Burgunder in den Westalpen und an der Rhone sich mit Stolz die Soldaten des Kaisers genannt.

Dies ist der wahre Charakter der sogenannten Völkerwanderung. Rund zwei Jahrhunderte lang drängen germanische Völker — Goten, Vandalen, Sueven, Burgunder, Sachsen, Franken und Langobarden, um nur die führenden Namen zu nennen — von außen über die Grenzen des Reiches, nicht um seine Provinzen wegzunehmen, sondern um selbst Eingesessene des Reiches zu werden, nach unseren Begriffen autonome Untertanen, dem Reiche zu Treu und Gehorsam und zum Dienst mit den Waffen verpflichtet. Diesen Dienst haben sie ihm auch oft und lange genug geleistet. Germanische Kraft hat durch Menschenalter das wankende Reich gestützt und gehalten, und keineswegs nur in der untergeordneten Rolle gemeiner Soldaten, die nicht wissen, wofür sie kämpfen und fallen. Wie die Reihen der Regimenter immer wieder mit frischer Mannschaft

aus dem kinderreichen Germanien gefüllt wurden, so waren bald auch die höheren Führerstellen im Besitz von Germanen. Wer kennt nicht die Namen germanischer Reichsfeldherrn des vierten und fünften Jahrhunderts, die oft genug zugleich die wirklichen Regenten des Reiches waren, einen Arbogast und Stilicho, Rikimer und Odwakar, Aspar und schließlich, den größten von allen, Theoderich, den König der Ostgoten? In ihm verkörpern sich die Gedanken, von denen sie alle mehr oder weniger geleitet waren, in greifbarer, fest umschriebener Gestalt. Wenn das Testament, das er seinem Volke hinterließ, echt ist — und es muß wohl echt sein, denn es sagt nichts anderes, als was seine ganze Regierung lehrt —, so hat er bei seinem Hinscheiden den Goten nur zu empfehlen gewußt, den König zu ehren, die Römer zu lieben und nächst Gottes Gnade vor allem die Gunst des Kaisers zu suchen. Einen volleren und schwunghafteren Ausdruck hatte derselbe Gedanke schon ein Jahrhundert früher — wenn wir dem Zeugnis eines römischen Schriftstellers glauben dürfen — im Munde eines andern Gotenkönigs gefunden. Athaulf, der nach Alarichs Tode sein umherirrendes Volk aus Unteritalien nach Südfrankreich geführt hatte, soll bei dem Fest seiner Vermählung mit der Kaisertochter Placidia (415) sein politisches Programm in der Erklärung zusammengefaßt haben: die Goten wollten das Reich nicht zerstören, sondern wieder aufrichten, um sich selbst des Schutzes der römischen Gesetze zu erfreuen, weil ohne Gesetze kein Volk leben könne. Die Tatsachen bieten keinen Anhalt dafür, daß Athaulf damit etwas Neues hätte sagen wollen. Wir dürfen vielmehr annehmen, daß so wie er sprach, schon Alarich gedacht hatte, dessen Forderungen immer auf Ansiedlung für seine Leute und den Rang des Oberbefehlshabers für ihn selbst hinausliefen. Ebenso müssen sie alle gedacht haben, die nacheinander als germanische Offiziere dem römischen Kaiser dienten. Sie und ihre Leute wollten des Reiches Schwert und Schild sein und dafür die Vorzüge des Lebens im Kulturstaat genießen. Von Feindseligkeit gegen das Reich ist uns nirgends das mindeste bezeugt.

Daß zwischen dem einzelnen Germanen und der römischen Bevölkerung nicht immer freundliche Beziehungen bestanden, wird ohne weiteres anzunehmen sein. Zu verschieden waren die Rassen, als daß sie einander im allgemeinen nicht als fremd und widerwärtig empfunden haben sollten. Von Theoderichs Schwiegersohn und Erben Eutharich, der vor der Thronbesteigung starb, heißt es, er sei den Römern nicht wohlgesinnt gewesen. Aber in der Politik ist das nicht zur Wirkung gekommen, da das römische Reich, in dem die verschiedensten Nationen lebten, mit der

römischen Bevölkerung nicht gleichgesetzt werden konnte. Es war international und hatte darum für Goten und Burgunder ebensogut Platz wie für Griechen, Syrer und Ägypter. Man konnte den Welschen hassen und darum doch dem Reiche treu sein. Die Germanen wollten es sein, die Verschiedenheit der Rasse empfanden sie nicht als Hindernis, nicht einmal als wesentlich. Nur Ablehnung von seiten des Reiches, Bekämpfung mit List oder Gewalt drückte ihnen immer wieder die Waffen in die Hand. Auch die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses, in der der Unterschied des Volkstums sich am deutlichsten ausdrückte, hätte sie nicht gestört. Sie hatten einst den Glauben des Kaisers angenommen, den man den arianischen nannte, und hielten an ihm fest, als Kaiser und Reich ihn mit dem katholischen vertauscht hatten. Folgen hätte das nicht gehabt, wäre die katholische Reichskirche weniger unduldsam gewesen. Für diese freilich war das gleichberechtigte Zusammenleben mit den Ketzern, die zugleich Barbaren waren, eine harte Zumutung, und es wird schwer zu entscheiden sein, ob sie in den Barbaren mehr die Ketzer, oder in den Ketzern mehr die Barbaren verabscheute. Das hat denn auch germanische Herrscher mitunter veranlaßt, den Spieß der Verfolgung umzukehren, im übrigen aber war ihnen Feindseligkeit gegen den Glauben der Römer fremd.

So kann man wohl sagen: von sich aus wäre kein germanisches Volk feindlich gegen das Reich aufgetreten. Auch die Vandalen Geiserichs, die sich ihm von allen am unabhängigsten gegenüberstellten, wären ihm schwerlich Feinde geworden, hätte Rom sie nicht zu Feinden gestempelt, indem es ihnen Vertrag und Anerkennung verweigerte. Von den Goten in Italien ist es ja allbekannt, daß gerade ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen Kaiser und Reich ihr Verhängnis wurde. Weil sie es in der Enge überlieferter Vorstellungen nicht glaubten, nicht begriffen, daß der Kaiser sie als Feinde ansah, verloren sie den Kampf, zu dem sie sich nur gezwungen entschlossen, als es schon zu spät war.

Wir dürfen also festhalten: der Gedanke, das römische Reich zu zerstören, ist den Germanen gänzlich fremd gewesen. Sie haben ihn nie gehegt, sie hätten ihn nicht einmal verstanden.

Und doch ist es Tatsache, daß mit ihrem Eindringen, ihrer Festsetzung auf römischem Boden, das Reich langsam auseinanderbricht und die antike Gesittung abstirbt. Nicht allzulange, nachdem ihren ersten Vertretern, den Goten (um 380), die begehrte Aufnahme ins Reich gewährt ist, denen dann immer neue Stämme folgen, nicht allzulange, wenn man reichlich rechnet, dreihundert Jahre dauerte es, so sehen wir an der

Stelle, wo der einheitliche Staatsverband Roms die Länder politisch und kulturell friedlich geeint und ihnen die **pax Romana**, den Römerfrieden geschenkt oder aufgezwungen hatte, eine Vielheit neuer Staaten sich drängen und stoßen, unabhängig von Rom, souveräne Diadochenstaaten. Der einstige **orbis Romanus** des Westens gehört jetzt Langobarden, Goten, Franken und Angelsachsen, die dem römischen Reich nichts mehr schuldig, nur noch seine Nachbarn sind.

Mit der Einheit des Reiches sind auch seine staatlichen Einrichtungen geschwunden, neue Bildungen an ihre Stelle getreten. Das römische Reich war der vollendetste Beamtenstaat gewesen, den die Welt bis dahin hervorgebracht hatte. Eine weitverzweigte, sorgfältig gegliederte und abgestufte Bürokratie mit pedantischer Rangordnung und zahlreichen, fein unterschiedenen Titulaturen überspannte alle Provinzen und verdichtete sich in den größern Mittelpunkten, den Reichshauptstädten, zu festen Kernen, von denen aus der Regierungswille, von Staffel zu Staffel fortgeleitet, auch den entferntesten Gegenden sich mitteilte. Dieser Wille war unumschränkt. **Quod principi placuit, legis habet vigorem** — was dem Kaiser gefällt, hat Gesetzeskraft, lautet einer der ersten Sätze in dem Rechtsbuch, das Justinian aufzeichnen ließ. Dem Kaiser ist jedermann unbedingten Gehorsam schuldig, ihm gehören alle Bürger des Reiches mit Leib und Leben und allem, was sie besitzen. Seine Verordnungen regeln alle Verhältnisse, er fordert und erhebt auch an Steuern und Abgaben, was ihm nötig scheint. Er ist ein Gott auf Erden, dem man sich anbetend zu nahen hat, heilig heißt alles, was mit ihm in Beziehung steht, sein Haus und sein Schlafgemach, seine Rede und seine Schrift. Auch gegenüber seinen Dienern gilt die Pflicht der Unterwürfigkeit: Widerstand gegen die kaiserlichen Beamten ist Majestätsverbrechen. Wohl besitzen die Stadtgemeinden, die **Municipia**, das Recht der Selbstverwaltung durch ihre Bürgermeister und Ratsherren. Aber das ist allmählich zur grauen Theorie geworden. In der Wirklichkeit werden auch sie von kaiserlichen Aufsichtsbeamten verwaltet, von Regierungskommissaren mit weiten Vollmachten, und das einzige, was ihnen geblieben ist, ist das Recht, die Steuern, die die Gemeinde aufbringen muß, unter ihre Mitglieder zu verteilen und von diesen einzuziehen. So bietet das ganze Staatswesen das Bild des unerbittlich durchgeführten bürokratischen Absolutismus in seiner Vollendung.

Die neuen Staaten, da sie einmal voll entwickelt sind (um 700—800), sehen ganz anders aus. Verschwunden ist das Heer der Beamten, das die Provinzen bevölkerte, um Recht zu sprechen, Ordnung und Sicherheit zu

wahren, Truppen auszuheben und vor allem Steuern einzusammeln, als dienende und bezahlte Werkzeuge des allerhöchsten Willens, in kurzen Zeiträumen wechselnd, um Rechenschaft abzulegen, womöglich aufzusteigen zu höheren Stufen der Laufbahn. Verschwunden ist auch der Schatten der Selbstverwaltung in den Stadtgemeinden, die einst gleichsam das Zellgewebe des Staatsbaus gebildet hatten. Die Städte bedeuten überhaupt sehr wenig. Die Welt ist wieder vorzugsweise agrarisch geworden, die Stadt, einst das wirtschaftliche, administrative und geistige Haupt ihres Bezirkes, ist zu einem Nebenstück herabgesunken, eine wirtschaftliche und rechtliche Ausnahme von der allgemeinen Regel. Dadurch haben sich die Funktionen der öffentlichen Gewalt, Gericht und Polizei, Verwaltung und Heeresrüstung, sehr vereinfacht, sie sind auf das Notwendigste eingeschrumpft. Vollends die Erhebung von Steuern, einst das wichtigste aller Geschäfte, ist recht nebensächlich geworden. Es werden nur noch wenig Steuern gezahlt und gefordert, weil ihr Hauptobjekt, die städtische Wirtschaft, vielfach ganz verschwunden und auch dort, wo sie sich erhalten hat, arm und schwach geworden ist. Was an Aufgaben der Verwaltung übriggeblieben ist, liegt in den Händen örtlicher Machthaber, großer Landbarone, die, gestützt auf umfangreichen Grundbesitz, ihre Landschaft regieren wie ihre persönliche und erbliche Herrschaft. Was einstmals Amtspflicht und Dienst war, ist ihr Herrenrecht geworden, vom Staat zwar verliehen, von ihnen aber als Besitz empfunden, anfangs als lebenslänglicher, dann als erblicher Besitz, und nur noch in der Idee ein Ausfluß der höchsten Staatsgewalt, nicht Amt, sondern Lehen. Eine Anzahl vornehmer und reicher Geschlechter, im Besitz weitverzweigter Grundherrschaften, teilt die wirkliche Macht im Staate unter sich und läßt dem Herrscher nur die Oberhoheit, die er gerade so lange zur Geltung zu bringen vermag, wie er selbst der größte und reichste der Grundherren ist. Durch ihren ungeheuren Besitz an Landgütern sind die ersten Karolinger Herren in ihrem Reich gewesen, und ihre Herrschermacht welkte dahin und erstarb, als der Grundbesitz verzehrt und verschleudert war. Das Schauspiel hat sich bei den deutschen Königen vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert wiederholt, die Geschichte ihres Königtums ist beinahe die Geschichte ihrer Grundherrschaften.

Verschollen ist zugleich mit dem bürokratischen Absolutismus des Herrschers der Begriff des Staatsbürgers. Nicht mehr steht die Masse des Volkes dem Herrscher unmittelbar als ihrem Herrn gegenüber. Zwischen beide schieben sich die Lehensträger der Krone, Fürsten, Markgrafen, Grafen, denen ihre Hintersassen in erster Linie zu gehorchen

haben, deren Vermittlung sich auch der Herrscher bedienen muß, so oft er mit dem Volke selbst in Beziehung treten will. Der Staat, das Reich sind nur dem Begriffe nach eine Einheit, in Wirklichkeit eine Summe von Herrschaften, die ihre eigenen Wege zu gehen suchen, deren Zusammenhang alle Tage fraglich werden kann. Der unitarisch-zentralisierte Beamtenstaat, den Rom geschaffen hatte, ist verdrängt durch sein genaues Gegenteil, den partikular-föderativen Feudalstaat.

In diesen neuen Formen öffentlich-rechtlicher Ordnung lebt eine neue Sitte, ein neuer Geist. Die Stelle des gebildeten Bürgers, der einst die gute Gesellschaft verkörperte, hat der Ritter eingenommen als der führende Stand und das Ideal sittsamer Männlichkeit, auf dem Lande, auf seiner Burg, unter seinen Bauern zu Hause, zum Waffenhandwerk geboren und von kleinauf erzogen, den Sinn auf Ruhm und Beute gerichtet, um beider willen zu manchem Abenteuer bereit, im Dienste des eigenen Herrn, aber auch eines Fremden, der zu lohnen weiß, und nicht zuletzt im Dienste Gottes und der Heiligen, die zum irdischen Lohn auch noch den himmlischen zu bieten haben. Eine neue Gesellschaft und neue Gesittung steht vor uns, das Mittelalter hat die Antike abgelöst.

Die Wandlung folgt zeitlich der dauernden Festsetzung der Germanen im Umkreis des ehemals römischen Reiches auf dem Fuße, sie fällt zusammen mit der Ausgestaltung ihres Lebens in Wirtschaft, Recht, Sitte und Staat. Also hätten doch sie das Werk der Zerstörung vollbracht, und das so gründlich wie nur möglich, indem sie Neues an die Stelle des Alten setzten, nur daß es unbewußt und ungewollt geschehen wäre, lediglich dem Naturgesetz des eigenen Wesens folgend, das sich Bahn bricht und seine Wirkung übt ohne Plan und Absicht?

Auch diese Meinung ist nicht so unbedingt richtig, wie sie vielleicht verbreitet ist. Die Gesellschaft des Mittelalters und ihre Sitte ist nicht von den Germanen völlig neu geschaffen, sie brauchte es nicht, denn die Keime dazu waren schon vorhanden zu einer Zeit, als das römische Reich noch unbezweifelt bestand.

Ein Beispiel. Für ein beredtes Merkmal mittelalterlicher Sitte möchten wir den eigentümlichen Ehrenkodex des Ritters halten, der, die kriegerischen Tugenden überschätzend, sogar auf Kosten des gesunden Menschenverstandes einem Ideal nachjagt, das wir nur halb entschuldigen, wenn wir es romantisch nennen. Nun, das älteste Beispiel überspannter Ritterromantik im Leben wird uns von einem Heerführer und Staatsmann Roms, einem echten Römer aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, erzählt. Bonifatius, der mächtige Reichsfeldherr und Statt-

halter von Afrika, hat mit Aetius um das Steuer der Reichsregierung gekämpft und ist unterlegen. Als er, im Zweikampf während der Schlacht von seinem Rivalen selbst zu Tode verwundet, sein Ende nahen fühlt, macht er seiner Gemahlin zur Pflicht, wenn sie wieder heiraten wolle, niemand anders als Aetius die Hand zu reichen, dem Tapfersten von allen. „Man glaubt ein Ritterbuch zu lesen", sagt Mommsen hierzu mit Recht. Ob das nun Tatsache oder unverbürgte Anekdote ist, macht keinen Unterschied. Auch im zweiten Fall wüßten wir doch, wie man sich den Helden gedacht hat. Was uns als Denkweise mittelalterlichen Rittertums erscheint, kannte also schon die Spätzeit der Antike. Sie hat auch die äußere Hülle dieser Gestalt geschaffen, den Reiter, der in Helm und Kettenpanzer, von Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllt, mit Lanze und Schwert, hoch im Sattel und fest in den Bügeln, sein Roß in kunstvollen Gängen tummelnd auf den Gegner losſprengt. Der Eisenreiter ist die uralte Nationalwaffe der Perser, im Krieg gegen diese von den Römern wohl schon im dritten Jahrhundert übernommen und nachgeahmt worden und bildet seitdem den Kern und die entscheidende Waffe im kaiserlichen Heere. Im militärisch-taktischen Sinn waren also schon die Heere Konstantins und Theodosius des Großen Ritterheere wie die Karls des Großen oder Barbarossas. Es ist denn auch sicherlich nicht ohne tiefere Bedeutung, daß uns das echte Rittertum des Mittelalters zuerst in Landschaften begegnet, die am meisten von römischer Überlieferung bewahrt hatten, in Südfrankreich und Spanien. Ob es damit nicht in einem gewissen Zusammenhang steht, daß auch der poetische Ausdruck für diesen Menschentypus, ich meine die Ritterdichtung, vor allem die Ritterlyrik, sich, wie neuere Forschung zu erkennen glaubt, an Vorbildern aus Spanien gebildet hat, diese Frage möchte ich hier nur aufwerfen, ohne ihr nachzugehen.

Der Ritter ist Landedelmann, und unwillkürlich erinnert man sich, daß den Germanen ursprünglich die Stadt unbekannt war. Indem sie sie nach alter Gewohnheit mieden, ihre Wohnsitze auf dem Lande nahmen, sind sie es wohl gewesen, die den Schwerpunkt der Gesellschaft aus der Stadt auf das Land verlegten? Keineswegs! Die Welt, die sie bei ihrem Einrücken in das Reich vorfanden, war im Westen schon agrarisch geworden. Die Ursachen mögen verschiedener Art gewesen sein, die stärkste wird wohl in dem überlegenen Wettbewerb der östlichen Reichshälfte zu sehen sein, dem der Westen nicht gewachsen war. Doch was auch immer dazu geführt haben mag, Tatsache ist, daß im Westen die städtische Wirtschaft schon vor dem Eindringen germanischer Völker im Absterben

war. Verschwunden ist sie nie ganz, aber ihre frühere Bedeutung hatte sie nicht mehr. Im vierten, noch mehr im fünften Jahrhundert ist Reichtum gleichbedeutend mit ländlichem Grundbesitz und der Landedelmann die herrschende Klasse der Gesellschaft. Sein Wohnsitz ist verwandelt, er bietet schon einen Anblick, den wir mittelalterlich nennen würden. Es ist nicht mehr die friedliche Villa, mit künstlerischem Geschmack angelegt und ausgestattet. Die eisernen Zeiten des dritten Jahrhunderts, als Bürgerkrieg und Raubzüge der Barbaren das Land heimsuchten, hatten zur Anlage von Befestigungen gezwungen. Wall und Graben, Mauer und Turm umgeben das Herrenhaus, es ist zur Burg geworden. Da haust nun der Baron mit Pferden und Hunden, nicht mehr unter Büchern und Statuen; Jagd und Fischfang sind seine liebste Beschäftigung — der Landjunker steht vor uns, die gallischen Provinzen zeigen ihn schon im vierten Jahrhundert in voller Blüte.

Die Germanen sollen, so sagt man, die römische Staatsform dadurch zerstört haben, daß sie sich auf römischem Boden nach altgewohnter Volkssitte ansiedelten und ihren eigenen Staat auf ihre eigene Art nach hergebrachten Rechtsbegriffen einrichteten. Das scheint natürlich und einleuchtend. Waren sie stark genug, das Land in Besitz zu nehmen, welchen Grund sollten sie haben, ihre ererbten Gewohnheiten und Begriffe fahren zu lassen, um sich denen der Unterworfenen anzupassen?

Von diesem Gedanken ausgehend, hat man sich das Bild in allen Einzelheiten ausgemalt. Schon die Formen der Ansiedlung folgen volkstümlicher Überlieferung. In „Haufendörfern", regellos, planlos, wie Tacitus sie schildert und man sie heute noch überall in Deutschland sehen kann, wohnen die Mitglieder der „Sippe" beieinander. Man ist so weit gegangen, das Haufendorf, wo immer in aller Welt es sich findet, bis tief nach Spanien hinein, als ursprüngliche Gründung einer germanischen Sippe anzusehen. Auch die urgermanische Form der Feldnutzung, die „Feldgemeinschaft", wie Tacitus sie beschreibt — Gesamteigentum der Gemeinde unter wechselnder Verteilung der Äcker an die bauenden Genossen — soll bei der Ansiedlung auf römischem Boden beibehalten worden sein, ihre Spuren wollte man im fränkischen Recht bis ins achte und neunte Jahrhundert und in manchen Einrichtungen einer noch späteren Zeit finden. Daß die Germanen ihr angestammtes Volksrecht auch nach der Niederlassung auf römischem Boden beibehielten und ihre Herrscher selbst dafür sorgten, daß es aufgezeichnet wurde, wird als Zeichen starken staatlichen Selbstbewußtseins gedeutet. Germanisch sollen die Staaten gewesen sein, die durch die Völkerwanderung in den römischen

Westprovinzen begründet wurden, germanisch nicht nur dem Namen, auch dem Wesen nach. Recht und Gericht, Heerwesen, überhaupt alle Formen der Regierung, auch der Hof des Herrschers, alles soll germanisches Gepräge getragen haben, scharf unterschieden von römischem Wesen. So hat die Wissenschaft seit anderthalb Jahrhunderten, seit Justus Möser und Karl Friedrich Eichhorn gelehrt, Gedanken entwickelnd, die schon Montesquieu aussprach. So lehren es im wesentlichen die Handbücher noch heute.

Aber die Tatsachen wollen dieser bequemen und scheinbar so natürlichen Vorstellung sich nicht fügen. Von allen germanischen Staatsgründungen auf römischem Boden ist uns keine so genau bekannt wie die der Ostgoten in Italien. Wir kennen sie dank der großen Sammlung von Staatsakten, die der Römer Cassiodor, Minister unter Amelasvintha und Theodahad, angelegt hat, damit sie der Nachwelt als Muster amtlichen Stils diene. Umsonst sucht man da nach einer Spur altgermanischen Wesens, alles ist römisch. Mit voller Bestimmtheit und ohne jeden Vorbehalt dürfen wir feststellen: der Staat Theoderichs des Großen war der römische Staat. Dasselbe gilt von den Westgoten in Südfrankreich und Spanien. Auch ihr Staat ist römisch, von Verdrängung römischer Formen durch die germanische Einwanderung ist nichts zu spüren. Sogar die Langobarden, die letzten der Eindringlinge, die im allgemeinen so wenig Respekt vor dem bewiesen, was sie vorfanden, sie haben, wie die neuesten Forschungen zeigen, bei ihrer Niederlassung in Oberitalien gerade im Siedlungswesen in großem Umfang römischer Formen sich bedient. Die von ihnen geschaffenen ländlichen Kriegergemeinden, die Arimannen, die bis tief in die Stauferzeit bestanden haben und für echte Beispiele urgermanischer Volkssiedlung galten, haben sich bei näherem Zusehen als Militärkolonien nach römischem Muster herausgestellt, eine Einrichtung, die im spätrömischen Reich ausgebildet und in den bedrohten Provinzen weithin angewandt war.

Gegen diese Beispiele wird vielleicht ein Einwand erhoben werden, der nahe zu liegen scheint. Die Goten in Spanien, die Langobarden in Italien haben bekanntlich ihre Volksart nicht dauernd bewahrt, sie haben sich romanisiert, sind in der früheren Bevölkerung aufgegangen und sind selbst, wenn nicht Römer, so doch Romanen geworden. Sie waren — so könnte man sagen — wohl von Anfang an nicht stark genug, ihre ursprüngliche Art durchzusetzen. Und sie sind ja auch, vielleicht eben deswegen, für die spätere Entwicklung des Abendlands nicht maßgebend geworden. Die führenden Völker des Mittelalters sind andere, Franken

und Angelsachsen, aus denen dann auch die Hauptvölker der neueren Geschichte hervorgegangen sind: Franzosen, Deutsche und Engländer. Insbesondere von den Engländern hat man lange Zeit geglaubt, daß sie den gesunden Keim echt germanischen Volkslebens durch die Jahrhunderte bewahrt hätten, bis die Stunde kam, wo die Verfassung des englischen Staates als ideales Vorbild für die andern erkannt und zur Richtschnur genommen werden konnte. Das letzte ist freilich ein großes Mißverständnis, an dem nur so viel richtig ist, daß von allen germanischen Reichsgründungen auf römischem Boden die der Angeln und Sachsen in Britannien am wenigsten römische Elemente aufgenommen hat, weil dort zwar nicht alles römische Wesen, aber doch die römische Staatsverwaltung schon vor der Einwanderung der neuen Herren verschwunden war. Wenn auch infolgedessen das älteste sächsische England reiner germanisch war als andere Staaten der Völkerwanderungszeit, so hat das für die spätere Entwicklung doch wenig zu bedeuten, weil seit der normännischen Eroberung (1066) auch in England die Staatsform des fränkischen Reiches ihren Einzug hielt.

Auf diese kommt denn auch alles an, auf den Staat der Franken. Sie sind das eigentliche Schicksalsvolk Europas. Indem sie ihre Herrschaft über die Nachbarn ausdehnten und ein neues Weltreich gründeten, verbreiteten sie die Einrichtungen, die sie bei sich geschaffen hatten, überallhin in die unterworfenen Länder, nach Deutschland und Italien. Eroberungen und Kriegszüge, die später von den Kernlanden des fränkischen Reiches, dem heutigen Nordfrankreich, ausgingen, trugen die gleichen Einrichtungen nach Spanien und England, Unteritalien und bis in den Orient. Die weitgehende Gleichartigkeit des Staatsbaus in allen diesen Ländern, bis in die Reiche der Kreuzfahrer in Syrien und auf Zypern, rührt eben daher, daß sie alle das fränkische Muster im allgemeinen wiederholen. Der Staat des Mittelalters ist der fränkische Staat. Der Staat der Franken, der Staat der Merowinger und Karolinger, der Staat Chlodwigs und Karls des Großen, war er nun im Wesen römisch oder germanisch?

Es ist noch nicht lange her, da galt es fast für anstößig, daran zu zweifeln, daß am Staat der Franken alles Wesentliche germanisch, oder wie eine der größten Autoritäten ihrer Zeit, Georg Waitz, sich ausdrückte, alles Wesentliche deutsch gewesen sei. Als Fustel de Coulanges es wagte (1874), das Gegenteil zu behaupten, als er den Beweis antrat, daß im Reich der Franken die Einrichtungen der spätrömischen Zeit fortgelebt und deren soziale, wirtschaftliche und politische Bewegungen sich nur

weiter entwickelt hätten, da stieß er schon bei seinen eigenen Landsleuten auf ungläubige Ablehnung. In Deutschland aber wurde er verdächtigt, französischer Revanchelust auch in der Wissenschaft zu frönen, und Heinrich Brunner durfte über den „Coulangismus" ein förmliches Anathem verhängen. Aber je tiefer die Forschung in die einzelnen Probleme eindrang, je mehr unsere Kenntnis der spätrömischen Zeit sich erweiterte, desto mehr wurde die herrschende Ansicht erschüttert. Und heute ist es nicht mehr zweifelhaft, daß Fustel de Coulanges der Wahrheit zum mindesten viel näher gekommen ist als seine Gegner. Die Bücher von Alfons Dopsch über die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit (1908) und über die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung von Cäsar bis auf Karl den Großen (1918—1920, in 2. Auflage 1923/24) — dieses schon in seinem Titel ein deutliches Programm — haben mit ihrer umfassenden Gelehrsamkeit die Frage in der Hauptsache entschieden. Mag über Einzelheiten noch weiter gestritten werden, — daß auch der fränkische Staat in seinen sozialen und wirtschaftlichen Elementen wie in seinen organischen Formen keine Neuschöpfung auf römischem Boden, keinen Bruch mit dem Bestehenden, sondern dessen Fortsetzung darstellt, dieser Satz wird nicht mehr lange angefochten werden können.

Die Franken wie alle germanischen Völker sollten — so las man früher — ihre Niederlassung auf römischem Boden vollzogen haben in Gruppenverbänden und Haufensiedlungen. Als Sippen oder Hundertschaften hätten sie das Land in Besitz genommen, in Dörfern sich angebaut und als Markgenossenschaften ihre Landnutzung betrieben, nicht viel anders als zu Cäsars und Tacitus' Zeiten, in einer Art von abgeschwächtem Agrarkommunismus. Die Festigkeit des genossenschaftlichen Verbandes, ein Erbteil aus der Frühzeit, erschien als das Merkmal ihrer gesellschaftlichen Gliederung. Ein Bauernstaat von lauter freien, einander gleichen Genossen müßte es also gewesen sein, was die ersten fränkischen Herrscher auf römischem Boden errichteten. Daß er in dieser Form geschichtlich nirgends nachweisbar ist, glaubte man durch die Annahme erklären zu können, er sei um das Jahr 800 durch äußere Vorgänge verdrängt und aufgelöst worden. Die unaufhörlichen großen Kriege der Herrscher, insbesondere seit Karl Martell, unter Pipin und vollends unter Karl dem Großen, hätten eine soziale Umwälzung herbeigeführt. Um sich der drückenden Heerespflicht zu entziehen, habe der kleine Mann sein Gut und seine Person einem Mächtigeren übergeben, der ihn schützen, für ihn einstehen, ihm die öffentlichen Lasten abnehmen konnte und sollte. So

sei die Freiheit des Landvolkes verschwunden, der Grund und Boden habe sich in den Händen weniger zusammengeballt, und an die Stelle der alten bäuerlichen Gemeinfreiheit sei die neue wirtschaftlich-soziale Bildung getreten, der die Zukunft gehörte, die Grundherrschaft. Sie hätte den ehemals freien Bauern zum Hörigen, den großen Grundbesitzer zum Herrn seiner Hintersassen und das freie Dorf zum Anhängsel der herrschaftlichen Burg gemacht. Vergeblich habe das Königtum gegen diese Entwicklung angekämpft, die mit der Gemeinfreiheit des Volkes zugleich die Wurzeln seiner eigenen Kraft zerstörte. Die Macht der Verhältnisse sei stärker gewesen als der Wille selbst des großen Karl, und so sei der Staat durch die Grundherrschaften aufgelöst worden und das Reich daran zugrunde gegangen.

Dies die herkömmliche Darstellung, die aus unsern Handbüchern schwerlich von heute auf morgen, aus der populären Literatur wohl noch langsamer verschwinden dürfte. Verschwinden muß sie nämlich, denn sie ist falsch.

Die Grundherrschaft — um den Faden von rückwärts aufzurollen — hat sich nicht erst unter den Karolingern aus besondern Ursachen bilden können, weil sie schon seit Jahrhunderten bestand. Im gesamten Umfang des spätrömischen Reiches begegnen wir ihr, in England sind ihre Spuren trotz dem Abzug der römischen Herren in angelsächsischer Zeit deutlich erkennbar; in Syrien rechnet die Aufzeichnung des Landrechts mit ihr, und in Ägypten zeigen sie die reichhaltigen Papyrusfunde der neueren Zeit. Hier wie dort stoßen wir auf die gleichen Züge, die uns in den Urkunden des fränkischen und langobardischen Reiches entgegentreten. Zum Überfluß wimmeln die Gesetzbücher der römischen Kaiser förmlich von Erlassen, die die Grundherrschaft zur Voraussetzung haben. Es genügt wohl, einen davon anzuführen, der allein eine Abhandlung ersetzt: das Gesetz Konstantins des Großen von 332, das den Pächtern verbietet, ihren Pachthof zu verlassen, und sie zu einem Appendix des Bodens und integrierenden Bestandteil der herrschaftlichen Wirtschaft macht, die berüchtigte glebae adscriptio, die Fesselung an die Scholle. Wenige Tatsachen stehen so fest wie diese, daß die Grundherrschaft eine Schöpfung des römischen Altertums ist.

Aber, wird man sagen, Grundherrschaft und glebae adscriptio sind bloß wirtschaftliche Dinge, die feudale Herrschaft des mittelalterlichen Barons ist mehr. Sie macht aus dem Pächter den Untertanen, aus dem Grundherrn die Obrigkeit des Bauern, und fügt zur wirtschaftlichen Abhängigkeit die persönliche und die staatliche. Sollte das nicht das Werk

der Germanen, insbesondere der Franken gewesen sein, die den Begriff des Staates und staatlicher Hoheit aus ihrer Frühzeit nicht kannten und ihn nicht verstanden, als sie ihn im römischen Lande kennenlernten? Aber auch dieser Einwand verfängt nicht.

Auch die Unterwerfung freier Besitzer unter die Schutzherrschaft großer Grundherren, das Umsichgreifen der Barone und das Schwinden der freien Staatsbürgerschaft ist eine geläufige Erscheinung schon im späten Römerreich. Dort schon war es etwas ganz Alltägliches, daß kleine freie Eigentümer sich in den Schutz, das Patrocinium, eines Mächtigen begaben, indem sie ihr Eigentum auf ihn übertrugen. Die Ausbreitung, das stete Umsichgreifen der Patrozinien läßt sich an den Gesetzen verfolgen, die sie bekämpfen und verbieten, aber mit ihren Wiederholungen nur ihre Erfolglosigkeit bestätigen. Der römische Staat hat wohl gewußt, daß die Entwicklung schließlich zu seiner eigenen Auflösung führen konnte. Aber er ist ihrer nicht Herr geworden und hat endlich vor den Tatsachen kapituliert. Im Jahr 417, gerade ein Jahr vor der Gründung des ersten Germanenreichs, des westgotischen von Toulouse, ist das Gesetz erlassen, das die Schutzherrschaften grundsätzlich und unter gewissen Vorbehalten anerkennt. Also rund hundert Jahre vor Chlodwig ist man im römischen Reiche schon so weit! Die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen des Feudalismus sind gelegt und so fest eingebürgert, daß der Staat selbst den Kampf gegen sie aufgibt, zu einer Zeit, als die ersten der germanischen Völker Einlaß begehrend an die Tore des Reiches pochen.

In einem Lande, wo solche Verhältnisse herrschten, hätte sich eine Ansiedlung von freien Bauern in Sippendörfern mit gleichem Nutzungsrecht aller Markgenossen nur durchführen lassen unter völliger Zerstörung des Bestehenden. Wirkliche Zerstörung hat aber nur bei den allerersten Einfällen ins Reich, im dritten und vierten Jahrhundert, und auch nur in beschränktem Umfang stattgefunden. Das sogenannte Dekumatland zwischen Rhein, Donau und Limes, heute das nördliche Württemberg und Baden, das schon am Ende des dritten Jahrhunderts den Alemannen preisgegeben wurde, hat etwas davon erlebt. In diesem Gebiet frühester Einwanderung findet man die Reste römischer Ansiedlungen immer im Walde oder auf dem freien Felde neben den heutigen Ortschaften. Nirgends sieht man, daß die Alemannen sich bestehender Siedlungen bedient oder ihnen angeschlossen hätten. Sie haben sie zerstört oder verfallen lassen. Dort sind blühende römische Hauptorte verschwunden, Sumelocenna und Arae Flaviae wurden zu Rottenburg und Rottweil, Namen, die

deutlich die völlige Zerstörung erkennen lassen. In diesen Landschaften ist denn auch die Ausbeute für Ausgrabungen am reichsten: der Erdboden allein, das Grab römischer Kultur, hat ihre Trümmer aufbewahrt.

Aber das ist eine Ausnahme. Die Zeit der Staatengründungen auf römischem Boden, das fünfte und sechste Jahrhundert, kennt keine systematische Zerstörung mehr. Vergeblich würde man am Rhein und in Frankreich nach toten Städten und Ruinenfeldern suchen, wie sie etwa Kleinasien, Syrien und Mesopotamien so reichlich aufweisen. Die Römerstädte im Umkreis des späteren fränkischen Reiches sind nicht verschwunden, sie bestehen noch heute. Sie haben den Untergang des römischen Reiches überlebt, sind Städte geblieben auch unter fränkischer Herrschaft. Aber auch die Besiedlung des offenen Landes hat infolge der fränkischen Eroberung keine Unterbrechung erfahren. Den Rhein und die Mosel entlang läßt sich die Kontinuität der Siedlungen seit römischer Zeit bei unzähligen heutigen Ortschaften sicher nachweisen, sogar die Namen zeigen in der Mehrzahl heute noch den lateinischen Ursprung. In dichter Fülle bezeugen sie schon am Niederrhein den ununterbrochenen Zusammenhang der Kultur, von Frankreich gar nicht zu reden. Man braucht sie nur von der Karte abzulesen: Emmerich, Gürzenich, Endenich, Wittlich und so weiter, in Frankreich Vitry, Attigny, Savigny, Quierzy und hundert andere verraten noch heute, daß ein Römer sie angelegt und besessen hat. Ja, sogar die heutige Flurteilung führt an einzelnen Stellen bis in die Römerzeit zurück. Bei dem Orte Groß-Krotzenburg bei Hanau am Main glaubt man in der heutigen Verteilung der Äcker und Gewanne den Plan des einstigen römischen Lagerdorfes nachweisen zu können. Der Fall dürfte kaum ganz vereinzelt, wenn auch sonst nicht so erkennbar sein. Dasselbe Bild zeigt die Archäologie; sie findet zwischen Spätrömisch und Frühfränkisch keinen wesentlichen Unterschied, nur unmerkliche Übergänge.

Vielleicht das sicherste Zeichen, daß eine Zerstörung bestehender Landeskultur hier niemals stattgefunden haben kann, liegt in der Tatsache, daß an Mosel und Rhein, also in unmittelbarer Nachbarschaft der meist umkämpften Hauptstädte Mainz und Trier, der Weinbau den Wechsel der Herrschaft überdauert hat. Wären die kostbaren Rebberge, wäre die ganze blühende Acker- und Gartenwirtschaft der Mosellandschaft, von der der Dichter Ausonius um 380 in seiner „Mosella" eine reizvolle Schilderung entworfen hat, wäre sie in den folgenden Zeiten einmal vernichtet worden, sie hätte nicht schon im siebten Jahrhundert wieder auf der alten Höhe stehen können.

Wie wäre nun das alles möglich, wenn mit der fränkischen Einwanderung nicht nur eine massenhafte Enteignung, sondern eine systematische Neuverteilung und Neueinteilung des nutzbaren Bodens Hand in Hand gegangen wäre? Nein, die Franken sind nicht als wilde Barbaren ins Land eingebrochen, sie sind keine Zerstörer gewesen, wie etwa die Mongolen. Sie hatten auch nicht das Bedürfnis, die vorgefundenen Verhältnisse umzustürzen. Sie waren keine Doktrinäre der Volkswirtschaft, nicht durchdrungen von der alleinseligmachenden Kraft eines bestimmten Systems, weder Kommunisten noch Bodenreformer. Sie haben nicht das Haus, das dastand, abgerissen, um ein neues nach ihrem Plan an die Stelle zu setzen; sie haben das alte bezogen und sich darin wohnlich eingerichtet. Dazu gehörte vor allem das System der römischen Grundherrschaft.

Freilich war diese nicht die einzige Form der Siedlung und Wirtschaft, es muß daneben auch freie Dörfer gegeben haben und hat sie gegeben, geschlossene Gemeinden von freien Bauern auf eigenem Grund und Boden, die außer dem König keinen Herrn hatten. Aber auch diese Niederlassungen waren keine germanische Neuerung im römischen Land, das Reich hatte sie längst gekannt und viel benutzt. Wir erwähnten schon die Militärkolonien der Spätzeit. Schon viel früher, schon seit dem dritten Jahrhundert, hat man sich nicht damit begnügt, derartige Soldatendörfer an der Grenze — diese Ansiedler hießen denn auch limitanei, Grenzer — zu errichten. Man hat Veteranen mit Vorliebe in solcher oder ähnlicher Form im Binnenland auf Staatsländereien angesiedelt. Namentlich das heutige Nordfrankreich muß mit ihnen förmlich übersät gewesen sein, sie bildeten stellenweis ganze Bezirke mit besonderer Verwaltung, ihre Bewohner führten den rätselhaften Namen laeti. Chlodwig und seine Nachfolger setzten also nur eine alte römische Praxis fort, indem sie ihre Krieger in derselben Weise ansiedelten. Das soeben erwähnte Groß-Krotzenburg dürfte auf diese Art entstanden sein.

Die beliebte Vorstellung von der urgermanischen Siedlungsform, dem Sippendorf, der Markgenossenschaft, von altdeutscher Freiheit und Gleichheit auf römischem Boden, werden wir also streichen müssen. Sie ist ein romantischer Traum, der sich mit den Tatsachen nicht verträgt. Nach römischer Art, als Grundherren oder Militärkolonisten, haben die Germanen sich eingerichtet, wo sie in römischer Umgebung sich dauernd niederließen. Wie wäre denn etwas anderes gerade bei den Franken möglich gewesen! Seit 358 siedelte ihr führender Stamm, die Salier, als Föderaten auf römischem Boden in Brabant, Schritt vor

Schritt, nicht in plötzlicher Überschwemmung hatten sie sich weiter nach Westen ausgebreitet, bis an die Somme, hatten dabei vielfache römische Einflüsse erfahren und angenommen. Schon trugen ihre Könige römisches Gewand, wie die Fundstücke im Grabe des Königs Childerich von Tournai beweisen († 481). Sie waren also schon keine jungfräulichen Germanen mehr, als Chlodwig das Land bis zur Loire eroberte. Aber selbst wenn er hier unter Mißachtung aller bestehenden Lebensformen den germanischen Urzustand hätte einführen wollen und können, schon bei der weiteren Ausdehnung seiner Herrschaft bis an die Garonne wäre ihm das unmöglich gewesen. Denn hier kam er nicht als Feind der römischen Bevölkerung, insbesondere des gallorömischen Landadels, sondern als ihr katholischer Glaubensgenosse und Befreier von der Herrschaft der arianischen Westgoten. Da verbot sich jeder Eingriff in die Besitzverhältnisse von selbst, der einheimische Adel behielt, was er besaß, und blühte weiter. Wir kennen denn auch in der folgenden Zeit eine beträchtliche Anzahl dieser alteingesessenen Herrengeschlechter. Es wären also zwei volkswirtschaftlich und gesellschaftlich grundverschiedene Gebiete zu einem Staat vereinigt worden, eine wesentlich germanische nördlich der Loire, eine römische im Süden. Wenn das an sich auch nicht undenkbar ist, so müßte es doch in Gesetzgebung und Verwaltung in der ganzen späteren Geschichte hervortreten. Nichts davon ist zu bemerken! Das fränkische Gallien, mit Ausnahme der Provence, die eine Sonderstellung genießt, ist durchaus und in jeder Hinsicht eine Einheit, der gallorömische Adel verschmilzt rasch mit den vornehmen Franken und bildet mit ihnen eine gleichartige Herrenklasse. Es müssen also auch im Norden die gleichen Verhältnisse bestanden haben wie im Süden. Zum Überfluß lehren die Urkunden, daß auch in den frühesten aller fränkischen Eroberungen, in Flandern, schon im siebten Jahrhundert die römische Grundherrschaft voll ausgebildet war. Sie wird dort von jeher bestanden und von den Franken nicht angetastet worden sein. Wenn diese nun schon beim ersten Schritt ins Römische so viel Achtung vor bestehenden Verhältnissen bewiesen, werden sie es später noch weniger daran haben fehlen lassen. Ihre Eroberung hat in bezug auf das Besitzrecht am Boden, seine Nutzung und Verteilung nichts geändert, ungeschwächt blieb die Grundherrschaft bestehen, nur wurde sie jetzt vielfach aus einer römischen zu einer fränkischen, indem ein Franke als Besitzer an die Stelle des Römers trat. Der Herr, der Eigentümer und Nutznießer hatte gewechselt, im übrigen blieb alles beim Alten.

In römischen Formen, mit römischer Technik wurde auch gewirtschaftet.

Die Franken waren gelehrige Schüler, sie lernten bald den römischen Betrieb und haben ihn späterhin in die Provinzen ihres weiten Reiches getragen, als rechte Missionare römischer Kultur. Um nur eines zu nennen: die Dreifelderwirtschaft, die zur Zeit Karls des Großen auf den königlichen Gütern betrieben, dann durch fränkischen Einfluß über ganz Mitteleuropa verbreitet wurde, ist nicht etwa eine urgermanische Sitte, wie man allzulange gewähnt hat, sie ist die typische Betriebsform der römischen Grundherrschaft, ein Stück der großen Erbschaft, die die germanische Welt antreten durfte, als sie das römische Weltreich ablöste.

So wie die Franken sich der vorgefundenen Siedlung und Wirtschaft leicht anbequemten, so haben sie auch, was von den Formen der Staatsverwaltung noch bestand, in ihren Staat übernommen. Das war trotz mancher Einbußen immer noch recht viel. Vor allem die Einteilung und Abgrenzung der Bezirke blieb durchaus bestehen. Die Civitas, die alte Stadtgemeinde, der „Kreis", wie wir sagen würden, ist Verwaltungseinheit unter Chlodwigs Söhnen und Enkeln, wie sie es unter Diokletian und Honorius gewesen war. Sie hat später ihren Namen gewechselt, unter Karl dem Großen heißt sie allgemein pagus, Gau. Der Schwerpunkt des Lebens ist aus der Stadt aufs Land gewandert, aus der cité ist das pays geworden, an der Sache hat sich nichts geändert. Der pagus Remensis deckt sich mit der alten civitas Remorum, der pagus Parisiacus ist die civitas Parisiorum, und entsprechend überall, nicht nur im heutigen Frankreich, sondern ebenso auf deutschem Boden, soweit im fünften Jahrhundert die römische Verwaltung noch gereicht hatte. Der Speyergau ist hier identisch mit der früheren civitas Nemetorum, im Linzgau am Bodensee lebt die civitas Lentiensium fort. Auch die Gegenprobe stimmt: wo wir auf ehemals römischem Boden den fränkischen Gau vermissen, da hat auch die römische Civitas gefehlt. Einen Mainzgau hat es nicht gegeben, weil Magontiacum, die Römerstadt, ursprünglich nur Festung war, zu der kein Landkreis gehören konnte.

Auch die Stadtgemeinde im engeren Sinn, das Municipium, hat sich ins fränkische Reich hinübergerettet. Sie hat viel weniger zu bedeuten als in früheren Tagen, weil, wie wir schon bemerkten, eine volkswirtschaftliche Verschiebung, die seit dem dritten Jahrhundert ganz Westeuropa ergriffen hatte, den wirtschaftlichen Schwerpunkt aus der Stadt aufs Land und aus dem Handwerk in die Landwirtschaft verlegt hatte. Die städtische Selbstverwaltung ist wohl nur der Schatten dessen, was sie einst war. Aber die alten Formen, auch wenn sie den besten Teil des Inhalts verloren haben, erhalten sich noch lange. Noch in den Ur-

kundenformeln der Zeit Karls des Großen begegnen uns die alten städtischen Ämter, die Ratsherren und Schreiber und das städtische Archiv. Es ist vielleicht das beste Zeugnis für den konservativ-schonenden Sinn, mit dem die fränkischen Eroberer verfuhren, daß sie auch solche Formen weiterhin duldeten, die ihren Inhalt schon verloren hatten.

Mit den Amtsbezirken der Verwaltung leben auch die Ämter fort. An der Spitze der Civitas, nunmehr des Pagus, finden wir den gleichen Beamten, der schon im vierten Jahrhundert vielfach, im fünften überall die Verwaltung übernommen hatte, den Curator Civitatis, den Regierungskommissar mit dem Rang und Titel eines Comes, das heißt Adjutanten. Von ihm ist der Grafio nur die fränkische Übersetzung. Seine Funktionen sind auch noch die alten: Vorsitz im Gemeindegericht, Handhabung der Polizei und Führung des Truppenkontingents. Wenn also mit Recht gesagt wird, das Grafenamt sei das eigentliche Wahrzeichen fränkischer Herrschaft, sofern dieser Beamte überall auftritt, wo man zum fränkischen Reich gehört, so ist festzustellen, daß gerade er ein Stück aus dem Verwaltungsapparat des römischen Reiches darstellt[1]).

Steigen wir hinauf an den Königshof, so glauben wir uns vollends auf römischem Boden zu befinden. Wir treffen hier ein verkleinertes Abbild des römischen Kaiserhofes, wie denn auch der Titel derselbe ist: die fränkisch-deutsche Pfalz ist buchstäblich das römische Palatium. Kein Amt, kein Beamter, die nicht schon in Byzanz vorhanden gewesen wären. Nur die Namen sind mitunter geändert. Aus dem kaiserlichen comes et quaestor sacri palatii ist der comes palatii, zu Deutsch der Pfalzgraf geworden, und der später allmächtige maior domus, der Hausmeier, besser Haushofmeister, ist kein anderer als der kaiserliche magister officiorum, der übrigens schon am Hofe Theoderichs und in Byzanz major domus heißt. Auch seine Befugnisse sind die gleichen: das Kommando der Haustruppen, der Palastgarde, das ihn bei den Franken zum Herrn des Reiches machen sollte, hat er schon in Konstantinopel besessen, und die schola palatina, die in der Geschichte Karls des Großen eine Rolle spielt, war keineswegs ein königliches Pennal, wie man leicht glauben könnte, auch keine Kadettenanstalt, sondern eher das Hausregiment, das schon bei Konstantin und Theodosius diesen Namen geführt hatte. Handgreiflich tritt uns die römische Überlieferung entgegen, wenn wir

[1]) Grafio ist der Wortbedeutung nach gleich praefectus, und Präfekt heißt ursprünglich der Statthalter der Provinz. Die Provinzialverbände jedoch sind in fränkischer Zeit aufgelöst, und mit den Befugnissen geht auch der Name des praefectus = grafio auf die Kreisvorsteher über.

noch Karl den Großen ein Amt vorzugsweise gebrauchen sehen, das schon für die Kaiser des vierten Jahrhunderts eines der wichtigsten Organe der Selbstregierung gewesen war: den missus, den Gesandten in Sonderauftrag.

Daß die Kanzlei in allen ihren Teilen und mit allen ihren Beamten aus römischer Einrichtung stamme, ist nie bezweifelt worden, und daß der fränkische Staat keine andere Schriftsprache kennt als das Lateinische, besagt eigentlich, daß er sich selbst — ob mit Recht oder Unrecht — für lateinisch, das heißt römisch gehalten hat. Aber auch das eigentliche Hauswesen, der Hof des Königs im engeren Sinne, ist genau nach dem Vorbild des kaiserlichen Haushalts geordnet. Kammer, Küche, Keller und Stall, die uns bei den Franken — und übrigens auch bei allen andern Germanen — unter der Leitung von Kämmerer, Truchseß, Schenke und Marschalk entgegentreten, sind nichts anderes als die vier ministeria, die man in Rom schon in republikanischer Zeit gekannt hatte als die natürliche Gliederung jedes vornehmen Hauses. Es ist ein Irrtum, der durch Wiederholung nicht zur Wahrheit wird, wenn in modernen Darstellungen immer von den „vier germanischen Hausämtern" die Rede ist; da doch Tacitus ausdrücklich bezeugt, eine Einteilung des Hauswesens hätten die Germanen nicht gekannt.

Ich habe nur Beispiele anführen können, aber sie dürften beweisen, worum es mir zu tun ist: daß auch auf dem Gebiete der Organisation des Staates der Zusammenhang zwischen römischer und fränkischer Zeit eng ist. Einen Bruch mit dem Bestehenden, Überlieferten, einen neuen Anfang auf anderer Grundlage hat es hier nicht gegeben. Völlig ausgeschlossen aber erscheint das Gegenteil, wenn man sich erinnert an die Fortdauer der zweiten öffentlichen Anstalt, die das Altertum dem Mittelalter hinterlassen hat, der Kirche. Diese jüngste und lebenskräftigste Schöpfung der Antike hat ohne jeden Verlust, in allen ihren Formen und in allen ihren Einzelheiten, so wie sie im vierten Jahrhundert ausgebildet war, in fränkischer Zeit weiterbestanden. Nicht Glaube und Lehre allein, nicht nur die Formen des Gottesdienstes und seine Sprache — man mache sich klar, was das bedeutet: es gibt nur lateinischen Kultus, selbst dort, wo das Volk rein deutsch ist —, auch die Verfassung, die Hierarchie, das Recht der Kirche sind römisch. Ihre Bezirkseinteilung, ihre Ämter, alles bleibt unverändert. Man liebt freilich zu sagen: während der Staat den Germanen zur Beute wurde, bewahrte die Kirche ihre römische Überlieferung. Aber der Satz ist irreführend. Er vergißt, daß die Kirche im römischen Reich keine selbständige Anstalt war. Sie war

Staatskirche, sie bildete einen Teil der Staatsverwaltung, genau wie in den evangelisch-lutherischen Staaten Deutschlands vor 1918, wie bis 1917 in Rußland und noch heute die Kirche von England. Man kann sie vom Staat gar nicht trennen. Ihr Fortleben im fränkischen Reich bedeutet also nichts anderes, als daß dieses Reich in seiner einen Hälfte die römische Organisation ohne weiteres übernahm und ungeschmälert bewahrte.

Dem würde allerdings eine Lehre widersprechen, die vor bald fünfzig Jahren aufkam und zeitweilig viel von sich reden machte. Die Germanen, so hat man gemeint, hätten das Recht der Kirche insofern umgestaltet, als sie sie zum Eigentum des Stifters werden ließen. Wie in heidnischer Zeit der Tempel zum Haus gehörte als Eigentum des Hausherrn, so habe in der Vorstellung der bekehrten Germanen auch die Kirche einen Vermögensbestandteil dessen gebildet, auf dessen Grund und Boden sie errichtet war. Man hat darum von der Eigenkirche als einer spezifisch germanischen Einrichtung im Gegensatz zur römischen Kirche als Anstalt des öffentlichen Rechts, und vom Eigenkirchenrecht als einer Schöpfung germanischen Rechtsempfindens gesprochen. Doch da liegt ein Irrtum vor. Wohl ist es richtig, daß wir in fränkischer Zeit überall solchen Eigenkirchen in großer Zahl begegnen. Aber aus germanischer Wurzel stammen sie nicht, Nachahmungen eines germanischen Eigentempels können sie nicht sein. Lassen wir dahingestellt, ob die Germanen des Festlands in heidnischer Zeit den Tempel überhaupt gekannt haben. Wenn sie ihn kannten, so haben sie doch nicht nötig gehabt, ihn beim Übertritt zum Christentum mitzunehmen. Denn die Eigenkirche, besser Privatkirche, ist schon im römischen Reich längst vorhanden gewesen, in allen Provinzen, auch in Ägypten begegnet man ihr. Sie ist geradezu ein Zubehör der adligen Grundherrschaft und hat sich mit dieser zugleich verbreitet.

Ihre Entstehung kann man sich leicht erklären, wenn man weiß, daß der adlige Grundherr für seinen Besitz, seine Herrschaft das Vorrecht der Immunität besaß, so daß er außerhalb der Kreisgemeinde, der Civitas, unmittelbar unter dem Statthalter der Provinz stand. Auf seinem Grund und Boden haben die Organe der Kreisgemeinde nichts zu sagen. Die bürgerliche Gemeinde hat aber ihr Spiegelbild in der kirchlichen, mit der Civitas deckt sich das Bistum, und der Bischof ist gleichsam der geistliche Bürgermeister oder Landrat des Kreises. Was ist natürlicher, als daß der Baron in kirchlicher Hinsicht ebenso frei von Eingriffen der Gemeindebehörden in seinem Herrschaftsbereich zu sein wünscht, wie er es in bürgerlicher Hinsicht ist? Er baut sich also seine

Privatkirche auf eigenem Grund als sein und seiner Nachkommen Eigentum und sucht von ihrer Verwaltung den Bischof möglichst fernzuhalten. So ist die Eigenkirche entstanden aus den ständischen Rechtsverhältnissen des spätrömischen Reiches, und ihr häufiges Auftreten im fränkischen Zeitalter ist nur ein neuer Beweis für das kräftige Fortleben überkommener römischer Einrichtungen.

Wohin wir blicken, überall dasselbe Bild: die Einwanderung der Germanen ins römische Reich hat kein Durchschneiden der Überlieferungen, kein Abbrechen und keinen völlig neuen Anfang gebracht. Es ist auch nicht anders in der Literatur. Sie ist nach wie vor lateinisch, sie behandelt in alten Formen die alten Probleme. Daß von den Klassikern vieles in Vergessenheit geriet, das meiste nur noch in Auswahl gelesen und gekannt wurde, darf uns nicht wundern; sie waren ja meist schon längst veraltet. Wundern muß man sich eher, daß dennoch so viel von den Schriften der alten Zeit erhalten blieb. Was dagegen die letzten Jahrhunderte geschaffen hatten, wurde weiter gelesen, studiert, nachgeahmt, in erster Linie die kirchliche Literatur, aber auch Profanes. Natürlich brachten die langdauernden Kriegszeiten, die mit dem fünften Jahrhundert einsetzten, einen Rückgang der Bildung. Die öffentlichen Schulen gingen ein, die privaten höheren Lehranstalten wurden spärlich. Auch die Zweisprachigkeit, die seit der Gründung germanischer Staaten die Regel wurde, kann der Produktion nicht förderlich gewesen sein. Aber von einem völligen Aufhören, einer Unterbrechung des literarischen Lebens ist keine Rede. Der Faden wird wohl dünn und dünner, aber er reißt zunächst nicht ab. Wieviel man immer noch konnte, zeigt gegen Ende des sechsten Jahrhunderts der Dichter Venantius Fortunatus, der aus Ravenna an einen fränkischen Hof übersiedelte und in Poitiers Bischof wurde. Seine Gelegenheitsdichtungen stehen nicht tiefer, teilweise sogar höher, als was man zweihundert Jahre früher gesungen und gesagt hatte. Wenn im fränkischen Reich infolge dauernder Bürgerkriege die Bildung im siebten und achten Jahrhundert einen tiefen Niedergang erlebte, so behauptete sie sich doch in den Nachbarländern durchaus, ja sie machte sogar Fortschritte. In Spanien erhielten sich Sprache und Kenntnisse, so daß dort zu Anfang des siebten Jahrhunderts in Bischof Isidor von Sevilla noch ein großer Vielwisser auftreten und mit seinen Sammelwerken neben viel Irrtum und Unverstand doch auch nicht wenig altes Wissen den späteren Jahrhunderten hinterlassen konnte.

So stark war in jenem Jahrhundert immer noch das Römertum in Literatur und Bildung, daß es imstande war, ein ganzes Land

wiederzuerobern. Britannien hatte mit der Einwanderung der Sachsen und Angeln einen Rückfall in völlige Barbarei erlebt. Mit aller höheren Gesittung war dort auch jegliche Literatur verschwunden, Analphabetentum hatte über zwei Jahrhunderte das Land geistig gefangengehalten. Seit der Mitte des siebten Jahrhunderts — die Anfänge unter Gregor dem Großen um 600 hatten keine dauernden Folgen — brachten ihm römische Missionare mit dem Christentum in römischer Form auch die lateinische Literatur, kirchliche und profane, und bald wurde in englischen Klöstern Lateinisch gelesen und geschrieben, die Klassiker wurden nachgeahmt in Prosa und Vers. Eine neulateinische Literatur erwuchs hier, und die Bildungsfähigkeit des germanischen Volkes bestand glänzend die Probe, als schon zu Anfang des achten Jahrhunderts im Norden Englands, in York, mit dem Mönch Beda († 733) ein Schriftsteller auftrat, der in den verschiedensten Wissenschaften Dauerndes geleistet hat, ein leuchtender Stern am Geisteshimmel für Jahrhunderte, und noch heute hoher Achtung wert.

Als Karl der Große es unternahm, sein geistig verkommenes Reich wieder auf eine Höhe der Bildung zu erheben, die seiner Macht entsprach, da fand er in Italien, in Spanien und vor allem in England Lehrer, die das Werk in kurzer Zeit erfolgreich ausführten. Was man die karolingische Renaissance zu nennen pflegt, war nicht, wie später in der italienischen Renaissance, eine Wiederentdeckung verloren gegangener und vergessener Bildungsschätze, keine Wiederbelebung einer toten Literatur, keine Auferweckung aus jahrhundertelangem Dornröschenschlaf. Es war nichts weiter als die Aneignung der spätrömischen Bildung und Literatur durch die Franken, einer Bildung und Literatur, die in den andern Ländern Westeuropas niemals erstorben war. Was man an Karls Hofe und in seinem Reiche las, studierte, nachahmte, das war kein totes Altertum, mochte es auch aus den Tagen des Augustus und Trajan stammen. Vergil und Horaz, Sueton und Tacitus lebten damals wie früher und wurden als lebende Literatur in lebender Sprache empfunden und gelesen, wie heute Rabelais von Franzosen, Chaucer von Engländern gelesen wird. Wohl die größte Leistung der karolingischen Epoche ist es, dieses Schrifttum auch im Frankenreich wieder eingeführt und zum Gemeingut der Gebildeten im ganzen Umfang seiner Grenzen gemacht zu haben. Durch die abendländische Weltmacht wurde das Altertum zu einem Stück abendländischer Weltkultur. Wenn es nun Tatsache ist, daß fast alles, was wir heute von den lateinischen Klassikern kennen, auf Abschriften beruht, die im Reich Karls des Großen angefertigt wurden — modern ausgedrückt auf den Neu-

ausgaben jener Zeit —, so weiß man auch, wessen Verdienst es ist, daß diese unschätzbaren Werke der Nachwelt nicht verloren gegangen sind. Hier wie in allem andern, in Staat, Recht, Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft und Religion hat das Frankenreich die weltgeschichtliche Sendung erfüllt, als Vermittler zwischen Altertum und Mittelalter römische Formen, römische Kultur zu bewahren, fortzupflanzen und überallhin zu tragen, auch in Länder, die niemals römisch waren, und dadurch die neuerstehende Welt der folgenden Jahrhunderte zur Erbin der Antike zu machen. Ihm haben wir es zu danken, daß die Kulturentwicklung des Abendlands den Bruch nicht kennt, der die Geschichte des Orients seit der türkischen Eroberung kennzeichnet und seine Zukunft so sehr erschwert.

Das Ende des weströmischen Weltreichs im Abendland, sein Zurückweichen vom Westen nach dem Osten und die Entstehung germanischer Staaten auf seinem Boden bedeutet weder in staatlicher noch in wirtschaftlicher, weder in sozialer noch in kultureller Hinsicht ein Aufhören und Neuanfangen. Die Völkerwanderung, der Eintritt der Germanen in die Geschichte zieht keinen scharfen Trennungsschnitt zwischen verschiedenen Zeitaltern. Vielmehr werden wir uns gewöhnen müssen, die Jahrhunderte der Spätantike, des späten Römertums und der Einbürgerung der Germanen, die Zeit, wenn nicht von Cäsar oder Augustus, so doch von Diokletian und Konstantin bis zu Karl dem Großen und seinen Epigonen als eine Einheit anzusehen. Sucht man nach deutlich sichtbaren Einschnitten, die als Epochentrennung dienen können, so eignen sich dazu viel besser als der Eintritt der Germanen einmal die große Krisis des Reiches im dritten Jahrhundert mit ihrem tiefen Niedergang und ihren ebenso tiefen Wandlungen von Staat und Gesittung, und auf der andern Seite die Zeit um 900, als das karolingische Weltreich zerbarst und über seine Teile von drei Seiten die Feinde, Araber, Ungarn und Normannen, herfielen. Die Ausplünderung und Entvölkerung, die diese Kämpfe dem ganzen Abendland brachten, haben mehr verwüstet und zerstört als alle Germanenzüge der Völkerwanderung.

Hat es dann überhaupt ein Mittelalter gegeben? Ist nicht der Eintritt der Germanen im Grunde bedeutungslos gewesen, wenn alles in den früheren Bahnen weiterlief, die Entwicklung nirgends durchschnitten, die alten Lebensformen nicht zerbrochen wurden?

So ist es doch nicht. Man braucht sich ja nur die Welt ums Jahr 1000 oder 1200 vor Augen zu stellen und sie mit dem Bilde zu vergleichen,

das sie zur Zeit Konstantins des Großen bot, um zu wissen, daß sie sich gründlich verwandelt hat. Freilich nicht dies ist das Wesentliche, daß vieles von den ererbten Formen verfallen und abgestorben ist: das entwickelte Steuersystem des römischen Staates völlig verschwunden, das Beamtentum aufgelöst und umgewandelt, die Staatsallmacht und Alleinherrschaft ausgehöhlt, die Grundherrn, die Barone zu Fürsten emporgestiegen — nicht dies darf man, wie wir gesehen haben, für das Neue halten, was die Germanen gebracht hätten. Als sie die Macht aus den Händen der Römer übernahmen, waren die Einrichtungen des römischen Staats bereits im Verfall, die Anfänge der Umbildung deutlich erkennbar, das Reich bereits ziemlich weit vorgeschritten auf dem Wege zur Feudalisierung, Verfall und Umbildung vom zentralisierten Beamtenstaat zum partikularistischen Feudalstaat wären weitergegangen auch ohne sie, und die Geschichte z. B. Galliens würde zunächst nicht viel anders ausgesehen haben, wenn anstatt Chlodwigs und seiner Nachkommen die Dynastie des Römers Syagrius dort die Herrschaft behalten hätte. Entsprechend wäre es in Spanien und Italien gegangen. Höchstens, daß Eroberung und Einwanderung der Germanen den Verfall und die Neugestaltung beschleunigt haben. Gekommen wäre das Mittelalter in jedem Fall, ja, es war eigentlich schon angebrochen, es war schon eine nach unsern Begriffen mittelalterliche Welt, in die sich die Germanen den Eintritt erzwangen. Aber ohne sie wäre es ein römisches Mittelalter geworden, jetzt wurde es ein germanisches.

Was das bedeutet, läßt sich mit Händen greifen. Man braucht nur das byzantinische Reich und seine Kultur der gleichzeitigen abendländischen Welt gegenüberzustellen. Dort hat sich das Mittelalter ohne fremde Beimischung aus dem spätrömischen Wesen folgerichtig entwickelt, und das Ergebnis ist, daß Europa seitdem in Ost und West gespalten ist bis auf den heutigen Tag. Es spaltete sich, weil die gleichen Formen sich im Westen mit neuem Inhalt füllten. Der römische Körper erhielt hier einen germanischen Geist.

Germanischer Geist, was heißt das? Nichts ist schwieriger, ja nichts so unmöglich, wie den Geist zu definieren. Er ist wie der Wind, dessen Sausen man hört, ohne zu wissen, woher er kommt und wohin er fährt. Man kann ihn nur an seinen Werken erkennen, und auch da, wie unsicher sind die Merkmale, wie weit der Selbsttäuschung und Willkür die Tore geöffnet! Zumal in unserm Fall. Für die Germanen hat die Vermischung mit fremden Elementen so früh begonnen, neben Römern und gallischen

Kelten haben auch andere Volksarten, vor allem die namenlosen Urbewohner Mittel- und Westeuropas und die Wenden, zur Entstehung der neuen Völker so reichliche Zuschüsse geliefert, abgesehen davon, daß die Germanen selbst schon bei der Wanderung im vierten bis sechsten Jahrhundert häufig in Begleitung anderer, östlicher Stämme auftraten, ohne sich von ihnen zu sondern — das germanische Blut ist, mit einem Wort, von Anfang an so wenig rein gewesen und im Laufe der Jahrhunderte immer mehr verdünnt und verfremdet worden, daß es nicht wundernehmen kann, wenn es in der körperlichen Erscheinung der Menschen heute nur noch in recht begrenzten Gegenden die Vorherrschaft behauptet[1]). Die Völker des Abendlands sind längst keine Rassen mehr, sie sind Mischvölker[2]), und wie im Blut, so mischen sich in ihnen auch geistige und seelische Eigenschaften verschiedenster Herkunft. Ein Verfahren, die Bestandteile nach Nam' und Art zu sondern, wie der Chemiker die Stoffe scheidet und bestimmt, gibt es nicht, und es bleibt unter allen Umständen ein gewagtes Unternehmen, in der vielfachen Legierung, die die Kultur des Abendlands darstellt, wie sie sich seit dem frühen Mittelalter gestaltet hat, gewisse Züge für sicher germanisch zu erklären. Man wird bescheiden sein und sich auf sehr augenfällige und unzweideutige Erscheinungen beschränken müssen.

Zur Vorsicht mahnt noch eine Beobachtung. Wodurch das Mittelalter von der späten Antike sich am deutlichsten unterscheidet, ist das Auftreten verschiedener Nationen. Rom hatte viele Völker zu einem Reich vereinigt, aber nur eine Nationalität im staatlichen Sinn gekannt, die römische. So kennt auch Byzanz nur eine, die zwar griechisch ist, aber sich für römisch hält und romäisch nennen läßt. Die Völker des Abendlands stehen einander als gleichberechtigte Nationen gegenüber, fühlen sich als Besonderheiten und streben, ihre eigentümliche Art zu entwickeln. Alle sind sie hervorgegangen aus der gleichen Doppelwurzel, jede ist ein Produkt aus zwei Faktoren, römisches und germanisches Wesen vereint sich in allen. Alle weisen sie darum auch gewisse Züge der Familienähnlichkeit auf, wie die Kinder eines Elternpaares. Von welchem Elternteil rührt die Gemeinsamkeit her, welcher hat sich stärker vererbt, der Vater Teut

[1]) Wie das Bild in dieser Hinsicht noch in neuerer Zeit sich geändert hat, zeigt Schwaben. Seine Bewohner wurden zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts als groß und blond geschildert, heute bildet dieser Typus in der Bevölkerung eine Minderheit, in vielen Gegenden sogar eine seltene Ausnahme.

[2]) Gegenüber manchen Übertreibungen, denen der Rassenbegriff neuerdings ausgesetzt ist, ist es erfreulich, daß eine Autorität wie Schuchhardt ihn schon für die Urzeiten Europas ablehnt (Alteuropa, 2. Aufl., 1926, S. 283).

oder die Mutter Roma? Ist zum Beispiel im Norditaliener oder Nordfranzosen das germanische Blut der Vorfahren wirksamer als im Deutschen und Engländer die römische Kulturform? Eine nie zu entscheidende Frage, wie die Leute bekanntlich auch selten darüber einig sind, ob das Kind mehr vom Vater oder von der Mutter an sich habe, und ob die Familienähnlichkeit einzelner Nachkommen auf die väterliche oder auf die mütterliche Abstammung zurückgehe. Stoßen wir also auf gemeinsame Züge bei verschiedenen Nationen, weisen etwa Engländer und Franzosen, Deutsche und Italiener gleiche Eigenschaften, gleiche Einrichtungen auf, so ist vor allem zu fragen, ob es sich um römisches oder germanisches Erbgut handelt. Oft ist beides möglich und Vorsicht immer am Platz. Dennoch ist das Ergebnis der Prüfung größer, als man nach solchen Vorbehalten erwarten könnte. Einige starke Züge von entscheidender Bedeutung lassen sich erkennen, deren Wurzel nicht zweifelhaft ist.

Dazu gehört zunächst das bei allen germanischen Völkern nachweisbare und noch lange in ihrer Geschichte wirksame Fehlen des Staatsgedankens. Was sie zusammenhält, ist nicht die Idee eines abstrakten Ganzen, das ewig lebt, seine eigenen Gesetze hat, ein organisches Wesen darstellt und darum auch mehr ist als die Summe seiner einzelnen Glieder. Darin, daß sie diese Idee nicht haben und nur sehr schwer und langsam fassen, verrät sich die Jugendlichkeit ihrer Gesittung. Den Staat empfinden sie nur als Herrschaft, und das einigende Band ist für sie nicht die Zugehörigkeit des Einzelnen zum gemeinsamen Ganzen, sondern seine Verbindung mit einem andern Einzelnen, dem Herrn, dem Führer, dem Herrscher. Wenn man es lateinisch ausdrücken soll, kann man sagen: sie kennen nur das imperium, nicht die respublica.

Dafür wird von ihnen diese Zugehörigkeit des Menschen zu einem Älteren, Würdigeren, Höheren, in dem er seinen Herrn (senior, seigneur) sieht, mit größter Stärke empfunden. Das Band der Treue ist für sie das festeste und heiligste. Man soll die deutsche Treue nicht poetisch verklären. Sie ist kein romantisches Gefühl, sie ist ursprünglich und im Kern ein Rechtsverhältnis. Sie soll gegenseitig geübt werden, und die Treue des Mannes soll der Herr mit gleicher Treue lohnen, indem er ihn schützt und schont. Der Begriff ist auch keineswegs den Germanen allein eigentümlich. Die Römer haben ihn in ähnlicher Weise gekannt, und die Kelten nicht weniger. Es scheint aber doch unverkennbar, daß seine Bedeutung im Leben der Germanen größer, seine praktischen Wirkungen stärker geworden sind, sei es auch nur darum, weil die höhere Idee, die der persönlichen Treue einschränkend gegenübertreten könnte, der Staats-

gedanke, fehlt. Hat doch schließlich Karl der Große, als er seinen Franken den Sinn des Untertaneneides klarzumachen suchte, sich nicht anders zu helfen gewußt, als indem er ihnen einschärfte, der Eid, den sie dem König geschworen, verpflichte sie, ihm ebenso treu und hold zu sein wie der Mann seinem Herrn. Da sehen wir den Staat geradezu eine Anleihe machen bei einem privaten Rechtsbegriff.

Es liegt auf der Hand, wie unvollkommen der Ersatz sein muß, den ein solches rein persönlich gedachtes Band im öffentlichen Leben für den fehlenden Staatsbegriff bietet. Die ganze Geschichte der Staaten des Mittelalters ist eine Kette von Beispielen, die das belegen. Und doch war es schließlich der Treuegedanke, dem diese Staaten ihr Dasein verdankten, weil er allein das Mittel bot, die Waffe zu schmieden, die kein Staat entbehren kann. Das Heer des früheren Mittelalters beruht in letzter Linie auf dem persönlichen Treuverhältnis des Mannes zu seinem Führer. Es ist die Fortsetzung und Ausgestaltung der altgermanischen Gefolgschaft, in der sich die Leute einem angesehenen Führer verpflichteten, mit ihm und für ihn zu kämpfen, sein Los zu teilen im Leben und im Tod, und ihm den Ruhm ihrer Taten zu lassen, wofür er wiederum ihnen Unterhalt, Waffen und Lohn schuldete. Mit diesem stärksten Element ihres Volkslebens hatten die Germanen schon lange, bevor sie zu eigenen Reichsgründungen schreiten konnten, umgestaltend in die alte Welt eingegriffen. Es ist längst erkannt und heute wohl kaum mehr bestritten, daß die Einstellung germanischer Truppen in das römische Heer, die seit der Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christus immer mehr überhandnahm, häufig in der Form des Eintritts von Führern, von Häuptlingen mit ihrem ganzen Gefolge vorgenommen wurde. Damit drang das germanische Element in breitem Strom nicht nur in die Reihen der Regimenter, auch in den Geist des Heeres ein. Für die römischen Armeen der späteren Zeit ist es bezeichnend, daß sie sich zum guten Teil aus persönlichen Gefolgschaften ihrer Offiziere und Generäle zusammensetzten. Mit ihnen, die an ihren Führern hingen wie die Landsknechte an ihrem Hauptmann und wohl noch fester als diese, hat das späte Rom seine Kriege geführt, hat Diokletian das Reich wiederhergestellt, Konstantin es erobert, Theodosius das stürzende gehalten, Justinian das verfallene wiederaufzubauen gesucht. Da waren alle Völker und Sprachen vertreten, den Kern aber bildeten die Germanen, ihnen war Gedanke und Vorbild entliehen.

So hat germanische Mannentreue durch Menschenalter dazu gedient, das Reich vor dem Untergang zu bewahren. Die Staaten des

frühen Mittelalters vollends leben eigentlich von ihr. Wir stutzen und zweifeln, denn wir denken an die ungezählten Eid- und Treubrüche, von denen die Geschichte der mittleren Jahrhunderte berichtet. Aber wir sollten nicht vergessen, daß die Fälle nicht aufgezeichnet sind, wo die Treue gehalten ward. Und sie waren die Regel. Mochte die Treue des Fürsten und großen Herrn von zweifelhafter Festigkeit sein, die Treue des gemeinen Mannes war unerschütterlich. Als einmal im Jahre 1197 ein deutsches Kreuzfahrerheer in Palästina auftrat, staunten die Bewohner des Landes über den blinden Gehorsam und die unverbrüchliche Anhänglichkeit dieser Leute gegenüber ihren Führern. Und von Meutereien im Heer weiß die Kriegsgeschichte des Mittelalters, anders als die des Altertums und mancher neueren Zeiten, nichts zu berichten. Ohne Übertreibung also wird man sagen dürfen, daß es der germanische Gedanke der Treue gewesen ist, der, ungeachtet seiner Bedingtheit, doch die Kraft hergegeben hat, durch die mitten im Zerfall und der Auflösung, die das Römerreich hinterließ, die Anfänge einer neuen staatlichen Organisation geschaffen werden konnten.

Der Staat der Germanen zeigt überall monarchische Gestalt. Aber es ist nicht die Monarchie des römischen Kaisertums; sein Herrscher heißt König, und das Königtum der Germanen ist etwas ganz Neues. Mag es auch hier und da römische Elemente zeitweilig aufgenommen haben, es hat sie immer wieder abgestoßen und ist geblieben, was es war. Die alte Welt hatte ein Königtum längst nur noch dem Namen nach gekannt; die germanischen Reiche besitzen es alle, und alle in der gleichen Art. Kuninc heißt aber nichts anderes als Edelmann. Das besagt: der König soll der Edelste im Volk, der Edelmann schlechthin sein. Er ist es durch seine Abstammung; königliches Blut ist mehr als jedes andere, die älteste Zeit schreibt ihm sogar göttlichen Ursprung zu. Darum ist das Königtum Vorrecht eines bestimmten Geschlechtes, es ist erblich, auch in weiblicher Linie — denn auch durch die Frau wird das edle Blut fortgepflanzt — erblich in dem Sinne, daß, wo nicht etwa, wie bei den Franken, alle Männer des Geschlechts Könige sind, einer unter ihnen zur Würde erhoben, gekoren wird. Der Glaube an den Vorzug der Abstammung, an das edle Blut sitzt so fest, daß man sich nur schwer entschließt, ein kraftlos gewordenes Herrscherhaus durch ein neues zu ersetzen. Als Pipin, der Hausmeier, den letzten Merowinger verdrängen wollte, konnte er die Bedenken seiner Franken nur durch Spruch des Papstes und Salbung mit heiligem Öl überwinden, die fortan das fehlende alte Blut bei dem neuen Königshaus ersetzen mußte.

Was man vom König erwartet, ist denn auch in erster Linie menschlicher Adel. Er braucht nicht der Stärkste, nicht der Kriegstüchtigste zu sein. Das Heer im Kampfe führen kann auch ein anderer, ein Herzog. Solchen Heerführern unter oder neben den Königen begegnet man oft. Die fränkischen Hausmeier sind zunächst und vor allem eine militärische Ergänzung der zum Krieg unfähigen Merowingerkönige. Herzöge der Franken finden wir am Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts bei den schwachen Karolingern in West und Ost, und sogar der große Theoderich hat in späteren Jahren die Führung seiner Goten im Kriege einem dux, einem Herzog überlassen. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, sagt Tacitus; Könige wählen sie nach der Vornehmheit, Heerführer nach der Tüchtigkeit, und so ist es geblieben. Bei der Wahl des Heerführers gibt die kriegerische Fähigkeit den Ausschlag: im Königsideal überwiegen andere Eigenschaften. Gerechtigkeit, Milde, Güte sind es vornehmlich, die der König üben muß, wahrer Seelenadel wird von ihm gefordert. Jedermann soll bei ihm sein Recht finden können. Mit offener Hand soll er seine Schätze austeilen, das Verdienst, zumal die Treue, belohnen. Dem besiegten Gegner, selbst dem Empörer soll er verzeihen. Rücksichtslose Strenge, auch wo sie gerechtfertigt und zweckmäßig wäre, sieht man nicht gern an ihm. Die Härte und Grausamkeit der römischen Staatsräson ist dem germanischen Königtum fremd, es ist nachsichtig, versöhnlich bis zur Schwäche. Karl der Große rühmte sich, daß er nie ein Todesurteil habe vollstrecken lassen. Gnade zu üben, ist das Vorrecht, die Pflicht des Königs. Als Ludwig der Fromme sich einmal zu Maßregeln hatte hinreißen lassen, wie sie im römischen Reich üblich waren — Blenden und Töten —, da mußte er bereuen und Buße tun. Die Unerbittlichkeit, mit der Heinrich IV. die sächsischen Empörer strafte, wurde ihm bald zum Vorwurf gemacht, und Friedrich Barbarossa hat sich genötigt gesehen, den besiegten Heinrich den Löwen zu schonen, gegen alle Regeln der Staatsklugheit. Er wußte, daß er durch ein anderes Verfahren sich selbst geschadet haben würde.

Die Schwäche des altgermanischen Staatsgedankens drückt sich hierin aus. Ob man den König wirklich als Herrscher seines Volkes bezeichnen dürfte? Keinesfalls als Alleinherrscher. Wenige Sätze sind so allgemeingültig wie dieser: der König regiert mit Rat und Willen seines „Volkes", seiner Leute, das heißt der Großen, der Vornehmen, Angesehenen, Reichen. Er ist das Haupt der herrschenden Aristokratie. Man kann mitunter zweifeln, ob man es da überhaupt noch mit einer Monarchie zu tun habe. Die Natur des germanischen Staats läßt sich wohl richtiger

bestimmen als Aristokratie mit monarchischer Spitze. So steht der deutsche König vor den Fürsten des Reiches, so der englische unter den Lords des Landes. Nicht anders in Spanien, in den skandinavischen Ländern. Auch in Frankreich, wo das Königtum, wie Ranke so schön ausgeführt hat, das Rückgrat des nationalen Staates und der tragende Pfeiler seines Baues schon im vierzehnten Jahrhundert geworden ist, auch dort also, wo es am stärksten seine ursprüngliche Natur gewandelt hat, ist der König doch immer in erster Linie der vornehmste Edelmann des Landes, das Haupt seiner Aristokratie. Nur an der Spitze einer aristokratischen Gesellschaft ist solch ein Königtum möglich — ein König kann nur über Könige herrschen, hat Lagarde einmal in seiner paradoxen Weise gesagt. Kann man sich wundern, daß es seine Grundlage verloren hat und gestürzt ist, wo der Adel zerstört wurde oder nicht mehr ist, was er war? So mußte wohl auch für das germanische Königtum einmal die letzte Stunde schlagen; aber erst nachdem es durch Jahrhunderte dem abendländischen Staat in verschiedenen Gestalten seinen Stempel gegeben hatte.

Völker, die eine solche Herrscheridee hervorgebracht haben und im Wechsel der Zeiten festhalten, können nur überzeugte Aristokraten sein. Die Germanen waren es alle. Wie verkehrt ist doch der oft wiederholte Tendenzroman von der bäuerlichen Demokratie, die in den Urwäldern Germaniens geherrscht haben soll! Wie müßig der Streit der Fachleute, ob es bei den Germanen einen Adel gegeben habe oder nicht! Jeder freie Germane hat sich als edel gefühlt, wie schon die Stammessage zeigt, nach der das Volk von Göttern stammen soll, und wie uns noch aus dem zwölften Jahrhundert der Wendenmissionar bestätigt, der von den holsteinischen Bauern bemerkt, sie rühmten sich, Edelleute zu sein. „Ein vri gebûr ist herren genoz“ lautet ein Vers bei einem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Freiheit und adliges Bewußtsein ist für sie eines und dasselbe.

Aber dieser Adel verpflichtet auch. Der freie Germane, der in seinem stolzen Selbstgefühl keinem Herrn gehorchen mag, den er sich nicht selbst gewählt hat, er ist auch kein Tyrann. Mit stiller Verwunderung verzeichnet es Tacitus: diese Völker kennen nur eine sehr milde Form persönlicher Unfreiheit, ihre Knechte haben eine Stellung, wie in Rom die freien Pächter. Tacitus oder seine Gewährsmänner haben recht gesehen. Es ist eine gemeinsame Eigenschaft der germanischen Völker, daß ihnen der freie Diener lieber ist als der Knecht. Die strenge Sklaverei, die den Völkern des Mittelmeers so natürlich schien, bei den Germanen hat sie niemals Wurzel fassen können. Dagegen war die

Freilassung bei ihnen leicht zu haben. In dem Teil Nordfrankreichs, der, wie schon der Name Ile de France besagt, am dichtesten fränkisch besiedelt war, muß die Leibeigenschaft der Bauern schon zu Karls des Großen Zeiten die Ausnahme gewesen sein. Das Güterverzeichnis, das Abt Irmino von St. Germain um 800 anlegte, mit genauer Angabe des Standes bei jedem einzelnen Hintersassen, zählt unter 2800 Bauern nur 120 Leibeigene. Alle andern sind freie Pächter. Es paßt dazu, daß in England die bäuerliche Unfreiheit gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts verschwunden ist, ohne daß es irgendwelcher Maßnahmen bedurft hätte: sie war eines Tages von selbst erloschen. Ob es in Deutschland anders gekommen wäre ohne den Bauernkrieg und den Dreißigjährigen Krieg? Schließlich ist die Bewegung, die der Sklaverei und dem Menschenhandel auf der ganzen Erde ein Ende gemacht hat, doch auch von germanischen Völkern ausgegangen und zum Siege geführt worden. Es wird also schon richtig sein, daß dem Germanen die Freiheit über alles geht, daß er sie für sich selbst fordert, aber auch andern gewährt. Der Freiheitsgedanke, der die Geschichte der neuesten Zeiten seit 1789 beherrscht und sich nach und nach die Welt erobert, ist germanischen Ursprungs. Die alte Welt, der Orient haben ihn nie gekannt.

Ein Volk von so ausgeprägter Art wird, wenn es einmal zu eigenem Geistesleben erwacht ist, auf keinem Felde sich verleugnen. Ich kann darauf verzichten, von den eigentümlichen Hervorbringungen germanischen Geistes in Dichtung und bildender Kunst, in Wissenschaft und Technik zu reden. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der weiß genug davon. Hüten muß man sich nur davor, allzu vieles auf germanische Wurzel zurückzuführen, was doch vielleicht nur aus der frühen Mischung mit römischen und vor allem keltischen Elementen hervorgegangen ist. Die besondere Ausgestaltung des Rittertums, seine Verquickung mit höfischem Wesen, Frauendienst und Frömmigkeit, alles, was mit chevalerie und chevaleresque bezeichnet wird, dürfte dahin zu rechnen sein. Auch in der Dichtung des Mittelalters und vollends neuerer Zeiten ist das ursprünglich germanische Element mit der Zeit immer mehr zurückgetreten, während Nebenflüsse aus andern Quellen ihren Geschmack und ihre Farbe bestimmen. Was wir von altgermanischer Dichtung in reiner Gestalt kennen, hat sich nicht fortgeerbt, ihr Stamm ist abgestorben.

Umso stärker ist der Eindruck, den sie uns von Natur und Lebensgefühl der Völker vermittelt, aus denen und für die sie geschaffen wurde. Wir treten da in eine durch und durch aristokratische Welt, in der nur von Königen und Helden die Rede ist, Kraft und Mut, Stolz und Treue die

Tugenden sind. Ob wir die Lieder der Edda, den Beowulf, das Hildebrandslied oder den Spätling der Familie, die deutschen Nibelungen, hören, stets atmen wir adlige Luft. Es ist keine frohe, keine heitere Welt, diese Welt des Kampfes. In düstere Glut getaucht erscheinen Menschen und Dinge, keine weichen Töne mildern die Härte des Schicksals, finstere Tragik ist der Grundton, und tragisch muß darum auch die Natur der Menschen gewesen sein, die an solcher Dichtung ihr Gefallen fanden. Sie sind vor allem Kämpfer gewesen, die ruhiges Behagen verschmähen und die Schwermut, die ihnen im Blute liegt, durch immer neue Taten kühnsten Wagnisses besiegen. Darin suchen sie den höchsten Genuß, das Gefühl der eigenen Kraft.

Daß der Kampf ihr Lebenselement ist, zeigt nicht minder deutlich ihre Religion. Ich meine nicht ihren ursprünglichen Götterglauben, den sie ja so früh und meist so merkwürdig leicht mit dem römischen vertauschten, sondern das, was sie aus dem angenommenen Christentum gemacht haben. Sie haben es recht eigentlich in sein Gegenteil verkehrt. Mit vollem Recht hat neuere kirchengeschichtliche Forschung geradezu von einer Germanisierung des Christentums zu sprechen begonnen. Eine Friedensreligion, die Demut, Entsagung, Weltflucht predigte und in einsamer Beschaulichkeit die Vollendung des frommen Menschen sah, ist bei ihnen zum Kriegerglauben geworden, dessen Bekenner sich den Himmel am sichersten zu verdienen meinen, wenn sie den Namen ihres Gottes mit Feuer und Schwert ausbreiten und die Heiden kurzweg vor die Wahl stellen: Taufe oder Tod. Christus, der Gottessohn, der sich selbst erniedrigte und die Welt durch Leiden erlöste, ist für sie ein König, der seinen Getreuen Sieg und Lohn und gutes Gedeihen schon in diesem Leben verleiht und ewigen Jubel in seiner himmlischen Halle verheißt. Da wird die Geschichte vom Leiden und Sterben des Weltheilands umgedichtet zum Heldenlied, in dem der Herr Christ mit seinen Mannen durch die Lande zieht, um dem Teufel die Welt zu entreißen, ihn zuletzt in der Hölle selbst zu besiegen und im Triumph emporzufahren in den Himmel Gottes. In der vorgermanischen Welt wäre solche Denkweise unmöglich gewesen. Seit dem Eintritt der Germanen greift sie mit jeder Generation stärker um sich, bis sie in der großen Bewegung der Kreuzzüge gipfelt.

Auch nachdem diese Welle verebbt ist, die kriegerische Energie sich ausgetobt hat, bleibt das germanische Christentum grundverschieden von dem alten, ursprünglichen, wie es sich im Orient erhalten hat bis auf den heutigen Tag. Niemals vermochte das altchristlich-orientalische Ideal der reinen, apathischen Beschaulichkeit — seine Verkörperung hat es noch heute im

Mönchtum der griechischen Kirche — niemals vermochte dieses christliche Fakirtum im Bannkreis der germanischen Völker Wurzel zu fassen. Alle Ansätze dazu sind vereinzelt geblieben oder wieder verdorrt, alle Weltflucht, so oft sie versucht wurde, ist hier immer sehr bald in Welteroberung und Weltbeherrschung umgeschlagen. In diesem tiefinnerlichen Wesenskontrast liegt die Ursache und Berechtigung der kirchlichen Trennung zwischen Ost und West. Die Welt fahren zu lassen, um den Himmel zu gewinnen, wird dem Empfinden des Germanen immer nur als Ausnahmeerscheinung begreiflich sein. Was er seiner ganzen Natur nach als Regel aufstellte, heißt: sich die Seligkeit im Jenseits verdienen, indem man in diesem Leben seine Pflicht tut und die Dinge dieser Welt so gut und vernünftig wie möglich einrichtet. Es ist der Gedanke, den unbewußt der englische Missionar noch heute vertritt, wie einst Bonifatius, der Apostel der Deutschen, ihn vor zwölfhundert Jahren schon vertrat. Und wenn jemand auch den großen Abfall von Rom, den die germanische Völkerwelt im sechzehnten Jahrhundert vollzog — sie nicht ganz, aber doch nur sie —, wenn man auch die Reformation auf diese letzte Ursache zurückführen will, ich wüßte nicht viel dagegen zu sagen.

Was ist es nun, das sich in diesen Erscheinungen offenbart, was ist es anders, als neben einer erstaunlichen Fähigkeit der Anpassung und Aneignung, die es den neuen Völkern erlaubte, in kurzem vom Erbe ihrer Vorgänger Besitz zu ergreifen, um es mit Zins und Zinseszins zu vermehren, eine noch erstaunlichere, nicht zu bändigende Lebenskraft? Von ihr legt ja die ganze Geschichte der germanischen Völker Zeugnis ab. Stärke, Lebensenergie in allem und jedem ist es, wodurch die Germanen alle Völker, die vor ihnen waren, weit übertreffen; womit sie der Kulturgeschichte der Menschheit einen noch nicht dagewesenen Antrieb gegeben haben. Von Anfang an ist ihnen die Welt zu eng, zu klein. Von der Ostsee bis nach Spanien, von der Weichsel bis nach Nordafrika wandern sie. Mit ihren Kriegsschiffen umfahren sie ganz Europa, wo früher nur selten ein abenteuernder Händler eine schüchterne Küstenfahrt gewagt hatte. Mit den einfachsten Hilfsmitteln durchqueren sie die östliche Tiefebene von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Entfernungen sind für sie nicht vorhanden und Hindernisse nur dazu da, um überwunden zu werden.

Sie sind dieser Eigenschaft treu geblieben bis heute, haben sie im Laufe der Zeit nur gesteigert und die andern Völker mit fortgerissen, sei es durch Blutmischung oder Beispiel. Sie sind die Hefe im abendländischen Völkerteig geworden, so daß mit ihrem Auftreten ein neuer Lebensprozeß für

alle beginnt. Die gewaltige Willenskraft, die sich zu Anfang nur in Kriegszügen und Raubfahrten austobte, ist mit der Zeit gezähmt und auf friedliche Ziele gelenkt worden, die Leistung aber ist dabei ins Ungemessene gestiegen. Bald ist kein Meer zu weit, kein Berg zu hoch, kein dunkler Erdteil zu gefährlich, der ganze Erdball wird erschlossen, alle Seiten der Natur werden erforscht, alle ihre Kräfte, alle Elemente dem Menschengeist unterworfen und auch das unbotmäßigste, die Luft, bezwungen. In rastloser Tätigkeit, in unermüdlicher Anspannung überwinden sie die angeerbte Schwermut und geben dem grüblerischen Erkenntnisdrang, den sie mit den Griechen teilen, Ergänzung und Gegengewicht im Handeln, daß er nicht zu unfruchtbarer Träumerei entarte. Der deutsche Faust, der zuerst alles wissen, alles haben, alles genießen wollte, findet sein Ziel und seinen Frieden zuletzt im Wirken und Schaffen, im Kampf mit der Natur und in Ausbreitung des Reiches menschlichen Geistes und Willens. Umsonst hat der beredteste Denker dem Deutschen, dem Abendländer überhaupt die Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben gepredigt, die der Natur östlicher Völker so gemäß ist. Die „Seligkeit willenlosen Anschauens", die Schopenhauer preist, kann dem Abendländer nur für Augenblicke genügen, viel eher wird er dem Wort desselben Philosophen beipflichten: das einzig wahre Glück sei, daß man sich der eigenen Kraft bewußt werde. Da hat auch aus dem Adepten orientalischer Entsagungslehre einmal die Stimme des eigenen Blutes gesprochen.

Wie klein, wie ruhig erschien im Grunde die europäische Welt, bevor die Germanen handelnd in sie eintraten, ein Stilleben fast im engen Familienkreis; und welche rastlose Bewegung erfüllt sie seitdem! Gleicht jene dem Teich, den von Zeit zu Zeit der Sturm aufwühlt, so zeigt diese den ewigen Wellenschlag des Ozeans. Ihre Bewegung steigert sich fortwährend. Noch sehen wir kein Ende ab, ob uns auch manchmal der Atem ausgehen will. Wohin? Wozu? Die Frage hat keinen Sinn, es ist Bedürfnis, Trieb, innere Notwendigkeit, die nicht fragt nach Zweck und Ziel, die nur unbekümmert dem eigenen Gesetze folgt und bei dem Gedanken erschrickt, daß sie einmal gezwungen sein könnte stillzustehen; die in jedem errungenen Erfolge nur den Ausgangspunkt zu neuem Streben sieht und ihr letztes Ziel erst in der Ewigkeit erblickt; so wie es die Worte ausdrücken, mit denen Faust dem letzten, höchsten Augenblick entgegengeht:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick.

Kaiser Heinrich VI.

Wer heute vor einem weitern Kreise von der Geschichte der deutschen Kaiserzeit sprechen will, der wird gut tun, sich nicht darüber zu täuschen, daß sein Thema nicht von vornherein die lebhafteste Teilnahme weckt. Die Zeiten sind vorüber, wo die Tage der Ottonen und Staufer von Wissenschaft und Dichtung um die Wette als das verlorene Paradies deutscher Größe gepriesen wurden, so daß man auch eine bessere Zukunft sich am liebsten unter dem Bilde der Wiederkehr und des Erwachens vorstellte. Die tröstende Ermutigung, die unsere Großväter aus der Vergangenheit schöpften, deren wir in bessern Tagen nicht mehr zu bedürfen meinten,— dort wo jene sie fanden, suchen wir sie heute nicht mehr. Umso stärker empfinden wir den Abstand, der uns von Dingen und Menschen des alten Kaisertums trennt. Gerade wer sich etwas darauf zugute tut, die politische Geschichte aller Zeiten nur mit politischen Maßstäben zu messen, pflegt wohl sein ablehnendes Urteil über das alte Kaisertum der Deutschen besten Falles mit einem entschuldigenden Hinweis auf die geistige Verwirrung der ganzen Epoche zu mildern.

Das ist nun allerdings kaum richtig; aber es beweist, daß unsere Forschung das Ziel noch nicht erreicht hat, das ihr auch auf diesem Gebiete gesteckt ist: das Vergangene gegenwärtig, das Fremdartige natürlich erscheinen zu lassen. Tritt man an die Gestalten der Kaiserzeit in dieser Absicht heran, so wird man vielleicht mit Überraschung inne, daß sie keineswegs so unverständlich, geschweige denn unverständig waren, wie man sie wohl hat hinstellen wollen, ja daß sie gerade unserer eigenen Zeit in manchem näherstehen, als die herkömmliche Geschichtschreibung ahnen läßt.

Das tritt vielleicht nirgends deutlicher hervor als in der Geschichte Kaiser Heinrichs VI. In den acht und ein viertel Jahren, da er das deutsche Reich regierte, verschlingen sich die Fragen, die Deutschlands Geschicke bis dahin erfüllt haben, zum dichten Knoten, den des Herrschers selbstbewußte Staatskunst in einem kühnen Griff zu lösen unternimmt. Gelingt es uns, die Geschichte Heinrichs VI. anschaulich zu erkennen, seine Politik zu verstehen, so haben wir auch erkannt, was das deutsche Kaisertum gewesen ist und hat sein wollen, das deutsche Kaisertum, dessen letzter echter Vertreter Heinrich VI. war.

Als Heinrich, der Sohn Kaiser Friedrichs I., im Herbst 1184, kaum neunzehn Jahre alt, zum erstenmal hervortrat, da war der große Kampf, den sein Vater fast zwanzig Jahre lang um die Herrschaft in Italien geführt hatte, erst seit kurzem beendet. Im Jahr zuvor hatte Friedrich den Frieden zu Konstanz unterzeichnet, der die lombardischen Städte dem Reich wieder unterwarf, indem er ihnen Selbstverwaltung gewährte. Noch fehlte die endgültige Auseinandersetzung mit dem Papst. Gebiete, auf die die römische Kirche Anspruch erhob, hatte der Kaiser besetzt; vor allem die ausgedehnten Besitzungen, die einst die große Gräfin Mathilde von Canossa dem heiligen Petrus vermacht hatte. Aber auch hier schien der Friede vor der Tür. Papst Lucius III., aus seiner Hauptstadt vertrieben, von jeher des Kaisers Freund, hatte sich ihm ganz in die Arme geworfen. In persönlicher Zusammenkunft zu Verona im November 1184 einigten sich die beiden Oberhäupter — so scheint es — auf eine umfassende Grenzberichtigung für den Kirchenstaat, die es dem Kaiser erlaubte, die streitigen Gebiete zu behalten. So bestimmt hatte der Papst auf die volle und ewige Verständigung zwischen Kaisertum und Kirche gerechnet, daß er mit eigener Hand die Brücke abbrechen half, über die sich seine Vorgänger so oft vor der deutschen Übermacht hatten retten können. Er selbst vermittelte Versöhnung und Bündnis zwischen dem deutschen Kaiser und seinem Erbfeind, dem König von Sizilien, er trat als Brautwerber für den Kaisersohn am Hofe von Palermo auf und stiftete die Heirat Heinrichs mit Konstanze, der Vaterschwester König Wilhelms II. Während Papst und Kaiser in Verona über die Revision der Landkarte Italiens berieten, konnte in Augsburg die Verlobung verkündigt werden, die dem alten feindlichen Gegensatz der deutschen und normannischen Macht die Spitze nehmen und Frieden und Eintracht in Italien sichern sollte.

Aber es kam anders. Noch ehe das Grenzgeschäft erledigt war, starb Lucius, und sein Nachfolger, Urban III., ein Mailänder, der die Zerstörung seiner Vaterstadt nicht vergessen hatte, brachte nicht nur die Verständigung zum Scheitern. So offen trat er als Feind des Kaisers auf, daß man sich in Deutschland schon auf das Äußerste gefaßt machte.

In diesem Akt des Dramas hat der junge König Heinrich seine erste große Rolle spielen dürfen. Im Januar 1186 hatte er zu Mailand Hochzeit mit Konstanze gehalten und zugleich den Titel eines Cäsars empfangen — eine Demonstration gegen den Papst, der die Kaiserkrönung verweigerte. Jetzt wurde ihm der Auftrag, die Kurie durch gewaltsamen Druck zum Nachgeben zu zwingen. Schneidig führte er ihn aus, sperrte

die Alpenpässe, schloß den in Verona ohnedies so gut wie gefangenen Papst von aller Welt ab, besetzte den Kirchenstaat.

Da starb, sehr zu rechter Zeit, Urban III., und seine Nachfolger warfen das Steuer ihrer Politik herum. Im Frühjahr 1189 ward mit Clemens III. der Friede geschlossen.

Freilich ein unklarer Friede. Ohne daß der territorialen Streitfragen besonders gedacht würde, bekommt Heinrich das Versprechen, er solle zum Kaiser gekrönt werden, sobald er in Rom erscheine.

Der Papst hat als italienischer Landesfürst kapituliert; er ist zufrieden mit dem, was der Kaiser der katholischen Kirche zu bieten hat: dem Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems, das seit anderthalb Jahren im Besitze Saladins ist. Im Mai 1189 wird der Zug angetreten, von diesem Zeitpunkt an ist Heinrich VI. alleiniger und selbständiger Regent des Reiches. Suchen wir, soweit die spärlichen Zeugnisse es erlauben und die Tatsachen sie ergänzen, uns ein Bild von seiner Persönlichkeit zu machen.

*

In seiner äußren Erscheinung war nichts, was zu den Vorstellungen paßte, die man sich von einem altdeutschen König zu machen pflegt. Unansehnlich von Wuchs, hager und schwächlich, war er den blonden Staufern ebenso unähnlich wie den hochgewachsenen Saliern, die seinen Stammbaum bildeten. Er war auch kein Soldat wie sie. Nicht einmal ein ordentlicher Fechter, hat er sich als Feldherr nie erprobt, und von den ritterlichen Passionen der Zeit kannte er nur eine, die Falkenjagd. Dagegen erregte Verwunderung wie seine frühreife Klugheit so der Fleiß, mit dem er sich schon in jungen Jahren den Geschäften widmete. Von den liebenswürdigen Eigenschaften des Vaters hat er nichts. Die Fähigkeit zu bezaubern, fortzureißen, ist ihm versagt. Umso stärker ist die Kehrseite des väterlichen Charakters bei ihm entwickelt: war Barbarossa brutal, so ist Heinrich grausam. Wenn Friedrich in der Hitze des Kampfes Gefangene foltern und töten und ganze Städte zerstören konnte, um sein Bedürfnis nach Rache zu befriedigen, so hat Heinrich keinen Augenblick gezögert, wo die Staatsräson es zweckmäßig erscheinen ließ, Anhänger, die auf ihn zählten, der Vernichtung preiszugeben, und noch als Sieger hat er die wehrlosen Feinde zu Tode quälen lassen unter Martern, die selbst in dieser starknervigen Zeit manchem zu viel waren. Von der Leichtigkeit, mit der er sich über die bindendsten Versprechungen nach Bedarf hinwegzusetzen wußte, gar nicht zu reden. In seiner kalten, harten, verschlossenen Art scheinen manche Ahnen aus dem salischen Hause, ein

Konrad II. oder Heinrich V., wieder aufgelebt zu sein. Fragen wir aber, was in ihm die Hauptsache gewesen, welche Eigenschaften seines Charakters sein Leben bestimmt haben, so ist es doch wieder der Vater, der vor uns steht: glühender Ehrgeiz mit kalter Berechnung gepaart, beide aufs höchste gesteigert, dafür freilich auch des gewinnenden Schimmers persönlicher Liebenswürdigkeit entkleidet. Vielleicht hat es vor Napoleon I. keinen Herrscher gegeben, der so sehr und so ausschließlich den Willen zur Macht verkörperte.

Er war sorgfältig und vielseitig unterrichtet worden. Den Ruhm freilich, daß er ein Minnesänger gewesen sei, verdankt er wohl nur der Verwechslung mit seinem gleichnamigen Enkel. Dafür hat seine wissenschaftliche Bildung den Zeitgenossen Eindruck gemacht. „Gelehrter als die Gelehrten" heißt er bei dem einen, „unansehnlich dem Äußern nach, aber an Wissen, Hochsinn, Klugheit schöner als Absalom" nennt ihn ein anderer, „geschult im päpstlichen und kaiserlichen Recht" ein dritter. Den stärksten Ton schlägt der kaiserliche Hofkaplan Gottfried von Viterbo an, da er dem eben Erwachsenen seinen „Königsspiegel", eine weltgeschichtliche Enzyklopädie in lateinischer Sprache, widmet. Für ihn übertrifft Heinrich nach Anlage und Bildung alle Zeitgenossen an Weisheit und Scharfsinn. Nachdrücklich beruft er sich auf die gründlichen Studien des Prinzen und freut sich, einen König zu haben, der „philosophiert".

Ein merkwürdiges Buch, das da dem Erben der Kaiserkrone bei seinem Eintritt ins öffentliche Leben überreicht wird; im Gewande der Schulgelehrsamkeit ein Werk von ausgesprochener politischer Tendenz. Es will zeigen, daß den Deutschen die Herrschaft im Römischen Reich von rechter Erbschaft wegen gebühre, und will damit die kirchliche Lehre widerlegen, daß der Papst ihnen das Imperium gegeben und die Kaiserkrone ein Lehen der Kirche sei. Es entwickelt zugleich ein weitgespanntes Zukunftsprogramm in Form einer sibyllinischen Weissagung: ein Nachkomme Heinrichs VI. werde auch die Griechen beherrschen, Ost und West wieder vereinigen, den ganzen Erdkreis unterwerfen, Juden und Heiden zum Christentum bekehren und die Erfüllung der irdischen Menschengeschichte bringen.

Solche Gedanken traten dem jungen König nahe in den Jahren, wo der Mensch die bestimmenden Eindrücke fürs Leben aufzunehmen bereit ist. Wieweit sie auf ihn gewirkt haben, wird die Betrachtung seiner Taten zeigen.

*

Es war doch kein geringes Wagnis, das der alte Kaiser unternahm, zugleich aber ein Zeichen für die hohe Meinung, die er von den Fähigkeiten des Sohnes hegte, als er mit einem beträchtlichen Teil der Streitkräfte des Reiches ins Morgenland abzog, den Dreiundzwanzigjährigen sich selbst und dem Rat seiner Umgebung überlassend. An Schwierigkeiten fehlte es nicht; sie sollten bald ins Ungeahnte wachsen. Heinrich der Löwe, der gestürzte Herzog von Sachsen und Bayern, brach den Eid, der ihn für die Abwesenheit des Kaisers von Deutschland fernhalten sollte. Schon im Oktober 1189 erschien er in Sachsen und eröffnete den Krieg. Während der König gegen ihn ohne rechten Erfolg kämpfte, traf aus Italien eine Nachricht ein, die überall, wo sie bekannt wurde, wie ein Donnerschlag gewirkt haben muß und die politische Konstellation mit einem Ruck umwarf: König Wilhelm von Sizilien, erst sechsunddreißig Jahre alt, war am 18. November 1189 kinderlos gestorben, die Thronfolge des normännischen Königreichs war offen und Heinrichs Gemahlin Konstanze die nächste Erbin. Aber alsbald folgte auch die Hiobspost: in Palermo hatte man sich über den Erbanspruch Konstanzes hinweggesetzt und einen Seitenverwandten des Königshauses von bestrittener Ebenbürtigkeit, den Grafen Tancred von Lecce, zum König erhoben. Papst Clemens III. hatte hierbei die Hand im Spiele gehabt. Sein Wille aber war, vom Rechtsstandpunkt aus gesehen, maßgebend, denn das Reich war päpstliches Lehen und das Erbrecht einer Frau an einem solchen Lehen eine Sache, über die sich streiten ließ.

Heinrich selbst hat den Anspruch seiner Gemahlin als zweifelloses Recht behandelt und sich sofort angeschickt, es mit den Waffen zu vertreten. Er fand dabei die Zustimmung der Fürsten. Kaum waren die Nachrichten aus dem Süden bekannt geworden, so wurde auch schon Beschluß gefaßt, das sizilische Reich zu erobern. Den Krieg gegen Heinrich den Löwen beendete ein eiliger Friedensschluß. Alle Aufmerksamkeit, alle Anstrengungen richteten sich bereits auf den Feldzug gegen Sizilien. Mitten im Winter erfolgte der Aufbruch: im November 1190 zogen die Truppen voraus, etwas später folgte der König nach; im Januar erschien er in der Lombardei.

Die nächsten Wochen werden dazu benutzt, Bundesgenossen zu werben. Pisa wird gewonnen, seine Flotte soll helfen, die Seemacht Siziliens niederzuwerfen. Dann geht es nach Rom, zur Kaiserkrönung. Hier ist Clemens III. soeben gestorben, der fünfundachtzigjährige Cölestin III. ihm gefolgt. Er hat zunächst keinen andern Wunsch, als sich in seiner eigenen Stadt zu befestigen. Die Römer aber fordern längst die Aus-

lieferung und Zerstörung der Rivalenstadt Tuskulum. Dazu konnte der deutsche König helfen: eine deutsche Besatzung lag in Tuskulum; auf sie bauten die Tuskulaner, solange sie blieb, war die Stadt unangreifbar. Da hat man sich denn rasch verständigt. Am 12. April ward zwischen Heinrich und Cölestin das Abkommen über die Kaiserkrönung geschlossen, am 15., dem Ostermontag, fand sie statt. Tags darauf zogen des Kaisers Truppen aus Tuskulum fort, die wehrlose Stadt wurde von den Römern zerstört, ihre Ruinen sind noch heute das Denkmal dieser Kaiserkrönung.

Unmittelbar darauf trat der neue Kaiser den Marsch gegen Neapel an — gegen das Verbot des Papstes, wie man sagte.

Ein machtloses Verbot! Wagte doch nicht einmal das angegriffene Königreich selbst ernsthaften Widerstand. Kaum erschien der Kaiser an der Grenze, so kapitulierten die Festungen, die sie schützen sollten, unterwarfen sich die Barone. Bald stand das deutsche Heer vor Neapel. Aber hier kamen seine Erfolge zum Stehen. Ohne Flotte war die Seestadt nicht zu bezwingen, und die Pisaner versagten ganz. Wenig fehlte, so hätten sie sich vom Gegner fangen lassen. Wohl kam jetzt auch mit Genua ein Bündnis zustande. Aber ehe dessen Flotte erschien, vergingen lange Wochen, im belagernden Heere entstanden Krankheiten, der Tod hielt fürchterliche Ernte, und schließlich erkrankte der Kaiser selbst lebensgefährlich. Ende August gab er die Belagerung auf, fast als Sterbender trat er den Rückzug nach Oberitalien an. Der deutsche Angriff war gescheitert.

Und wie nun Heinrich, langsam genesen, im Dezember wieder in Deutschland anlangte, verfinsterte sich der Himmel vollends über ihm. Als erste erhoben sich die Welfen. Halb Norddeutschland setzten sie in Flammen. Sie wußten eine Großmacht hinter sich: den König von England, ihren Verwandten und Verbündeten. Er war seit kurzem auch der Verbündete Tancreds. Unterwegs auf dem Kreuzzug hatte er sich mit ihm verbrüdert, ihm das Schwert des Königs Arthus geschenkt und Unterstützung versprochen. So zieht sich eine Kette feindlicher Allianzen von der Nordsee bis zum Sizilischen Meer. Verankert ist sie in Rom, denn Cölestin hat den Welfen ein Privileg geschickt, das sie gegen alle kirchlichen Strafen schützt. Um nun das Unglück voll zu machen, entstand eben jetzt, da Heinrich bei einer zwiespältigen Bischofswahl in Lüttich seine hergebrachten Rechte mit Energie behauptete, ein kirchlicher Streit, und da der vom Papst begünstigte Bewerber, Albert von Brabant, von persönlichen Feinden ermordet wurde, der Kaiser aber die Mörder dem strengen

Recht gemäß nicht strafte — denn der Ermordete war als Majestätsverbrecher rechtlos gewesen —, so gab man bald ihm die Schuld an der Tat, und die ganze Sippschaft der Brabanter mit ihrem zahlreichen Anhang in den Niederlanden erhob sich zum Kriege gegen den Kaiser im Bunde mit den Welfen. Immer weitere Kreise zog die üble Nachrede und Feindschaft gegen ihn im ganzen Reich. Die halbe Fürstenschaft schien zum Aufstand übergehen zu wollen. Der Markgraf von Meißen, der Landgraf von Thüringen, die Herzöge von Böhmen und von Zähringen, ja selbst bisher treue Anhänger, wie Erzbischof Konrad von Mainz, boten den Empörern in den Niederlanden die Hand, und ganz offen sprach man von Abfall und von Erhebung eines neuen Königs. Inzwischen, da er sich des Erfolges sicher glaubte, hatte auch Cölestin die Maske fallen lassen: im Juni 1192 erteilte er Tancred die Belehnung mit dem Königreich Sizilien. Des Kaisers Anspruch war stillschweigend beiseite getan.

Es war die große Prüfung für Heinrichs Herrscherkraft. Das Schicksal hat es ihm erleichtert, sie zu bestehen. Es hatte ihm bis dahin nicht gelächelt, Unglück hatte alle seine Schritte gehemmt, sein Bemühen vereitelt. Jetzt wandte sich das Blatt. Nie ist ein Herrscher mehr vom Glück begünstigt worden als Heinrich VI. in der zweiten Hälfte seiner Regierung. Er brauchte nur die Gelegenheiten auszunutzen, aber wie er es tat, zeigte er sich größer selbst als sein Glück.

Zu Neujahr 1193 verbreitete sich die Kunde, König Richard von England sei auf der heimlichen Rückkehr vom Kreuzzug bei Wien gefangen worden. Der Kaiser zögerte nicht, ihn dem Herzog von Österreich abzukaufen. Die Art, wie er diesen Fang auszubeuten wußte, zeigt den Meister der Diplomatie. Eines hohen Lösegeldes durfte er sicher sein. Aber er erreichte viel mehr: ein enges Bündnis mit dem Gefangenen, der als Vassall sein Reich von ihm zu Lehen nahm, Unterstützung für den Krieg mit Sizilien versprach, vor allem aber die Unterwerfung aller Gegner in Deutschland selbst, die Aussöhnung mit den Welfen übernahm und auch bewirkte. Als im Frühling 1194 König Richard Löwenherz seine Freiheit wieder erhielt, war der Kaiser vollständig Herr der Lage geworden. Ohne irgendwelchen Widerstand zu befürchten, vielmehr von allen Seiten unterstützt und gefördert, konnte er sich ganz dem Unternehmen zuwenden, dem schon all die Zeit sein Sinnen und Trachten gegolten hatte: dem zweiten Feldzug gegen Sizilien.

Im Mai 1194 wurde er angetreten. Von der Burg Trifels rückte der Kaiser aus, geleitet von den öffentlichen Fürbitten der Geistlichen und allen Volkes.

Zu großem Kriege waren die Vorbereitungen getroffen, aber es war, als räumten unsichtbare Hände alle Hindernisse hinweg. Das englische Geld hatte die umfassendsten Rüstungen erlaubt, Genua und Pisa hatten wie das erstemal ihre Marine zur Verfügung gestellt, aber zum Schlagen sind die kaiserlichen Streitkräfte nur wenig gekommen. Noch ehe der Feldzug begann, war König Tancred am 20. Februar 1194 ins Grab gesunken, gebrochen durch den Tod seines ältesten Sohnes. Wohl rief man den zweiten, noch ein Kind, zum König aus, aber die wirkliche Leitung, vor allem die militärische, fehlte den Sizilianern. In Scharen gingen die festländischen Barone zu dem herannahenden Kaiser über, und auch die Städte, Neapel voran, öffneten die Tore. Nur die Insel wehrte sich, aber ihren schwachen, schlecht geleiteten Widerstand warfen die Feldherrn des Kaisers, unterstützt von Genuesen und Pisanern, bald nieder. Schon im November 1194 lag das Königreich dem Kaiser zu Füßen, am 20. des Monats konnte er seinen triumphierenden Einzug in der Hauptstadt Palermo halten, am Weihnachtstag sich krönen lassen. Und um das Gefäß des Glückes bis zum Rande zu füllen, traf gleich darauf die frohe Botschaft ein, daß die vierzigjährige Kaiserin, die in Jesi bei Ancona zurückgeblieben war, am zweiten Weihnachtstag einen Sohn geboren habe, Friedrich, den langersehnten Erben des staufischen Weltreichs.

Aber für den handelnden Staatsmann gibt es keinen Feiertag; jeder Sieg fordert neue Anstrengung. Auch die Politik Heinrichs stand nicht am Ziele. Eine große und schwierige Aufgabe drängte sich von selbst ihm auf, andere ergriff sein rastlos planender Geist mit kühnem Entschluß. Die Eroberung Siziliens hatte ihn zum Feinde des Papstes gemacht. Offener Kriegszustand herrschte zwischen den beiden Oberhäuptern, kaiserliche Truppen hatten den Kirchenstaat bis dicht vor die Tore der Hauptstadt besetzt, auch der briefliche Verkehr war abgebrochen. Das konnte nicht dauern; ein Kaiser konnte nicht Feind der Kirche sein, ein Herrscher über Italien bedurfte des Friedens mit dem Papste zu Rom. Indem Heinrich sich anschickte, ihn zu suchen, tauchten die alten Probleme wieder auf, deren Lösung schon sein Vater vor zehn Jahren vergebens erstrebt hatte: die Abgrenzung des Kirchenstaats, das Mathildische Land. Ein neues war hinzugekommen: das Verhältnis des Königreichs Sizilien zum Römischen Reich.

Ein schwieriges Problem, unlösbar in den Grenzen des überlieferten Staatsrechts. Sizilien war Lehen der Kirche und überdies, ja eben darum Erbreich; das Römische Reich dagegen, die höchste Souveränität, die es

gab, wurde durch Wahl der deutschen Fürsten vergeben. Als Kaiser des Papstes Mann zu werden, hatte selbst Lothar von Supplinburg, kirchlicher gesinnt als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger, sorgfältig vermieden. Sollte Heinrich weiter gehen, dem Papste als König von Sizilien huldigen, seinen „Heerschild niedern"? Ein Gedanke, umso anstößiger, weil die ganze Oberhoheit des Papstes über das unteritalische Reich in Deutschland niemals unwidersprochen geblieben war. Hier gab es eine lebendige Überlieferung — verworren und ungenau, wie alles Historische im altdeutschen Staatsrecht, aber nicht ohne richtigen Kern —, wonach Unteritalien zum Römischen Reich gehöre. Als Lehen des Reiches hatte auch Kaiser Lothar das Land in Anspruch genommen, als einen Teil des Reiches hatte Friedrich I. es angesehen, und Heinrich selbst hat bei feierlichem Anlaß, als er auf dem ersten Marsch gegen Neapel dem Kloster Monte Cassino seine Privilegien bestätigte, es offen ausgesprochen, daß er das Königreich Sizilien und Apulien als altes Eigentum des Reiches und Erbe seiner Gemahlin für sich fordere. Ein Recht des Reiches, das selbst Lothar zu wahren verstanden, würde Heinrich preisgegeben haben, hätte er die Belehnung beim Papste gesucht. Und wenn er es tat, was wäre damit für die Zukunft gewonnen gewesen? Wer bürgte dafür, daß die deutschen Fürsten immer den König von Sizilien zum Kaiser wählen würden, wenn dieser König nicht einmal ein ganz freier Mann war?

Die Art, wie er dieses Problem angriff, zeigt Heinrich als den überlegenen staatsmännischen Kopf, unabhängig von überlieferten Vorstellungen, als einen Herrscher, der unbedenklich zum Revolutionär wird, wo das Bestehende dem neu zu Schaffenden im Wege ist.

Zunächst galt es, den Papst überhaupt zum Verhandeln zu bringen.

Cölestin hatte den Verkehr abgebrochen; seiner Hauptstadt vollkommen sicher, war er in seiner defensiven Obstruktion unangreifbar. Heinrich zwang ihn, diese vorteilhafte Stellung zu verlassen, indem er dieselbe Karte ausspielte, die schon seinem Vater in gleicher Lage so gute Dienste geleistet hatte: er bot den Kreuzzug an. Während er die Rückreise nach Deutschland antrat „mit Ruhm und unermeßlichen Schätzen beladen", erließ er in der Osterwoche 1195 noch von Apulien aus das Manifest, worin er seinen Entschluß verkündigte, ein Heer von fünfzehnhundert Rittern und ebenso vielen Schildknappen ein Jahr lang auf seine Kosten im heiligen Lande kämpfen zu lassen. Wenn sich mit diesem kaiserlichen Heer ein Kreuzzug des deutschen Reiches im großen Stil vereinigte, so waren die Aussichten günstiger als jemals früher.

Solch ein Angebot durfte der Papst nicht abweisen. Er nahm es an, erließ den vom Kaiser gewünschten Aufruf, schickte Legaten nach Deutschland, die das Kreuz predigen sollten. Seit dem Herbst 1195 kam die Bewegung in Fluß, von Heinrich in Person eifrig und erfolgreich gefördert. Man sprach davon, er selbst werde unter Umständen das Kreuz nehmen. Eingeweihte wußten, daß es dessen gar nicht bedurfte, da Heinrich seit dem Karfreitag 1195 heimlich das heilige Zeichen trug. Nur öffentlich damit hervorzutreten zögerte er noch, denn vorher mußten andere Fragen gelöst sein. Immer noch fehlte ja die volle Aussöhnung mit dem Papste. Aber im Zusammenhang damit sollte etwas noch viel Größeres erfolgen, eine gründliche Änderung der Reichsverfassung. Auf eine neue rechtliche Grundlage sollte das deutsch-römische Kaisertum gestellt und damit zugleich auch sein Verhältnis zur römischen Kirche endgültig neu geregelt werden.

Einen Teil seines Programms hat Heinrich in Deutschland offen enthüllt. Er schlug den Fürsten vor, die Königswahl abzuschaffen, Deutschland zu einem Erbreich des staufischen Hauses zu machen, wie England und Frankreich es waren. Er bot ihnen dafür Großes: den Geistlichen die freie Verfügung über ihren Nachlaß, den Weltlichen die uneingeschränkte Erblichkeit ihrer Reichslehen. Er bot endlich als höchsten Ehrenpreis die Einverleibung seines sizilischen Königreichs ins deutsche Reich. Überraschend schnell hat er die Zustimmung der Fürsten gefunden. Die große Mehrzahl — es sollen ihrer zweiundfünfzig gewesen sein — verpflichtete sich mit Brief und Siegel, seinem Antrag zu entsprechen. Aber es gab auch Opposition. An ihrer Spitze stand der Erzbischof von Köln: er verteidigte sein Vorrecht, die Krönung zu Aachen, die nach den Vorstellungen der Zeit den Gewählten erst zum wirklichen König machte. Das war vorauszusehen. Heinrich aber machte keinen Versuch, diesen Widerstand zu besiegen. Vielmehr sehen wir ihn im Sommer 1196 die Verhandlungen in Deutschland abbrechen und nach Italien ziehen. Und hier bietet er uns, wie schon den Zeitgenossen, ein seltsames Schauspiel.

Er ist mit geringer Truppenmacht erschienen. Augenscheinlich will er diesmal nicht schrecken, nicht einschüchtern, keinen Zwang ausüben, sondern gewinnen, überreden, sich verständigen. So rückt er bis dicht vor die Tore Roms und verweilt hier fast einen Monat, vom 20. Oktober bis zum 17. November. Indes sind schon seit dem Tage, da er Italien betreten, die Botschaften hin und her gegangen zwischen dem kaiserlichen Lager und dem päpstlichen Hof. Die höchsten Personen von beiden Seiten, Kardinäle auf der einen, der kaiserliche Kanzleichef, persönliche Ver-

traute Heinrichs auf der andern, sind ihre Träger. Mit reichen Geschenken wird um die Gunst des Papstes geworben. Es muß sich um die wichtigsten Dinge handeln. Heinrich selbst hat später dem Papste vorgehalten, er habe ihm mehr geboten als einer seiner Vorgänger. Und am Ende werden die Verhandlungen abgebrochen, unverrichteter Dinge und höchlich erzürnt zieht der Kaiser seines Weges nach Süden, über Neapel nach Sizilien. Was ist geschehen?

Einen Teil verrät uns ein Augenzeuge, der als Kaplan des Kaisers wohl manches gesehen und gehört, aber entweder in die Tiefe der Zusammenhänge doch nicht zu blicken vermocht, oder was er wußte, vorsichtig verschwiegen hat. In den Annalen des Straßburger Propstes, dem wir überhaupt das Beste zur Geschichte Heinrichs VI. verdanken, lesen wir: „Inzwischen begann der Kaiser mit dem Papste durch Gesandte über ein Abkommen (concordia) zu verhandeln, wobei er wünschte, daß der Papst seinen Sohn taufe und zum König salbe. Wäre dies geschehen, so hätte er das Kreuz öffentlich aus der Hand des Papstes genommen. Aber es kam nicht, wie er wollte." Den Zusammenhang, in den diese Nachricht mit ihrer großzügigen Einsilbigkeit gehört, können wir eben noch erraten. Heinrich hat den Widerstand des Kölner Erzbischofs gegen seinen Erbreichsplan durch den Papst zu überwinden gesucht, indem er seinen Sohn durch ihn zum König machen ließ. War dies geschehen, so konnte Salbung und Krönung aus der Hand des Kölners entbehrt, der Spruch der großen Mehrheit des Fürstenstandes verkündigt und in Kraft gesetzt werden: das Römisch-deutsche Reich war staufisches Erbreich.

Freilich, einen solchen Dienst durfte Heinrich nur von einem Papste verlangen, mit dem er in allen Stücken einig war; und daran fehlte, wie wir wissen, noch fast alles. Was bot er, um Cölestin zu gewinnen? Er selbst hat öffentlich und mit Emphase von der Vernichtung der Ketzerei gesprochen, die allenthalben wuchere; andere erwarteten, er werde selbst den Kreuzzug führen. Die Hauptsache wurde geheimgehalten; es ist reiner Zufall, daß wir durch spätere Andeutungen davon wissen.

Ein englischer Schriftsteller, der bald darauf an der Kurie weilte, hat dort erfahren, Heinrich habe dem Papst und den Kardinälen die Einkünfte der besten Pfründen im ganzen Reich angeboten gegen Verzicht auf ihre weltliche Herrschaft. Also Säkularisation des Kirchenstaats gegen feste Leibrenten für die Häupter der römischen Kirche.

Aber noch viel weiter ist er gegangen. Wir würden es nicht für möglich

halten, wäre das Zeugnis darüber nicht von einem Gewicht, das alle Zweifel ausschließt. Um den Papst für seine Pläne zu gewinnen, hat Heinrich sich erboten, das Kaisertum von ihm zu Lehen zu nehmen. Eine goldene Kugel sollte das bezeichnende Symbol dieser Übertragung sein. Kein Geringerer als Innozenz III., der als Kardinal die Verhandlungen miterlebte, hat es verraten.

Der Vorschlag war von genialer Kühnheit. Er brachte — man kann es nicht leugnen — die einfachste und vollständigste Lösung der schwebenden Fragen. Er beseitigte jede Schwierigkeit für die dauernde Verbindung Siziliens mit dem deutschen Reich, sicherte die Erblichkeit der Krone gegen die Zufälle und Launen der Fürstenwahl und stellte ihren Besitz unter den mächtigen Schutz der Kirche. Aber um diesem Gedanken Raum zu geben, mußte man hoch über der eigenen Zeit und ihren Vorurteilen stehen. Daß die Kaiserkrone ein Lehen der Kirche sei, hatte neununddreißig Jahre früher ein Papst behauptet und damit einen Sturm der Entrüstung am deutschen Hofe erregt. „Das werden wir nicht dulden, nicht zulassen", hatte Kaiser Friedrich geantwortet, „lieber auf die Krone verzichten, als sie so erniedrigen." Heinrich VI. dachte anders. Er war bereit, um zu dauerndem Frieden mit der Kirche zu gelangen, ihren Anspruch anzuerkennen. Was der Vater mit Empörung zurückgewiesen hatte, daran nahm der Sohn keinen Anstoß: der Vasall des Papstes zu werden und die Kaiserkrone von ihm zu Lehen zu nehmen.

Nüchterner konnte ein Kaiser über die eigene Würde nicht denken. Ihren Rang, ihr Ansehen in der Welt, ihre Ehre mit einem Worte war er bereit zu opfern, um ihre Macht zu stärken. Denn das fühlte ja auch der Blinde mit dem Stock: was die Kirche bei diesem Geschäft an Ehre und Ansehen gewann, das mußte sie dem Kaisertum mit reichlichen Zinsen an wirklicher Macht zurückzahlen. Das Papsttum hätte tatsächlich seine eigene Abdankung vollzogen, indem es der Theorie nach sich seine letzten Ansprüche erfüllen ließ. Das Abkommen, das Heinrich vorschlug, bedeutete allerdings den dauernden Frieden, aber einen Frieden, in dem der Papst die Waffen auslieferte. Es hätte nicht nur den Kirchenstaat säkularisiert, es hätte das Papsttum selbst als Weltmacht zugunsten des deutschen Kaisertums mediatisiert. Der Nachfolger Gregors VII. wäre aufs Altenteil gesetzt worden. Es bezeichnet die Höhe seines Machtgefühls, daß Heinrich dem Papste solche Vorschläge machen konnte.

Aber er durfte sie machen. Es ist nicht weniger bezeichnend für die Stimmung dieser Zeit, daß seine Vorschläge an der Kurie ernsthaft erwogen wurden. Ja, es muß einen Augenblick gegeben haben, wo der Er-

folg sicher schien. Zuletzt aber haben doch die Gegner seines Planes die Oberhand behalten, und die Verhandlungen scheiterten.

Heinrich hat nicht gezögert, die Konsequenz daraus zu ziehen. Indem er Rom den Rücken wandte, schickte er Befehl nach Deutschland, daß man den Fürsten, die sich auf den Erbreichsplan verpflichtet hatten, ihre Briefe zurückgebe und sich mit der Erwählung des kleinen Friedrich gemäß dem alten Herkommen begnüge; was denn auch alsbald ausgeführt wurde. Aber aufgegeben hatte er seine Absichten keineswegs. Nicht als abgebrochen, nur als vorläufig unterbrochen — so gab er dem Papste zu verstehen — wollte er die Verhandlungen angesehen wissen, und erklärte sich zur Fortsetzung jederzeit bereit. Er konnte warten und durfte auf die Macht der Tatsachen vertrauen: früher oder später mußte sie ihn zum Ziele führen. Cölestin war ein Neunzigjähriger. Sein Tod konnte von heute auf morgen alles wenden. Vielleicht war sein Nachfolger wieder ein Kaiserfreund wie Lucius III., oder ein Mann von der Gesinnung jenes Gregor VIII., der im Jahre 1187 schon nach sechswöchiger Regierung gestorben war, „zu gut für diese böse Welt“, wie die Zeitgenossen urteilten, der offen erklärt hatte, ohne den Schutz der weltlichen Mächte könne die Kirche nicht bestehen, und von dem man sagte, er sei der Überzeugung gewesen, die Geistlichen sollten beten und Almosen geben, nicht herrschen und Krieg führen. Viele dachten damals ähnlich, verbreitet war die Abneigung gegen das Politisieren der Kirche, scharf der Tadel gegen seine Folgen. Kam wieder ein Mann dieser unpolitischen Richtung auf den päpstlichen Thron, so hatte der Kaiser das Spiel gewonnen. Er durfte die Zeit für sich arbeiten lassen. Noch hatte er ja die Möglichkeiten, die ihm seine Stellung bot, nicht einmal auszunutzen begonnen. Eben daran wollte er jetzt gehen.

Das erste war der Kreuzzug. Er war mit einer Vorsicht und klugen Überlegung vorbereitet worden wie noch kein ähnliches Unternehmen. Aufs sorgfältigste waren die Rüstungen durchgeführt und auch politisch die Wege geebnet. So sehr wirkte der Glanz des aufsteigenden kaiserlichen Gestirns, daß die Fürsten des Morgenlandes sich zu seinem Dienste drängten. Der König von Zypern hatte als Vassall dem Kaiser huldigen lassen, der Fürst von Armenien hatte den gleichen Schritt getan, um die Königswürde zu erlangen. Beide erwarteten Belehnung und Krönung aus der Hand eines kaiserlichen Stellvertreters. Auch das byzantinische Reich war nach einigem Sträuben zu Bündnis und Unterstützung gewonnen worden. Mit den Summen, die Kaiser Alexios zu

zahlen versprach, hätte Heinrich sein Kreuzheer besolden können. Nimmt man hinzu, daß auf der Gegenseite Zwist und Eifersucht unter den Erben Saladins die Kräfte lähmte, so ist es nicht zu viel behauptet, daß wohl noch nie ein Kreuzzug sicherern Erfolg versprochen hatte. Und wenn dieser Erfolg eintrat, wenn ein deutsches Kreuzheer, ein kaiserlicher Kreuzzug der Christenheit wieder zum Besitz Jerusalems verhalf, konnte dann die Kirche dem Herrscher noch entgegen sein, der so Großes für sie getan? Mit ruhiger Zuversicht durfte Heinrich den kommenden Dingen entgegensehen, als im Sommer 1197 die Scharen deutscher Kreuzfahrer von Unteritalien und Sizilien aus nach dem Orient segelten. Wenn sie siegten, so gehörte die Zukunft ihm; und sie würden siegen.

Im gegnerischen Lager muß man wohl gewußt haben, was auf dem Spiele stand. Wenn unsere Überlieferung Glauben verdient, so hätte die Kurie Cölestins, den man als matten, willenlosen Greis zu schildern liebt, die Hölle zu Hilfe gerufen, um ihrem Schicksal zu entrinnen, da ihr der Himmel nicht helfen wollte. Mitten in den Vorbereitungen zum Kreuzzug wurde der Kaiser im Mai 1197 von einer Verschwörung sizilischer Barone überrascht, bei der es auf seinen Tod abgesehen war. Bis in seine nächste Umgebung sollen die Fäden gereicht haben, ja, die Kaiserin selbst in sie verwickelt gewesen sein, der Papst aber um alles gewußt haben. Wenn das wahr ist — und ich sehe keinen Grund, daran zu zweifeln —, hat man in Rom kein Bedenken getragen, alle Aussichten des aussichtsreichsten Kreuzzuges zu opfern, um sich des Kaisers zu entledigen.

Es kam anders; Heinrich, im letzten Augenblick gewarnt, konnte sich noch eben rechtzeitig nach Messina flüchten, dessen Bürgerschaft zu ihm hielt; und seinen Feldherren, Marquard von Annweiler und Heinrich von Kalden, gelang es mit Hilfe einiger zufällig eintreffender Kreuzfahrer, den ausbrechenden Aufstand niederzuschlagen. Furchtbar war jetzt das Strafgericht, das der Kaiser anordnete, mit raffinierter Grausamkeit wurden die Häupter der Verschwörung hingerichtet, die Kaiserin selbst zur Strafe gezwungen, das Schauspiel anzusehen. Durch solchen Schrecken glaubte Heinrich sich genügend geschützt, da er seine verfügbaren Truppen, als ob nichts geschehen wäre, auf den Kreuzzug sandte und selbst mit wenigen Vertrauten in Sizilien zurückblieb.

Was nun geschah, läßt sich nur mit stockender Zunge berichten. Wir möchten so gerne an Plan und Absicht in den Geschicken der Menschen glauben, wir suchen nach Folge und Zusammenhang in den Begebenheiten. Hier aber stehen wir vor einem Schauspiel, wie wenn der Künst-

ler das Werk, das er mit Meisterschaft begonnen, in jäher Laune selbst zertrümmert; und gedemütigt beugen wir uns der Erkenntnis, daß die Geschichte nicht anders als die Natur mit Keimen und Möglichkeiten in gedankenloser Verschwendung spielt.

Seit Anfang August bereits war der Kaiser krank in Messina; man sprach von Dysenterie, die er sich in kalten Nächten auf der Jagd in den Wäldern von Linari zugezogen haben sollte. Der September verging, gegen Ende des Monats besserte sich der Zustand des Kranken, so daß die Übersiedlung nach Palermo beschlossen wurde. Lassen wir dem Kaplan das Wort, der am Bette seines Herrn stand. „Schon war fast das ganze Gesinde mitsamt dem ganzen Hausrat hinübergefahren, da trat ein Rückfall ein, und am Tage vor St. Michaelis, dem 28. September, ging der Kaiser nach frommer Beichte und zerknirschten Herzens aus dieser Welt."

Sein letztes Geschäft war sein Testament gewesen. Man schaudert, wenn man hier liest, mit wie kalter Besonnenheit der Sterbende den Zusammenbruch seines Lebenswerkes voraussieht und seinen Vertrauten Anweisungen gibt, auf welche Art sie wenigstens die wertvollsten Stücke aus dem Bankrott für seinen Sohn retten können. Und man blickt auf den Grund seiner politischen Weltansicht, wenn man innewird, daß er alles Heil und alle Rettung vom Feinde erwartet. Damit sein Sohn die Kronen von Sizilien und Rom behalte, soll der Papst zufriedengestellt werden. Konstanze und Friedrich sollen ihm für Sizilien huldigen, wie die frühern Könige der römischen Kirche gehuldigt haben. Der Kirchenstaat soll geräumt, das Mathildische Land herausgegeben, die Oberhoheit der Kirche auch für Ravenna und Ankona anerkannt werden.

Man hat dies Testament mit seiner scheinbar blinden Unterwerfung unter die Kirche für unvereinbar mit dem Leben des Kaisers gehalten und es darum — ohne jede äußere Berechtigung — für untergeschoben erklärt, weil man nicht erkannte, daß es ja nur ein den Umständen nach veränderter Ausdruck desselben Gedankens ist, der Heinrichs Politik schon seit Jahren bestimmt hatte: Verständigung mit dem Papst, Frieden mit der Kirche. Deutlich genug hatte er gezeigt, wieviel ihm daran lag, und mit Recht: er konnte sie auf die Länge nicht entbehren, sie waren die Voraussetzung sichern Bestandes für sein Reich. So war es ja von jeher gewesen. Auf der Verbindung mit der römischen Kirche hatte das deutsche Kaisertum von Anfang an beruht; Roms mußte sicher sein, wer in Italien Herr bleiben wollte. Das hatten auch die frühern Kaiser

gewußt und danach gehandelt, am meisten Friedrich I. Heinrich ist auf dieser Bahn nur entschlossener vorgegangen, mit der Konsequenz, die die von ihm geschaffene neue Lage gebot und erlaubte. Wohl hatte er selbst die Verständigung aufs äußerste erschwert durch die Tat, die seine Regierung eigentlich kennzeichnet, die Annexion Siziliens. Aber wer könnte verkennen, daß er auch damit nur den Überlieferungen seiner Vorgänger folgte? Von Otto dem Großen bis zu Friedrich I. haben die deutschen Herrscher, so oft die Gelegenheit sich bot, die Hand nach den blühenden Gefilden jenseits des Garigliano ausgestreckt, die ja damals unendlich viel mehr als heute die Lust des Besitzens weckten. Aber nicht nur den Überlieferungen entsprach die Annexion Siziliens, sie war eine Notwendigkeit, sollte die deutsche Herrschaft in Italien gesichert sein. Das hatten die Erfahrungen der Jahrhunderte handgreiflich gelehrt, da jede Auflehnung, jeder Widerstand, der in Italien irgendwo gegen die deutschen Kaiser gewagt worden war, mit Sicherheit auf Unterstützung bei den Machthabern im Süden hatte zählen können. Zwei Großmächte nebeneinander kann Italien nicht beherbergen, und vollends vor einer fremden Seemacht, wie das normännische Reich eine war, konnte die Halbinsel mit der langgedehnten Küste sich niemals sicher fühlen. So gibt es kein gröberes Verkennen der wirklichen Verhältnisse, als wenn man Heinrich VI. tadelt, weil er die Gelegenheit erfaßte, den Schaden zu heilen, an dem das deutsche Kaisertum von jeher gelitten hatte.

Gelungene Eroberungen stärken den Herrscher auch daheim. Welchen Machtgewinn das Königtum in Deutschland selbst aus dieser glänzenden Expansion ziehen werde, das offenbart sich schon vom ersten Tage an. Als Heinrich unverrichteter Dinge von seinem ersten italischen Feldzug zurückgekehrt war, da empörten sich die Fürsten, und er sah seine Krone bedroht. Als ihm die Unterwerfung Siziliens gelungen ist, darf er Hand an das Königswahlrecht der Fürsten legen, und ihre große Mehrheit ist zur Unterwerfung bereit; er kann es auch wagen, das Erbrecht an den Reichslehen anzutasten, und erfährt keinen Widerspruch. Ein großes Fürstentum des Reichs, die Markgrafschaft Meißen, enthält er dem Bruder des letzten Inhabers vor und läßt sie für sich verwalten. Achtzig Jahre früher hatte Heinrich V. Ähnliches mit einer kleinen Grafschaft in Thüringen versucht, und wie ein Mann hatte sich die Fürstenschaft Norddeutschlands gegen ihn erhoben. Jetzt bleibt alles still, der Wille des Kaisers ist Gesetz.

Es ist hergebracht, von einer Weltherrschaft ohne Ziel und Schranken zu sprechen, nach der Heinrich VI. gestrebt haben soll. Der üble Klang,

der diesem Wort anhaftet, hat auch dem Andenken Heinrichs geschadet. Alle benachbarten Länder habe er unterwerfen, den Erdkreis seinem Reiche einverleiben wollen. Mißverständnisse, zum Teil absichtliche Mißdeutungen, die der vergifteten Feder Innozenz' III. entflossen sind und mit denen die Forschung bereits aufzuräumen begonnen hat! Nur in einem Sinne dürfen wir auch bei ihm von weltumfassenden Plänen sprechen, in demselben Sinne, der überhaupt der Sinn des altdeutschen Kaisertums ist: nicht Herrschaft, aber Vorherrschaft, Führerschaft, Hegemonie des deutschen Reiches im Kreise seiner Nachbarn. Sie hat auch Heinrich VI. überall zur Anerkennung zu bringen gestrebt, soweit die deutschen Interessen reichten.

Der Unterschied ist nur, daß seit der Erwerbung Siziliens der Umkreis dieser Interessen sehr viel weiter geworden ist. Mit dem Besitze dieser Insel war die maritime Großmachtstellung der normännischen Könige, der natürliche Anspruch auf Herrschaft im Mittelmeer auf den deutschen Kaiser übergegangen, und so lagen nun mit einem Schlage auch die östlichen Küsten dieses Meeres im natürlichen und notwendigen Bereich der kaiserlichen Politik. Hier hatte Deutschland bisher noch nichts bedeutet. Was im Heiligen Lande an dauernden Gründungen gelungen war, das war französisch, wie die ganze Bewegung der Kreuzzüge in der Hauptsache vom französischen Adel bestritten worden war. Friedrichs I. Kreuzzug hätte das wohl gewendet, aber er verunglückte vor dem Ziel. Heinrich VI. nimmt den Wettbewerb mit der französischen Nation wieder auf, und es leidet keinen Zweifel, daß er sie bei längerem Leben aus dem Felde geschlagen haben würde. Schon die ersten Erfolge der deutschen Kreuzfahrer waren verheißungsvoll genug. Rasch war die ganze syrische Küste erobert, für das Reich Jerusalem ein neuer König bestellt in der Person — bezeichnend genug — jenes Amalrich von Zypern, der soeben aus der Hand des deutschen Reichskanzlers die Königskrone als Vasall des Reiches empfangen hatte. So schickte das deutsche Imperium sich an, indem es die Führung in der Weltpolitik seiner Zeit übernahm, zugleich seine eigene Idee ganz zu erfüllen: unmittelbare Herrschaft über die Mitte Europas, Hegemonie über die Nachbarn, Schutz und Wache an den heiligen Stätten im Osten, die wahre Vorkämpferschaft der katholischen Christenheit, der abendländischen Zivilisation. War dieser Gründung Dauer beschieden, so mochte denn wohl früher oder später der Tag kommen, an dem man nach mittelalterlicher Denkweise würde sagen können, daß der Lauf der Zeit vollendet und die Weissagung erfüllt sei, von der mehr als ein Zeitgenosse träumte: Vereinigung von Ost und

West, Bekehrung oder Ausrottung der Ungläubigen, Allherrschaft von Christentum und Kirche unter dem Schutze eines römischen Kaisers aus deutschem Geschlecht.

Das Schicksal hat über dem Werke Heinrichs VI. den Stab gebrochen, indem es ihm die Dauer versagte. Aber wir müssen feststellen, daß das ein Machtspruch des blinden Fatums ist, keine logische Notwendigkeit. Daß der Lebensfaden des Mannes, der die neue Weltmacht geschaffen hatte, vor vollendetem zweiunddreißigstem Jahr abriß, hatte nichts zu tun mit der innern Möglichkeit und Dauerhaftigkeit seiner Schöpfung, so wenig wie die Amöben, die seinen Körper zerstörten, eine Ahnung hatten von den Gedanken, die sein Geist bewegte. Zwanzig, dreißig Jahre später hätte die Schöpfung den Schöpfer entbehren können, in jenem Augenblick aber war er selbst das Reich, und sein Tod bedeutete den Zusammenbruch. Mit einer Siegeszuversicht, die ihn kennzeichnet, hatte er soeben alle seine Truppen nach dem Orient gesandt. In seiner Umgebung gab es nur einen Mann, der sein Werk allenfalls hätte fortsetzen können: Marquard von Annweiler, der Reichstruchseß, als Herzog von Ravenna, Markgraf von Ancona, Graf von Molise und den Abruzzen die Stütze und der rechte Arm der kaiserlichen Politik in Italien. Aber gerade gegen ihn am meisten kehrte sich der Haß der sizilischen Barone, und mit ihnen verband sich die Kaiserin selbst. Indem sie in wahnwitziger Leidenschaft den Einzigen, der ihrem Sohn das väterliche Erbe hätte retten können, zum Lande hinaustrieb, half sie mit eigener Hand dazu, an der noch unbestatteten Leiche ihres Gemahls sein Lebenswerk zu zerstören.

Und wie nun die Waagschale der staufischen Macht, ihres Hauptgewichtes beraubt, jäh emporschnellte, da sank, den Gesetzen der Natur folgend, die Gegenseite tief und drückend herab: an die Stelle des deutschen Kaisertums trat als beherrschender Faktor in allen europäischen Angelegenheiten das Papsttum zu Rom. Es erntete den Lohn der klugen Geduld und Ausdauer, mit der es der drückenden Umklammerung durch den Gegner den stillen, aber zähen Widerstand entgegengesetzt hatte, den die Verhältnisse gestatteten. Es hatte gesiegt durch die Gnade des Schicksals, es hatte das Spiel gewonnen, und als schon nach wenigen Wochen der alte Cölestin dem jungen Kaiser ins Grab nachfolgte, da wurde Heinrich VI. abgelöst durch Innozenz III. Wer vermöchte auszudenken, was alles hätte geschehen können und unterbleiben müssen, hätte Heinrich nur ein Jahr länger gelebt! So predigt sein Schicksal mit erschütterndem Nachdruck die große Wahrheit, die aller historischen Betrachtung so herben Beigeschmack gibt: daß im geschichtlichen Verlauf

auch die höchste Geisteskraft niemals frei zu schalten vermag, weil ihr die blinde Unvernunft der Naturgesetze gleich mächtig, ja übermächtig gegenübersteht.

*

Uns steigt, bei aller Bewunderung für die Größe dieser Ereignisse und Entwürfe, ein zweifelndes Bedenken auf. Das neue abendländische Weltreich hatte seinen Schwerpunkt nicht in Deutschland, sondern in Italien, und zwar im fernsten Süden des Landes. Von Palermo aus übersah der Herrscher am leichtesten die Punkte, an denen er seine Macht einsetzen mußte. Hier hatte der Verkehr des Mittelmeers sein natürliches Zentrum, an Reichtum der Erträgnisse nahm Sizilien unter des Kaisers Landen den ersten Platz ein. Konnte ein Reich, dessen Herz in Sizilien schlug, ein deutsches Reich bleiben? Mußte nicht früher oder später auch der Herrscher dieses Landes Art sich angleichen, wie die Pflanze dem Boden, der sie nährt?

Nur die Tatsachen könnten auf diese Frage sichere Antwort geben, und das Schicksal hat ihnen das Wort abgeschnitten. So liegt es denn nahe — und gar mancher ist dieser Versuchung erlegen —, in der Politik Heinrichs VI. lediglich dynastischen Ehrgeiz wirksam zu sehen, der sich dem eigenen Volke entfremdet. Das gerade Gegenteil ist die Wahrheit: *die Politik Heinrichs VI. hat den vollen Beifall und die tatkräftige Unterstützung der deutschen Nation gefunden.* Unter frühern Kaisern, noch unter Friedrich I., war es vorgekommen, daß ein glücklich begonnener Feldzug gegen das sizilische Reich abgebrochen werden mußte, weil die Fürsten in so weiter Ferne nicht kämpfen wollten. Heinrich sind sie willig und eifrig gefolgt nach Neapel und Salerno, und weiter übers Meer, bis nach Palermo und Messina.

Auch die Ausdehnung des deutschen Einflusses im Orient ist von ihnen als nationale Politik begriffen und gefördert worden. Noch nie hatte sich eine so stattliche Schar deutscher Fürsten, Herren und Ritter zum Kreuzzug aufgemacht wie damals, als Heinrich VI. werben ließ. Daß seine Pläne auch die ihren seien, bewiesen diese Kreuzfahrer mit der Tat. Keinen Augenblick ließen sie sich durch die Nachricht von seinem Tode aufhalten, nach seinem Programm setzten sie die Operationen fort. Der Kanzler Bischof Konrad von Hildesheim hatte Auftrag, im Namen des Kaisers den Fürsten von Kleinarmenien zum König zu krönen. Der Auftrag erlosch, da der Kaiser starb, aber man übernahm ihn auf das Reich, und im Namen des Reiches vollzog nun der Reichserzkanzler Erzbischof Konrad von Mainz in Person die Krönung und empfing die Huldigung,

durch die das östlichste aller christlichen Länder ein Lehen des deutschen Reiches und sein Herrscher — wie er sich jetzt nannte — ein „König von Gottes und des römischen Reiches Gnaden" wurde. Wenn also der Lebensgedanke Heinrichs VI. ein Traum gewesen sein sollte, — die deutsche Nation hat ihn mitgeträumt.

Politische Reflexionen vorzutragen, ist nicht die Art jener Zeit. Aber angesichts der glänzenden Erfolge dieses Herrschers und der weltenweiten Möglichkeiten, die seine Taten eröffneten, löst sich doch hier und da einem Schriftsteller die Zunge und läßt die Empfindung ausbrechen mit einem Akzent, der umso ergreifender wirkt, je weniger man ihn gewohnt ist. Mit wehmutvollem Blicke schaut ein Menschenalter später der Mönch von Heisterbach auf die Tage Heinrichs VI. zurück: „Einst besaß das Römische Reich die Herrschaft der Welt, so daß die Könige ihre Macht vom Kaiser empfingen, wie die Sterne ihr Licht von der Sonne." Noch deutlicher spricht ein schwäbischer Klosterbruder, der diese Zeit des Glanzes selbst gesehen haben muß. In der Chronik von St. Blasien — sie ist nur zwölf Jahre später verfaßt — lesen wir:

„Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1197 wurde Kaiser Heinrich von vorzeitigem Tode ereilt, als er die Feinde des Reiches ringsum unterworfen hatte und zu Lande und zu Wasser gebietend am äußersten Ende Siziliens weilte. Sein Tod sei den Deutschen und allen Völkern Germaniens in Ewigkeit beklagenswert, denn er machte sie groß mit den Reichtümern der andern Länder, er jagte den Schrecken vor ihrer kriegerischen Tüchtigkeit allen umwohnenden Völkern ein und zeigte, daß die Deutschen ja den andern überlegen sind. Wäre ihm der Tod nicht zuvorgekommen, er wäre der Mann gewesen, durch seine Kraft und sein Geschick die Pracht des Kaisertums in alter Herrlichkeit wieder aufblühen zu lassen."

Was hier ein Mönch mit schlichten und gehobenen Worten ausspricht — ein Mönch, der doch die Ereignisse nur mit ansehen und für die Größe seiner Nation höchstens beten konnte —, das hat gewiß die Herzen der Ritter noch ganz anders bewegt. Es ist der realpolitische Inhalt des deutschen Kaisertums, das man so gern zu einer abstrakten Theorie verflüchtigen möchte: die Vorherrschaft der Deutschen über die benachbarten Völker im bekannten Erdkreis, in der alten Welt des Mittelmeeres. Sie hat nie zur vollen Wirklichkeit werden dürfen; aber es hat eine Zeit gegeben, in der sie auch von der Nation bewußt erkannt und erstrebt wurde, und einen Augenblick wenigstens, in dem sie der Vollendung nahe schien.

Der Reichsgedanke der staufischen Zeit

Fast scheint es ein Wagnis, reden zu wollen von dem, was eine so ferne Zeit, wie die der Kaiser aus schwäbischem Geschlecht, von dem Reich, das jene regierten, von seinem Wesen und seiner Bestimmung gedacht hat. Was wissen wir denn davon? Die Deutschen von damals schrieben keine politischen Abhandlungen; steht es fest, daß sie sich von dem Reich, in dem sie lebten, überhaupt viele Gedanken gemacht haben? Ein Schrifttum darüber gibt es erst aus späterer Zeit, als das Reich der Staufer nicht mehr war. Wohl dachte man es sich auch weiterhin immer noch als bestehend, aber seine Macht war dahin, wie ein Schatten seiner selbst lebte es nur noch in der Vorstellung der Menschen. Damals begann jene lange Reihe von Werken, in denen die Gelehrten sich bemühten, festzustellen, was dieses Reich eigentlich sei, das sich das römische nannte und doch ein deutsches sein wollte; woher es seinen Ursprung leite, wie weit seine Rechte sich erstreckten, und in welches Schubfach der Lehre vom Staat man es einzuordnen habe. Das „Heilige Römische Reich der Deutschen Nation", wie man es schließlich nannte, scheint die Gedanken der Menschen erst stärker beschäftigt zu haben, als es gestorben war; solange es lebte und wirkte, hat man gehandelt, nicht geredet und gegrübelt. Täten nicht auch wir am besten, uns an seinem Handeln genügen zu lassen, anstatt auf die Suche nach Gedanken zu gehen, die zu jener Zeit vielleicht niemand gedacht hat? Laufen wir nicht Gefahr, wenn wir es tun, unsere eigenen Gedanken den Menschen der Vorzeit anzudichten?

Die Besorgnis ist unnötig. Auch in den Zeiten der Staufer haben die zum Handeln Berufenen mitunter gesprochen, auch aus jenem Jahrhundert fehlt es nicht an Äußerungen der Herrscher, die Aufschluß geben über ihre Ziele, und deutlicher noch legen ihre Taten Zeugnis ab von dem, was sie erstrebten. Sie waren keine Abenteurer, die sich vom Winde des Zufalls treiben ließen, sie wußten, was sie wollten und warum sie es wollten, sie handelten planmäßig und nach Überlegung. Das gilt gerade von den schwäbischen Kaisern in besonderem Maß. Ihr Tun und Treiben war geleitet von klarem, folgerichtigem Denken, bei ihnen darf man von einem bewußt erkannten Reichsgedanken sprechen. Und wie die Herrscher, so das Volk. Mit der Tat hat es sich zu ihren Zielen bekannt, indem es ihrem Streben seine Unterstützung lieh. Ist es doch der besondere Zauber, den die Geschichte Friedrichs I., Heinrichs VI. ausstrahlt, daß

wir die Könige getragen sehen von der Zustimmung der Nation, der Geistlichen wie der Laien, und mehr als eine Stimme tönt zu uns aus der Mitte des Volkes, die keinen Zweifel darüber läßt, welch tiefes Verständnis, welche warme Teilnahme das Streben der Herrscher in weiten Kreisen gefunden hat. Der Reichsgedanke der staufischen Kaiser, das darf man getrost sagen, ist der Gedanke ihrer Zeit.

Sie haben nicht gemeint, etwas Neues zu wollen, im Gegenteil, auf Wiederherstellung dessen, was gewesen und verlorengegangen war, ist ihr Absehen gerichtet; wie es Friedrich I. beim Regierungsantritt feierlich für seine Aufgabe erklärte: „daß das hehre römische Kaisertum in alter Macht und Herrlichkeit wiedererstehe". Wie sie ein Erbteil zu verteidigen glaubten, das ihnen die Vorzeit hinterlassen hatte, so fanden sie auch ihr Herrscherideal, das Vorbild, dem sie nachzueifern sich bemühten, in fe.ner Vergangenheit, in der Gestalt Karls des Großen. Seine Nachfolger zu sein, mit Rechten und Pflichten, fühlten sie sich berufen, das Reich Karls sollte das ihre sein, wie er wollten sie es regieren. Daß Friedrich I. durch seinen Papst den großen Kaiser unter die Heiligen der Kirche aufnehmen, seine sterblichen Reste im Münster zu Aachen der Verehrung der Gläubigen darbieten ließ, war eine Handlung von tiefer Sinnbildlichkeit. Unter dem überirdischen Schutz seines größten Herrschers sollte das Reich fortdauern und gedeihen, die Taten Karls wiesen ihm die Bahn.

Der geschichtliche Karl war es nicht, an den man dabei dachte, ihn kannte man nicht mehr. Längst war sein echtes Bild verdrängt durch ein sagenhaftes, an dessen Entstehen neben Unwissenheit und Mißverstand auch bewußte Erfindung ihr Teil hatte. Der König der Franken, der römisches Wesen nicht mochte, der nur überrascht und widerwillig die Würde eines Kaisers der Römer sich hatte aufdrängen lassen und sorgsam darauf achtete, daß in seinem Herrschertitel das fränkische und langobardische Königtum vom römischen Kaisertum deutlich unterschieden blieb, er war in der Vorstellung der Nachwelt zum Kaiser von Rom, der Geschlagene von Roncesvalles zum siegreichen Vorkämpfer der Christenheit gegen den Islam, sein fränkisches Königreich war zum wiederbelebten römischen Weltreich umgeprägt worden. Das war Mythus, nicht Geschichte. Wohl hatten schon an dem Tage, da das römische Volk den König der Franken zu seinem Imperator Augustus ausrief, manche Zeitgenossen in ihm den Erneuerer des römischen Weltreichs gesehen, dem zur tatsächlichen Herrschaft über dessen ehemalige Provinzen nur der Titel fehlte. Die nächste Generation hatte sogar den Versuch gemacht, die sämtlichen verschiedenen Volksreiche, über die der fränkische König gebot, zur

Einheit eines römischen Gesamtreichs zusammenzufassen. Der Versuch war gescheitert, das Reich hatte sich aufgelöst, und als Otto I. im Jahre 962 die römische Kaiserwürde empfing, war es wieder eine Dreiheit von Reichen, deren Regiment sich in seiner Hand vereinigte, römisches Kaisertum neben fränkisch-deutschem und langobardisch-italischem Königtum. Aber aus ihrer von Geschlecht zu Geschlecht sich wiederholenden Verbindung erwuchs jetzt die Vorstellung von einer rechtmäßigen, natürlichen und notwendigen Zusammengehörigkeit, die Vorstellung von einem einigen und unteilbaren Gesamtreich. Schon der dritte der deutschen Kaiser aus sächsischem Hause, Otto III., konnte den Versuch machen, dieses Gesamtreich im buchstäblichen Sinn als römisches wieder von Rom aus zu regieren. Er starb, ehe die Geschichte über die Möglichkeit des Erfolges ihr Urteil gesprochen hatte, aber der Gedanke, von dem er ausgegangen war, lebte weiter und muß so sehr nach dem Sinne der Zeit gewesen sein, daß er im Bewußtsein der nächsten Generation immer tiefere Wurzeln schlug. Noch keine vierzig Jahre waren seit dem Tode Ottos III. (1002) vergangen, da hatte man schon begonnen, die unter einem Zepter vereinigten Reiche von Deutschland und Italien — wozu seit kurzem (1034) noch Burgund gekommen war — mit der Hauptstadt Rom als ein einziges römisches Reich zu denken, so daß man anfing, den deutschen König, bevor er die Kaiserkrone aus des römischen Bischofs Hand empfangen hatte, als König der Römer zu benennen. Brauch und Vorstellung bürgerten sich ein, und als gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts das staufische Zeitalter anbrach, stand es schon unwidersprochen fest, daß die Deutschen die Erben der Römer, ihr Reich das römische und ihr König zur Herrschaft als römischer Kaiser berufen sei. Von den Griechen — so deutete man sich die Tatsachen der Geschichte — sei das Kaisertum in der Person Karls des Großen auf die Franken übertragen und von diesen an ihre Rechtsnachfolger, die Deutschen, gekommen.

Dies ist der feste Kern, der politische und staatsrechtliche Inhalt des Reichsgedankens, den die staufische Zeit als fertigen, unbezweifelten Glauben vom vorausgehenden Jahrhundert übernommen, den sie klarer ausgeprägt, tiefer erfaßt und in der Wirklichkeit mit Bewußtsein darzustellen gestrebt hat. Im siebzehnten Jahrhundert würde man es die Ratio Status des Reiches genannt haben, sein Wesen und seine Lebensaufgabe. Um diesen Kern aber rankten sich noch andere Vorstellungen. Unvergessen war, daß dem Reich der Römer, das jetzt der Deutschen sein sollte, alle Lande und Völker untertan, daß es ein Weltreich gewesen war, von dem man sagte, es habe das Erdenrund umspannt. Wenn nun die Deutschen

dieses Weltreichs Erben und Fortsetzer waren, was lag da näher als die Vorstellung, daß auch im Kaisertitel des deutschen Königs so etwas wie ein geschichtlicher Anspruch auf Weltbeherrschung schlummerte? Höfische Schmeichelei hat nicht gezögert, die Nutzanwendung zu ziehen: als Herr des Erdkreises, Herr der Welt ist schon Otto I. angeredet worden, und theologische Geschichtsphilosophie hat sich darin gefallen, das deutsch-römische Kaisertum für die letzte der großen Monarchien zu erklären, die nach biblischer Weissagung dauern werde bis ans Ende der Tage. Aber lebendige Wirkung hat dieser Gedanke nicht geübt, den deutschen Kaisern liegt er fern. Daß sie kraft ihrer Würde — und das Mittelalter legte größeren Wert als unsere Zeit auf Würde, Rang und äußere Ehren —, daß sie die ersten, die vornehmsten unter den Herren der Welt seien, verstand sich für sie von selbst und ist ihnen kaum je bestritten worden. Wohl hat einmal der Hochmut der Franzosen den eigenen König für vornehmer zu erklären gewagt, weil er sein Reich durch Erbrecht besitze, der Kaiser seine Würde der Wahl der Fürsten verdanke. Aber das ist eine vereinzelte Sonderbarkeit, ernsthaft ist den deutschen Kaisern ihr Vorrang vor allen Königen nie bestritten worden. Nur mit dem anderen Kaiser, dem Griechen in Konstantinopel, der der wahre und eigentliche Nachfolger der antiken Imperatoren zu sein behauptete, hat die Rangfrage Schwierigkeiten gemacht, sooft man in nähere Berührung miteinander trat. Aber wenn deutsche Kaiser sich den Weihrauch der Dichter und Chronisten noch so gern gefallen ließen, die sie als Lenker des Erdkreises priesen, wenn jeder von ihnen noch so durchdrungen davon war, daß sein Thron mindestens eine Stufe höher stehe als der des Königs in Frankreich oder England, so hat doch keiner je den Versuch gemacht, gegenüber diesen Nachbarn als Kaiser den Herrn der Herren zu spielen, ihnen Befehle zu erteilen oder Dienste von ihnen zu fordern. Daß die kleinen Fürsten von Dänemark, Polen und Ungarn ihm Tribut und Lehnsfolge schuldeten, gehörte zu den Rechten des deutschen Königs, der sie mit der Schärfe des Schwertes zur Huldigung gezwungen hatte; aus der Erbschaft der Römer rührte es nicht her, war kein Ausfluß eines Anspruchs auf Weltherrschaft. Herren der Welt und aller Reiche haben die Nachfolger Karls des Großen nicht zu sein behauptet und nicht sein wollen.

Solch ein Anspruch wäre mehr als lächerlich erschienen zu der Zeit, als der erste Staufer die deutsche Königskrone trug, beherrschte er doch nicht einmal das Reich, nach dem er sich nannte. Von den Rechten, die ihm als römischem König zustanden, hat Konrad III. (1138—1152) keines

wirklich ausgeübt. In Italien ist er nicht Herr gewesen, hat sich nicht in Rom zum Kaiser krönen lassen, und wenn sein Nachfolger Friedrich I. seine Regierung begann mit jener Erklärung, die wir schon hörten, daß es sein Vorsatz sei, das Kaisertum wiederherzustellen, so lag darin das Eingeständnis, daß dieses Kaisertum tatsächlich nicht mehr bestand. So war es wirklich, seit bald hundert Jahren war das Kaisertum fortschreitender Zerstörung anheimgefallen. In vollem Umfang und ohne Vorbehalt verwirklicht war der Reichsgedanke nur kurze Zeit gewesen, als Heinrich III. (1046) vom römischen Volk die Herrschaft in der Hauptstadt sich übertragen, Oberitalien durch deutsche Bischöfe verwalten und viermal nacheinander deutsche Bischöfe zu Päpsten erheben ließ; als er in Unteritalien die Grenzen der Fürstentümer festsetzte und normännische Ritter mit Land und Leuten belehnte. Das hatte nicht lange gedauert. Kaum war Heinrich gestorben (1056), so bröckelte die deutsche Herrschaft in Italien ab, und ehe ein Jahrhundert vergangen, war nichts mehr von ihr übrig als Rechtsanspruch und Erinnerung. Ein Gegner war ihr erstanden, der ihr den Platz streitig machte, um selbst zu herrschen, und der sich nicht überwinden ließ: der Papst. Aus der Stadtherrschaft in Rom verdrängte er den Kaiser, schob sich als Lehnsherr der unteritalischen Normannen an seine Stelle, wiegelte die Städte Oberitaliens gegen ihn auf und drückte sogar die Kaiserwürde in Abhängigkeit von der Kirche herab. Hatte Heinrich III. Päpste eingesetzt, so traf schon seinen Sohn die Absetzung durch päpstlichen Spruch, mit der sich nunmehr jede Auflehnung gegen seine Regierung rechtfertigen konnte. Ein halbes Jahrhundert ist erfüllt von blutigem Kampf; man nennt ihn den Investiturstreit, Freiheit der Kirche ist die Losung, zugleich aber handelt es sich um die Beherrschung Italiens. Gegen den deutschen Reichsgedanken erhebt sich die Idee der römischen Weltkirche im Bunde mit dem Freiheitswunsch lombardischer Städte und dem Emporstreben der Normannenfürsten in Unteritalien zur Großmacht. Ereignisse von unerhörter Dramatik spielen sich ab, und lange schwankt die Waage. Einen König sehen wir als Büßer zu den Füßen des Papstes liegen, sehen denselben Papst aus seiner brennenden Hauptstadt flüchten und als einsamen Verbannten sterben. Wir hören, der König, von den Schlichen der Päpstlichen umgarnt, habe in seiner Ohnmacht verzweifelnd Hand an sich legen wollen (1093), und sind dann wieder Zeugen, wie sein Nachfolger (1111) Papst und Kardinäle gefangennimmt und sich Kaiserkrönung und wertvollste Vorrechte ertrotzt. Schließlich aber ist die Kirche doch Siegerin geblieben. Indem sie den Kaiser nötigte, auf jeden Einfluß bei der Besetzung

der Bistümer Italiens zu verzichten, raubte sie ihm die Möglichkeit, das Reich jenseits der Alpen wirklich zu regieren. Befreit vom Zügel kaiserlicher Verwaltung, erhoben sich die Städte Oberitaliens zu tatsächlicher Unabhängigkeit und wetteiferten darin, sich das umliegende Land zu unterwerfen und eigene Staaten zu gründen. Wie sie sich um den Kaiser nicht mehr kümmerten, so entzog sich vollends Rom, die Hauptstadt, völlig seinem Einfluß, während Unteritalien, zum Königreich Sizilien erhoben, als Lehen der Kirche aus dem Verbande des Reiches ausschied. Ohne Widerspruch zu finden, konnte der Papst in Wort und Bild verkünden, er sei es, der die Kaiserkrone vergebe, und wer sie empfangen wolle, müsse vorher sein „Mann" werden, ihm sich unterwerfend huldigen. Das Kaisertum aller eigenen Macht entkleidet, der Kaiser ihr Diener, das ist der Reichsgedanke, den die Kirche lehrte. Wer den Tatsachen ins Auge sah, mußte bekennen, das Kaisertum als selbständige und lebensvoll wirkende Kraft sei erloschen, das römische Reich zerstört, in Auflösung begriffen und auf dem Wege, sich zur bloßen Ideologie, zum staatsphilosophischen Begriff zu verflüchtigen, dessen die Wirklichkeit spottete.

Die Zeitgenossen sind sich hierüber klar gewesen. In jenen Jahren, als die deutsche Macht aus Italien verschwunden war und Konrad III., der erste der Könige aus staufischem Geschlecht, vergebens auf die Gelegenheit wartete, durch Krönung von Papstes Hand aus einem römischen König ein Kaiser der Römer zu werden, dieses wie jenes voraussichtlich nicht mehr als dem Namen nach — in jenen Jahren schloß Bischof Otto von Freising seine Chronik ab, in der er den Lauf der Weltgeschichte seit allem Anfang als Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes darzustellen suchte. Als er auf die eigene Zeit zu sprechen kam, sah er sich angesichts der ungeheuren Machtverschiebung, die seit den Tagen Heinrichs IV. und Gregors VII. eingetreten war, zu der Feststellung genötigt, das Reich sei gesunken und habe seinen Platz an die Kirche abgetreten, die sich in überragendem Ansehen zum hohen Berg erhebe. Ob das gut sei, darüber will er weder urteilen noch streiten, es genügt ihm, daß es Gottes Wille ist, der nichts unnütz tut. Es ist ihm nur ein Zeichen, daß die Zeit ihrer Vollendung entgegengehe, das Ende aller irdischen Mühen und der Beginn der ewigen Ruhe bevorstehe. Otto ist Zisterziensermönch und in der verbreiteten Vorstellung vom nahen Weltuntergang befangen; er ist aber auch deutscher Reichsfürst, Halbbruder König Konrads III. und Sohn einer Tochter Heinrichs IV. Ein Kaiserenkel also ist es, der so spricht. Dem römisch-deutschen Reich setzt er, vielleicht mit leisem Bedauern,

aber in frommer Ergebung die Grabschrift auf den Leichenstein: es hat seine Aufgabe erfüllt, es ist gewesen.

Niemals ist das Urteil über die eigene Zeit schneller und gründlicher widerlegt worden. Konnte das Reich in seiner tiefen Ohnmacht wohl für tot gehalten werden, so lebte doch der Reichsgedanke. Wie groß seine Lebenskraft war, sollte die Welt alsbald erfahren; nur einer günstigen Gelegenheit und einer fähigen und entschlossenen Führung bedurfte es, damit sein Wirken stärker als jemals früher sich zeigte. Beide Bedingungen waren erfüllt, als Friedrich I., den wir den Rotbart zu nennen gewöhnt sind, zur Krone berufen ward (1152): Italien, durch Zwietracht und Fehden zerrissen, verlangte nach einem Friedensschützer und Wahrer des Rechts, das Papsttum fand sich in der eigenen Stadt durch religiöse Volkserhebung machtlos und in der ganzen Welt durch Mißwirtschaft und einen mißlungenen Kreuzzug um ein gut Teil seines Ansehens gebracht. Ihnen gegenüber stand ein deutscher König, dessen außerordentliche Eigenschaften auch die Gegner bewundernd anerkennen mußten. Vom ersten Tage an kannte seine Regierung kein höheres Ziel als Wiederherstellung des Reichs. Daß er die deutsche Oberhoheit gegenüber Dänemark und Polen wieder stärker in Erinnerung brachte, Burgund durch Heirat näher an sich zog, diente als Vorbereitung auf den großartigsten, folgerichtigsten und nachhaltigsten Versuch, dem Reichsgedanken in vollem Umfang zur Durchführung zu verhelfen. Was er darunter verstand, hat er, veranlaßt durch den Widerstand, auf den er sogleich stieß, in aller Deutlichkeit erklärt. Italien wollte er beherrschen, nicht nur aus der Ferne kraft einer unbestimmten Oberhoheit, die, wie die Erfahrung gezeigt hatte, nur zu leicht zu bloßem Schein herabsank. Ein fernes Kaisertum, das keine Ansprüche stellte und den örtlichen Gewalten alle Freiheit ließ, hätten auch die widerspenstigsten der Lombarden sich gefallen lassen. Einen Kaiser, wie es Karl der Große gewesen, erklärten sie sich wohl bereit anzunehmen, wobei niemand sich darüber täuschen konnte, daß der ehrwürdige Name nur die Leere des Inhalts verdeckte. Friedrich dachte anders. Wenn auch er sich auf Karl berief, wenn er sich sogar den Rechtsnachfolger der großen Römer Konstantin und Theodosius nannte, wenn er gemäß dem Brauch der spätrömischen Zeit für Kaiser und Reich das Beiwort „heilig" in die amtliche Schriftsprache wieder einführte — von da erst schreibt sich die Bezeichnung „heiliges römisches Reich" her —, so wollte er wirklicher Herr sein, die Rechte, die ihm zustanden, tatsächlich ausüben, die Pflichten erfüllen und den entsprechenden Nutzen daraus ziehen. Darum war es sein erstes, feststellen zu lassen, was ihm als Kaiser

im ehemaligen langobardischen Königreich an Befugnissen und Einkünften zustehe. Die Lombarden selbst sollten es bekunden, das Gesetz, das ihr Reichstag im Oktober 1158 in der Ebene von Roncaglia erließ, leitete die Auferstehung des Kaisertums ein. Aber Friedrich gedachte nicht vor der Grenze des päpstlichen Staates haltzumachen, auch das Gebiet des heiligen Petrus war in seinen Augen ein Teil des Reiches, ein geistliches Fürstentum wie etwa die Bistümer und Abteien Deutschlands, in denen der Kaiser oberster Herr und Träger der Staatsgewalt war. Nicht ausgenommen war davon die Stadt Rom, auch sie sollte im Kaiser ihren Herrn sehen. Als der Papst die Forderung erhob, alleiniger Herr in seiner Stadt zu sein, erwiderte Friedrich stolz, er heiße und sei römischer Kaiser und würde nur der Schatten eines Herrschers sein und einen leeren, inhaltlosen Titel führen, wenn ihm die Herrschaft über Rom entrissen würde. Ebensowenig wollte er auf den alten Anspruch deutscher Kaiser verzichten, daß Unteritalien zum Reich gehöre. Reichsfeinde waren in seinen Augen die Normannen, die sich das Land mit päpstlicher Ermächtigung angeeignet hatten. Die Ereignisse haben ihm keine Gelegenheit geboten, zu zeigen, wie er über die seit einem Jahrhundert bestehende päpstliche Lehnshoheit dachte. Daß er sie anerkannt haben würde, darf man nach allem für ausgeschlossen halten. Deutlich erkennt man, daß er sich das Reich im gleichen Umfang und das Kaisertum mit den gleichen Rechten ausgestattet vorstellte, wie es hundert Jahre früher unter Heinrich III. gewesen war. Vollends unerträglich war ihm die Behauptung, daß er seine eigene Herrscherwürde der Kirche verdanke. Als der Papst, unvorsichtig genug, die Kaiserkrone ein Lehen der Kirche nannte, brauste er in flammender Empörung auf: das sei Lüge und widerstreite Gottes Ordnung! Lieber den Tod als solche Entehrung leiden! Gott allein und der Wahl der Fürsten wollte er seine Krone verdanken und in der Krönung durch den Papst nichts anderes sehen als einen Zierat von gleicher Art wie die Königskrönung in Aachen.

Gegen diesen Versuch, eine Ordnung der Dinge wieder aufleben zu lassen, die, mochte sie geschichtlich noch so gut begründet sein, durch die Entwicklung eines Jahrhunderts außer Kraft gesetzt war, mußten sich Gegner von allen Seiten erheben. Alle, die von dem Verfall des Kaisertums Nutzen zogen, fanden sich zusammen im Widerstand gegen Friedrichs Absichten. Im Kampf gegen ihn waren lombardische Städte, Papst und König von Sizilien natürliche Bundesgenossen, und sogar der griechische Kaiser wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, uralte Rechte auf Italien und Rom wieder geltend zu machen. Im Hintergrund standen

als stille Reserven die materiellen und geistigen Kräfte der französischen Geistlichkeit. Mit ihrem Gelde unterstützte sie den landflüchtigen Papst, ihre Federn waren in eifriger Bewegung, die Welt in Furcht zu setzen vor dem angeblichen schrankenlosen Ehrgeiz der Deutschen, dieser rohen und plumpen Menschen, die, wenn ihnen erst die Unterjochung Italiens gelungen wäre, nicht zögern würden, ihre Gewaltherrschaft über alle Lande bis nach Konstantinopel und Asien aufzurichten. Die Töne klingen uns vertraut. Nicht anders als in unsern Tagen ist schon damals das Bild natürlicher deutscher Kraftentfaltung mißbraucht worden, um andern Völkern Angst einzuflößen, als wüchse da eine Macht heran, der am Ende nichts mehr würde widerstehen können. Schon damals ist das Schreckgespenst der drohenden deutschen Weltherrschaft heraufbeschworen worden, schon damals mußten „Freiheit und Zivilisation" gerettet werden vor „deutscher Barbarei".

Wir haben hier von dem gewaltigen Kampf nicht zu reden, in dem Friedrich zwanzig Jahre lang um seine Ziele rang. Er hat sie nicht ganz erreicht. Konnte er sie erreichen, waren sie nicht zu hoch gesteckt? Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen, schrittweise vorzugehen, anstatt alles auf einmal in Angriff zu nehmen und dadurch alle Gegner gleichzeitig herauszufordern? Wer die Frage zu bejahen geneigt ist, sollte immerhin nicht vergessen, wie nahe der Erfolg zuzeiten gewesen ist, und welche Rolle bei dem schließlichen Ausgang, neben einzelnen Fehlern in der Ausführung, der unberechenbare Zufall gespielt hat. Wie immer man darüber urteilen will, Friedrich hat nicht den vollen Sieg errungen, aber gescheitert ist er auch nicht. Was ihm mit den Waffen nicht gelingen wollte, hat er zum guten Teil erreicht durch die Kunst des Verhandelns. Mit unübertroffenem Geschick verstand er es, die Gegner, Papst und Lombarden, zu trennen und mit jedem gesondert einen Frieden zu schließen (1177, 1183), der ihm wesentliche Vorteile sicherte und die Möglichkeit weiterer Vorteile offenließ. Von seinen ursprünglichen Ansprüchen hat er dabei manches ermäßigt, anderes ganz aufgegeben. Auf unmittelbare Regierung Oberitaliens durch kaiserliche Beamte, wie er sie zunächst eingerichtet hatte, verzichtete er und bequemte sich dazu, den Städten Selbstverwaltung gegen hohe Abgaben einzuräumen. Ihre dauernde Spaltung in zwei gleich starke Parteien verschaffte ihm stets den entscheidenden Einfluß. Größer war sein Sieg über den Papst. Die versprochene Rückgabe der besetzten Teile des Kirchenstaates wußte er hinauszuschieben — sie bildeten jetzt die Grundlage seiner Macht —, wahrte sich ausdrücklich die volle Hoheit über Rom und den Kirchenstaat und

hatte die Genugtuung, daß die Päpste, die einander seit dem Friedensschluß folgten, im allgemeinen dankbar waren, gegen die stete Unbotmäßigkeit ihrer Stadt beim Kaiser Schutz und Hilfe zu finden. Als einer von ihnen einmal diese Linie verließ und den Kampf aufs neue zu entfesseln versuchte, zeigte sich, wessen Wille in den italischen Verhältnissen den Ausschlag gab: nirgends fanden die Aufrufe des Papstes Widerhall, er blieb allein und zog kläglich den kürzeren. So weit ging bereits der Rückzug der päpstlichen Politik, daß Friedrich Vorschläge machen konnte, die auf Abtretung des Kirchenstaats gegen Entschädigung durch eine jährliche Rente zielten. Sie wurden nicht angenommen, aber auch nicht abgelehnt und blieben auf der Tagesordnung der nächsten Zukunft stehen. Auch das Verhältnis zum sizilischen Königreich ordnete sich mit Unterstützung des Papstes. Seinen Anspruch auf Reichsrechte in Unteritalien ließ Friedrich stillschweigend fallen, als ihm dafür das Bündnis mit dem normännischen Königshaus geboten wurde, verbürgt durch Heirat seines Sohnes und Erben, Heinrichs VI., mit der sizilischen Prinzessin Konstanze (1184).

So lagen die Dinge, als Friedrich (1189) den Kreuzzug antrat, von dem er nicht mehr heimkehren sollte. Wer Anfang und Ende seiner Regierung verglich, mußte gestehen, daß die Erhebung des Kaisertums aus dem Nichts zu neuer Größe begonnen hatte. Hatte Friedrich dabei auf halbem Wege haltgemacht, so war das Erreichte doch genug, um das übrige getrost der Zukunft zu überlassen. Wurde die errungene Machtstellung richtig ausgenutzt, und war das Glück günstig, so war die Hoffnung nicht zu kühn, daß dereinst wieder wie in vergangenen Tagen der deutsche Kaiser, nunmehr gestützt auf das Bündnis mit dem König von Sizilien, über Italien gebieten und auch der Papst im deutschen Kaisertum seinen natürlichen Schutz und Rückhalt sehen werde. Dann war der Gedanke der Zeit erfüllt, das Reich wirklich in alter Macht und Herrlichkeit wiederhergestellt, ja dann war es mehr, als es früher gewesen.

So sah die Erbschaft aus, die Friedrich I. seinem Sohne hinterließ, mit der Aufgabe zugleich die Mittel, sie zu lösen.

Über Heinrich VI. schien von Anfang an die Sonne des Glücks zu leuchten. Kaum hatte er die Stelle des Vaters eingenommen, da fiel ihm durch den frühen, kinderlosen Tod des Königs das sizilische Reich als Erbe seiner Gemahlin zu, und nach einem ersten Mißerfolg glückte die Besitznahme (1194). Was der Vater in langen Jahren umsonst erstrebt, hatte er in kurzer Zeit gewonnen, und viel mehr als das. Von jeher hatten die Ansprüche der deutschen Kaiser sich nur auf das Festland von

Unteritalien erstreckt, niemals auf die Insel Sizilien. Sie lag jenseits der Grenzen, denn zum Reich Karls und Ottos hatte sie, die damals arabisch war, nicht gehört. Sie lag auch nicht nur rechtlich außerhalb der Sphäre des römischen Reichs; mit ihrer zahlreichen griechischen und arabischen Bevölkerung, durch ihre geographische Lage gehörte sie in eine andere Welt. Eine Seemacht war die Insel in Krieg und Frieden, ihr Lebenselement war das Meer. Von der Königsburg in Palermo wandte sich der Blick ostwärts nach Konstantinopel, Jerusalem und Kairo, dorthin war das Streben der normännischen Könige gerichtet gewesen, dorthin wiesen ihren Erben die natürlichen Interessen des Landes. Vor neue Aufgaben sah der Kaiser als König von Sizilien sich gestellt, Aufgaben, die seinen Vätern ferngelegen hatten. Aber welch ein Zuwachs an Macht ergab sich aus der Vereinigung von Kaisertum und Königreich für beide Teile! Konnte der Kaiser mit dem Reichtum Siziliens seine Herrschaft in Deutschland und Italien stärken, und standen dem König von Sizilien die schier unerschöpflichen militärischen Kräfte des Nordens für seine östlichen Pläne zur Verfügung, gab es dann noch eine Grenze, die zu erreichen der kühnste Ehrgeiz sich nicht zutrauen durfte?

Kaum entstanden, übte die staufische Weltmacht schon ihre Anziehungskraft in der Ferne. Dem glücklichen Eroberer Siziliens nahten sich schutzsuchend alsbald die Herrscher von Zypern und Armenien, huldigten dem Kaiser und ließen sich von ihm Krone und Land übertragen. Das gleiche hatte schon vorher der König von England getan. Um sich den Loskauf aus der Gefangenschaft zu erleichtern, in die er geraten war, als er, obgleich Feind des Reiches, auf der Rückkehr vom Kreuzzug unvorsichtigerweise deutschen Boden betrat, und um sich für den Krieg gegen Frankreich die deutsche Hilfe zu sichern, hatte er sich bequemt, sein Königreich vom Kaiser zu Lehen zu nehmen. Sogar der griechische Kaiser mußte die Überlegenheit des deutschen anerkennen, indem er, widerwillig genug, Geld und Schiffe beizusteuern versprach zum Kreuzzug, den Heinrich plante. Man sagte diesem nach, er habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß auch der französische König dazu vermocht werde, sich als Vasall des Kaisers zu bekennen. Heinrich hat keinen Versuch in dieser Richtung gemacht, wie auch die Huldigung des Engländers von ihm nicht erstrebt und nicht gefordert, ihm ungewollt zugefallen war. Aber wenn das Gerücht recht hatte, wenn wirklich des Kaisers letzte Gedanken in diese Richtung zielten, was wäre es anders gewesen als die Erfüllung der Wünsche, die in der Vorstellung der Jahrhunderte vom Kern des Reichsgedankens ausstrahlten, daß die christliche Welt in West und Ost, unter dem römischen

Kaiser zu organischer Einheit zusammengefaßt und einheitlich geführt, die Macht der Ungläubigen breche und das Reich Gottes auf Erden vollende? Man kannte Weissagungen aus alter Zeit, die das verhießen; jetzt schienen sie der Erfüllung nahe. Auch ohne die Rechtsform der Huldigung war ja die Macht des Kaisers schon so groß, daß seiner Führung kein Staat des Abendlands auf die Dauer sich entziehen konnte.

Freilich fehlte dazu noch eines: die neue Doppelmacht verlangte nach Befestigung. Mit Gewalt allein war das nicht zu erreichen, die Zeit mußte helfen. Nachbarn und Untertanen mußten dazu gebracht werden, das Gewordene gutwillig anzuerkennen, sich mit ihm abzufinden, es für natürlich und notwendig zu halten. Heinrich VI. erkannte die Aufgabe und nahm ihre Lösung mit kühnem Planen in die Hand. Kaisertum und Königreich sollten für alle Zukunft im Besitz des staufischen Hauses vereinigt sein, das Erbrecht der Erstgeburt, das für Sizilien galt, auch für die deutsch-römische Kaiserkrone an Stelle des Wahlrechts der Fürsten zum Gesetz gemacht werden. Schon waren die deutschen Fürsten gewonnen, es fehlte nur die Zustimmung des Papstes. Um sie warb Heinrich mit hohem Angebot. Auf den Plan des Vaters, Abfindung für den Kirchenstaat, griff er zurück, erhöhte die in Aussicht gestellte Rente, erklärte sich sogar bereit, den Anspruch der Kirche auf Verleihung der Kaiserkrone förmlich anzuerkennen. Was seinem Vater als unerträgliche Erniedrigung erschienen war, das fühlte er sich stark genug als belanglose Äußerlichkeit hinzunehmen, die an den wirklichen Machtverhältnissen nichts änderte. Umsonst! Der Papst und sein Hof fanden nicht den Entschluß, sei es, daß sie den Willen nicht hatten oder den Augenblick noch nicht für gekommen hielten, eine so tiefgreifende Umwälzung aller Verhältnisse mit dem Siegel der Kirche zu versehen. Das Schicksal gab ihnen recht. Ehe ein volles Jahr seit dem Abbruch der Verhandlungen vergangen war, lebte der Kaiser nicht mehr (1197), sein Erbe war ein Kind, gegen dessen Ansprüche alle gegnerischen Kräfte, die er bezwungen und niedergehalten hatte, sich sofort erhoben, und an seinem offenen Grabe brach seine junge Schöpfung, unfertig wie sie war, im Nu zusammen.

Sie ist nicht wiederhergestellt worden. Der Versuch Ottos IV. (1210) glich eher dem gedankenlosen Abenteuer eines irrenden Ritters als dem wohlüberlegten Unternehmen eines Staatsmanns, und der zähe Kampf, den Friedrich II. sein Leben lang darum führte, endete ergebnislos mit seinem Tode (1250). Ob er bei längerem Leben würde gesiegt haben, vermag niemand zu sagen, aber selbst wenn es ihm gelungen wäre, das Kaisertum wieder zur beherrschenden Macht in Italien zu erheben,

ein deutsches Kaisertum wäre das nicht gewesen. Der Sizilianer, dem Deutschland trotz mehrjährigen Aufenthalts fremd geblieben, dem die Heimat seines Geschlechts zwar als Werbeplatz für seine Heere wertvoll war, im übrigen aber wenig zu bieten hatte, konnte unmöglich in der Wiederherstellung deutscher Herrschaft über Italien die Aufgabe seines Lebens sehen. Der Reichsgedanke des letzten staufischen Kaisers war ein anderer als der seiner Väter. Was ihm vorschwebte, wenn er in höchsten Tönen, höher als irgendeiner vor ihm, von römischer Größe und Kaiserwürde sprach, war ein italisches Kaisertum, in dem Deutschland eine dienende Rolle zukam als Größe zweiter Ordnung, Flankenschutz und Rückendeckung, ein Kaisertum, das seinen Schwerpunkt in Sizilien und seinen Sitz in Palermo oder Foggia hatte. Es war die Einheit Italiens unter dem Kaiser-König von Sizilien; glückte ihre Aufrichtung, so hatte Italien den Platz an der Spitze der abendländischen Völkerwelt, nicht Deutschland. So haben auch Friedrichs Epigonen gedacht, als sie nach seinem Tode den Kampf fortsetzten, bis ihr Streben auf dem Schlachtfeld von Benevent (1266) und auf dem Schafott zu Neapel (1268) sein Ende fand.

Das Reich war gestorben, aber der Reichsgedanke lebte. So mächtig war die Nachwirkung der kurzen Zeit seiner Blüte, daß die Welt, Deutschland voran, aber auch Italien und zeitweilig sogar die Kirche an den eingetretenen Tod nicht glauben wollten und immer neue Versuche der Wiederbelebung machten. Jedermann weiß, wie die Erwartung seiner Wiederkehr in deutscher Sage und Dichtung durch die Jahrhunderte lebendig geblieben ist, wie die Volksphantasie sich den letzten staufischen Kaiser als nicht gestorben, nur schlafend und auf den Tag seines Wiederkommens wartend vorgestellt hat. Hartnäckig hielten auch die deutschen Könige daran fest, daß sie berufen seien, römische Kaiser zu sein. Nach der Krönung in Rom haben sie alle getrachtet, die auf Friedrich II. folgten, haben es beklagt, wenn sie ihnen versagt blieb, und sind stolz gewesen, wenn sie sie erlangten, auch wenn sie damit nichts weiter gewannen als — wie hatte es der Rotbart genannt? — einen leeren und inhaltlosen Titel. Und da nun mit dem Kaisertum eine wirkliche Herrschaft nicht mehr verbunden war, nicht einmal beansprucht wurde, so gaben auch die früheren Gegner ihren Widerspruch auf und ließen den Deutschen das ungefährliche Vergnügen, ihren König für den vornehmsten Fürsten der Christenheit zu halten und ihn in der Phantasie mit den Attributen einer Weltherrschaft zu bekleiden, die nicht einmal die mächtigsten seiner Vorgänger in Anspruch genommen, geschweige denn besessen hatten. Schließ-

lich, als selbst die friedlichste Krönungsfahrt nach Rom schwierig wurde, weil fremde Staaten, Frankreich, die unabhängig gewordene Schweiz und die Republik Venedig, alle Straßen nach Italien beherrschten, verzichtete man auf die Feier in St. Peter und ging dazu über, einem König, den die Kurfürsten wählten, ohne weiteres den Kaisertitel zu geben. In dieser Gestalt hat der Reichsgedanke das Reich um Jahrhunderte überlebt, eine Seele ohne Körper, gehätschelt von den Pedanten des Staats- und Fürstenrechts, Zielscheibe des Spottes für die nüchterne Denkweise der Aufklärung, bis das Feldherrngenie Napoleons diesem Spuk ein Ende machte. Dann aber, als die Sonne von Austerlitz untergegangen, der Stern Napoleons erloschen war, was geschah? Schien es nicht, als feierte der Reichsgedanke der Stauferzeit eine unerwartete Auferstehung in neuem Gewand, da der letzte Träger des römischen Kaisertitels als Kaiser von Österreich und Herr des lombardo-venezianischen Königreichs die Führung sowohl in Deutschland wie in Italien in die Hand nahm? Wir wissen heute, wie unnatürlich dieser Versuch war, die Geister der Vergangenheit zu beschwören, aber wir vergessen zu leicht, daß noch im Jahre 1859 die deutsche Nation in scharfem Meinungsstreit sich spaltete über der Frage, ob Deutschland verpflichtet sei, den italischen Besitz des „Kaiserstaates" zu verteidigen, daß viele und nicht die schlechtesten Deutschen die Frage mit Leidenschaft bejahten, daß es nur an einem Haar gehangen hat, so hätte ganz Deutschland aus diesem Anlaß für Österreich zum Schwert gegriffen, und daß es zweier verlorener Kriege bedurft hat, um den Habsburger zum Verzicht auf seine Besitzungen südlich der Alpen zu zwingen.

Das war bei der Regierung Österreichs eine späte Verirrung dynastischer Kabinettspolitik, die deutsche öffentliche Meinung aber, die für Österreich eintrat, stellte ihrem politischen Urteil ein ebenso schlechtes Zeugnis aus wie ihrer geschichtlichen Bildung, als sie an überlebten Vorstellungen hängend die lebendigen Kräfte der Wirklichkeit verkannte. Aber war denn das Streben der Staufer, ihr Bemühen, ein Reich wiederherzustellen, das schon seit Jahrzehnten nicht mehr bestand, war nicht auch dies ein Irrtum? Stand nicht schon der Gedanke, daß die Deutschen als angebliche Fortsetzer des römischen Reiches das Recht und die Pflicht hätten, Italien zu beherrschen, im Widerspruch zu den gegebenen Tatsachen? Der rasche Sturz nach so kurzer Blüte scheint dieses Urteil zu bestätigen. Indessen fragt es sich doch, ob der Mißerfolg eine innere Notwendigkeit, ob er nicht vielmehr nur ein Verhängnis war, das durch zufällige Ungunst des Geschicks entfesselt wurde und unter

glücklichen Umständen nicht eingetreten wäre. Die Frage läßt sich nicht beantworten. Ob das Reich Friedrichs I. und Heinrichs VI. lebensfähig war, ob es die Voraussetzungen dauernden Bestehens in sich trug, vermag niemand zu sagen, da ihm die Frist der Bewährung nicht vergönnt worden ist. Zerschellt ist es an dem Felsen der Kirche, ohne deren entschlossen feindselige Haltung die Krisis nach dem Tode Heinrichs VI., wenn überhaupt ausgebrochen, so doch nicht zu so unheilvollem Umfang angewachsen wäre. Mit den übrigen Feinden hätte man fertig werden können, die Gegnerschaft der Kirche war mit Gewalt nicht zu überwinden. Aber daß diese Gegnerschaft nicht mit der Zeit auf friedlichem Wege zu besiegen, die Aussöhnung mit dem Papst und damit seine Unterstützung niemals zu erlangen gewesen wäre, ist eine vorgefaßte Meinung, die sich über die Tatsache hinwegsetzt, daß es unmittelbar vorher, zwischen 1177 und 1194, vier Päpste gegeben hat, die ihren Frieden mit dem Kaiser schon gemacht hatten und seinen Plänen Vorschub leisteten. Angesichts dessen spricht doch vieles dafür, daß die versöhnliche Richtung an der Kurie auf die Länge vorherrschend geworden wäre, wenn nur den Tatsachen Zeit gelassen wurde, ihre Macht auszuüben. Daß es hieran fehlte, weil ein Herrscher in jugendlichem Mannesalter mit Hinterlassung eines noch nicht dreijährigen Erben von der Malaria hinweggerafft wurde, war ein Unglück, nicht das Ergebnis einer falsch angesetzten Rechnung, aber unter den gegebenen Umständen machte es freilich alle, auch die berechtigten Hoffnungen und Aussichten zuschanden.

Wer trotz allem daran festhält, den Reichsgedanken der staufischen Kaiser für eine Verirrung zu halten, der muß in dieses Urteil die deutsche Nation einschließen. Sie hat die Absichten der Herrscher geteilt und mit Nachdruck unterstützt. An die Wiederherstellung des Reiches hätte Friedrich nicht denken dürfen, wäre er der allgemeinen Zustimmung nicht sicher gewesen. Daß Rom und Italien den Deutschen durch zeitweiliges Aussetzen ihrer Herrschaft nicht gleichgültig geworden waren, hatte sich schon im Jahre 1110 gezeigt, als die Romfahrt Heinrichs V. nach dem Zeugnis des zeitgenössischen Reichschronisten einhellig beschlossen wurde mit der Erklärung: „Der sollte nicht für einen Mann gelten, der so männlichem Unternehmen fernzubleiben versuchen würde." Dauernder Erfolg fehlte damals ebenso wie ein Vierteljahrhundert später, als Kaiser Lothar seinen glänzenden Feldzug bis tief nach Apulien ausführte, der ihm den Ruhm eintrug, mit Karl dem Großen verglichen zu werden. Aber die Mißerfolge müssen den Gedanken nur gestärkt haben, denn als der Rotbart die Losung von Wiederherstellung des Kaisertums in alter Macht

und Herrlichkeit ausgab, fand sein Ruf lebhaften und nachhaltigen Widerhall. Er hat der Nation größere Anstrengungen zugemutet als je ein Kaiser früher oder später; er hätte es nicht gekonnt, wäre sein Streben mißbilligt worden. Seine Siege wurden als deutsche Siege gefeiert und auch das Mißlingen stark mitempfunden. Zum Sturz Heinrichs des Löwen hat nicht wenig beigetragen, daß der Kaiser gegen den Herzog die Beschuldigung erheben konnte, sein Ausbleiben im kritischen Augenblick habe dazu geführt, daß das Reich den vollen Sieg über die Feinde nicht errang.

Welche Fortschritte der Reichsgedanke unter dem Eindruck der Erfolge Friedrichs I. gemacht hat, zeigte sich bald. In seinen Anfängen hatte die Unlust der Fürsten ihn genötigt, einen aussichtsreichen Feldzug gegen das sizilische Königreich aufzugeben. Als Heinrich VI. das südliche Königreich gewonnen hatte, da erschien dessen dauernde Vereinigung mit dem römisch-deutschen Reich auch den Fürsten so wertvoll, daß sie um diesen Preis zum Verzicht auf ihr Königswahlrecht bereit waren. Was der frühe Tod des jungen Kaisers für Deutschland bedeutete, hat man zunächst vielleicht mehr geahnt als ganz begriffen. Im Moselland wollte man die Erscheinung Dietrichs von Bern gesehen haben, die dem Reich Unheil verkündete. Nach einigen Jahren, als die verhängnisvollen Folgen des Ereignisses offenbar zu werden begannen, hat ein Mönch im Schwarzwald dem Hingeschiedenen einen ergreifenden Nachruf gewidmet. „Dieses Kaisers Tod", so schreibt der Chronist von St. Blasien, „möge den Deutschen auf ewig beklagenswert sein. Denn er machte sie groß mit den Schätzen anderer Länder, er jagte den Schrecken vor ihrer kriegerischen Kraft allen Nachbarvölkern ein und zeigte, daß die Deutschen den andern doch überlegen sind." Solche Worte sind selten bei den Chronisten der Zeit, sie verraten tiefes und starkes Empfinden und würden aus den Kreisen der Ritter gewiß noch lauter erklingen, wenn Ritter damals geschrieben hätten. Sie legen Zeugnis dafür ab, daß der Reichsgedanke der staufischen Kaiser der Gedanke der Deutschen ihrer Zeit gewesen und wie er von ihnen verstanden worden ist: nicht als Traum einer Weltherrschaft, der niemals in Erfüllung gehen konnte, sondern als Macht und Größe Deutschlands, als Deutschlands Vorrang vor allen andern Ländern, seine Führerschaft im Kreise der Völker. Im wiedererstandenen römischen Kaisertum hatte Deutschland fühlen gelernt, was es konnte, der ererbte Rechtsanspruch auf die höchste Fürstenwürde der Christenheit war der Ausdruck für den Stolz und das Kraftgefühl der Nation.

Indem wir das Wort aussprechen, werden wir an die Seite des Reichsgedankens erinnert, an der unser Staatsgefühl den stärksten Anstoß nimmt.

Beherrscht von der Idee des nationalen Staates, empfinden wir das Streben nach Gewalt über eine fremde Nation — und darum handelte es sich wirklich, Deutsche sollten in Italien regieren und haben dort regiert — als widernatürlich. Aber hüten wir uns, die Denkweise unserer Zeit auf die Vergangenheit zu übertragen! Der nationale Staat, dieses junge Geschöpf des neunzehnten Jahrhunderts, ist dem Mittelalter und so auch der Stauferzeit völlig fremd. Die Menschen von damals haben es weder für unrecht noch für unzweckmäßig gehalten, daß ein Volk von einem andern regiert werde. Man denke an das Königtum der Normannen und Plantagenets in England, an die Staaten der französischen Kreuzfahrer in Syrien, an das lateinische Kaisertum in Konstantinopel. War das normännisch-sizilische Königreich etwa ein Nationalstaat, war es später das Reich der Anjous in Neapel? Es ist ein naheliegender Gedanke, aber es ist ein Irrtum, daß das deutsche Kaisertum von der italischen Nation als Fremdherrschaft bekämpft worden sei. Diese Nation gab es nicht, gab es so wenig, daß der Haß gegen die Nachbarn allezeit stärker war als der Haß gegen die Deutschen, sofern er bestand. Mit den Deutschen sich gegen die feindliche Nachbarin zu verbinden, war jede Stadt jeden Augenblick bereit. Friedrich I. hatte Mailand dem Erdboden gleich gemacht, aber das wiederhergestellte stand ihm sofort zur Verfügung, als es gegen Cremona ging. Wenn bei den Gegnerschaften, auf die Friedrich stieß, und die sich nach Heinrichs Tode im Aufstand entluden, ohne Zweifel die Abneigung gegen das fremde Herrenvolk mitgespielt hat, so ist doch von grundsätzlicher Ablehnung des deutschen Kaisertums nie die Rede gewesen, an Aufstellung eines einheimischen Gegenkaisers nie gedacht worden. Im deutschen König hat man immer und überall den rechtmäßigen Herrscher gesehen, nur um den Umfang seiner Regierungsrechte ging der Streit, und immer hat er eine starke Partei, oft die stärkere, für sich gehabt. Nicht der nationale Gedanke war es, der sich gegen die deutsche Herrschaft sträubte, sondern der städtische Partikularismus, nicht für die Freiheit der Nation haben Mailand und seine Genossen gestritten, sondern für ihre örtliche Sonderart und ihren besonderen Vorteil. Darum hat Friedrich II., der doch die Einheit Italiens verfocht, noch erbitterteren Widerstand gefunden als sein Vater und Großvater: republikanischer Kirchturmsgeist weigerte sich, aufzugehen in der Gesamtheit einer italischen Monarchie.

Wenn ein beträchtlicher Teil des italischen Volkes zum Kaiser hielt, obgleich dieser ein Fremder war, so muß das deutsche Kaisertum wohl als Bedürfnis empfunden worden sein. Das war es in der Tat, es war

der gewiesene Weg zu Frieden und Recht für ein Land, das sich diese Güter aus eigener Kraft zu verschaffen unfähig war. Die Tatsachen haben das in schmerzlicher Weise bestätigt: zwei Jahrhunderte lang ist Italien vom Bürgerkrieg erfüllt gewesen, als es keinen Kaiser mehr gab. Da hat man wohl zeitweilig wieder nach ihm gerufen, und der größte Dichter, ein nationaler Dichter, wenn es je einen gab, hat der Notwendigkeit des Kaisertums und der Klage um das entschwundene ergreifenden Ausdruck geliehen. Dantes Schrift über die Monarchie, die unsterblichen Verse seiner Göttlichen Komödie, in denen er den Preis der Cäsaren singt und den deutschen Albrecht verflucht, weil er aus Eigennutz Italien vernachlässige, widerlegen bündig das Vorurteil, als wäre ein deutsches Kaisertum in jener Zeit eine Versündigung an der italischen Nation gewesen.

Wenn Dante im römischen Kaisertum, das er sich anders als in der Person des deutschen Königs nicht vorstellen konnte, noch mehr erblickt als das Heilmittel für die Leiden Italiens; wenn er es für eine gottgewollte Einrichtung und für eine Notwendigkeit zum Wohl aller christlichen Völker erklärt — war das nun die Befangenheit des italischen Patrioten, der in der Enge seines politischen Gesichtskreises die Bedürfnisse seiner Heimat mit denen der übrigen Welt verwechselte, oder war es nur der Traum eines Dichtergemüts? Vielleicht beides, und vielleicht doch noch etwas mehr. Daß die vereinte Macht Deutschlands und Italiens, fest und klug von einer Hand geleitet, den Frieden der Welt in den gegebenen Verhältnissen zwar nicht unbedingt, aber doch besser als jede andere Verteilung der Kräfte verbürgt haben würde, wer wollte das bestreiten? Die große Tat des alten Römerreichs war es gewesen, daß es seiner Welt den Frieden, die **pax Romana** gab. Das war es, was das Andenken des Zerstörten verklärte, seine Erneuerung ersehnen ließ. Der Erfüllung dieses Wunsches hätte die volle Verwirklichung des staufischen Reichsgedankens gedient. Es kam anders, die Sehnsucht blieb ungestillt. Heute aber, wo Deutschland und Italien, nicht mehr eines das andere beherrschend, aber in fester, natürlicher Freundschaft und Gemeinsamkeit sich wieder zusammengefunden haben, heute verstehen wir wohl, was diese Verbindung für den Frieden der Welt bedeutet. Wie jeder Körper genießt auch Europa die Vorzüge der Ruhelage, wenn sein Schwerpunkt in der Mitte liegt. So können wir es nachfühlen, daß ehedem schon der Versuch, nur für eine kurze Spanne und nur unvollkommen geglückt, diesen Zustand zu schaffen, in der Erinnerung der Deutschen wie vieler Italiener noch lange haften blieb als ein entschwundenes Glück, auf dessen Wieder-

kehr zu hoffen man sich nicht nehmen lassen wollte. Wir verstehen es, wenn wir wissen, daß der Reichsgedanke der Stauferzeit wohl ein Ideal, aber kein Wahngebilde war; daß er einen sehr festen, greifbaren Kern hatte und, die ihn dachten, keine verträumten Toren, sondern kühne und nüchterne Staatsmänner waren, die nichts Unmögliches wollten, mag das Schicksal auch gegen sie entschieden haben. Sich seiner zu erinnern, ist darum heute wohl am Platze. Verstehen wir ihn recht aus den Bedingungen seiner Zeit, so hat er auch uns etwas zu sagen.

Pius II., ein Papst der Renaissance

Es war am 24. Februar des Jahres 1459, da herrschte in dem Flecken Corsignano, nicht weit von Siena, festliche Aufregung: der Papst wurde erwartet. Papst Pius II., der seit dem vergangenen August auf dem Stuhle Petri saß, war ein Kind des Ortes, er hatte als Knabe dort gespielt, und noch lebten manche, die ihn gesehen und gekannt hatten. Die guten Leute von Corsignano durften sich wohl geschmeichelt fühlen, denn der Papst machte den Abstecher von der großen Straße eigens, um den Heimatflecken zu besuchen und die Bekannten seiner Jugend wiederzusehen.

Wohl vierzig Jahre lagen zwischen einst und jetzt. Ein seltsamer Lebenslauf hatte das Kind von Corsignano in mancherlei Windungen und Krümmungen durch manche enge und dunkle Stelle emporgeführt, ziemlich von unten her bis auf den höchsten Gipfel. Die Geschichte der Pöpste kennt mehr als einen dieser Emporkömmlinge, die aus den Tiefen der menschlichen Gesellschaft, aus Armut und Niedrigkeit hinaufgestiegen sind bis auf den Platz, von dem aus man die Welt zu regieren glaubt. Solch einer war in früheren Jahren jener Nikolaus Brakespeare gewesen, der fast als Bettelknabe seine englische Heimat verließ und eines Tages sich berufen sah, als Papst Hadrian IV. Kaiser Friedrich dem Rotbart gegenüberzutreten. Solch einer war später Sixtus V., dessen ärmliche Herkunft das Gerücht entstehen ließ, er sei ursprünglich Schweinehirt gewesen. Aber merkwürdiger, zugleich anziehender ist doch keines dieser Schicksale als das unseres Pius. Wie ein Mikrokosmus des Zeitalters erscheinen Lebenslauf und Persönlichkeit des Mannes.

Nicht als ob er seine Zeit beherrscht und ihr die Bahnen gewiesen hätte. Pius II. ist keiner von den großen Päpsten, überhaupt kein großer Mann. Aber gerade deshalb ist er der klassische Vertreter seiner Epoche. Wie die Welt und die Kirche um 1450 aussahen, das spiegelt sich in seinen Schicksalen. Wie die Menschen damals dachten, was sie wußten und wollten, dafür ist er uns der lebendigste Zeuge. Wir kennen ihn besser als irgend einen seiner Zeitgenossen. Wir kennen nicht nur den Papst, wir kennen den Menschen. Sein Werden und Wachsen können wir verfolgen, seinen Charakter studieren. Wir haben es nicht nötig, andere über ihn zu befragen, er selbst spricht zu uns von der Jugend bis ins Alter. Denn er ist Schriftsteller, der berühmteste seiner Zeit, ein Schriftsteller von größter Fruchtbarkeit und Redseligkeit, und einer, der es in ungewöhn-

lichem Maße liebt, sich selbst zu zeigen und darzustellen. Sein Leben ist die Verkörperung des fünfzehnten Jahrhunderts in Welt und Kirche, der Spiegel der italienischen Renaissance in ihrer Jugendblüte und zugleich ihr letzter Triumph und ihre Vollendung.

Er hieß Enea Silvio und stammte aus dem Hause der Piccolomini, einem Adelsgeschlecht von Siena, das einst angesehen und reich gewesen, seit kurzem aber verarmt war. Sein Vater hatte vergeblich versucht, am Hofe des Herzogs von Mailand Karriere zu machen. Er hatte sich dann nach seinem Landgut Corsignano, dem spärlichen Rest des einstigen großen Besitzes, zurückgezogen und hier seinen Kohl gebaut mit eigener Hände Arbeit. Auch der Sohn ist als Knabe hinter dem Pfluge hergegangen. Wohlhabende Verwandte nahmen sich des begabten Jungen an, er durfte nach Siena auf die Schule und zur Universität. Von seinem rastlosen Fleiß erzählten die Altersgenossen später mit Bewunderung: wie er in die tiefe Nacht hinein studiert, selbst im Bette noch gelesen und doch vor Tagesanbruch wieder an die Arbeit gegangen. Er sollte Rechtsanwalt werden — damals mehr als heute für gewandte Menschen und offene Köpfe der einträglichste und hoffnungsvollste Beruf — und er hat auch wirklich Jura studiert. Aber seine Neigung zog ihn nach einer anderen Seite. Das schöngeistige Studium der klassischen Literatur, der Geschichtschreiber, Redner und Dichter Alt-Roms, damals noch etwas Neues und mit dem ganzen Reiz der Neuheit und zugleich der vornehmen Mode bekleidet, es hatte auch ihn wie die ganze junge Generation gefangengenommen. Sich in die Größe des römischen Altertums und in die Schönheit der alten Literatur forschend und genießend zu versenken, nachahmend mit den Männern der Vorzeit zu wetteifern, zu deklamieren wie Cicero, Verse zu schreiben wie Vergil und Terenz, Horaz und Catull, zu erzählen wie Sallust und Livius, das war, seit vor etwa einem Jahrhundert Petrarca das erste Beispiel gegeben, das Bestreben aller, die sich zur Literatur berufen fühlten. In Siena war davon noch nicht genug zu lernen; so zog Enea nach Florenz, wo diese neuen Studien, die studia humanitatis, wie man zu sagen pflegte, eben damals den glänzendsten Aufschwung genommen und sogar an der Universität schon ihre erste amtliche Vertretung erhalten hatten; wo sich alle großen Schriftsteller und Gelehrten der neuen Richtung nach und nach zusammenfanden und das Neueste und Beste am raschesten bekannt und am vollsten gewürdigt wurde. In diesem Kreise hat der junge Piccolomini den geistigen Stempel fürs ganze Leben erhalten. Mochte er auch äußerlich Jurist heißen, er war und blieb Humanist, das heißt Bewunderer und Erforscher des

klassischen Altertums, Redner und Dichter nach dem Muster der Alten.

Er wäre vermutlich einer der vielen schöngeistig dilettierenden Rechtsgelehrten geworden, von denen es damals schon in Italien zu wimmeln anfing, hätte nicht ein Zufall ihn aus der Bahn und zugleich aus dem Vaterland geworfen. Eben sechsundzwanzigjährig, ging er damit um, daheim in Siena die Praxis des Rechtsanwalts aufzunehmen. Da traf es sich, daß ein Kardinal, Domenico Capranica, ein Römer und selbst noch ein junger Mann, durch die Stadt reiste auf dem Wege zum Konzil nach Basel. Er brauchte einen Sekretär — und fand ihn in Enea Piccolomini. Nun beginnt für diesen die Wanderschaft, die Irrfahrt des Ritters von der Feder und vom Geist, des Mannes, der durch Gewandtheit, Dienstfertigkeit und vor allem durch Talent sein Glück in der großen Welt machen will. Sein Vaterland hat er seitdem während nahezu fünfundzwanzig Jahren nur als Gast und für kurze Zeit wiedergesehen, die Fremde mußte ihm Heimat werden.

Zunächst sollte das in Basel sein. Dort war seit dem Sommer 1431 das allgemeine Konzil langsam in Fluß gekommen. Aus allen Ländern, von nah und fern, strömten die Männer zusammen, die sich für die vom Heiligen Geist geleitete unumschränkte Vertretung der gesamten Kirche erklärten und die Kirche zu reformieren unternahmen am Haupt und an den Gliedern: Prälaten und Doktoren, Mönche und Pfarrer, Professoren und Diplomaten, Theologen und Juristen, und nicht zuletzt ein Schwarm junger Leute, die sich einfanden, um auf der Bühne der Weltgeschichte, sei es auch nur als Statisten, ein wenig mitzuagieren und bei dieser Gelegenheit einen günstigen Wind in den Segeln ihres Lebensschiffleins aufzufangen. Sie waren meist noch Laien, hatten höchstens die niederen Weihen erhalten, die zu nichts verpflichteten, aber in der Versammlung, die sich das heilige allgemeine Konzil nannte, wurden sie deswegen doch mit offenen Armen aufgenommen.

Denn dieses Konzil hatte die größte Mühe, sich zu behaupten, es kämpfte um sein Dasein. Kaum eröffnet, war es von dem ängstlich mißtrauischen Papste, der die Reform fürchtete, kurzerhand aufgelöst worden. Auf diese Art glaubte man in Rom am wirksamsten allen Konflikten vorzubeugen. Aber das Konzil ließ sich nicht auflösen, und der Konflikt, den man hatte vermeiden wollen, war nun erst recht vorhanden. Wer sollte in der Kirche gebieten, das monarchische Oberhaupt oder die parlamentarische Vertretung? Das war die Frage, die zur Entscheidung stand.

Klein genug war das Häuflein, das dem päpstlichen Machtwort trotzte

und den Kampf um die Herrschaft in der Kirche aufnahm. Da war denn jeder Zuzug willkommen, um die leeren Sitzungsbänke zu füllen, und niemand dachte daran, bei den neuen Ankömmlingen viel nach äußerer oder innerer Legitimation zu fragen. Wer sich meldete, wurde aufgenommen und erhielt Sitz und Stimme. Wie so viele seinesgleichen wurde auch der junge Schöngeist Piccolomini, eben noch ein fleißiger, aber lebenslustiger Student, über Nacht ein Konzilsvater. So trat der künftige Papst in die Reihen derer, die dem Papsttum die Alleinherrschaft in der Kirche nehmen, es dem Konzil unterordnen wollten.

Neben dem Dienst bei seinem Kardinal fand er sogleich auch Anstellung in der Kanzlei der Synode, ein Amt, das Sporteln brachte und in guten Zeiten, wenn es genug zu tun gab, seinen Mann allenfalls ernährte. Er wechselte in der Folge wiederholt den Herrn, diente bald dem Bischof von Freising, bald dem von Novara, zuletzt dem Kardinal von Santa Croce, einem Kartäusermönch, der den Ruf der Heiligkeit mit den Talenten des geriebenen Diplomaten zu vereinigen verstand. Wenn Enea in diesen Stellungen wie als Kanzleischreiber nach außen auch nur eine subalterne Rolle spielte, so lernte er dafür in aller Stille das ABC der hohen Diplomatie und tat manchen Blick hinter die Kulissen der europäischen Politik.

Den Kardinal von Santa Croce durfte er im Jahre 1435 zu einem Kongreß der Westmächte nach Arras begleiten und Zeuge sein, wie sein Herr es verstand, England und Burgund voneinander zu trennen, um den Frieden zwischen Frankreich und Burgund zu vermitteln und damit das Ende des hundertjährigen Krieges und die Vernichtung der englischen Macht auf dem Festland vorzubereiten. Er erhielt bei diesem Anlaß sogar eine recht delikate und nicht gefahrlose Aufgabe. Der Kardinal schickte ihn zum König von Schottland, äußerlich unter einem harmlosen Vorwand, in Wirklichkeit, um die Kriegserklärung Schottlands gegen England zu veranlassen. Die Reise verfehlte ihren Zweck, aber sie war reich an Abenteuern und Erfahrungen. England verweigerte dem Sekretär des Kardinals den Paß, er mußte zur See fahren und wäre in einem Sturm beinahe ums Leben gekommen. Die Todesangst, die er dabei ausgestanden, bewog ihn, den Rückweg trotz allem zu Lande zu wagen. In der Verkleidung eines Kaufmanns reiste er mitten durch England. Er hatte keinen Paß, und hätte man ihn erkannt, es wäre ihm übel ergangen. Zum Glück ließen die Hafenwächter in Dover sich gern bestechen, und Enea konnte endlich wohlbehalten seinen Fuß wieder auf das Festland setzen. Nur ein häßliches Andenken blieb ihm von dieser Reise.

Zum Dank für die Rettung aus der Meeresnot hatte er in Schottland eine Wallfahrt gemacht, barfuß mitten im Winter, und sich dabei die Füße erfroren. Die Krankheit, die er sich dabei zuzog — man nannte sie damals die Gicht — hat ihn nie wieder ganz verlassen und schließlich vor der Zeit ins Grab gebracht.

War die schottische Mission schon nicht ganz frei von dem Reiz diplomatischer Niedertracht, so geriet Enea gleich nachher vollends in die sumpfigen Gewässer der Intrige bei einer ähnlichen Sendung nach Italien, im Auftrag seines früheren Herrn, des Bischofs von Novara. Dieser hatte zum Besten des Herzogs von Mailand ein Komplott geschmiedet, dessen Opfer kein Geringerer sein sollte als der regierende Papst Eugen IV. Bei einem unvermuteten Überfall auf Florenz sollten mailändische Truppen sich mitten im Frieden des dort weilenden Papstes bemächtigen. Der Plan wurde verraten und mißlang, Enea aber, der den Boten und Vermittler gespielt hatte, war ebenfalls entdeckt und nun am päpstlichen Hofe ganz unmöglich. Wollte er in der kirchlichen Laufbahn vorwärtskommen, so blieb ihm nichts übrig, als nach Basel zurückzukehren und seinen Platz in der Kanzlei wieder einzunehmen.

Mit der Zeit fand sich jetzt auch ein Anlaß für ihn, öffentlich hervorzutreten und die Augen auf sich zu lenken. Am 16. November 1436 hat er seine Jungfernrede gehalten. Man verhandelte gerade darüber, wohin das Konzil sich verlegen sollte, um den Griechen entgegenzukommen, die sich mit der römischen Kirche wieder vereinigen wollten. Mehrere Fürsten und Städte bewarben sich um die nicht unvorteilhafte Ehre, das künftige ökumenische Konzil bei sich zu beherbergen. Jeder ließ sein Land und seine Städte nach Kräften empfehlen. Enea übernahm es freiwillig, für Pavia zu sprechen, das der Herzog von Mailand anbot. Er redete anderthalb Stunden und hatte die Genugtuung, daß der Präsident ihm — was sonst nicht vorkam — den Dank der Versammlung für die schöne Rede aussprach. Der Dank des Herzogs, der ihm bald darauf eine Propstei in Mailand verlieh, wäre wertvoller gewesen, wäre ihm die Pfründe nicht schon bald wieder entzogen worden. So blieb als Gewinn nur der Titel, Enea durfte sich nun Propst von San Lorenzo in Mailand nennen. Auch Domherr von Trient wurde er bald darauf, aber auch das trug wenig ein. An der Lebensweise des Mannes änderte sich übrigens durch diese kirchlichen Titel nichts; er blieb Laie und lebte wie ein Laie. Wie denn die Welt damals erfüllt war von solchen kirchlich-titulierten Laien, die sich mit den Rechten des Klerikers begnügten, ohne den Ehrgeiz geistlicher Pflichten zu fühlen.

Mittlerweile war zwischen Papst und Konzil der einmal schon nur mit Mühe verhinderte Kampf auf Tod und Leben ausgebrochen. Der Papst hatte eine günstige Gelegenheit benutzt, das Basler Konzil aufgelöst und in Italien — zuerst in Ferrara, dann in Florenz — eine Konkurrenzsynode veranstaltet, die ganz von ihm abhing. Die Basler Väter, obwohl an Zahl und Ansehen immer mehr zusammenschrumpfend, spielten ihre einmal begonnene Rolle entschlossen zu Ende, erklärten den Papst für einen Ketzer, weil er sich der Kirche und dem Konzil nicht unterwerfen wolle, setzten ihn ab und wählten schließlich, im November 1439, einen neuen, den Herzog Amadeus von Savoyen. Der hatte schon seit Jahren als wunderlicher Heiliger und Eremit am Genfer See gelebt und übernahm jetzt als Felix V. die zweifelhafte Würde eines Gegenpapstes. Es war nur noch ein Rumpfkonzil, das diese letzten Schritte tat, gering an Zahl wie an Bedeutung der Mitglieder. Von Kardinälen war nur noch einer da, der Erzbischof von Arles, ein persönlicher Feind des römischen Papstes und die Seele all dieser Taten. Auch die Bischöfe waren fast alle abgezogen, ausgenommen ein paar, die der Befehl ihrer Fürsten festhielt, oder die aus ihrem Bistum vertrieben waren. Der große Schwarm der Laien oder Halbgeistlichen, der Subalternen und Trabanten, der Choristen und Statisten von früher war jetzt wirklich das Konzil. Es war, als tanzten die Mäuse auf dem Altar der Kirche, da die gestrenge Katze vertrieben war.

In dieser Gesellschaft konnte auch ein bloßer Kanzleischreiber und Titularpropst schon eine bedeutende Figur machen, wenn er so schön zu reden und zu schreiben wußte wie unser Enea. Er hat sich in der Tat mit den Jahren zu einem der angesehensten Mitglieder aufgeschwungen. Sogar Papstwähler sollte er werden und wäre es auch geworden, wenn ihm genug daran gelegen hätte, um die hierfür nun einmal unumgängliche höhere Weihe zu empfangen. Dafür wurde ihm wenigstens die Ehre zuteil, das Protokoll über die Wahlhandlung aufzunehmen. Auch in der feierlichen Gesandtschaft, die den Neugewählten in seiner Einsiedelei aufsuchte, um ihm die dreifache Krone anzubieten, erscheint Enea, und es war eine der ersten Regierungshandlungen Felix' V., daß er den gewandten Mann zum päpstlichen Sekretär ernannte.

Diese Beachtung verdankte Enea ausschließlich sich selbst. Andere, denen es ähnlich ging, hatten wohl eine politische Macht hinter sich, einen Fürsten, dem mit ihrer Erhöhung ein Gefallen geschah oder den man damit zu gewinnen hoffte, oder auch einen mächtigen Anhang, Familienverbindungen, Freunde von Einfluß oder eigenes Vermögen,

Nichts von all dem bei Enea. Er hatte nirgends Rückhalt oder Anhang. Seine alten Gönner hatte er verloren, er stand völlig allein und war arm. Aber er hatte etwas, worum ihn viele beneideten: seine Feder. Er verstand zu schreiben wie kein anderer in Basel. Ein wertvolles Talent in Zeiten, wo um die öffentliche Meinung gekämpft wird. Mit der Feder gingen sich die Parteien von hüben und drüben zu Leibe, mit Abhandlungen und Flugschriften fochten die Anhänger des Papstes wie die Vertreter des Konzils. In seinen Reihen gab es Gelehrsamkeit und dialektischen Scharfsinn genug, aber das schriftstellerische Talent und die Kunst des Stils waren selten. Die Franzosen, Deutschen, Spanier, die in Basel ausharrten, waren sämtlich scholastisch gebildet; in ihren Ländern kannte man weder die Klassiker noch den klassischen Stil der Humanisten. Das war damals noch ein Monopol Italiens. Seit die Italiener fast sämtlich von Basel abgezogen waren, fand sich die höhere, klassische Bildung und damit die feinere Beredsamkeit wie das größere literarische Geschick auf der Seite Roms. So war unser Enea mit seiner klassischen Bildung, seinem Talent und seiner Fertigkeit in Basel einzig in seiner Art, ein weißer Rabe. Also eine wertvolle Kraft! Daß er im Kampf gegen den alten Papst seine Feder in den Dienst des Konzils stellte, hat ihn bekannt und bald sogar berühmt gemacht. Seine eleganten lateinischen Epigramme und lyrischen Gedichte fanden im Norden wohl nur in einem engeren Kreis verständnisvolle Bewunderung. Der Dialog, in dem er die Rechtmäßigkeit des Konzils und seine Überordnung über den Papst verteidigte, bedeutete mehr. Nicht durch den Inhalt; Enea arbeitet hier ganz wie ein moderner Journalist: er wiederholt, was alle Welt weiß und jeder sich selbst sagen kann. Aber die Art, wie er es sagt, zeigt den Künstler. Die landläufigen Argumente und Deduktionen, die andere in schulmäßiger Pedanterie methodisch und langweilig ausspinnen, trägt er in kunstgerechtem Stile vor, mit Berechnung in leichtes Gewand gehüllt. Hier wird der Leser nicht durch die Form vom Inhalt abgestoßen, sondern bei ihm festgehalten und gewonnen. Mit einem Worte: hier herrscht Beredsamkeit. Das gilt in noch höherem Maße von einer anderen Gelegenheitsschrift, der Geschichte des Konzils. Es ist die erste Probe klassizistischer Erzählungskunst, künstlerischer Geschichtschreibung nördlich der Alpen. Eine Parteischrift, ein Pamphlet auch sie, ebenso wie heute etwa ein Zeitungsbericht, der durch geschickte Darstellung und künstlerischen Reiz einer Parteisache zu dienen sucht. Mit diesen Tagesschriften, mehr als mit den Gaben seiner leichtgeschürzten Muse, hatte sich Enea einen Namen gemacht. Man nannte ihn schon damals den hochberühmten

Dichter. Er war ein wichtiger Mann geworden, einer, dessen Dienste Wert hatten. Und das konnte er brauchen.

Die Sache des Konzils stand längst nicht mehr gut. Nur in Savoyen, der Schweiz und einigen vereinzelten deutschen Territorien gehorchte man dem Basler Papst; in Frankreich, England, Schottland, Spanien und Italien, in Polen und in Ungarn wurde der Römer anerkannt. Die Deutschen standen in ihrer großen Mehrzahl, geführt vom König und den Kurfürsten, einstweilen noch neutral und abwartend da; aber über kurz oder lang — daran war nicht zu zweifeln — würden auch sie auf die römische Seite treten. Leck und mit zerrissenen Segeln lag die Barke des Konzils in den Klippen der Kirchenspaltung. Wer vorwärtskommen wollte, mußte ein anderes Schiff besteigen. Enea benutzte die erste Gelegenheit, die sich bot. Eine Sendung nach Frankfurt, wo im Sommer 1442 König Friedrich III. seinen ersten Reichstag hielt, machte ihn am Königshof bekannt. Als man ihn aufforderte, zu bleiben und Dienste zu nehmen, besann er sich nicht lange. Er nahm Abschied von seinem Papst und trat als Sekretär in die Kanzlei des deutschen Königs ein.

Wieder war es der gefeierte Schriftsteller, der „Dichter", den Friedrich gern empfing und Felix ungern ziehen ließ. Mit kluger Berechnung hatte er sich Ruhm und Titel zuvor allerhöchst bescheinigen lassen. Während des Reichstags in Frankfurt war er von König Friedrich zum „Dichter" gekrönt worden. Eine Auszeichnung, die den Italienern geläufig war, in Deutschland etwas Unerhörtes. Der Mann, dem diese Ehre als dem ersten zuteil wurde, mußte wohl etwas ganz Besonderes sein! In den Augen der deutschen Welt war er von jetzt an der poeta laureatus, der gekrönte Dichter schlechtweg. Durchaus als verliehenen Titel wie jeden andern handhabt er selbst seine Dichterwürde, er nennt und unterzeichnet sich stets Eneas poeta, Äneas der Dichter.

Wir halten uns nicht dabei auf, wie Enea auch am Königshof, ganz wie einst im Konzil, sich durch Klugheit und Talent seinen Weg zu bahnen weiß. In kurzem ist er der Vertrauensmann des Kanzlers, Herrn Kaspar Schlick, der, ein aufgedienter Mann wie Enea, für Literatur und Wissenschaft Liebhaberei und auch etwas Verständnis hat und den gewandten Journalisten und Feuilletonisten zu würdigen weiß. Durch die Gunst des Kanzlers wird der Sekretär königlicher Geheimer Rat. Es scheint, als hätte selbst der passive, träge König die geistige Beweglichkeit und Anstelligkeit des Italieners zu schätzen angefangen. Bald sehen wir, daß es gerade die wichtigsten und schwierigsten Geschäfte sind, die ihm übertragen werden. Vornehmlich das wichtigste von allen: die

Kirchenpolitik. Nach langem Schwanken und Verhandeln hatte Friedrich endlich sich entschlossen, seine kirchliche Neutralität aufzugeben und sich dem römischen Papste wieder zu nähern. Enea war es, der die erste Anknüpfung mit der Kurie in geheimer Sendung besorgen mußte. Da sah man denn den Protokollführer des schismatischen Konklaves, den ehemaligen Sekretär des Gegenpapstes, den literarischen Vorkämpfer des Konzils von Basel zu Füßen dessen, der in Basel abgesetzt worden war, löbliche Unterwerfung üben, alle Irrtümer abschwören und Absolution für das Begangene empfangen. Und als zwei Jahre später eine Gesandtschaft von König und Kurfürsten die förmliche Unterwerfung Deutschlands unter Rom aussprach, da war es wiederum Enea, der an ihrer Spitze das Wort führte und die Ehren und den Lohn des Tages davontrug.

Ein gnädiger Papst konnte reichlich lohnen. Am Königshof hatte der Geheime Rat nach langem Warten nur eine Pfarre in Österreich erobern können, der Papst verlieh ihm gleich ein ganzes Bistum. Seit dem April 1447 ist Enea Piccolomini Bischof von Triest. Auch dabei bleibt es nicht lang: 1451 wird er Bischof seiner Vaterstadt Siena, in dieser Eigenschaft bald darauf zum deutschen Reichsfürsten erhoben.

Er ist jetzt der Erste im Rate des deutschen Königs, niemand steht fester im Vertrauen des Herrschers. Als im Jahre 1447 das Herzogshaus der Visconti in Mailand ausgestorben ist und die Nachbarn ein förmliches Wettrennen um den Besitz des schönen Fürstentums eröffnen, da wird der Bischof von Triest nach Mailand geschickt, um die historischen Rechte des deutschen Reiches geltend zu machen. Er ist es auch, der 1452 vorausgesandt wird, um die portugiesische Braut König Friedrichs in Italien zu empfangen und die Kaiserkrönung vorzubereiten. Er führt die schwierigen Verhandlungen mit den hussitischen Böhmen, er ist regelmäßig des Kaisers Vertreter auf den Reichstagen und Fürstenkongressen der folgenden Jahre, so oft es sich um den geplanten Kreuzzug gegen die Türken handelt. Er wird schließlich ausersehen, im Jahre 1455 beim Papstwechsel die Huldigung des Kaisers in Rom darzubringen. Es ist der letzte Auftrag, den er ausführt; Enea ist nicht wieder nach Deutschland zurückgekehrt, hat seinen dauernden Wohnsitz in Rom selbst aufgeschlagen. Mit gutem Grunde. Er hatte seinen Herrn, den Kaiser, verraten. Friedrich hatte ihn beauftragt, dem neuen Papste die Anerkennung nur unter gewissen Bedingungen auszusprechen. Der Bischof von Siena aber unterschlug die Bedingungen und leistete die Huldigung uneingeschränkt. Er wußte wohl, warum: der Papst konnte einen solchen Dienst nicht unbelohnt lassen. Und Enea wollte seine Laufbahn nicht als Bischof

von Siena beschließen. Es ist vielleicht der häßlichste Punkt in dem Leben des ehrgeizigen Mannes. Seine Handlungsweise, ehrenrührig an sich, ist stark durch selbstsüchtige Beweggründe bestimmt: Kardinal wollte er werden. Darum blieb er jetzt in Rom; er wartete auf den roten Hut. Er mußte sich gedulden. Die Kardinäle wollten ihn nicht unter sich, erst nach fünfvierteljährigem Sträuben gaben sie nach, und am 17. Dezember 1456 erfolgte die Ernennung.

Jeder Kardinal, so sagt man, hegt irgendwo in einem Winkel seines Herzens die Hoffnung, einmal Papst zu werden. Warum sollte einer, der sich durch ungewöhnliche Gaben und ungewöhnlichen Fleiß heraufgedient hatte zum kaiserlichen Geheimen Rat, zum Bischof, Reichsfürsten und Kardinal, warum sollte er weniger Aussichten haben als andere, dereinst auch die höchste Stufe zu ersteigen? Seine Basler Sünden waren, wenn auch nicht vergessen, so doch vergeben. Auch war er nicht der einzige, dessen früheres Konto in dieser Weise belastet erschien und der trotzdem in den Senat der römischen Kirche Eingang gefunden hatte. Warum also nicht auch Papst werden?

Am 6. August 1458 starb der alte Calixt III., ein hinfälliger Greis, der die drei Jahre seines Pontifikats größtenteils als Kranker im Bette zugebracht hatte. Aus dem Konklave aber ging nach heftigem Kampfe der Kardinal von Siena als Pius II. hervor.

*

Die dreifache Krone ist zu keiner Zeit eine leichte Bürde gewesen; als Pius II. sie sich aufs Haupt setzte, lastete sie doppelt schwer. Längst war sie zu einem Zeichen geworden, dem widersprochen wurde. Reform der Kirche an Haupt und Gliedern war seit drei Menschenaltern das allgemeine Schlagwort, und was es bedeutete, hatte man bei den Versuchen in Konstanz und in Basel erfahren: Beschränkung der Befugnisse und vor allem der Einnahmen des Papstes, Befreiung der Landeskirchen von der Zentralisation ihrer Verwaltung an der Kurie, Herabsetzung, womöglich gar vollständige Abschaffung der Abgaben, von denen die Kurie lebte. Diese Reformversuche waren gescheitert, es war dem Papsttum gelungen, das Konzil von Basel, als es mit dem Plan Ernst machte, zu überwinden. Aber ein Problem unterdrücken oder ignorieren heißt nicht, es lösen. Die Forderung der Reform am Haupte war damit nicht aus der Welt geschafft, daß man sie unerfüllt ließ. Mehr denn je war die öffentliche Meinung davon überzeugt, daß die römische Kurie von Grund aus verderbt und an allen Schäden der Kirche schuld sei, daß das Haupt mit

seiner Krankheit die Glieder anstecke. Und wie war denn der Sieg über das Konzil gewonnen worden? Nicht mit eignen Kräften hatte das Papsttum triumphiert; nur mit Hilfe der weltlichen Mächte hatte es sich gerettet, und um allzu teuren Preis. Es hatte einen echten und rechten Pyrrhussieg erfochten. Von seinen überlieferten Rechten und Befugnissen gegenüber den Landeskirchen hatte es geradesoviel behauptet, wie die Landesregierungen ihm einräumen wollten. In Frankreich galten denn auch die Reformdekrete von Basel, weil der König sie in der Pragmatischen Sanktion von Bourges als Staatsgesetz verkündigt hatte. Sie schränkten die päpstliche Einmischung in die innere Verwaltung der französischen Kirche bis auf ein Mindestmaß ein. In England war jeder Eingriff von Rom her durch Parlamentsbeschlüsse und königliche Verordnungen schon längst so gut wie ausgeschlossen. In diesen Ländern hatte der Papst fast nichts mehr zu sagen, dort war man nicht mehr weit von der reinen Staatskirche entfernt. In den spanischen Reichen, in Polen und Ungarn, ja selbst in den italienischen Staaten mußte er sehr behutsam auftreten, auf die Wünsche der Regierungen ängstliche Rücksichten nehmen. Und in Deutschland, wo die abgeschlossenen Konkordate immerhin ziemliche Freiheit ließen und bei der herrschenden Zersplitterung der Staatsgewalt das Spiel noch am leichtesten war, in Deutschland war dafür die Unzufriedenheit und Oppositionslust auch am größten. Von päpstlicher Weltherrschaft war längst nicht mehr die Rede. Die Welt gehörte dem weltlichen Staat, das mußte auch das Oberhaupt der Kirche, wenn nicht in Worten, so doch mit der Tat anerkennen.

Gefährlicher aber als der Staat erschien die Kirche selbst. In Konstanz war der Satz verkündigt worden, daß der Papst nicht die höchste Instanz sei, daß über ihm das Konzil stehe, das alle zehn Jahre zusammentreten müsse. Dieser Satz war zwar in der Praxis nicht durchgeführt worden, aber beseitigt war er keineswegs. An ihn glaubte nach wie vor der größere Teil der Geistlichkeit, ihn lehrten fast alle Universitäten. Bei ihrer Unterwerfung unter Rom hatten der deutsche König und die Kurfürsten dem Papste eine ausdrückliche Erklärung abgezwungen, daß er die Konstanzer Dekrete von der Autorität der heiligen Konzilien anerkennen und für ihre regelmäßige Wiederkehr sorgen werde. Das gleiche hatte der französische König verlangt, und nur die Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland, deren jedes das nächste Konzil bei sich versammelt sehen wollte, hatte es den Päpsten möglich gemacht, die Erfüllung des Versprechens zu umgehen. Deswegen aber blieb die Konzilsforderung doch stets lebendig, ein beständig drohendes

Damoklesschwert, ein Gespenst, das sich nur durch fortwährende diplomatische Zauberkünste bannen ließ. Und gerade als Pius II. den Thron bestieg, zeigte sich dieses Gespenst in drohender Nähe. Denn im nächsten Jahre (1459) wurden es zehn Jahre, daß das Konzil von Basel sich aufgelöst hatte. Da war der Termin da, an dem laut dem Konstanzer Dekret ein neues Konzil hätte zusammentreten müssen, und der Papst war verpflichtet, dafür zu sorgen.

Der Papst ist in dieser Zeit nicht nur Oberhaupt der katholischen Kirche, er ist auch weltlicher Souverän im Kirchenstaat. Dadurch ist er hineingezogen in die Verwicklungen, Grenzstreitigkeiten, Eroberungskriege und Revolutionen, die in Italien niemals aufhören. Ein Problem aber steht hier drohend am Horizont, ähnlich wie in der Kirche das Konzil: das ist die französische Invasion. Eine Nebenlinie des französischen Königshauses, die Anjous, beansprucht schon seit zwei Menschenaltern die Krone von Neapel, eine andere, die Orleans, seit kurzem (1447) das Herzogtum Mailand. Lange und blutige Kriege sind schon um den Besitz Neapels ausgefochten worden; sie haben mit der völligen Vertreibung der Franzosen und dem Siege des Königs Alfons von Aragon geendet, der sich im Besitz behauptet. Aber der französische Anspruch ist nicht aufgegeben, und eben in dem Moment, da Pius II. den Thron besteigt, wird er wieder aktuell. Denn König Alfons ist vor wenig Monaten gestorben und hat nur einen natürlichen Sohn Ferrante hinterlassen. Gegen diesen rüstet Frankreich sich zum Kriege im Bunde mit einem Aufstand des neapolitanischen Hochadels. Lehnsherr des Königreichs ist der Papst, von ihm hängt die rechtliche Entscheidung der neapolitanischen Frage ab. Soll er den Franzosen die Hand bieten, sich in Italien festzusetzen, hier die Herrschaft zu erwerben?

Da ist der Punkt, wo sich allgemeine Kirchenpolitik und italienische Politik des Kirchenstaats zum unheilvollen Knoten verschlingen. Denn Frankreich ist es, das die Konzilsidee geschaffen hat und nährt, das mit seiner Pragmatik den anderen Ländern das Vorbild kirchlicher Auflehnung gegen den Papst liefert — und das nicht müde wird, an das versprochene neue Konzil zu erinnern. Längst weiß man, wie das gemeint ist: als Schreckmittel, mit dem der französische Hof auf den Lehnsherrn von Neapel zu wirken sucht. Diese Schwierigkeiten also kann sich der Papst vom Halse schaffen, wenn er die französischen Ansprüche auf Neapel unterstützen will. Vom Konzil wird dann vorläufig nicht mehr viel die Rede sein. Die Interessen des absoluten Herrschers der katholischen Kirche scheinen diese Politik zu fordern. Aber darf auch der Fürst des Kirchen-

staats so wählen? Wenn die Franzosen erst einmal in Neapel sitzen, ist es auch für ihn um die Freiheit der Entschließungen geschehen, er wird zum Werkzeug französischer Politik und kann ebensogut wieder nach Avignon übersiedeln; vielleicht wird er es eines Tages sogar müssen. Gewiß, man kann auch von Avignon aus Papst sein, das hat die Erfahrung gezeigt; man kann es jedenfalls aufs beste sein von Rom aus, wenn Rom im Schatten der französischen Lilien steht. Aber in dem einen wie im anderen Falle ist ein italienisches Papsttum nicht mehr möglich, und der Kirchenstaat mitsamt seiner Hauptstadt ist französischer Herrschaft ausgeliefert. Oder, um ein Wort zu benutzen, das sechzig Jahre später Leo X. ausgesprochen hat: wenn Frankreich in Italien herrscht, ist der Papst nur noch der Hauskaplan des Allerchristlichsten Königs.

Dies sind die Probleme, denen Pius II. bei seinem Regierungsantritt gegenübersteht: das Konzil verhindern, die Mächte bei guter Laune und durch sie den Klerus in Unterwürfigkeit erhalten, gegenüber den französischen Plänen in Italien Partei ergreifen.

Die Lage wäre für jeden Papst schwierig gewesen, denn jeder hätte sich in der Hauptsache auf die eigene Kraft allein angewiesen gesehen. Wohl fehlt es nicht ganz an Bundesgenossen. Aber sie können nicht viel helfen. Mit dem deutschen Kaiser ist man im besten Einvernehmen; aber der ist machtlos und nur als diplomatische Schachfigur brauchbar. England, der gegebene Rivale Frankreichs, wird durch die Anfänge des Rosenkrieges gelähmt. Bleibt schließlich als sichere Stütze nur der Herzog von Burgund. Auf ihn kann man sich verlassen, wenn es gilt, französische Pläne zu durchkreuzen. Aber wird das allein genügen? Herzog Philipp ist ein alter, kränklicher und bequemer Herr, mancherlei Einflüssen zugänglich. In Italien kann man außer auf Neapel — das durch den Aufstand der Barone geschwächt ist — nur auf den Usurpator von Mailand, Franz Sforza, zählen, der durch die französische Invasion selbst bedroht ist. Die andern Mächte, Venedig und Florenz an der Spitze, segeln in französischem Fahrwasser und werden höchstens wohlwollende Neutralität gewähren. Nicht einmal im eigenen Hause ist der Papst sicher. Im Kardinalskolleg, in den Ämtern der Kurie gibt es Franzosen genug, und der französische Einfluß ist noch größer. Wenn man wußte, wie einst im Jahr 1378 die französischen Kardinäle vom selbstgewählten Papst kurzerhand abgefallen waren und das vierzigjährige Schisma herbeigeführt hatten, weil jener nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte, dann konnte man auf allerlei gefaßt sein. Mut, Kaltblütigkeit und Klugheit — die brauchte ein Papst Anno 1458 mehr denn je.

Für Pius II. kamen noch besondere Schwierigkeiten hinzu. Er war kein Freund der Franzosen. Das wußte man; er hatte es in seinen Schriften zu oft ausgesprochen, schon in Basel, wo ihn das Vorherrschen des französischen Elements in der Synode geärgert. Seine Wahl hatte die französischen Absichten aufs empfindlichste durchkreuzt. Sein Gegenkandidat war ein französischer Kardinal gewesen. Was hätte nicht in jenem Augenblick ein Franzose auf dem päpstlichen Thron bedeutet! Und die Wahl dieses Franzosen hatte einen Augenblick sicher geschienen, als noch in elfter Stunde die nationalen und patriotischen Motive bei den italienischen Kardinälen siegten und Piccolomini die Mehrheit verschafften. Pius II. mußte den Franzosen geradezu verhaßt sein. Und wer war er? Im letzten Grunde immer noch ein einzelner, machtloser Mann wie einst in Basel. Er hatte weder eine Großmacht hinter sich, noch eine mächtige oder reiche Familie. In Deutschland, als dessen Protektor und Kurienkardinal er sich gern aufgespielt hatte, war man gar nicht gut auf ihn zu sprechen. Man sah in ihm doch nur den Italiener, der die deutsche Kirche ausplündern wollte, und sagte ihm das sehr deutlich. In Florenz, in Venedig, in Mailand galt er vor allem als Sienese, und dem Italiener von damals flößt der Nachbar stets Mißtrauen ein. In Rom argwöhnte man, er wolle den Hof nach Siena verlegen, um seine Landsleute reich zu machen, in Siena selbst war er der regierenden Demokratie als Edelmann verdächtig. So saß er eigentlich überall zwischen den Stühlen. Nicht einmal im Kardinalskolleg verfügte er über eine feste Partei. Beständig wühlten und hetzten die französischen Mitglieder gegen ihn. Seine Partei, einen fest ergebenen Anhang mußte er sich erst schaffen und tat es durch recht ausgiebige Ernennung neuer Mitglieder, wobei er vor allem seine Verwandten und Vertrauten heranzog.

Endlich seine Vergangenheit! Das war vielleicht seine schwächste Stelle. Man kannte ihn zu gut. Er war nun einmal als Renegat gestempelt. Wenn andere auch eine mehr oder weniger dunkle Vergangenheit zu verdecken oder wie Pius die Partei gewechselt hatten, so konnte man eher darüber hinwegkommen. Über Taten und Worte wächst mit der Zeit das Gras der Vergessenheit, aber Geschriebenes bleibt! Gegen Pius II. zeugten die Schriften des Enea Silvio. Gegen den Papst konnte man den Journalisten des Konzils von Basel anführen, den Verteidiger der Konzilsautorität, gegen den Priester den profanen, oft auch leichtfertigen Dichter. Eben das war schon im Konklave gegen seine Wahl geltend gemacht worden: „Wollt ihr einen Dichter auf den Stuhl Petri setzen, die Kirche einem Manne anvertrauen, der von heidnischer Gelehrsamkeit

erfüllt ist?" So hatte der französische Rivale damals über ihn gesprochen. Es hat auch später nicht an ähnlichen Stimmen gefehlt. Es kam vor, daß ein grober Deutscher vor versammeltem Hof und vielen fremden Gesandten den heiligen Vater an seine literarischen Jugendsünden, auch an die Liebesbriefe erinnerte, die er ehemals für andere verfaßt hatte. Es kam öfter vor, daß man sich gegenüber seinen ex cathedra gefällten Entscheidungen auf das berief, was er selbst einmal über Konzilien und Päpste geschrieben. Pius wußte darauf nicht anders zu erwidern als mit dem wiederholten offenen Bekenntnis, er habe in der Jugend geirrt und sei im Alter weise geworden. Aeneam reiicite, Pium accipite — verwerft Äneas, haltet euch an Pius! Es blieb der Welt überlassen, wieviel sie darauf geben wollte. Wenn die Autorität des päpstlichen Amtes gesunken war — die persönliche Autorität, es wieder aufzurichten, besaß Pius II. nicht.

All diesen Schwierigkeiten und Gefahren gegenüber verfügte er auch als Papst im Grunde über keine anderen Mittel als jene, durch die er schon in Basel und am Kaiserhof das Leben gemeistert hatte: die Kräfte des eigenen Geistes, Klugheit und Energie. Er war körperlich vor der Zeit gealtert, mit dreiundfünfzig Jahren schon ein durch Arbeit und Krankheit verbrauchter Organismus, alle Augenblicke schmerzhaften Anfällen von Gicht und Stein ausgesetzt. Er ist auch schon mit neunundfünfzig Jahren diesen Leiden erlegen. Aber sein Geist war frisch, sein Wille elastisch fast bis zum letzten Tage. Der regelmäßige Fleiß seines Tagewerks bildete die Bewunderung der Zeitgenossen. Von Sonnenaufgang bis zum späten Abend, mit nur einer halbstündigen Ruhepause nach Tisch, war er tätig im Kabinett, in Audienzen, Sitzungen, am Schreibtisch. Er pflegte zu sagen: „Die Zeit reicht zu jedem Geschäft, wenn man sie nur sofort zu fassen versteht; wer sie erwartet, findet sie nie, wer sie packt, hat sie immer. Darum, weil wir die Zeit haben, lasset uns was Rechtes schaffen!" Man muß ihm recht geben, wenn man sieht, daß er noch als Papst in sechs Jahren zwei große Bücher geschrieben hat, neben zahllosen Briefen und Staatsschriften, die er selbst verfaßte, und Reden, die er sorgsam auszuarbeiten pflegte. Und dabei war sein kurzes Pontifikat von Anfang bis zu Ende von großen Kämpfen und kleinen Zwischenfällen erfüllt.

Fast vom ersten Tage an erhoben sich Feinde in nah und fern. In Böhmen war Georg von Podiebrad König geworden durch das Versprechen, dem Hussitismus ein Ende zu machen. Er brach es, und als der Papst auf seinem Schein bestand und sich der katholischen Untertanen des

Böhmenkönigs annahm, da lebte der alte Glaubenskampf wieder auf, und Pius war genötigt, den Kreuzzug gegen den ketzerischen König anzusagen. In Tirol war zwischen dem Herzog und dem Kardinalbischof von Brixen eine heftige Fehde ausgebrochen über die Grenzen kirchlicher und landesherrlicher Gewalt. Der Herzog hatte den Prälaten hinterrücks gefangennehmen lassen und zur Unterwerfung gezwungen, und nun klagte der Kardinal in Rom und verlangte Hilfe vom Papst. Es blieb nichts übrig, als Bann und Interdikt zu verhängen. In Mainz verweigerte ein erwählter Erzbischof die hergebrachten Zahlungen für seine Bestätigung. Er mußte abgesetzt, ein Gegenbischof ernannt, die Nachbarschaft zum Kriege aufgeboten werden, bis der Trotzige endlich aus seinem Erzstift wich. Im Kirchenstaat selbst empörte sich ein kleiner Dynast, Sismondo Malatesta von Rimini. In kecker Pose forderte er die Kirche heraus, indem er seiner Geliebten einen Tempel bauen ließ. Auf seinen Bund mit Frankreich pochend, glaubte er dem Landesherrn auch im Weltlichen die Spitze bieten zu können. Nur mit vieler Mühe konnte er niedergeworfen werden. In keinem dieser Fälle durfte sich Pius mit Recht den vollen Sieg zuschreiben. Der Böhmenkönig stand für ihn so gut wie unangreifbar da. In Tirol wie in Mainz endete der Streit mit einem faulen Vergleich, im Kriege gegen Malatesta bemächtigten die Venezianer sich einiger Städte des Kirchenstaats an der adriatischen Küste, und Pius mußte dulden, was er nicht ändern konnte, zufrieden, daß wenigstens die Macht des Gegners gebrochen war. Überall aber tönte dem Papste der Ruf entgegen, den er am wenigsten hören mochte: Konzil!

Umsonst hatte Pius vorzubeugen gesucht, indem er den Appell vom Papst an das Konzil für Ketzerei erklärte, bevor noch jemand diesen Schritt getan hatte. Als ob die Welt nur auf dieses Verbot gewartet hätte, wurde es jetzt förmlich Mode, an ein künftiges Konzil zu appellieren. So machte es der abgesetzte Erzbischof von Mainz wie der gebannte Herzog von Tirol. Das konnten sich solche kleine Leute schon gegen den Papst herausnehmen. Man merkte auch nichts davon, daß sie deshalb als Ketzer behandelt worden wären, wie doch nach der Erklärung des Papstes hätte geschehen müssen. Eine wirkliche Gefahr aber bedeutete es, wenn selbst der König von Frankreich ganz offen mit der Berufung an ein Konzil drohte.

Das Verhältnis zu Frankreich war nun einmal für Pius die Lebensfrage, von der alles andere abhing. Hierauf hat er alle Aufmerksamkeit seines erfinderischen Geistes verwandt, von diesem Punkte aus versteht

man ihn. Für ihn stand es von vornherein fest, daß er die Einmischung der Franzosen in die italienischen Dinge nicht dulden wollte. Welcher Gedanke ihn dabei leitete, hat er selbst ausgesprochen: die Freiheit Italiens liegt ihm vor allem am Herzen. „O Italien," so ruft er einmal in seinen Aufzeichnungen, „ich will dir helfen soviel ich kann, daß du keinen Herrn zu ertragen brauchst, ob auch Florentiner und Venetianer mich dabei nicht unterstützen und in ihrer Zwietracht der Fremdherrschaft die Wege ebnen." Dies ist keine leere Redensart, er hat das Wort wahr gemacht, und er hat — das muß man ihm lassen — seinen Zweck auch erreicht. Die Ansprüche der Anjous wies er zurück, und als sie mit den Waffen die Eroberung Neapels versuchten, traten ihnen auch die Truppen des Papstes entgegen und halfen sie in wechselvollen Kämpfen unter nicht geringen Anstrengungen zum Lande hinaustreiben.

Wirksamer noch als die Büchsen und Spieße seiner Soldaten waren seine diplomatischen Künste. Hier bewies er, daß er nicht umsonst seit jungen Jahren in Staatsgeschäften und hoher Politik gearbeitet hatte. Er hat die Franzosen diplomatisch überwunden. Das ist sein Meisterstück. Denn sein Gegner war seit dem Herbst 1461 nicht mehr der alternde, geistesstumpfe, von Günstlingen und Buhlerinnen gegängelte Karl VII., sondern der Mann, den die Welt immer mehr als einen Virtuosen des diplomatischen Spiels fürchten und bewundern lernte, der unheimliche Ludwig XI. Dieser ehrgeizige, unruhige Herrscher hat, solange er regierte, immer nach Italien geschielt. Er hat gerade in seinen ersten Jahren mit wahrer Ungeduld den Zug über die Alpen erstrebt, der ihn zum Herrn des reichsten Landes der Welt, zum Schiedsrichter Europas, zum Meister der Kurie gemacht haben würde, den Zug, den nach seinem Tode sein Nachfolger wirklich ausführte. Wenn es dazu nicht früher schon gekommen ist, wenn Italien seine Freiheit von ausländischer Einmischung noch ein Menschenalter behalten durfte, so gebührt das Verdienst in erster Linie Papst Pius II. Wie er es verstand, die Ränke und Listen des Franzosenkönigs zu übertrumpfen und schließlich als Sieger aus dem im Grunde doch recht ungleichen Kampfe hervorzugehen, das ist ein pikantes Kapitel diplomatischer Geschichte, das noch seiner völligen Enthüllung aus dem Geheimnis der Archive wartet.

Auch ohne in die Einzelheiten hineinzublicken, erkennt man doch die geistige Überlegenheit des päpstlichen Spielers gleich im Beginne der Partie. König Ludwig geht so weit, die Pragmatische Sanktion aufzuheben, in der Voraussetzung, daß der Papst dann auch die französischen Ansprüche auf Neapel anerkennen wird. Aber er sieht sich betrogen. Pius

steckt das wertvolle Zugeständnis vergnügt in die Tasche, er feiert öffentlich Triumphe, daß es ihm gelungen ist, die älteste Tochter der römischen Kirche wieder zum alten Gehorsam gegen die Mutter zurückzuführen. Aber sein Dank an den König besteht in einem Schwall von Worten, an seiner Politik in der neapolitanischen Frage ändert er nichts. Ludwig hatte zu dem Schaden noch den Spott; er hatte nur zu tauschen geglaubt, Pius aber nahm das Gebotene einfach als Geschenk. Der König schilt und tobt, als er entdeckt, in welche Falle er gegangen ist, aber sein Ärger macht jetzt einen fast belustigenden Eindruck. Freilich war damit das Spiel erst eröffnet. Der König von Frankreich hatte noch manche Figur zur Verfügung, mit der er dem Papste Schach bieten konnte. Einem Papste gegenüber, der sich als Gegner Frankreichs offenbart hatte, war die Stimmung im französischen Klerus so gehässig, daß man auf alles gefaßt sein mußte. Der König brauchte nur zu winken, und die Meute der gallikanischen Theologen fiel über Pius her. Es dauert denn auch nicht lange, da erschallt aus Frankreich wieder der bekannte Schlachtruf: Reform der Kirche, allgemeines Konzil! Schon sprach man dort in übelster Tonart vom heiligen Vater: man zweifelte offen an seinem Seelenheil. Eine Anklage auf Ketzerei lag nicht außer dem Bereiche des Möglichen. Dagegen genügten die gewöhnlichen Mittel nicht. Pius selbst wußte am besten, daß seine Stellung auf dieser Seite nicht ganz sturmsicher war. Wenn Frankreich mit der Forderung des Konzils Ernst machte, wenn es dafür Unterstützung bei anderen Mächten fand, waren die Folgen unberechenbar.

Der Gegenzug, den Pius wählte, ist bezeichnender für seine Art als irgend etwas anderes. Er beschloß, die öffentliche Meinung durch einen handgreiflichen Beweis selbstlosen Glaubenseifers für sich zu gewinnen, und dazu bediente er sich des Kreuzzugs.

Der Gedanke war alt. Seit mehr als hundert Jahren sprach man davon, die Türken mit vereinter Macht aus Europa zu vertreiben. Aber geschehen war nie etwas Wirksames dafür. Statt dessen befand sich seit 1453 Konstantinopel im Besitze der Türken; immer drohender schoben diese ihre Grenzen gegen Westen vor. Pius lagen diese Dinge von jeher nahe. Der Türkenkreuzzug war ja, als er noch kaiserlicher Rat war, seine spezielle Domäne gewesen. Offen hatte er damals die Saumseligkeit der Päpste gegenüber dieser Gefahr getadelt. Von ihm durfte man Taten erwarten. Darum war das erste, was er als Papst unternahm, die Berufung eines Kongresses der Mächte nach Mantua, wo unter seinem Vorsitz der Kreuzzug vorbereitet werden sollte. Der Kongreß kam nur müh-

sam zustande. Langsam und widerwillig fanden sich die Gesandtschaften in Mantua ein. Träge und unlustig verliefen die Verhandlungen, und die Beschlüsse blieben auf dem Papier. Eine allgemeine Besteuerung der Kirchen sollte die Mittel aufbringen, um in Italien eine Flotte, im Norden der Alpen eine Armee auszurüsten, mit denen man die Türken zu Wasser und zu Lande gleichzeitig angreifen wollte. Es war alles sehr schön gedacht, aber es geschah nicht das mindeste. Zweieinhalb Jahre war von der Sache nicht mehr die Rede. Auch der Papst schien sich überzeugt zu haben, daß die Zeit der Kreuzzüge vorüber sei.

Da, als die allgemeine Spannung mit Frankreich gefährlich zu werden anfing, überraschte Pius im Frühjahr 1462 zuerst seine nähere Umgebung, dann auch die Öffentlichkeit mit der Erklärung, er wolle den Plan nicht nur wieder aufnehmen, sondern sich selbst an die Spitze des Zuges stellen. Darob zunächst allgemeine Verblüffung, Kopfschütteln, Verwunderung. Sarkastisch meinte der alte Cosimo Medici: „Der Papst ist ein Greis und macht sich an das Werk eines Jünglings." Die Welt fand sich nicht zurecht gegenüber diesem erstaunlichen Gedanken. Wollte der alte, kranke Mann wirklich dieses Abenteuer wagen? Hoffte er durch sein Beispiel die zaudernde Welt fortzureißen oder — war alles nur heuchlerischer Schein? Bis auf den heutigen Tag hat man sich über die Antwort auf diese Fragen nicht geeinigt. Während die einen von dem ehrlichen Enthusiasmus und Opfermut des Papstes überzeugt sind, sehen die andern in all seinem Tun nichts als komödiantenhafte Reklame ohne Ernst und Würde.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Freilich war es Pius Ernst mit dem Kreuzzug; freilich hoffte er, durch persönliche Teilnahme jenen Hochdruck der Stimmung zu erzeugen, ohne den die Sache, wie sich gezeigt hatte, nicht in Fluß zu bringen war. Aber daß er gemeint habe, selbst als Großadmiral der Kreuzflotte nach Konstantinopel zu segeln, diese Tollheit dürfen wir ihm doch nicht zutrauen. Die Akten der italienischen Archive, die auch der neueste Geschichtschreiber der Päpste, Ludwig Pastor, in vorschriftsmäßiger Devotion gegen die Nachfolger Petri nur mit verbundenen Augen gelesen hat, geben eine klare und befriedigende Antwort. Die persönliche Teilnahme des Papstes sollte in der Tat nur eine Demonstration sein. Nur bis zu den ersten ein, zwei Stationen gedachte er die Kreuzflotte zu begleiten und dann heimzukehren. Aber eben durch diese demonstrative Teilnahme hoffte er Flotte und Heer zusammenzubringen. Und darin hat er sich auch nicht ganz getäuscht.

Er rechnete dabei auf zwei Mächte: Venedig sollte die Schiffe stellen,

der Herzog von Burgund die Armee führen. Unermüdlich, mit der größten Zähigkeit und zuletzt mit geradezu fieberhafter Geschäftigkeit hat er diesen Plan zweieinhalb Jahre verfolgt. Er schien nur noch in dem einen Gedanken zu leben; er brach körperlich und seelisch zusammen, als die Nachricht kam, der Burgunder, der bis dahin die besten Hoffnungen gemacht hatte, lasse sich entschuldigen, er könne jetzt nicht ins Feld rücken. Aber auch so ließ Pius von dem Plane nicht ab. Er konnte, durfte nicht zurück. Wie hätten die Franzosen gehöhnt, wie hätten sie die ganze Welt gegen ihn in Bewegung gesetzt, wäre er nach so viel großen Worten und Vorbereitungen zu Hause geblieben! Er wußte freilich nur zu gut, daß niemand anderes als Ludwig XI. den Burgunder zurückhielt. Aber was half ihm das vor der öffentlichen Meinung, die er für sich haben mußte, wollte er den französischen Angriff parieren? Es stand zuviel auf dem Spiele; eine förmliche Anklage auf Versäumnis der heiligsten Pflichten war zu befürchten, jedenfalls der Verlust allen Ansehens. Pius mußte vorwärts, wenn er auch selbst schon ahnen mochte, daß da kein Lorbeer mehr zu holen war.

Denn schon sammelten sich die Kreuzfahrer in Italien, schon strömten sie dem Hafen von Ancona zu, von wo der Zug angetreten werden sollte. Es war leider meist armes, ungerüstetes Volk; man mußte dem Papst den Anblick dieser Glaubenshelden verbergen, er machte den Kranken sichtlich kränker. Eine Hoffnung blieb immer noch: Venedig hatte eine Flotte zugesagt. Da mußte auch der Papst wenigstens seinen guten Willen beweisen, „fare una dimostrazione“, „eine Demonstration machen“, wie der Mailänder Gesandte nach Hause berichtete. So erhob sich der von Krankheit und Aufregungen schon ganz Erschöpfte mit fast übermenschlicher Willenskraft zur Reise nach Ancona. Als er hier eintraf, waren noch keine Schiffe da. Sie hatten sich verspätet. Die Ungeduld des Harrens hat den Schwerkranken aufgerieben. Als die venezianische Flotte unter persönlicher Führung des Dogen am 15. August 1464 im Hafen von Ancona Anker warf, da wehte ihr vom bischöflichen Palast eine Trauerfahne entgegen: der Papst war am Tage vorher gestorben. Auf die Nachricht, daß die venezianischen Schiffe gesichtet würden, hatte er im Bewußtsein des nahen Endes, geistreich bis zum letzten Atemzug, wehmütig geklagt: „So lange hat mir eine Flotte gefehlt, und nun soll ich der Flotte fehlen!“ Und doch ist man versucht, zu urteilen, er sei zu rechter Zeit gestorben.

Der Mißerfolg seines Kreuzzugs war eigentlich mit mathematischer Sicherheit im voraus zu berechnen, weitere Rückschläge für seine gesamte

Stellung konnten dann nicht ausbleiben. Das alles wurde ihm erspart. So hatte er immerhin Anspruch auf das Zeugnis, sechs Jahre lang eine geschwächte, erschütterte Position klug und tapfer verteidigt und ernsten Schaden von dem ihm übertragenen Amte abgewendet zu haben. Den Zweck überdies, der ihm am meisten am Herzen gelegen, die Freiheit Italiens, hatte er, solange er lebte, auch erreicht und seinen Nachfolgern die Fortsetzung des Werkes wesentlich erleichtert.

*

Pius II., der Papst mit der kurzen Regierungszeit, wäre gleichwohl heute ein vergessener Mann, wie so manche seiner Vorgänger und Nachfolger, ohne Enea Silvio, den Schriftsteller. Diesem ist ein bleibendes Andenken sicher.

Lang und bunt ist die Reihe seiner Werke. Die italienischen Dichtungen seiner Jugendzeit, Liebeslieder im Stile Petrarcas, sind sämtlich verloren; niemand hat sie des Aufhebens wert geachtet, er selbst am wenigsten. Nur in der Sprache Ciceros wollte er fortleben, seine lateinischen Schriften hat er gesammelt, gefeilt und herausgegeben. Das war damals herrschende Mode bei Leuten von Geist, Pius aber hat schon den Vorzug, daß er unendlich vielseitiger ist als irgend ein anderer. Mit Ausnahme des großen Epos sind bei ihm die üblichen Gattungen der humanistischen Literatur sämtlich vertreten. Er hat lyrische Gedichte gemacht und Epigramme geschmiedet, Reden in großer Zahl verfaßt und eine Masse von Briefen geschrieben, die als Kunstwerke behandelt, von ihm selbst und anderen gesammelt und verbreitet wurden. Wir haben moralische Abhandlungen von ihm über Kindererziehung, über das Elend des Hoflebens und ähnliches, eine Rhetorik, das heißt Anleitung zum schönen Stil, sogar eine Epistel über die Pferdezucht. Ein Humanist kann ja über alles schreiben; wer die Klassiker kennt, weiß über alle Dinge Bescheid! Mit diesen Sachen bewegt Pius sich auf der mittleren Linie der Tagesliteratur. Mit anderen überragt er schon in jüngeren Jahren den Schwarm der Durchschnittshumanisten. Seine Komödie „Chrysis", natürlich auch eine Nachahmung klassischer Vorbilder und übrigens ein recht minderwertiges Stück, ist doch höchst bemerkenswert als einer der frühesten Versuche dramatischer Dichtung seit dem Untergang der Antike. Sie hat auch bei den Zeitgenossen keinen Eindruck gemacht. Nur in einer einzigen Abschrift zufällig erhalten, ist sie noch bis heute nicht gedruckt worden. Umso berühmter wurde seine Novelle vom Euryalus und der Lukrezia, die „Geschichte zweier Liebenden". In ihrer Art völlig originell,

war sie eine Zeitlang das beliebteste Unterhaltungsbuch der feineren Kreise. Enea erzählt darin den tragischen Liebesroman, den sein Gönner Kaspar Schlick einst in Siena, wo er im Gefolge Kaiser Sigmunds weilte, mit der Frau eines dortigen Patriziers erlebt hatte. Nach unserem Geschmack ist das Büchlein ungenießbar, breit und pedantisch. Wir begreifen auch nicht, daß man zur Erzählung einer Geschichte aus der Gegenwart das Latein des Cicero verwendet. Das erscheint uns als Gipfel der Unnatur. Für die Zeitgenossen aber war das Werk ein Leckerbissen, es machte seinen Verfasser überall bekannt, wurde unendlich oft abgeschrieben und bald sogar ins Deutsche übersetzt.

Mit diesen Schriften tritt der Verfasser schon stark aus dem konventionellen Rahmen des Humanismus heraus. Der wahre Enea aber ist doch anderswo zu suchen. Seine Stärke sind Geographie und Zeitgeschichte. Da hat er keinen, der ihm gleich wäre, zum Teil steht er ganz einzig da, durchaus originell und persönlich.

Er war immer ein neugieriger Wandervogel gewesen, „varia visendi cupidus“. Über seine vergebliche Sendung nach Schottland tröstete er sich damit, daß er auf diese Art doch Gelegenheit gefunden, die Großstadt London und die prachtvolle Kathedrale in Canterbury zu sehen. Ein vorzüglicher Beobachter, besaß er im höchsten Grade das Talent, Sinneseindrücke in Worten festzuhalten. Der Anblick einer Landschaft, eines Stadtbildes setzt sich ihm mühelos in anschauliche Schilderung um. So entwirft er mit sechsundzwanzig Jahren, auf der Reise nach Basel, ein kleines Gemälde von Genua, so hat er die Konzilstadt, später die Kaiserstadt Wien in Bildern von unvergänglichem Reiz verewigt. Mit seiner „Germania“, einer Schilderung von Land und Leuten in Deutschland, die an Anschaulichkeit nicht zu übertreffen ist, hat er sich unseren ganz besonderen Dank verdient. Seit Tacitus hatte niemand etwas Ähnliches versucht. So oft er in seinen größeren Schriften eine Stadt zu erwähnen hat, die er gesehen, widmet er ihr zum mindesten ein paar beschreibende Zeilen.

Von eigenen Eindrücken schreitet er dann zur geographischen Forschung fort. Er sucht sich ein Bild zu machen auch von den Ländern, die er nicht gesehen, und wird allmählich zum besten Kenner der Erdbeschreibung und zum Begründer der modernen Geographie. Mit der Zeit ist es sein stärkstes Interesse geworden, sich klar zu werden über Gestalt und Beschaffenheit aller Länder. In seinen Briefen, noch mehr in seinen geschichtlichen Werken stößt man alle Augenblicke auf geographische Exkurse, die den Rahmen der Erzählung bisweilen sprengen.

Wie für die Natur, so hat er auch für die Menschen ein helles Auge und einen scharfen Blick. Sie interessieren ihn als Erscheinungen, er liebt es, sie zu ergründen und ihr Wesen zu schildern. Seine Schriften wimmeln von lebendigen, höchst gelungenen Charakterbildern. Wie alle Beobachter und Menschenkenner, zeigt auch er eine Vorliebe für Anekdoten. Er flicht sie ein, so oft er kann, und sammelt im Laufe der Zeit ein ganzes Buch über die bekannten und berühmten Menschen seiner Zeit, ein Buch, trotz der Unfertigkeit — es blieb unvollendet — nicht nur von unersetzlichem Quellenwert, sondern ebensosehr von eigentümlichem literarischem Reiz durch die Schärfe und Naturtreue der Bildnisse.

Der weitgereiste, viel umhergeworfene Mann verfügte über einen seltenen Schatz an Kenntnissen von Ländern und Menschen, dazu so ziemlich über die ganze literarische Bildung seiner Zeit. Das Talent und die Neigung, seine Eindrücke und sein Wissen von sich zu geben, mußten — man möchte fast sagen — von selbst zu dem einen der beiden großen Werke führen, mit denen er seine Genossen in der humanistischen Zunft so weit überragt, der Kosmographie. In ihr gedachte er eine allgemeine historische Geographie oder Weltgeschichte auf geographischer Grundlage zu geben. Er schrieb am ersten Teil, der „Europa", als Kardinal, am zweiten, der „Asia", als Papst. Das Buch wurde nicht fertig, aber es ist auch so schon, wissenschaftlich gemessen, das Bedeutendste, was er geschrieben.

Parallel dazu liefen ein paar groß angelegte Geschichtswerke. Auch hier ging Pius nicht von gelehrten Studien aus, sondern von der eigenen Beobachtung. Immer ist es die Geschichte der eigenen Zeit, dessen, was er erlebt und gesehen, was er darstellt. So hatte er schon in Basel die Geschichte des Konzils nach eigener Anschauung erzählt. So entstanden später eine Geschichte Kaiser Friedrichs III. und eine Geschichte Böhmens.

Aus der gleichen Wurzel entsprang endlich sein zweites Hauptwerk, sein letztes Buch und als Werk literarischer Kunst genommen sein schönstes und unvergänglichstes: seine Denkwürdigkeiten.

Er hat sie als Papst begonnen, als schon ein paar Regierungsjahre hinter ihm lagen und er sich auf dem Throne einigermaßen sicher fühlte. Er hat sie fortgeführt bis wenige Wochen vor seinem Tode. Seine Absicht ist, als Herold seiner Taten für den eigenen Ruhm zu sorgen. Darum schreibt er die Geschichte seiner Zeit, wie sie sich vom höchsten Punkte gesehen darstellt.

Jedes Memoirenwerk zeigt den Verfasser als Mittelpunkt der Welt.

Das liegt in der Natur der Sache. Wenn ein Papst seine Memoiren schreibt, so ist es doppelt berechtigt. Der eigentümliche Zauber dieser Papstmemoiren aber liegt in der natürlichen Unbefangenheit, womit der hohe Verfasser sich selbst zeigt. Wo er von den Ereignissen der Politik und von Staatsgeschäften spricht, da ist seine Erzählung weder offen noch eigentlich wahrhaft. Diese Dinge zeigt er in künstlicher Beleuchtung und Anordnung, wie sie für sein eigenes Porträt den günstigsten Hintergrund bieten. Alles Persönliche dagegen erscheint völlig ungeheuchelt, frei und naiv. Es ist die erste mit Bewußtsein erstrebte und durchaus gelungene Selbstdarstellung.

Wenn Pius für seinen Ruhm bei der Nachwelt sorgen wollte, so war dieses Verfahren allerdings das klügste. Der Dichter in ihm war unbedeutend, der Papst in seinen Erfolgen und seinem inneren Wert problematisch; der Mensch ist von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Er gewinnt noch heute, nach vierhundertfünfzig Jahren, seine Leser und weiß sie so weit für sich zu stimmen, daß sie ihm zum mindesten ein großes Maß mildernder Umstände gern zugestehen. Er verdient wirklich unsere Sympathie. Dieser reich und fein angelegten Natur ist ein angeborener Sinn für alle Dinge eigen, auch für die entgegengesetztesten. Bewundernd verweilt er bei Giottos Werken in Assisi und beim Anblick des Domes zu Orvieto, voll Neugier läßt er sich eine uralte Bibelhandschrift zeigen. Die großen Männer der Vorzeit, auch der neueren Jahrhunderte, sind ihm überall gegenwärtig. Als er auf der Rückkehr aus Schottland nach Durham kommt, vergißt er nicht, zu notieren, daß dort der große Beda, der Allwissende des achten Jahrhunderts, der Lehrer der Zeiten, begraben liege. Dann wieder zeigt er lebendiges Interesse für alles Militärische. „Was gibt es Schöneres als ein wohlgeordnetes Feldlager?" ruft er gelegentlich und beschreibt einmal eingehend die neue Truppengattung der Büchsenschützen, die zu seiner Zeit aufgekommen ist, ein andermal den Bau und die Wirkungen der ersten großen Belagerungskanone, die er anfertigen läßt und mit seinem eigenen Namen „Sylvia" tauft. Er interessiert sich für die Art, wie man Aale fängt, und würdigt mit verständnisvollen Worten eine technische Großtat, die Regulierung des Trasimener Sees, die kürzlich ausgeführt war. Unübertrefflich ist er in szenischen Bildern. Ein Bauernrennen in seinem Heimatflecken, ein Wettrudern auf dem See von Bolsena, das Herbeiströmen des Landvolkes, wenn der Zug des Papstes vorüberkommt — das sind kleine Kunstwerke von verdientem Ruhm. Ebenso die prachtvollen Landschaftsbilder: die Kastanienwälder am Monte Amiata, das Panorama vom Gipfel des

Albaner Gebirges, der See von Nemi, Tivoli und seine Umgebung — sie sind so wenig zu übertreffen wie jene anmutigen Idyllen, in denen Pius schildert, wie er im heißen Sommer, in der Villeggiatur zu Tivoli, bei Subiaco oder bei Siena frühmorgens mit seinem Gefolge hinauszieht ins Freie, stundenlang durch Wälder und Wiesen streift, sein Konsistorium mit den Kardinälen im Grünen abhält, im Schatten der Bäume ein frugales Mahl einnimmt, einen Trunk aus der Quelle tut, den Fischern zusieht, wie sie im Anio-Forellen fangen, oder bei anregender Lektüre und geistreichem Gespräch draußen verweilt, bis der Abend dunkelt. Auch der groteske Humor kommt hier zu seinem Recht. Es kann geschehen, daß ein überraschter Ziegenhirte sich verpflichtet fühlt, dem heiligen Vater einen Trunk Milch aus leider nur zu schmutzigem Becher anzubieten, den Pius mit echt italienischem Taktgefühl wenigstens an die Lippen setzen muß, um das nunmehr geweihte Gefäß seinem gerührten Geber zurückzureichen. Oder zwei Nachbarstädte streiten so heftig um die Ehre, des Papstes Sänfte zu tragen, daß es blutige Köpfe gibt und der heilige Vater persönlich Frieden stiften muß. Die einfache Natürlichkeit, die ungezwungene Liebenswürdigkeit dieser Erzählungen, aus denen uns das Antlitz des Verfassers als eines klugen, freundlichen und im Grunde harmlosen Menschen entgegenblickt, können mit vielem versöhnen, sie lassen auch die Eitelkeit und Selbstbespiegelung eher verzeihen, die überall versteckt hindurchschimmert, nicht selten grell hervorsticht. Niemals unterläßt Pius, hervorzuheben, wie das Volk sich herandrängt, wenn er vorbeizieht. Die ältesten Leute umarmen einander unter Tränen, da er sie segnet. Alles, was er tut, scheint ihm glücklich und gelungen; was er sagt, wird mit Staunen und Bewunderung aufgenommen. Wenn er vor einem deutschen Reichstag zwei Stunden spricht, so scheint die Zeit den Hörern zu kurz, keiner wendet ein Auge von ihm, keiner „wagt, auch nur einmal auszuspucken". Als er Kardinal wird, freut sich alle Welt, daß nun der künftige Papst gefunden ist; als er zum Konklave in Rom einzieht, zeigen die Leute auf ihn als den kommenden Mann. Und als erst seine Wahl bekannt wird, legen sich alle Wogen der Fehde und Zwietracht, und die Stadt, die noch eben in Waffen gestarrt, ist mit einem Schlage wie verwandelt, eine Wohnung des Friedens und eine Herberge der Sicherheit. So geht es durch das ganze Buch, von einem Ende zum andern.

Pius ist stolz auf sich selbst, auf seine Leistungen und sein Glück. Als ihn ein gegnerischer Feldherr einmal drohend warnen läßt, er solle nicht mit einem Manne anbinden, der immer Glück gehabt, antwortet ihm Pius keck: „Was ist dein Glück gegen das meine? Aus nichts bin ich Papst

geworden!" Ein andermal fragt er ganz naiv: „Wer sonst kann von sich sagen, daß er zwei Kardinälen, einem Kaiser und einem Gegenpapst als Sekretär gedient?" Diese kindliche Freude am eigenen Ich hat etwas Rührendes in der ungeschminkten Ehrlichkeit ihres Ausdrucks; sie entwaffnet den Richter und wandelt das Stirnrunzeln der Kritik in verzeihendes Lächeln.

*

Wie war nun dieser Mann eigentlich beschaffen? Sind die liebenswürdigen Züge, die uns bestechen, ein Teil seines Wesens, seine wahre Natur, oder nur die äußere Maske eines Komödianten, verbirgt sich dahinter nichts weiter als ein selbstsüchtiger Schlaukopf und ein erbärmlicher Charakter? Man hat beides behauptet, man hat ihn bald weiß, bald schwarz gemalt, je nach Parteistellung oder Geschmack. Sollte nicht auch hier die Wahrheit mehr in der Mitte der Gegensätze zu finden sein? Pius II. war weder ein Heiliger noch ein Lump. Er war — ein Mensch und ein Kind seiner Zeit. Was am liebsten gegen ihn angeführt wird und uns Heutigen am meisten Anstoß erregt, das ist sein „Gesinnungswechsel": der Verrat an seiner eigenen Vergangenheit und der Nutzen, den er daraus zog. Von diesem Standpunkt aus hat vor etwa fünfzig Jahren Georg Voigt seine Biographie geschrieben, die noch heute das Urteil vieler beherrscht, freilich bei aller Gelehrsamkeit ein Buch, das einem Staatsanwalt oder Kriminalkommissar mehr Ehre machen würde als einem Historiker. Da erscheint Pius schlankweg als feiler Streber und grundsatzloser Karrieremacher. Damit trifft man ihn nicht. Gewiß ist es wahr, daß er die Segel immer nach dem Winde gestellt hat. Seine Haltung gegenüber den großen Problemen der Zeit ergab sich ihm nicht von innen heraus, sondern aus seiner jeweiligen äußeren Lage. Aber darin glich er den meisten seiner Zeitgenossen. Sie haben sich alle vortrefflich mit der wechselnden Zeit abzufinden gewußt, und Märtyrer hat namentlich das besiegte Konzil von Basel überhaupt nicht gehabt. Vergessen wir doch nicht, daß die Frage, ob Konzil oder Papst herrschen sollte, keine Frage der Religion oder des Glaubens, sondern eine Frage der Politik war. Und daß man auch in der Politik Überzeugungen haben und für sie leben solle, diese Forderung ist doch sehr jungen Datums. Vor der Französischen Revolution von 1789 hat man sie kaum gekannt. Einen politischen Gesinnungswechsel nahm das fünfzehnte Jahrhundert niemand ernstlich übel, und Pius konnte zudem mit mehr Recht als andere immer betonen, er sei in Basel als junger, unerfahrener Mann mit dem Strome geschwommen, in den der Zufall ihn geworfen hatte. Als kaiserlicher Sekretär hat er

mit der gleichen Offenheit bekannt, er habe in der Kirchenfrage keine eigene Meinung, er folge einfach seinem Herrn. So machten es alle, und Enea verdient noch den Vorzug, daß er wenigstens nicht heuchelt. Da war denn auch der Übertritt zum römischen Papst und sein späteres Bekenntnis zum päpstlichen Absolutismus für ihn geradesowenig Sache der Überzeugung, wie einst seine Parteinahme für das Konzil. Sie ergaben sich von selbst aus der Politik des Kaisers, sie waren Pflicht für den kaiserlichen Rat, noch mehr für den Bischof, den Kardinal, und vollends für den Papst.

Nicht so leicht wird man über die andere Verwandlung hinwegkommen, die sich gleichzeitig damit vollzog: den Übergang vom lebenslustigen Dichter zum ehrsamen Geistlichen und hochwürdigen Priester und Bischof. Dieser Übergang ist noch plötzlicher als der politische Parteiwechsel. Im Herbst 1444 sind die Komödie „Chrysis" und die Novelle von den „Zwei Liebenden" entstanden. Wahrlich keine Erbauungsbücher! Die Komödie, eine allzu natürliche Nachahmung des Terenz — die Szene ist ein Bordell —, bewirkte sogar, daß ein Teil seiner deutschen Kollegen sich vom Verfasser zurückzog. Ein paar lustige Briefe gehen daneben her; leicht zynisch gefärbt, passen sie sehr gut zu den beiden Dichtungen. Wenige Tage später schlägt der Ton in den Briefen um: Enea spricht vom Altwerden, daß er lange genug das Leben genossen habe und daß es nun Zeit sei, an den Tod zu denken. Notabene: er ist damals gerade neununddreißig Jahre alt. Er will sich mit Theologie beschäftigen und bestellt sich eine Bibel. Ein zweites Notabene: der Konzilsvater hat also keine Bibel gehabt. Woher nun dieser plötzliche Wechsel? Hat er einen Tag von Damaskus erlebt, eine wirkliche Bekehrung? Kein Gedanke daran! Eine Pfarre hat er erhalten, reich genug, um davon zu leben. Es ist die erste Pfründe, deren Besitz ihm sicher ist nach ein paar anderen, die ihm gewinkt hatten, aber wieder entgangen waren; daher mit einem Male der fromme Augenaufschlag. Seine Bekehrung ist genau so wenig Herzenssache wie sein Parteiwechsel, sie ist genau so von den äußeren Verhältnissen diktiert. Die Pfarre hat aus dem flotten Dichter mit unverkennbar laszivem Einschlag einen zwar nicht frommen — das Wort wäre nicht am Platz —, aber doch korrekten Priester gemacht. Religion ist ihm eben keine innere Angelegenheit, sondern äußere Pflicht. Er hat als Pfarrer einmal gepredigt, als Papst manche erbauliche Rede gehalten. Es sind rednerische Prunkstücke, elegant, zweckentsprechend, aber leer und hohl. Nirgends klingt ein Ton innerer Empfindung auch nur von ferne an.

So etwas befremdet uns, stößt uns ab. Aber auch hier gibt es eine

andere Seite, die man beachten muß, ehe man verurteilt. Enea ist niemals, auch als Laie nicht, ein frivoler Lasterknecht gewesen; dazu hat ihn erst sein pedantischer Biograph gestempelt. Hingegen ist er von dem Moment, da er die Pfarre annimmt, ein untadeliger Geistlicher und Priester. Man hat ihm nie auch nur einen einzigen Fehltritt, eine einzige anstößige Handlung vorgeworfen; und er hatte Feinde genug, die sich das nicht hätten entgehen lassen. Er hat es also mit den Pflichten seines Berufes ernst genommen, wenn nicht aus innerer Überzeugung, so doch aus Gewissenhaftigkeit oder aus Klugheit. Das ehrt ihn immerhin in einer Zeit, wo das Gegenteil so häufig war, wo es Bischöfe und Kardinäle gab, die offenkundig mit ihren Mä ressen lebten, und wo die Welt trotz Zölibat von Pfarrerskindern wimmelte.

Man hat überhaupt kein Recht, bei diesem Manne von einem Gesinnungswechsel zu reden, wie so oft geschieht, um ihn zu tadeln oder zu loben. Er ist immer derselbe geblieben, im Alter wie in der Jugend. Auch als Papst ist er der schöngeistige Literat, der er in Basel gewesen, als Papst noch immer der ehrgeizige, nicht selten von Eitelkeit geblendete Ritter der Fortuna, als der er mit sechsundzwanzig Jahren aus der Heimat in die Fremde gezogen war. Die gleiche Freude an Schönheit und Pracht spricht aus seinen Jugendschriften wie aus den Denkwürdigkeiten seiner alten Tage. Es ist im Grunde ganz dasselbe, ob er als Konzilsjournalist den Einzug und die Krönung des Gegenpapstes mit breitem Pinsel malt, oder ob er als Papst in seinen Kommentarien die Kirchenfeste, die er selbst veranstaltet, etwa das Fronleichnamsfest in Viterbo, die Prozessionen zu Ehren des heiligen Andreas mit zeremoniöser Feierlichkeit beschreibt. Den gleichen Zug zum Abenteuer, die Bereitwilligkeit zu gefährlichen Wagestückchen, die Neigung, alles auf eine Karte zu setzen, bemerken wir an ihm im Alter nicht weniger als in der Jugend. Denkt man an die Sendung nach Schottland und die kühne Rückkehr durch England, an das Komplott gegen Papst Eugen, so wundert man sich nicht, daß später der Mann, der sich eben noch in Basel so schwer kompromittiert hatte, sich kecklich als Gesandter des deutschen Königs nach Rom schicken läßt, in die Höhle des Löwen; so versteht man vielleicht auch den wunderlichen Kreuzzugsplan seiner letzten Jahre. Dann versteht man aber auch, daß das drohende Scheitern dieses Planes, nach dem Zeugnis seiner nächsten Umgebung, ihm das Herz brach: dieses Mal hatte er allzu hoch gespielt, sein gutes Glück überschätzt und konnte es nicht mit ansehen, wie der Einsatz anfing verloren zu gehen.

Er ist derselbe im Alter wie in der Jugend, auch in seiner Stellung zu

Kirche und Religion. Das Christentum dieses Papstes ist ohne Tiefe und Wärme, eine Sache der äußeren Ordnung, der Konvention. Wie fast alle Humanisten, ist Pius zu aufgeklärt, um den alten Katholizismus des Mittelalters mitzumachen. Rechtgläubig zu sein kostet ihm keine Anstrengung, denn der Glaube selbst ist ihm sehr gleichgültig. Er ist kein Atheist, kein Freigeist, aber Rationalist und Skeptiker. Wunder flößen ihm schon in der Jugend Mißtrauen ein, für Bigotterie und Fanatismus hat er auch als Papst nichts übrig. Wenn er eine prachtvolle Kirche in seinem Heimatflecken baut oder das Haupt des Apostels Andreas mit großem Gepränge nach Rom führen läßt, so sind das Handlungen der Repräsentation und willkommene Anlässe, das eigene künstlerische Bedürfnis zu befriedigen. Die Heiligsprechung der Katharina von Siena wiederum ist vor allem eine Huldigung für die Vaterstadt. Auch die Formen von Religion und Kirche sind den Menschen dieses Jahrhunderts Mittel zur Steigerung der eigenen Persönlichkeit.

Ganz ein Kind seiner Zeit ist dieser Papst. Sucht man nach einem Namen, der die eigentümliche Art der frühen Renaissance in Italien vollgültig darstellte, so bietet sich kein besserer dar als Pius II. Alles, was diese Geistesrichtung kennzeichnet, findet sich bei ihm.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist wie kein zweites ein Zeitalter der emporgekommenen Talente. Legitimität, Erbrecht, Recht überhaupt — veraltete Begriffe! Soviel du kannst und wagst, soviel dir gelingt, soviel giltst du, soviel darfst du auch. Auf den Thron von Neapel schwingt sich ein spanischer Eroberer, Alfons von Aragon, entgegen dem wohlbegründeten Erbrecht der Anjous. Er hinterläßt das Reich seinem Bastard. In Florenz macht sich Cosimo Medici zum tatsächlichen Herrn der Stadt — ein Bürger wie alle anderen, nur reicher und klüger als die andern. Franz Sforza, der Enkel eines Raubritters, der Soldat, der sein Schwert und seinen berühmten Namen so lange an den Meistbietenden verkauft hat, wird Herzog von Mailand. Manchem andern glücklichen Feldherrn wurde die Absicht zugeschrieben, Rom zu erobern und sich zum Herrn von ganz Italien zu machen. Man lebt in einer Gesellschaft von Glücksrittern und Abenteurern. Auch Pius II. verdankt alles sich selbst und seinem Glück.

Wie das eigene Können alles gilt, so ist auch das eigene Ich den Menschen die Hauptsache, sind Ehrgeiz und Egoismus die stärksten Triebfedern, Genuß die höchste Losung. Nicht der rohe, primitive Genuß barbarischer Zeiten. Man ist verfeinert, der Geist aufgeklärt, der Geschmack geläutert. Man ist gebildet im höchsten Sinne. Wissenschaft und Kunst

sind die Pole, um die alles Schaffen kreist. Die Wissenschaft wird künstlerisch erfaßt, auch die Kunst nicht handwerksmäßig, sondern mit Nachdenken geübt. Pius II. lebt ganz in diesen Tendenzen. Freude an verfeinertem Lebensgenuß atmet jede Zeile, die er geschrieben, der künstlerischen Wissenschaft gehört sein Schaffen. An der bildenden Kunst wirkt er mit durch die Prachtbauten, die er aufführen ließ, nicht in Rom, sondern in Corsignano, dem ärmlichen Dorfe. Auch darin ganz ein Kind seiner Zeit, daß ihm das eigene Haus, die eigene Vaterstadt vor allem anderen stehen. Seine Familie hat er auf jede Art erhöht, einem Neffen ein Fürstentum im Neapolitanischen und eine Herrschaft im Kirchenstaat verschafft, Siena zum Erzbistum, Corsignano zur Stadt und zum Bistum erhoben und ihm seinen eigenen Namen verliehen: Pienza, die Piusstadt, heißt es seitdem. Andere Päpste mochten Rom verschönern, er wandte alles Geld, das er übrighatte, an seine Stadt, die Stadt, die er geschaffen. Er war sparsam; aber als der Baumeister des Domes zu Pienza statt der bewilligten zehntausend Dukaten deren fünfzigtausend verbraucht hatte, da überschüttete ihn der Papst mit Dank und Lob: „Hättest du mir zuvor gesagt, wieviel der Bau kosten würde, ich hätte es nicht gewagt. Nun danke ich dir die schönste Kirche Italiens." Natürlich! Eine Kirche, die Pius baute, mußte wohl die schönste von allen sein.

Diese Bildungsrichtung, die das Wissen künstlerisch gestalten, wissend die Kunst pflegen will, ist noch etwas Neues. Erwachsen aus der persönlichsten Begeisterung einiger Weniger für die lange vergessenen Schönheiten des klassischen Altertums und aus bewußter, feindseliger Abkehr von der herrschenden zünftigen Scholastik des Mittelalters, hat sie mit der Zeit im Leben der italienischen Gesellschaft die Oberhand gewonnen. Sie herrscht an den Fürstenhöfen und im Adel, in den Rathäusern und Kaufmannsfamilien der Stadtrepubliken. Nur eine Stelle gibt es noch, wo sie zwar geduldet wird, aber nicht eigentlich herrschen darf: die Kirche. In ihren Reihen allein findet sich noch Abneigung und Widerspruch gegen die neue Bildung mit ihrer anstößigen Ehrfurcht vor heidnischem Altertum, ihrer Skepsis und Kritik, ihrer ganzen Richtung auf das Irdische, das menschlich Schöne, das Profane und Vernünftige. Mit Pius II. hört das auf. Seine Vorgänger hatten ihm vorgearbeitet, hatten humanistische Gelehrte begünstigt und hoch bezahlt wie andere Fürsten Italiens auch. Aber sie selbst waren Männer der alten Schule gewesen, Juristen, Theologen, Mönche. Pius II. war kein Mäzen. Er hatte es nicht nötig, andere zu belohnen und zu beschäftigen, er war einer vom

Handwerk. Mit ihm bestieg der Humanismus selbst den Stuhl Petri. Nun war der Sieg der neuen Bildung vollendet; die Welt gehörte ihr, denn der Papst redete die Sprache der Poeten.

Wenn seine Gegner im Konklave in ihm vor allem den Dichter, den Freund heidnischer Weisheit zu bekämpfen vorgaben, so taten sie ihm nicht Unrecht. Wohl trat er offiziell mit aller kirchlichen Korrektheit auf, hielt geistliche Reden, dichtete Weihnachtshymnen und Oden auf die heilige Jungfrau und predigte den Kreuzzug. Im Herzen aber blieb er, was er gewesen. Wer konnte zweifeln, wo seine wahren Götter standen, wenn man nur auf den Namen achtete, den er sich gewählt! Pius — nur einen einzigen Papst dieses Namens hatte es bis dahin gegeben. Erst Enea hat ihn in Mode gebracht. Merkwürdig genug, da doch kein Name einem höchsten Bischof besser anstehen dürfte als eben Pius, der Fromme. Von jenem ersten Pius wußte und weiß man gar nichts. Nicht im Hinblick auf ihn hat Enea diesen Namen gewählt. Er dachte an etwas anderes: pius, der Fromme, ist das ehrende Beiwort, das in Virgils Äneide der Held des Gedichts ständig führt. Pius Aeneas — das klang gut und vertraut im Ohre jedes klassisch Gebildeten. Darum mußte der neue Äneas auch ein Pius werden. Ein Wortspiel, eine literarische Reminiszenz, noch dazu an ein heidnisches Gedicht — das war das Motto des neuen Pontifikats, die Losung des Stellvertreters Christi!

Wieder fühlen wir uns verletzt durch dieses lachende Spiel mit Worten, wo wir heiligen Ernst erwarten und fordern dürfen. Ist denn diesen Leuten gar nichts heilig, gar nichts ernst außer dem eigenen Ich? Kennen sie wirklich keinen anderen Daseinszweck als vornehmen Lebensgenuß, keine andere Leidenschaft als den Ehrgeiz? Löst sich ihnen das Leben ganz auf in heiteres Spiel und holden Schein? Man hat es behauptet und eben unseren Pius als Kronzeugen dafür aufgerufen. Ihn, der sich in der eigenen Beredsamkeit so sehr gefiel, daß er an den türkischen Sultan eine klassisch stilisierte Epistel richtete mit der Aufforderung, Christ zu werden! Der zu meinen schien, er brauche nur prächtige Enzykliken zu erlassen, in denen er seine Vergangenheit abschwor, um sie auch vergessen zu machen! Der sich anheischig machte, die toten Ritter des ersten Kreuzzugs mit formvollendeten Ansprachen zum Leben zu erwecken! Man hat übersehen, daß derselbe Mann, der einmal das Wort hinwirft: es gebe keine größere Macht als die Beredsamkeit — daß derselbe Mann an einer anderen Stelle einem zungen- und federfertigen Juristen verächtlich nachruft: der scheine zu meinen, daß die Könige durch Schriften und Bücher geleitet würden. Wohl mochte der alte Journalist die Wirkung seiner Worte manchmal

überschätzen, im Grunde wußte er doch sehr gut, daß es dafür eine Grenze gab, jenseits deren er andere Mittel anwenden mußte, wenn er etwas erreichen wollte. Und so oft er das wollte, hat er niemals bloß geredet oder geschrieben, sondern immer sehr klug und sehr fest zu handeln verstanden. Nur war es für ihn, den Sohn einer schönheitstrunkenen Zeit, wie für die meisten und besten seiner Zeitgenossen ein persönliches Bedürfnis und zugleich ein Gebot der Klugheit, alle seine öffentlichen Handlungen in den üppigen Mantel volltönender Beredsamkeit zu kleiden. Mit solchem Schauspiel, mit der glänzenden Schale der schönen Form befriedigte er nicht nur den eigenen hohen künstlerischen Trieb und die eigene niedere Eitelkeit, er suchte damit auch auf die Welt zu wirken. Dahinter aber steckte etwas, das er für sich behielt, und das war die Hauptsache.

Wer so wie er auf dem höchsten Platze noch die schlaflosen Nächte und die kargen Mußestunden des Tages der Arbeit an den Büchern widmet, der nimmt diese Arbeit ernst. Kunst und Wissenschaft, nicht nur als schöne Zierde des Lebens, sondern als Lebenszweck, um den man sich's blutsauer werden läßt — das ist doch immerhin etwas. Pius II. steht darin nicht allein, er ist auch darin der wahre Vertreter seiner Zeit. Es scheint so selbstsüchtig, so zuchtlos, so alles kategorischen Imperativs bar, dieses Quattrocento, die Frührenaissance. Nicht Sitte noch Religion, nicht Staat noch Vaterland scheinen die ungebrochenen Triebe des Individuums bändigen zu können. Und doch, welcher Enthusiasmus, welche Hingabe, welche Selbstverleugnung leuchten uns entgegen, sobald wir diese Menschen dort aufsuchen, wo ihr ganzes Herz ist und wo sie ernst genommen sein wollen! Der reiche Kaufmann, der auf seine alten Tage noch Griechisch lernt und sich in der Verbannung mit den Philosophen des Altertums tröstet; der bildende Künstler, der die Klassiker studiert, um in die Geheimnisse seiner Kunst tiefer eindringen zu können; der Handlungsreisende, der keine Strapazen scheut, um griechische und römische Inschriften zu sammeln — das sind die Helden der Arbeit in dieser Gesellschaft, wo man den Unterschied zwischen einem gebildeten und einem ungebildeten Menschen nicht geringer fand als zwischen einem wirklichen und einem gemalten; und wo man, ohne sich lächerlich zu machen, vor dem Manne öffentlich auf die Knie fallen konnte, der die griechischen Schriftsteller durch eine Übersetzung ins Lateinische zum erstenmal allgemein zugänglich gemacht hatte. Die Wunderwerke der Kunst, die befreienden Erkenntnisse der neuen Wissenschaft, die ganze frühlingshafte Geistesblüte der italienischen Renaissance, sie sind ja kein Spielzeug, das in müßigen Stunden improvisiert wird. Nur aus rastloser, aufopfernder

Arbeit von Generationen, Arbeit, die sich selbst nicht schont, konnte so etwas hervorgehen.

Uns mag auch dies als Lebensinhalt eines ganzen Zeitalters immer noch ungenügend erscheinen. Wir begreifen es nicht, daß Kunst und Wissenschaft einem ganzen Volke alles sein und alles ersetzen können, auch Vaterland und Staat, Sitte und Religion. Wir vermögen freilich auch nicht die Wonne, das Hochgefühl derer ganz nachzukosten, die diese Schätze neu entdeckten, in denen der Trieb der Erkenntnis mit der ganzen Brunst der ersten Jugendreife erwachte und die darum ihre heiligste Aufgabe in nichts anderm sahen als in dem Bemühen, zu heben und in Sicherheit zu bringen, was sie fanden. Denn wir besitzen sie, diese Schätze, längst und mühelos, uns sind sie ja zum Urväterhausrat geworden, sie, die einst so neu und verführerisch blinkten. Wir sind die lachenden Erben, denen die Vorfahren unbegreiflich erscheinen wollen, da sie alles andere versäumten über dem atemlosen Streben, ein Kapital zu sammeln, von dessen Zinsen Kinder und Kindeskinder bis in späte Zeiten noch zehren sollen. Die Zeiten sind verschieden; eine jede will mit ihrem eigenen Maße gemessen sein. „Und wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Bei Pius II. aber kommt noch etwas hinzu, das ihn über den Durchschnitt, ja über die meisten der Besten von damals erhebt, und das ihn zugleich auch uns näher bringen mag: sein Patriotismus. In der leidenschaftlichen Liebe zu seinem Vaterland, in dem festen Vorsatz, für Italiens Freiheit alle Kräfte anzuspannen und jeder Gefahr zu trotzen, wächst er über sein Jahrhundert hinaus und eilt er ihm voran. Es mag wohl sein, daß ein halbes Leben in der Fremde nötig war, um in dem Italiener des Quattrocento die Flammen der Vaterlandsliebe zu solcher Wärme zu entfachen. In der Fremde hatte Enea aufgehört, Sienese zu sein, da war er zum Italiener und zum italienischen Patrioten geworden. Wenige, sehr wenige in der Heimat haben seine Gesinnung geteilt, schwerlich viele ihn überhaupt verstanden. Zum großen Manne kann ihn das allein nicht machen. Aber wir freuen uns, in dem Bilde des bei so viel Schwächen doch so liebenswürdigen Menschen diesen Zug zu finden, der uns verwandt ist; der mehr als bloß die ästhetische Freude an einem anziehenden Schauspiel weckt; der Achtung abnötigt, weil er Charakter zeigt inmitten einer geistreichen, aber charakterlosen Zeit.

1519 im deutschen Reich und in Württemberg

Was das Jahr 1519 in der deutschen Geschichte bedeutet, ist jedem Deutschen ebenso bekannt, wie jeder Württemberger weiß, was damals in seinem Heimatstaat geschah. Was man nicht als ebenso bekannt voraussetzen darf, ist der Zusammenhang, in dem beide Ereignisse miteinander stehen. Sogar in wissenschaftlichen Monographien ist er achtlos beiseite gelassen oder absichtlich beiseite geschoben worden[1]). Als eine Begleiterscheinung, die man sich auch hinwegdenken kann, ohne daß das Ergebnis sich änderte, und die nur zufällig mit den Vorbereitungen zur Kaiserwahl des spanischen Königs zusammentraf, erscheint gemeinhin, was sich zur selben Zeit in Württemberg abspielte: die Vertreibung des Herzogs und die Beschlagnahme seines Landes für Österreich.

Die Meinung einsichtiger Zeitgenossen ist das nicht gewesen. Sie haben es wohl gewußt und haben es ausgesprochen, daß der Sturz des württembergischen Herzogs eine der Tatsachen war, die den Sieg Karls V. über seinen Mitbewerber um die Krone, Franz I. von Frankreich, herbeiführten. Manche von ihnen, und darunter einer der Hauptbeteiligten, haben geradezu behauptet, dies sei das Ereignis gewesen, das die Wahl Karls entschieden habe. Ob man so weit gehen und den Satz aufstellen will, ohne die Vertreibung Ulrichs wäre Karl nicht Kaiser geworden, mag dahingestellt bleiben. Solche Urteile sind bedenklich, weil sie sich nicht durch Gegenprobe erhärten lassen. Immerhin steht so viel fest, daß die Vorgänge in Württemberg ein wichtiges Glied in der Kette der Tatsachen sind, deren Zusammenwirken die Voraussetzungen für das Gelingen der Kaiserwahl vom 28. Juni 1519 bildet.

Diese Wahl hatte eine lange Vorgeschichte, bis ins Jahr 1516 reichen die Verhandlungen hinauf. Damals begann Kaiser Maximilian, für die Wahl seines Enkels Karl zum Römischen König zu arbeiten, der soeben durch den Tod seines Großvaters, Ferdinands des Katholischen, König von Spanien geworden war. Daß ihn dazu in erster Linie der dynastische Gedanke trieb, daß er seinem Hause die Kaiserkrone sichern wollte, versteht sich von selbst. Aber es mag sein, daß erst die Nachricht, Franz von

[1]) Rösler, der im Jahre 1879 der Wahl Karls V. eine eingehende Darstellung widmete, bemerkt ihn kaum, Kalkoff (Die Kaiserwahl Friedrichs V., 1924) möchte ihn geradezu leugnen.

Frankreich beabsichtige für sich selbst zu werben, ihn bewogen hat, die Angelegenheit in Fluß zu bringen.

Die Beweggründe des Franzosen sind nicht so leicht zu verstehen. Man betont gern den Ehrgeiz des Königs, der sich als Erbe Karls des Großen fühlte und schon darum habe Kaiser heißen wollen. Das wird man nicht ganz von der Hand weisen dürfen. Solche romantisch gefärbte Überlieferungen spielen ihre Rolle im Denken und noch mehr im Fühlen der Herrscher, ja vielleicht ist die Neigung zu politischer Romantik bei ihnen häufiger anzutreffen als bei den Dichtern. Im französischen Königshaus war der Gedanke an Karl den Großen alte Überlieferung, die sich lange erhalten hat. Noch Ludwig XIV. ist nicht frei davon gewesen, und sogar für Napoleon I. war das Vorbild Karls eine Verführung. Aber Franz I. würde man doch Unrecht tun, wollte man seine Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone lediglich auf persönliche Eitelkeit zurückführen. Diese ist höchstens nebenher als verstärkende Triebkraft wirksam gewesen. Was den Entschluß der französischen Regierung bestimmte, waren durchaus nüchterne politische Erwägungen.

Bedenken wir die Lage des französischen Staates. Erzherzog Karl, der Urenkel Karls des Kühnen, hatte vom Ahnherrn nicht nur die Niederlande und den Herzogstitel von Burgund, sondern auch unerfüllte Ansprüche geerbt, die ihn zu Frankreich in dauernden Gegensatz brachten. Seit er König von Spanien geworden war, befand sich Frankreich in einer wenig behaglichen Defensive, auf zwei Fronten zugleich, von Süden und von Norden her, an den Pyrenäen und an Schelde und Maas des Angriffs gewärtig. Wurde der König von Spanien und Herr der Niederlande deutscher Kaiser, so war die politische Einkreisung vollendet und konnte jeden Tag zur militärischen werden.

Dazu kam ein zweites. Soeben hatte Frankreich durch den Sieg bei Marignano (1515), der die Regierung des jungen Königs so glänzend eröffnete, das Herzogtum Mailand erobert. Man war im Besitz, aber noch nicht im Recht. Mailand war Lehen des Römischen Reiches. Den Rechtsschutz also konnte nur ein Römischer Kaiser durch Belehnung des Königs gewähren. Von einem Kaiser aus dem Hause Habsburg-Burgund war das niemals zu erwarten, wohl aber mußte man darauf gefaßt sein, daß Karl, der ja auch König von Neapel war, als Kaiser sein lehnsherrliches Recht benutzen werde, den Franzosen aus Mailand zu vertreiben und der unbequemen Teilung Italiens zwischen französischem und spanischem Einfluß ein Ende zu machen — wie es ja später auch wirklich geschehen ist. Karl also durfte nicht Kaiser werden, seine Wahl be-

deutete den Krieg unter ungünstigsten strategischen Bedingungen, einen Krieg, der für die französische Monarchie leicht zum Kampf um ihr Dasein werden konnte. Welcher andere Kaiser bot nun vom französischen Standpunkt bessere Bürgschaften als — der König von Frankreich selbst? Solange es sich nur darum handelte, der Neutralität Deutschlands in dem zu erwartenden Krieg gegen Spanien und die Niederlande sicher zu sein, konnte irgend ein deutscher Fürst als Kaiser allenfalls genügen. Wollte man Mailand und den beherrschenden Einfluß in Italien und auf den Papst behaupten, womöglich auch Neapel den Spaniern entreißen, so war der gerade und sicherste Weg zum Ziel, daß der König Kaiser werde.

Dies sind die wahren Gründe der Kandidatur Franz' I. Er selbst hat sie mit voller Offenheit in einem Schreiben an seinen Gesandten in Deutschland ausgesprochen. Ihr wißt, sagt er, warum ich das Kaisertum erstrebe: „um zu verhüten, daß der katholische König — das ist Karl — es werde. Wenn er dazu gelangte, so könnte mir das, in Anbetracht der Größe seiner Königreiche und Herrschaften im Laufe der Zeit unermeßlichen Schaden tun, und ist zu fürchten, daß er alle Anstrengungen machen würde, mich aus Italien hinauszuwerfen." Der Gedanke an Italien also ist für Frankreich das Entscheidende gewesen. Er liegt durchaus in der Linie überlieferter französischer Politik. Aus ähnlichen Erwägungen und Absichten hatten französische Könige mehrfach seit 1272 nach der deutsch-römischen Krone gegriffen, immer vergeblich. Diesmal schienen die Aussichten besser. Unter den deutschen Fürsten fehlte es nicht an Gegnerschaft gegen das Haus Österreich, und das übrige konnte französisches Geld bewirken. Daß man die Kurfürsten kaufen könne, ist damals wie früher von keiner Seite je bezweifelt worden, beide Teile hielten es für selbstverständlich und arbeiteten mit den gleichen Mitteln. Mit barem Geld und Versprechungen, mit „Verehrungen" und jährlichen Pensionen ließen sowohl Franz wie Maximilian und später Karl ihre Gesandten an den Höfen der deutschen Kurfürsten und Fürsten arbeiten, feilschend, einander überbietend und meist bereitwillige Gegenliebe findend. „Noch nie sah ich Leute so hinter dem Gelde herlaufen", meint einer der burgundischen Herren. Es war ein Schauspiel, dessen Verächtlichkeit man nicht mildert, wenn man bemerkt, daß es, zum mindesten seit den Tagen Rudolfs von Habsburg, alte Übung war und bei früheren Anlässen mitunter noch abstoßendere Formen angenommen hat.

Dem Franzosen kam es zustatten, daß eine auswärtige Macht von

größtem Einfluß für ihn eintrat. Papst Leo X. war nach Marignano ohnehin ganz französisch geworden, er hatte triftige Gründe, die Kandidatur Karls zu bekämpfen. Sie widersprach dem formalen Recht: seit 1265 bestand ein ausdrückliches Verbot der Kirche, daß ein König von Neapel römischer Kaiser werde. Sie war auch sachlich untragbar: sie drohte, dem Papst als Landesherrn und Oberhaupt der Kirche den letzten Rest von Selbständigkeit zu nehmen. Die französische Werbung erhielt also von Rom aus nachdrückliche Unterstützung.

Sie war auch nicht ohne Erfolg. Im Sommer 1518 glaubte man eine Partei unter den Kurfürsten gewonnen zu haben. Trier, Pfalz und Brandenburg hatten gute Aussichten gemacht. Auf den Brandenburger kam viel an, durch ihn hoffte man auch auf seinen Bruder, den Erzbischof von Mainz, zu wirken. Wenn das glückte, so hatte Franz die Mehrheit der Stimmen für sich.

Aber auf dem Reichstag zu Augsburg, im Juli bis September, gelang es Maximilian, das Bild umzukehren. Fünf Kurfürsten, außer Böhmen, Köln und Mainz auch Brandenburg und Pfalz, gaben ihm das Versprechen, seinen Enkel zum Römischen König zu wählen; er selbst sollte allerdings vorher durch den Papst zum Kaiser erhoben werden (er führte zwar schon seit zehn Jahren mit päpstlicher Erlaubnis den Kaisertitel, aber gekrönt war er nicht, seine Kaiserwürde also nicht vollgültig). Darüber wurde nun verhandelt. Es waren einstweilen nur Vorbereitungen, und ob Leo X. einwilligen, die Kurfürsten ihr Wort halten würden? So war denn alles noch ungewiß, als Maximilian am 12. Januar 1519 starb.

Damit stiegen die Aussichten der Franzosen, da das Reich ohne Haupt, die österreichische Partei zunächst ohne Führer war. Das Feld war frei, und Franz I. konnte erklären, er wolle die Kaiserkrone gewinnen, „und koste es drei Millionen". Seine vornehme Gesandtschaft, der Admiral Bonnivet und der Präsident Guillart, schlug ihr Lager schon auf dem Boden des Reiches, in Nancy, auf, während ihre Agenten die deutschen Höfe bereisten, die Kurfürsten bearbeiteten. Von seinen Schlössern in Amboise und Paris leitete der König selbst die Verhandlungen, kein Tag verging, ohne daß ein Schreiben, eine Antwort oder Weisung sein Kabinett verließ. Der Erfolg blieb auch nicht aus. Trier war schon ganz gewonnen, Joachim von Brandenburg zeigte sich wieder entgegenkommend. Für ihn war das Geld die Hauptsache; den Vater aller Habgier nennt ihn ein fremder Diplomat, und sein eigener Rat Maltzan hat kaum anders von ihm gedacht, da er ihm die französische Kandidatur

mit den Worten empfahl: „Hier ist der Quell und Ursprung aller Ehren und Reichtümer, zu dem ich Eure Hoheit führen werde, auf daß Sie sich den Durst gründlich vertreibe." Auch der Kurfürst von der Pfalz wollte mit sich reden lassen. Mainz zögerte wohl noch: den Abmachungen, die Ulrich von Hutten als Sondergesandter schon geschlossen hatte, verweigerte der Kurfürst die Genehmigung, aber man hoffte, ihn durch den Brandenburger und den Einfluß des Papstes zu erobern. Mit Nachdruck setzte sich Leo X. für die französische Sache ein, nicht weniger als drei Vertreter unterhielt er gleichzeitig in Deutschland, außer dem Kardinallegaten Kajetan noch zwei Nuntien. Mit echt französischer Selbstgefälligkeit schmeichelte man sich in Paris, den Sieg schon in der Hand zu halten. Und in der Tat, wenn je, so waren damals die kühnsten Hoffnungen nicht ohne Grund.

Aber auch die Gegenpartei war nicht müßig. Sie hatte mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihr die einheitliche Leitung fehlte. Von drei getrennten Stellen aus wurde sie geführt. In Deutschland wurden die Geschäfte weiter besorgt von den Ministern Maximilians, die ihren Sitz in Innsbruck hatten. Ein zweiter Mittelpunkt war die Regierung der Niederlande in Mecheln, an deren Spitze die Regentin Margarete, des Kaisers männlich kluge und weiblich taktvolle Tochter, stand. Aber weder jene noch diese waren unabhängig, sie erhielten ihre Weisungen vom Hofe Karls, der in Barcelona oder Zaragoza saß, von wo die Briefe zwei bis drei Wochen brauchten, wo man daher nicht auf dem Laufenden war, den Ereignissen nicht rasch genug zu folgen vermochte und die deutschen Verhältnisse nicht kannte. Die Vertretung des Königs von Spanien, die in Augsburg tagte, eine vielköpfige, bunt zusammengesetzte Gesellschaft, hatte es also nicht leicht. So viele Köche konnten den Brei leicht verderben, auch wenn sie unter einander einiger gewesen wären. Dafür aber waren sie schon nach Herkunft, Rang und Stand zu verschieden. Da sah man vornehme Herren wie den Grafen von Nassau-Breda, eine wichtige Figur am Hofe Margaretens und jetzt das Haupt ihrer Gesandtschaft. Neben ihm hohe geistliche Würdenträger wie die Bischöfe von Lüttich und Trient und den Kardinal von Gurk, Matthäus Lang, den emporgekommenen Plebejer mit dem ganzen Hochmut eines solchen, an Rang allen vorangehend, aber nicht sehr vertrauenswürdig und in Deutschland wenig geachtet. Hinter diesen die aufgedienten Beamten, fleißige Männer mit dem Schreibärmel, aufgebläht durch ihre Geschäftskunde und ihren mühsam erarbeiteten Einfluß, bürokratische Wichtigtuer.

Einer verdient besondere Beachtung, nicht durch hohen Rang, aber als Persönlichkeit, durch Fähigkeiten und Tatkraft: Maximilian van Zevenberghen, Herr von Berghen. Ein nordbrabantischer Edelmann, dessen Laufbahn ursprünglich die militärische gewesen zu sein scheint, genoß er das besondere Vertrauen der Regentin und war Ritter des burgundischen Hausordens vom Goldenen Vlies. Seine Berichte, ohne Vergleich die fesselndsten von allen, zeigen den klügsten Kopf voll kühner Gedanken, unermüdlich, entschlossen und zäh, auch zu Opfern bereit. Die Kosten des Geschäfts hat er gelegentlich aus eigener Tasche bestritten, sich auch nicht gescheut, wo es ihm nötig schien, mehr auszugeben, als er durfte. Es ist nicht zuviel gesagt: er hat das meiste getan, und der Erfolg ist zum größten Teil sein Werk. Ein bequemer Kamerad war er schwerlich, sein Auftreten immer sehr entschieden, auch wohl etwas eigenmächtig, seine Sprache immer sehr peremtorisch und sein Selbstgefühl nicht gering. Seiner Verdienste rühmte er sich offen, nahm dabei auch wohl den Mund etwas voll. Mit den Kollegen vertrug er sich nicht zum besten, den Kardinal haßte er und bekämpfte seinen Einfluß offen. Als man am spanischen Hof den Fehler beging, ihn nicht zum gleichberechtigten Bevollmächtigten zu ernennen, sondern der Innsbrucker Regierung zu unterstellen, da brauste er auf, forderte seinen Abschied, und Margarete mußte begütigen und Remedur veranlassen. Man fand die Ausrede, ein Schreiber habe seinen Namen versehentlich ausgelassen, und Zevenberghen ließ sich herbei, zu bleiben. Später einmal ist ihm ein scharfer Tadel nicht erspart worden, man sieht nicht, warum. Er muß wohl bei der Umgebung Karls unbeliebt gewesen sein, bei dieser niederländischen Baronsclique, den Croy von Chièvres und Genossen, die den jungen König gängelten und fleißig an der eigenen Matratze stopften. Er hat sich auch nicht lange behauptet, ist bald aus dem Dienst gegangen. Zum letztenmal tritt er im Jahre 1520/21 amtlich auf. Den Wormser Reichstag hat er noch mitgemacht und ist dort Luther freundlich begegnet. In den nächsten Jahren ist er, offenbar noch jung, gestorben. Ein Tübinger Professor, Alexander Brassicanus, hat ihm einen poetischen Nachruf gewidmet.

Von dem vielgeschäftigen Eifer dieser Herren gibt ihr erhaltener Schriftwechsel ein Bild: viele Hunderte von Nummern, in Wirklichkeit vielleicht über tausend in vier bis fünf Monaten. Auch hier heißt es: nulla dies sine epistola, und oft sieht ein Tag zwei, drei und mehr entstehen. Danebenher laufen die Boten, die von Hof zu Hof eilen, überreden und drohen, versprechen und spenden. Es ist, als zöge ein Schwarm

von Krähen über Deutschland hin, der sich zerstreut und auf jedem Misthaufen krächzend niederläßt. Man verzeihe den allzu republikanischen Vergleich! Die Höfe der Serenissimi jener Tage, moralisch beurteilt, fordern ein wenig dazu heraus.

In einer Beziehung war die Aufgabe dieser Sendlinge leichter als die der Franzosen. Wenn diese viel Beredsamkeit und Sophismen brauchten, um darüber hinwegzukommen, daß ihr König und Herr ein Fremder war, so konnte man bei Karl mit allem Nachdruck das deutsche Blut betonen. Ein Sproß des erlauchten Erzhauses von Österreich, das so lange, schon über achtzig Jahre, die Krone getragen, hatte nach altdeutschem Rechtsempfinden einen Erbanspruch. Daß es mit dem Deutschtum dieses Österreichers nicht weit her sei, war freilich kein Geheimnis. In Mecheln erzogen, nach seiner Umgangssprache Franzose, nach seinem eigenen Gefühl Niederländer, nach seiner Macht, seinen Plänen und Stellung in Europa Erbe und Fortsetzer des Hauses Burgund, seit kurzem auch noch König von Spanien und Neapel, war er durchaus ein Fremder, etwa wie heutzutage ein Auslandsdeutscher, der seine Herkunft vergessen hat und sich erst auf sie besinnt, als es gilt, ein Geschäft damit zu machen. Das wußte man. Die deutschen Fürsten waren nicht so blind sentimental, daß sie das nicht ebensogut durchschaut hätten wie die Schweizer, die ganz unverblümt erklärten, mit dem Deutschtum Karls sei es nichts, er sei nicht weniger ein Fremder als Franz.

Wenn nun aber der letzte Darsteller dieser Dinge[1]) sich soweit versteigt, Karl als Undeutschen nach den Bestimmungen der Goldenen Bulle für unwählbar und seine Wahl darum für ungültig zu erklären, so schießt er weit über das Ziel. Karl war vom Vater her unbestreitbar deutscher Abkunft, Haupt eines deutschen Fürstenhauses und Landesherr eines großen deutschen Fürstentums, an seiner Zugehörigkeit zum Reich also nicht zu zweifeln, mochte es mit seinem nationalen Bewußtsein bestellt sein, wie es wollte. An dieses hatte die Goldene Bulle wahrhaftig nicht denken können, ihr Urheber hätte ja sonst sich selbst die Wählbarkeit abgesprochen. Denn Kaiser Karl IV., der in Paris erzogene Tschechenfürst aus ganz französischem Grafenhaus — sein Großvater, Kaiser Heinrich VII., hatte nur Französisch geschrieben und gesprochen — hätte nach den Ansprüchen modernen Nationalgefühls auch nicht als Deutscher gelten können. Auf Gesinnung und Empfinden können Paragraphen sich niemals beziehen; insofern war die Bewerbung Karls von Spanien um die deutsche Krone rechtlich unanfechtbar.

[1]) Kalkoff in der eingangs angeführten Schrift.

Ob aber im höheren nationalen Sinne nicht umso stärkere Bedenken gegen seine Wahl bestanden? Man urteilt nicht von rückwärts her, trägt nicht moderne Anschauungen in frühere Zeiten und setzt nicht Dinge als bekannt und gegeben voraus, die erst später geschehen sind, wenn man feststellt, daß Karls Wahl gegen das Interesse der Nation und gegen das Interesse des deutschen Reiches, ja auch gegen das seiner Stände verstieß. Diese Erkenntnis hat schon damals nicht gefehlt. Man ist sich sehr wohl bewußt gewesen, daß die Erhebung des Burgunders auf den Thron des Reiches ein mindestens sehr gewagter Schritt war, der leicht verhängnisvoll werden konnte. Daß Deutschland diesem Herrscher niemals die Hauptsache sein werde, fühlte der Blinde mit dem Stock; nicht weniger, daß die Gefahr ziemlich nahe rückte, durch ihn in die burgundisch-französische Erbfeindschaft verwickelt zu werden, was man unter Maximilian, wenn auch mit Mühe, immer vermieden hatte. Vollends, daß ein Herrscher von so gewaltiger auswärtiger Macht mit ganz anderem Gewicht im Reich auftreten, viel rücksichtsloser in die überlieferten Zustände, die Rechte und Freiheiten der Stände eingreifen konnte, auch das brauchte man sich nicht erst erklären zu lassen. So etwas fühlt man, und die deutschen Kurfürsten haben es gefühlt. Das beweist die lange Wahlkapitulation, die sie dem König von Spanien auferlegten. Ihre sechsunddreißig Paragraphen sollten Deutschland dagegen sichern, vom Ausland her durch fremde Leute und nach fremden Grundsätzen regiert zu werden. Dadurch wollte man sich vor Fremdherrschaft schützen, die man also selbst als die natürliche Folge der Wahl eines Fremden befürchtete. Ob man sich mit dieser schwachen Deckung durch ein Stück Pergament, dem berüchtigten Papierfetzen neuester Zeiten, begnügt haben würde, hätte man gewußt, mit welchen Worten der erst siebzehnjährige König Spaniens in vertraulichem Schreiben an seinen Großvater die Aussicht auf die Kaiserkrone begrüßt hatte? Mit jugendlicher Unbefangenheit hatte er schon im August 1517 die Absicht geäußert, de mettre ordre et bonne police ès affaires de l'Empire et à réduire les princes et autres dudit Empire à vraie et due obéissance. Wenn man dieses Schreiben gekannt hätte, wer weiß, man hätte sich vielleicht nicht darauf eingelassen, den gefährlichen jungen Fürsten sich zum König zu setzen.

Wie gefährlich er war, hat niemand geahnt. Man unterschätzte ihn allgemein. Ein Knabe von neunzehn Jahren, nicht sehr stark, von den Ministern seines Vaters geleitet, durch seine vielen, weit zerstreuten Königreiche und Länder übergenug in Anspruch genommen und beschäftigt, würde er sich kaum allzuviel um Deutschland kümmern und

einen notgedrungen in Ruhe lassen. So mag sich mancher getröstet, im stillen vielleicht geschmunzelt haben, daß jetzt die goldene Zeit uneingeschränkter fürstlicher Libertät anbrechen werde. Sogar der Gegner unterstützte, ohne es zu wollen, diese Vorstellung. Die französischen Gesandten wurden nicht müde, Karl als unbedeutend herabzusetzen, ihren eigenen König dagegen als groß, mächtig und tüchtig zu preisen. Ungeschickter hätten sie es nicht anfangen können. Ein starker, fähiger Herrscher war gerade das nicht, was Kurfürsten und Fürsten sich wünschten, ein unbedeutender war ihnen viel lieber.

Aber es sprach doch so vieles gegen Karl, daß der Gedanke sich aufdrängte, die Alternative „Frankreich oder Spanien" überhaupt abzulehnen und einen wirklich deutschen Fürsten zu wählen, einen angesehenen und geachteten Standesgenossen, von dem man wußte, wer er war und wie man mit ihm fahren würde. Der Gedanke lag so nahe, daß er denn auch alsbald nach dem Tode Maximilians — bei seinen Lebzeiten wäre er unmöglich gewesen — auftauchte und sich verbreitete. Ja, man kann sagen, er war so sehr das Gegebene und Natürliche, daß am Ende die meisten Wähler froh gewesen wären, ihn auszuführen. Nach diesem Dritten brauchte man auch nicht lange zu suchen. Es kamen überhaupt nur zwei Fürsten in Betracht: Joachim von Brandenburg und Friedrich von Sachsen. Joachim hätte nicht übel Lust gehabt, die Krone anzunehmen. Bei ihm war es wirklich die fürstliche Eitelkeit, die ihm den Wunsch eingab, Kaiser zu werden, daneben wohl auch die Aussicht, als Kaiser seine Einkünfte zu vermehren, woran dem wenig begüterten Markgrafen viel gelegen war. Hätte man ihm die Wahl angeboten, er hätte nicht nein gesagt. Aber er genoß nicht genug Ansehen und nicht das Vertrauen der Wähler. Sein eigener Bruder, Kardinal Albrecht von Mainz, schalt ihn einen Narren, und ähnlich werden die übrigen gedacht haben.

Ganz anders stand es mit Friedrich von Sachsen. Der Beiname des Weisen, den ihm die Nachwelt gegeben hat, ist ein Nachklang der hohen Achtung, die er bei Lebzeiten genoß. Seine makellose Redlichkeit, sein ruhiger, verständiger Sinn hatten ihm längst ein Ansehen verschafft, mit dem kein anderer Fürst sich messen konnte. Als Führer der Kurfürsten hatte er sich in der Opposition gegen Maximilian hervorgetan, ohne durch Ränke oder Eigensucht sich Tadel zuzuziehen. Die Bestrebungen der Reichsreform, die das letzte Menschenalter beherrscht hatten, fanden in ihm die würdigste persönliche Verkörperung. Daß sich hinter der vorsichtigen Zurückhaltung seines Auftretens ein großes Maß ängstlicher

Entschlußlosigkeit verbarg, würde man ihm nicht als Fehler angerechnet haben. Dieser Mangel schadete seiner Kandidatur für den Kaiserthron in den Augen der Wähler sicherlich am wenigsten, weniger gewiß als das Gegenteil, dessen man sich vom Franzosen zu versehen hatte. So hing es nur von ihm ab, ob er Kaiser werden wollte. Hätte er sich ernstlich beworben, er hätte die Krone haben können; er war unter allen Umständen der aussichtsreichste Kandidat.

Das wußte man auch im Ausland, und nirgends wäre er willkommener gewesen als in Rom. Leos X. Politik, voller Winkelzüge, immer mit doppeltem Boden versehen, ist doch leichter zu durchschauen, als es den Anschein hat, wenn man nur die Sprache des verschlagenen Florentiners zu deuten weiß. Öffentlich ließ er alle Trommeln für Franz und gegen Karl rühren, wer aber genau hinhörte, dem konnte nicht verborgen bleiben, daß der Papst eigentlich weder den einen, noch den andern wünschte, sondern einen Dritten, einen Deutschen, und zwar in erster Linie niemand anders als Friedrich von Sachsen. So hatte seine erste Weisung an den Kardinal Kajetan gelautet. Sie enthielt seine wahre Meinung, auf die er auch zuletzt wieder zurückgekommen ist. Sie offen auszusprechen, erlaubte ihm seine schwierige Lage nicht, in der Mitte zwischen den beiden Mühlsteinen, dem König von Frankreich und Herzog von Mailand auf der einen, dem König von Spanien und Neapel auf der andern Seite. Als Verbündeter Frankreichs mußte er in der Öffentlichkeit für Franz eintreten. Aber daß er nicht zürnen würde, wenn man ihm den Willen nicht tat, vorausgesetzt, daß man auch Karl nicht wählte, das konnte, das mußte man wissen.

Deutlich äußerte sich eine andere Macht, die in der Frage ein Wort glaubte mitreden zu dürfen: die Schweiz. Seit ihrem Sieg über Karl den Kühnen war die Eidgenossenschaft zur Großmacht herangewachsen. Die fünfzehntausend Mann bester Soldaten, die sie jederzeit ins Feld stellen konnte, gaben ihr in allen Staatshändeln ein Gewicht, das jede Partei auf die eigene Seite zu ziehen suchte. So war es auch jetzt. Frankreich und Österreich liefen um die Wette, wer die Gunst, das Fürwort, womöglich die tatkräftige Unterstützung der eidgenössischen Tagsatzung für sich gewinnen könne. Ihre Aussichten standen gleich.

Seit zehn Jahren hatte das Haus Österreich, einst der Erbfeind der Eidgenossen, mit ihnen einen festen Vertrag, der jede Feindseligkeit ausschloß. Die alte Freundschaft mit Frankreich hatte bei Marignano wohl einen Stoß erhalten, aber der sehr gnädige Friede, die „Ewige Richtung", die Franz I. im nächsten Jahr gewährte, hatte den Quell fran-

zösischer Pensionen wieder eröffnet, die den eidgenössischen Staatsmännern so teuer waren. In der Freigebigkeit — das wußte man aus Erfahrung — würde das karge Österreich die Franzosen nicht erreichen.

So standen die Eidgenossen in der Frage der Kaiserwahl da wie Buridans Esel zwischen seinen zwei Heubündeln. Rechneten sie aber nach, was ihr nacktes Interesse sei, so mußten sie sich sagen, daß sie weder den Sieg des einen, noch den des andern Königs wünschen konnten. Ihr Vorteil war, daß das Gleichgewicht und der verhüllte Kriegszustand zwischen den beiden Mächten fortdaure, bei dem sie als Bundesgenossen wertvoll blieben, während sowohl Frankreich wie Spanien durch das Kaisertum ein Übergewicht erlangen konnte, das die Schweizer Söldner früher oder später überflüssig machen würde. So beschränkt selbstsüchtig diese Politiker sonst auch waren, sie waren doch so klug, diese einfache Wahrheit nicht zu übersehen, und darum wünschten auch sie, daß weder Karl noch Franz, sondern ein Dritter gewählt werde. Sie machten sogar in aller Stille einen Versuch, in dieser Richtung zu wirken. Am sächsischen Hof erschien ein vertrauter Bote aus Zürich, um den Wunsch seiner Herren zu eröffnen, daß der Kurfürst sich wählen lasse: sie wüßten keinen, dem sie die Krone lieber gönnen würden. Von Wittenberg reiste er weiter nach Berlin, um hier vermutlich die gleichen Eröffnungen zu machen. Es war zunächst nur ein vorsichtiger Fühler, aber es konnte mehr daraus werden, wenn man wollte. Friedrich aber antwortete ausweichend. Sorgfältig vermied er alles, was nach Bewerbung aussehen konnte.

Nach dreimonatlicher Arbeit der Diplomaten war zu Ende April alles noch so ungewiß wie am Anfang. Franz hatte noch keine Mehrheit, aber ebensowenig hatte sie Karl. Der Papst hatte seine Wahl geradezu verboten, gegen Franz hatten die Schweizer protestiert. Friedrich hätte beide aus dem Felde geschlagen, aber er hatte kein Zeichen gegeben, daß er gewählt sein wollte, nicht einmal, ob er die Wahl annehmen würde. Die Waage stand, und es sah aus, als würde die Entscheidung durch die Waffen gegeben werden. Mitte April stellte Franz I. schon Berechnungen für den Krieg an. Eben damals aber war auch das zweite Ereignis eingetreten, von dem wir zu reden uns vorgenommen haben, das Ereignis, dessen Nachwirkungen alsbald ein neues und beträchtliches Gewicht in die österreichische Waagschale legen sollten: die Verjagung des Herzogs von Württemberg durch den Schwäbischen Bund.

Bei seiner Vorgeschichte halten wir uns nicht lange auf. Ulrich, anfangs ganz im kaiserlich-österreichischen Fahrwasser — es war die Über-

lieferung vom Oheim, Eberhard dem Bärtigen, her —, durch Maximilians Eingreifen vor der Zeit mündig erklärt, war Mitglied des Schwäbischen Bundes, wechselte 1513 die Haltung, trat aus dem Bunde aus und bildete einen Gegenbund. Skandalöse Dinge, Flucht der Herzogin, die sich über Mißhandlung beklagte, feige Ermordung des eigenen Stallmeisters Hans von Hutten, zogen ihm Fehde und Prozeß zu. Er wird geächtet, dann begnadigt, bricht die Bedingungen, will Rache nehmen an den Dienern, die er für Verräter hält, läßt foltern und hinrichten. Wie damals, so ist es heute unmöglich, bei diesen wilden Vorgängen, die die Öffentlichkeit lebhaft beschäftigten, die Tatsachen von Übertreibung, Entstellung, Verleumdung genau zu sondern. Ohne Zweifel besaß der Herzog, der Sohn eines Geisteskranken, selbst krankhafte Anlagen bis an die Grenze der Zurechnungsfähigkeit, Anlagen, die seine nicht geringen Fähigkeiten entwerteten. Sein Wüten brachte ihm einen zweiten Prozeß, eine zweite Ächtung, sogar auf eine gewaltsame Auseinandersetzung mit Kaiser und Reich scheint er sich gefaßt gemacht zu haben, als Maximilians Tod alles Weitere abschnitt.

Fast im gleichen Augenblick ereignete sich ein Zwischenfall mit Reutlingen. Die freie Reichsstadt, mitten im Württembergischen gelegen, stand seit 1506 vertragsmäßig unter herzoglichem Schutz, der aber vielfache Reibungen, besonders auf dem Gebiet des Jagdrechtes, nicht ausschloß. Da geschah es, acht Tage nach des Kaisers Tode, daß ein herzoglicher Forstmeister in der Stadt im Streit erstochen wurde; die Mörder konnten flüchten. Ulrich, jeden Rechtsweg verschmähend, machte sofort seine Landwehr mobil, erschien mit ihr vor Reutlingen und nahm zunächst die sieben Dörfer des Stadtgebiets in Besitz. Seine Aufforderung zur Unterwerfung wurde höhnisch mit einer Einladung zum Gänsebraten beantwortet. Darauf ließ er seine vielgerühmten Geschütze sprechen: am 27. Januar begann die Beschießung, und schon am 28. ergab sich Reutlingen ohne Bedingung. Es mußte huldigen und war jetzt württembergische Landstadt.

Daß ein Fürst eine ihm bequem gelegene Reichsstadt seiner Herrschaft einzuverleiben versuchte, war an sich nichts Neues. 1456 hatte es ein Bayernherzog mit Donauwörth so gemacht und die Stadt behalten, 1485 war ein anderer mit Regensburg weniger glücklich gewesen. Was Ulrich zum gleichen Vorgehen trieb, läßt sich wohl erraten. Es war kein „jungenhafter Streich“, wie man behauptet hat, auch keine Tat jähzorniger Rachsucht. Ob alte Pläne zugrunde lagen, wissen wir nicht, die damalige Lage genügt zur Erklärung. Ulrich stak längst in verzweifelter

Geldnot, sein Herzogtum war trotz des natürlichen Reichtums seines Landes infolge verkehrter Wirtschaft bankrott. Durch Einverleibung der reichen Stadt hoffte er wohl seine Finanzen wenn nicht dauernd sanieren, so doch für die nächste Zeit verbessern zu können. Schon die Eroberung hatte ihm einen hübschen Gewinn geliefert in Gestalt der in Reutlingen hinterlegten Gelder und Wertsachen, für später versprachen die Steuern wertvollen Zuschuß zu den Staatseinnahmen. Das haben die Zeitgenossen sofort richtig erkannt.

Darum so mußt' er Reutling schrecken,
Daß er weiter zu praſſen hätt',

heißt es in einem der vielen Volkslieder, in denen die breite Öffentlichkeit zu den Ereignissen Stellung nahm[1]).

Aber es war und blieb abgesehen von dem treulosen Bruch des bestehenden Schirmvertrags ein grober Landfriedensbruch, zu dem der Tod des Kaisers, das Interregnum, dem Herzog Mut gemacht hatten. Er glaubte im Trüben fischen zu können. Auch das wußte das Volk, als es sang:

Der Kaiser ist gestorben,
Gott gnad' der Seele sein!
Des ist Reutling verdorben,
Es kam in große Pein.

Groß war nun der Schrecken bei den andern schwäbischen Reichsstädten. Man fürchtete, es sei auf sie alle abgesehen, schrieb Ulrich weitgreifende Pläne, Absichten auf Eroberungen im großen Stile zu. In einem aufsehenerregenden Spottlied, einer Parodie des Vaterunsers, wurde neben Ehingen und Eßlingen, Heilbronn und Weil sogar Ulm als Ziel seiner Begierden genannt. Eßlingen setzte sich sogleich in Verteidigungszustand, von den Augsburgern durch eine Sendung von Schießpulver unterstützt, Ulm rief die Hilfe der andern größeren Städte an. Es scheint auch, daß dem Herzog Absichten wenigstens auf Eßlingen nicht fremd waren, er fing bereits einen Notenwechsel mit der Stadt an, wie er den Krieg einzuleiten pflegt. Im Volksmund schrieb man ihm noch höhere Pläne zu. In einem „Neuen Lied" hieß es, er wolle König werden, im „Vater Unser" war sogar vom Kaisernamen die Rede.

Sofort traten die Städte zur Beratung zusammen, aber viel Zuversicht

[1]) Wenige Ereignisse dieser Zeit haben so starken Widerhall in der Volksdichtung gefunden. Wir besitzen nicht weniger als zehn Lieder darüber.

hatten sie nicht. Es wäre denn auch vielleicht nichts geschehen, hätte nicht ein anderer Gegner die Gelegenheit ersehen, an dem verhaßten Württemberger sein Mütchen zu kühlen. Herzog Wilhelm von Baiern, der Bruder von Ulrichs geflüchteter Gemahlin, auch er Mitglied des Schwäbischen Bundes, hatte auf die Nachricht vom Fall Reutlingens sofort sein Kontingent mobil gemacht und entsprechende Aufforderung an die Städte ergehen lassen. Das gab diesen den Mut zur Tat, und nun sammelten sich alle Gegner Württembergs. Der Bund rüstete: am 12. Februar erging das Aufgebot an die Mitglieder zu doppeltem Anschlag, gegen Ende des Monats sammelte sich das Heer bei Ulm.

Ulrich mußte sich auf ernsten Krieg gefaßt machen und sah sich nach Verbündeten um. Er hatte deren nicht wenige, aber jetzt versagten sie. Pfalzgraf Ludwig, der Reichsvikar, legte sich aufs Vermitteln, wollte a s Richter an Kaisers Statt entscheiden. Der Bischof von Würzburg starb. Markgraf Kasimir von Kulmbach entschuldigte sich mit seinen Verpflichtungen gegenüber dem Bunde, und Friedrich von Sachsen lehnte jede Einmischung ab. Einzig Landgraf Philipp von Hessen erklärte sich bereit, mit zweihundert Reitern zu kommen — sobald er könne; aber wann das sein würde, war zweifelhaft, denn er hatte kein Geld.

Herzog Ulrich zählte auf bessere Hilfe. Allgemein wurde geglaubt und geflissentlich verbreitet, er stehe mit Frankreich in heimlichem Bunde. Im Vertrauen auf den französischen Rückhalt sollte er sein keckes Vorgehen gewagt haben, als Vorbereitung für die Königswahl. Dreihunderttausend Gulden sollten ihm aus Frankreich zugeflossen sein, ein französischer Herr als königlicher Gesandter bei ihm weilen, und dergleichen mehr. Das entsprach alles nicht den Tatsachen. Ulrich hatte früher, als es ihm schlecht ging, wohl um französische Gunst geworben, ein Bündnis, eine Anstellung mit entsprechendem Gehalt erstrebt und dafür Kriegsdienste angeboten, aber die Verhandlungen hatten sich zerschlagen, weil er zu anspruchsvoll gewesen war. Zwölftausend Livres jährlich wollte Franz geben, und Ulrich verlangte das Doppelte. Auch jetzt, als der Krieg vor der Tür stand, ist er wieder mit dem französischen Hof in Beziehung getreten, aber erst nach der Tat und, wie sich herausstellen sollte, zu spät. Jede Mitschuld an dem Vorgehen gegen Reutlingen hat König Franz unter Eid bestritten, und man muß ihm glauben, wenn er hinzufügt: die Sache wäre sonst anders ausgegangen. Dem König war es offenbar peinlich, daß man ihn mit dem verrufenen Herzog in Zusammenhang brachte, mit dem Mann, der seine Gemahlin mißhandelt, den Freund meuchlings ermordet hatte, von dem besseren Teil seiner Untertanen

verabscheut wurde; dem Feind der Städte vor allem, wie er sich soeben entpuppt hatte. Wertvoller als die Unterstützung dieses bedenklichen Gesellen erschien dem König die Gunst der deutschen Städte. Er hörte auf seine Gesandten, die ihm vorstellten, wie wichtig es im Fall kriegerischen Vorgehens sei, Städte wie Metz, Straßburg, Frankfurt für sich zu haben, von denen Metz der gegebene Platz für den Aufmarsch des Heeres sei, Straßburg für den Übergang über den Rhein und Frankfurt als Ort der Wahl vor allem in Betracht kämen. In einem feierlichen Rundschreiben an sie (3. März), worin er sich als ihren aufrichtigen Freund vorstellte, wies er jeden Verdacht weit von sich, als ob er jemand unterstützt haben könnte, der sich an den Reichsstädten vergriffen hatte.

Auf Frankreich also kann Ulrich nicht gezählt haben. Umso sicherer rechnete er auf die Schweizer. Mit ihnen stand er längst in Verbindung. Nahe wirtschaftliche Beziehungen verbanden Württemberg mit der Schweiz, die aus dem Nachbarland, ihrer „Kornkammer", ihrem „Brotkorb", an Nahrung bezog, was das eigne Land nicht bieten konnte. Im Jahr 1500 war ein Vertrag geschlossen worden, in dem beide Länder einander Neutralität in Kriegsfällen zusagten. Ulrich hatte wiederholt versucht, mehr zu bekommen, wenn nicht ein Hilfsversprechen, so doch die ausdrückliche Erlaubnis zu Werbungen. Er hatte nichts erreicht, auch nicht die Aufnahme seiner Herrschaft Mömpelgard in die Eidgenossenschaft. Dann hatte die Waffenbrüderschaft im Feldzug gegen Frankreich 1513, wo Ulrich als Befehlshaber der kaiserlichen Truppen an der Seite der Schweizer gekämpft hatte, beide Teile einander nähergebracht. Der Herzog gefiel den Schweizern, und es entwickelten sich persönliche Beziehungen: herzogliche Diener erwarben eidgenössisches Bürgerrecht, der Vogt von Mömpelgard, Hans Kaspar von Bubenhofen, in Solothurn, der Tübinger Vogt Eberhard von Reischach in Zürich. Das ist Ulrich sehr zustatten gekommen. Wer weiß, ob sein Prozeß vor dem Kaiser 1516 so glimpflich geendet hätte, hätten die Eidgenossen sich nicht wiederholt für ihn verwendet. Mindestens eben so wertvoll war ihm der Kredit, den er im Gebiet der Eidgenossen allezeit fand. Die tolle Pumpwirtschaft, mit der seine Regierung in den letzten Jahren vor seiner Vertreibung den Staatsbankrott zu verschleiern suchte, war nur möglich dank immer neuen Anleihen bei angesehenen Bürgersleuten in der Schweiz, besonders Basel und Solothurn. Man muß dort große Stücke auf den Herzog gehalten haben, daß man auf seine Karte so viel zu setzen erlaubte, und zwar stets zu gleichbleibendem Zinsfuß von

fünf vom Hundert[1]). Die Eidgenossenschaft übernahm schließlich sogar die Zahlung der Kriegsentschädigung von zehntausend Kronen gleich fünfzehntausend Gulden, die Württemberg aus dem Feldzug von 1513 von Frankreich zu fordern hatte.

Als im Jahre 1518 nach seiner zweiten Ächtung die Aussicht auf einen Krieg gegen den Kaiser näherrückte, zählte Ulrich wiederum auf die Schweizer. Seit dem August ließ er bei ihnen durch seine dortigen Vertrauensmänner in aller Stille Werbungen einleiten. Es waren die angesehensten Namen dabei, bekannte Führer im Rat wie im Felde, ein Stapfer, ein Göldli, ein Rahn und andere in Zürich, in Bern die von Diesbach. An die vierzehntausend Mann sollten aufgestellt werden, Eberhard von Reischach und Albrecht von Landenberg sie führen. Diese Truppen wollte Ulrich nach der Eroberung Reutlingens gegen den Schwäbischen Bund verwenden.

Aber auch der Bund hatte sich noch vor dem Fall von Reutlingen an die Schweizer gewandt, und das gleiche tat die österreichische Regierung. Beide forderten Hilfe oder wenigstens strenge Neutralität und Verbot der Werbungen für Württemberg. Seit Anfang Februar lag die Frage zur Entscheidung vor der Tagsatzung. Hier hatten sich Ulrichs Aussichten verschlechtert. Das Bündnis von 1509 band die Eidgenossen an Österreich, und Ulrichs Gewalttat gegen eine Reichsstadt hatte ihm viele Sympathien in den Stadtkantonen entfremdet. Die beiden führenden Orte, Bern und Zürich, nahmen sogleich offen gegen ihn Partei, verboten seine Werbungen und drangen bei den andern Orten auf das gleiche. Schon am 14. Februar glaubten die Österreicher zu wissen, die Eidgenossenschaft habe Ulrichs Werbungen verboten. Wirklich erließen diese eine Mahnung an den Herzog, nicht weiterzugehen.

Aber was wollte das besagen? Obrigkeitliche Verbote bedeuteten in der damaligen Eidgenossenschaft nicht viel. Wie oft war das Reislaufen bei strengen Strafen untersagt worden, und immer, wenn ein auswärtiger Potentat werben ließ und zahlte, waren ihm die Leute in hellen Haufen zugeströmt. Die Eidgenossenschaft jener Tage war ja nur eine lockere Einheit, an die Beschlüsse der Tagsatzung banden sich die einzelnen Orte keineswegs immer, Sonderpolitik war bei ihnen eine normale Erscheinung. Wie weit das gehen konnte, hatte man soeben bei Marignano gesehen, wo das Heer der Eidgenossen geschlagen wurde, weil Bern und andere Orte ihre Abteilungen hatten abrücken lassen. Auf Beschlüsse

[1]) Freilich wissen wir nicht, zu welchem Kurs die Anleihen gegeben wurden. Die Urkunden sagen darüber nichts.

und Versprechungen der Tagsatzung war also nicht viel Verlaß. So auch jetzt. Nicht einmal in Bern und Zürich konnte verhindert werden, daß Ulrichs Werbungen fortgingen und angesehene Bürger, in Zürich sogar ein Ratsherr Hans Ziegler, sich dabei beteiligten. Als in Zürich die Verhaftung der herzoglichen Hauptwerber befohlen wurde, unterließ der Vogt in Baden die Ausführung. Ja, die Eidgenossenschaft selbst handelte so, als wollte sie ihre eigene offizielle Politik durchkreuzen. Eben jetzt, Ende Februar, ließ sie die zehntausend Kronen französischer Kriegsentschädigung an Reischach auszahlen und brachte damit die Werbungen vollends in Fluß.

Die eidgenössischen Beschlüsse wären denn auch wohl toter Buchstabe geblieben, und Ulrich hätte trotz allem die Unterstützung bekommen, auf die er rechnete, hätte es sich nur um eine der Fehden zwischen Nachbarn gehandelt, die im deutschen Reich an der Tagesordnung waren. Daß die Dinge einen andern Verlauf nahmen, lag an dem Zusammenhang, in dem der bevorstehende württembergische Krieg mit der Kaiserwahl stand.

Dieser Zusammenhang war von aufmerksamen Beobachtern sofort erkannt worden. Am 12. Februar schrieb der eifrige Vertreter der österreichischen Sache bei der Eidgenossenschaft, Kardinal Schyner von Sitten, aus Zürich, ein angesehener Schweizer habe ihm gesagt, der Herzog von Württemberg sei König Karls bester Freund, denn seinetwegen stelle jetzt der Schwäbische Bund ein starkes Heer auf, das werde Frankreich und die andern Gegner Karls im Schach halten, und so werde Karls Wahl auf fremde Kosten gemacht werden. Aber nicht alle sahen so klar. Die Innsbrucker Regierung, auch Kardinal Lang, waren anderer Meinung. Sie wollten die Fehde durch Vergleich beilegen, um die Hände frei zu haben für die Hauptsache, die Kaiserwahl. Wie wären die Dinge wohl gelaufen, hätte sich in Augsburg nicht ein Diplomat befunden, der besser als die andern den springenden Punkt zu treffen wußte und weitblickender als sie die Möglichkeiten überschaute? Das war Zevenberghen. Von Anfang an hat er es klar erkannt und seinen Vorgesetzten und Kollegen unermüdlich vorgestellt: der Schlüssel der Entscheidung über die Wahl König Karls liegt in Württemberg! Sein Eifer riß auch die andern fort, Erzherzogin Margarete vor allem trat ganz auf seine Seite, sprach für ihn bei ihrem Neffen. Dessen Weisungen, immer zögernd, unlustig, blieben lange aus. Aber Zevenberghen nahm es auf sich, auf eigene Verantwortung zu handeln, und so kamen die Dinge richtig in Fluß.

Das erste war, daß die österreichische Regierung den Feldzug des Schwäbischen Bundes tatkräftig unterstützte. Sie gab Geld her, stellte Truppen in Aussicht. Ein Glück war es, daß es ihr gelang, hierfür Franz von Sickingen zu gewinnen. Der Name des beliebten — und sehr zahlungsfähigen — Kondottieren wog allein ein Armeekorps. Er hatte schon mit Frankreich verhandelt, aber noch nicht abgeschlossen. Durch höheres Angebot wurde er auf die österreichische Seite gezogen. Man bot ihm dreitausend Gulden, überschritt dabei die Vollmacht Karls um das Dreifache, und hatte ihn so mit sechshundert Reitern. Den Vermittler hatte ein württembergischer Herr, Dietrich Spät, der Todfeind Ulrichs, gemacht. Der Schwäbische Bund selbst im Verein mit Bayern stellte ein Heer von zweiundzwanzigtausend Mann auf, das sich um den 1. März bei Ulm versammeln sollte, eine stattliche Macht, mit der sich schon etwas ausrichten ließ. Aber wenn Ulrichs Werbungen in der Schweiz den gewünschten Erfolg hatten, war der Ausgang doch recht ungewiß. Gelang es dem Herzog, noch zwölf- bis vierzehntausend Schweizer unter seine Fahnen zu bekommen, so war er mit dem, was er im eigenen Lande aufbieten konnte, den Gegnern überlegen.

So kam denn alles darauf an, die Werbungen in der Schweiz zu vereiteln. Wenn das glückte, so war der Herzog kampfunfähig gemacht. Darum war es von großem Wert, daß die Welt glaubte, hinter Württemberg stehe Frankreich. Das war es, was jetzt die österreichische Vertretung überall ausstreuen ließ: Frankreich wolle durch die württembergische Fehde einen Krieg im Reich entfachen, um selbst eingreifen und die Kaiserwahl seines Königs erzwingen zu können. Schrittmacher des Franzosen auf der Bahn zum deutschen Kaiserthron sollte Herzog Ulrich sein.

Unter dem Eindruck dieses Gerüchts — wir wissen, daß es falsch war, aber man hielt es wohl allgemein für wahr — begann die Beratung der eidgenössischen Tagsatzung in Zürich im Anfang März. Vor ihr erschienen die Gesandten des Schwäbischen Bundes und baten dringend, dem Herzog von Württemberg keine Hilfe zukommen zu lassen. Daß die Stimmung ihnen nicht ungünstig war, zeigt ein Schreiben von Bern: dieser Ort habe seinen Leuten strengstens befohlen, daheim zu bleiben, Übertreter aber zu fangen. „Dann wir glaubhaft erfahren, ist der Plan, den König von Frankreich zum Kaiser zu machen und das Römisch Reich zu unterdrücken. Wenn das geschähe, hätte die Eidgenossenschaft keinen Vorteil davon. Darum ist unsere Meinung, stillzusitzen und uns keines Teils anzunehmen." Dem entsprach der Beschluß der Tagsatzung

vom 4. März: keine der kriegführenden Parteien solle aus der Schweiz Zuzug erhalten (auch der Schwäbische Bund hatte nämlich dort geworben und sechshundert Mann bekommen). Am gleichen Tag erging der Befehl an alle, die sich hatten anwerben lassen und schon ausgerückt waren, bei Gefahr von Leib, Ehre und Gut sofort heimzukehren, zugleich mit einer Aufforderung an Ulrich, seine Schweizer zu entlassen.

Es könnte scheinen und ist mitunter so hingestellt worden, als wäre durch diesen Beschluß das Schicksal Ulrichs besiegelt gewesen. Dem ist aber keineswegs so. Die Akten zeigen, daß der Beschluß, wie so viele ähnliche, zunächst völlig ohne Wirkung blieb. Aus Luzern und Uri, aus Zürich und Solothurn und sogar aus Bern strömten die Knechte gerade in diesen Tagen scharenweise der Grenze zu, es war unmöglich, sie aufzuhalten. Am gleichen 4. März meldete Albrecht von Landenberg dem Herzog aus Tuttlingen seine Ankunft mit viertausend Schweizern, in den nächsten Tagen trafen weitere sechstausend unter den Herren von Hewen und von Reischach ein und rückten ungehindert nach Blaubeuren, wo am 7. März das herzogliche Heer aufmarschierte, im ganzen etwa vierundzwanzigtausend Mann stark, freilich ohne nennenswerte Reiterei.

Hier sollte nun das Mahnschreiben der eidgenössischen Tagsatzung eintreffen. Aber Ulrich wußte zu verhindern, daß der Bote an die Truppen selbst herankam. Nur den Hauptleuten teilte er das Schreiben mit, die aber antworteten recht von oben herab: sie seien bezahlt, und wollten sie ihr Wort brechen, so wäre es eine Schande für sie und die ganze Eidgenossenschaft. Ulrich selbst schrieb nicht weniger stolz: die Herren hätten ihre Mahnung wohl nicht abgehen lassen, hätten sie gewußt, wie die Dinge wirklich ständen.

Im Hauptquartier des Bundes zu Ulm wurde man besorgt, und in Augsburg, im Kreise der österreichischen Bevollmächtigten, war man es noch mehr. Wie gewöhnlich, übertrieb das Gerücht: fünfunddreißigtausend Mann zu Fuß sollte Ulrich schon haben, Reiterei aus Frankreich erwarten; seine Absicht sei, mit zwei Armeen im Felde zu erscheinen, mit der einen das Bundesheer festzuhalten, die andere in Bayern einrücken zu lassen. Tat er das, so war guter Rat teuer. Gewachsen war man ihm durchaus nicht; denn der beste Teil der Truppen, Sickingens Reiterei, war noch lange nicht zur Stelle, erst am 18. März überschritt der Feldherr mit der Hälfte seines Korps den Rhein. Ulrich hatte also Gelegenheit, die beiden feindlichen Gruppen getrennt zu schlagen. Vielleicht war das auch seine Absicht, als er in den nächsten Tagen sein Lager von Blaubeuren nach Kirchheim zurückverlegte.

Da trat die Wendung ein.

Bei den Vertretern der Eidgenossen in Zürich hatte die trutzige Antwort der unbotmäßigen Hauptleute begreiflichen Unwillen erregt. Da man diese selbst nicht gleich fassen konnte, ließ man den Ärger zunächst am Herzog aus. Seine Gesandten, darunter der Bürgermeister Stickel von Stuttgart, wurden gefangengenommen, weil sie den Aufbruch der Reisläufer betrieben hätten. In erzürnter Stimmung trat die Tagsatzung am 14. März zusammen. Um das heiße Eisen zu schmieden, traf am folgenden Tage, gerade noch rechtzeitig, Zevenberghen ein. Die Bedeutung des Moments erkennend, hatte er sich selbst aufgemacht und war so eilig gereist, daß sein Gepäck zurückblieb. Sofort begann er die Unterhandlung.

Seine Aufträge gingen sehr weit: die Eidgenossenschaft möge den zehn Jahre alten Vertrag mit Österreich erneuern und ihn in ein wirkliches Trutzbündnis verwandeln, zugleich ausgedehnt auf alle Reiche König Karls; sie möchte außerdem bei den Kurfürsten gegen die Wahl Franz' I. protestieren, womöglich die Wahl Karls empfehlen. Hierin konnte er vorläufig nichts erreichen, der Beschluß wurde vertagt. Auch später haben die Eidgenossen nur den gewünschten Protest gegen Franz erhoben, zu mehr haben sie sich nie verstanden. Alles, was sich machen ließ, war, daß sie gegen Karl keinen offenen Widerspruch erhoben. Mündliche Versicherungen, daß man ihn für einen deutschen Fürsten halte und er sich dessen nach Bedarf bedienen könne, hatten wenig Wert. Dagegen erhielt Zevenberghen sogleich volle Genugtuung in der württembergischen Sache. Noch am gleichen 18. März wurde ein zweiter, verschärfter Befehl zur Rückkehr an die Reisläufer ausgefertigt und zugleich beschlossen, wenn sie nicht gutwillig gehorchten, sie mit Gewalt zurückzuholen. Alle Orte wurden gemahnt, am 3. April mit ihren Bannern in Schaffhausen zu sein, von wo der Krieg gegen Württemberg eröffnet werden sollte. Mit besonderem Eifer ging Zürich voran, es drängte und trieb die andern. Zevenberghen traute der Sache dennoch nicht und blieb in Zürich, um zu verhindern, daß der Beschluß zurückgenommen würde. Ein französischer Gesandter war da und arbeitete ihm heimlich entgegen. Es war kein Vergnügen für ihn: er klagte schwer über den Aufenthalt unter diesen unersättlichen Leuten, diesen bélîtres et coquins, denen er den Hof machen müsse, als wären sie Herren, und versicherte, lieber wolle er Steine schleppen. Aber er hielt aus.

Das war auch nötig. Zürichs Eifer wurde nicht überall geteilt, der alte Gegensatz zwischen Stadt- und Landkantonen trat wieder hervor — es war keineswegs ausgemacht, wie viele Orte an dem Zug nach Schaff-

hausen teilnehmen würden. Auch hatte die Sache noch eine andere Seite, die Zevenberghen nicht entging. Von jeher liebten es die Schweizer, Politik zum eigenen Nutzen zu machen. Berns zorniger Eifer gegen Württemberg hatte solch einen besondern Hintergedanken: es schielte nach Beute in Land und Leuten und warf sein Auge auf Mömpelgard. Ein eidgenössischer Krieg gegen Ulrich hätte Gelegenheit geboten, diesen Bissen zu verschlucken. Schon verhandelten die Berner mit österreichischen Vertretern, die nicht abgeneigt schienen, das Geschäft gutzuheißen, wenn ihre Herrschaft zum Ausgleich das württembergische Reichenweier im Elsaß nehmen durfte. Welche schwarzen Pläne mochten auch die Ostschweizer im Schilde führen! Wollten auch sie sich am Ende in Sachwerten bezahlt machen? Mit Besorgnis blickte Zevenberghen auf die Möglichkeit einer dauernden engeren Verbindung der süddeutschen Reichsstädte mit den Eidgenossen, die sich leicht ergeben konnte, wenn die Schweizer es waren, die für die Vergewaltigung Reutlingens Rache nahmen. So etwas, meinte er, würde der Stellung des Kaisers großen Abbruch tun. Andere fragten, ob der geplante Auszug der Schweizer gegen Württemberg und ihre eigenen Leute nicht eine Finte sei, hinter der vielleicht gar die Franzosen steckten? Auch die Leitung des Schwäbischen Bundes hätte das Eingreifen der Eidgenossen nicht gern gesehen; es hätte jedenfalls viel gekostet, denn umsonst pflegten die Schweizer nicht auszurücken. Man schrieb also abwinkend nach Zürich: man werde schon allein fertig werden!

Die Besorgnisse waren unnötig. Ob das zweite Mahnschreiben der Tagsatzung an die Knechte gelangt ist, ob sie durch das Gerücht erfuhren, was über sie beschlossen war — Todesstrafe und Enteignung für alle, die nicht sofort heimkehrten, andernfalls Verzeihung —, genug, sie erfuhren es. Da aber entstand im Lager vor Kirchheim in einer Nacht, vermutlich in der vom 21. zum 22. März, ein großer Aufruhr. Die Knechte glaubten sich von ihren Hauptleuten verraten, sie wollten ihnen zu Leibe gehen, man mußte die Stadttore schließen, um die Bedrohten zu schützen. Am andern Tag begann die Desertion. Offen und frei liefen die Leute davon „wie tausend Teufel". Ihren Sold hatten sie erhalten, das Geschäft war gemacht, und dem Befehl der Obrigkeit mußte man gehorchen. Der Herzog soll bitterlich geweint haben, als er das sah. Nur zu verständlich! Was nützten ihm die Offiziere, die ihm treu blieben (weil ihnen keine Begnadigung winkte!), ohne Mannschaft? Mit seiner Landwehr allein konnte er nicht viel anfangen — er hatte den Feldzug verloren, bevor er begonnen war.

Im Hauptquartier der Verbündeten zu Ulm atmete man auf, als am 23. März die Nachricht eintraf, des Herzogs Schweizergarde habe sich aufgelöst. Noch am gleichen Tag wurde das Kriegsmanifest gegen ihn erlassen, vier Tage vergingen mit den üblichen Formalitäten gegenseitiger Fehdeansage, am 27. begann das Bundesheer von Langenau aus den Vormarsch. Es war ein militärischer Spaziergang. Ulrich hatte schon den Rückzug auf Stuttgart angetreten, von hier eilte er nach Tübingen. Er hoffte, die festen Plätze würden sich halten, bis Hilfe von auswärts käme. Umsonst! Einer nach dem andern kapitulierten sie ohne ernstliche Verteidigung, auch Tübingen, auf das er besonders vertraut hatte. Während er draußen weilte, um neue Kräfte zu sammeln, ging sein Land verloren. Am 25. Mai fiel der Asperg, der sich am längsten gewehrt hatte. Württemberg war vom Schwäbischen Bund erobert.

Ulrich hat wohl falsch operiert, nicht schnell genug gehandelt, solange er überlegen war. Warum er die Zeit zwischen dem 7. und 21. März ungenutzt verstreichen ließ, ist nicht zu verstehen. Ein rascher Angriff auf Ulm hätte damals die Gegner schwer getroffen, sie fürchteten ihn. Er hätte auch Ernst machen können mit der öffentlichen Erklärung, die er am 6. März erließ — es war eine Art Ultimatum an die Städte —, daß er nur gegen Bayern kämpfe. Hätte er sich sofort gegen dieses gewandt, so wäre es ihm vielleicht gelungen, die Verbündeten zu spalten. Wahrscheinlich hat er gemeint, jede Übereilung vermeiden zu können, weil er gar nicht mit der Möglichkeit rechnete, seine Soldaten würden ihn im Stich lassen. Solche Vertrauensseligkeit war freilich nicht gerechtfertigt. Wie oft war Ähnliches schon vorgekommen! Gerade Ulrich hätte das wissen sollen, war er doch Zeuge gewesen, wie 1513 die Schweizer vor Dijon, das schon verloren war, umkehrten, weil der französische Befehlshaber ihre Führer bestochen hatte. Bestechung war ja eine der wirksamsten Waffen jener Zeit, zumal gegenüber Truppen wie den Schweizern.

Nicht lange, so machte der Sieg in Württemberg seine Wirkung fühlbar in der Frage der Kaiserwahl. Sichtlich begann die Waage Karls sich zu senken. Was wollte es besagen, daß in einer Erklärung, datiert vom 2. Mai, aber erst einige Tage später übergeben, der Kurfürst von der Pfalz sich verpflichtete, für den König von Frankreich zu stimmen und zu wirken? Schon im Lauf der Verhandlungen hatte der pfälzische Kanzler durchblicken lassen, das Versprechen werde nicht unter allen Umständen gehalten werden können: der Kurfürst sehe das Heer des Schwäbischen

Bundes an seiner Grenze und fürchte, von ihm überfallen zu werden. Damals war der Feldzug in Württemberg noch im Gange. Aber auch als er beendet war, ging das Bundesheer nicht auseinander. Das war Zevenberghens Einfluß zuzuschreiben. Wieder hatten die Innsbrucker Regenten gezögert und geknausert; die lange Mobilmachung kostete ja so viel! In einem geharnischten Schreiben drang Zevenberghen darauf, daß der Trumpf, den man in Gestalt bewaffneter Macht in Händen hielt, voll ausgenutzt werde. Für solchen Zweck müsse das Geld da sein, gleichviel woher man es nehme! Er setzte es auch durch: Sickingen rückte an den Rhein, die übrigen Truppen unter Georg von Frundsberg nahmen Stellung bei Maulbronn. Das verfehlte nicht seine Wirkung auf den Pfälzer — er ließ die Fahne Frankreichs im Stich. Mit ihm, Köln und Böhmen hatte Karl drei Stimmen, bekam man auch den Mainzer, so war das Spiel gewonnen; und daß der weniger furchtsam sein werde, war nicht zu besorgen, zumal man seine etwaigen Wünsche alle befriedigen konnte.

Wir verfolgen das scharf angespannte Spiel der Diplomaten nicht weiter. So reizvoll es als Schauspiel ist, es änderte nichts an der Gesamtlage, die Entscheidung war im Grunde schon gefallen. Als am 17. Juni die Kurfürsten in Frankfurt zusammenkamen, um dem Reich einen Kaiser zu geben, war äußerlich und scheinbar noch alles ungewiß, das Ergebnis der Abstimmung noch durchaus unsicher. In Wirklichkeit aber war die Sache Frankreichs bereits verloren, mochten seine Gesandten sich auch den Anschein geben, des Sieges sicher zu sein. Es war ein Fehler, daß es seine Kandidatur noch aufrechterhielt, ein umso schwererer Fehler, da seine große Armee — der König hatte von vierzigtausend Mann gesprochen — nirgends sichtbar wurde. Es scheint, daß das Geld dazu gefehlt hat, vielleicht auch aus falscher Sparsamkeit zurückgehalten wurde. Die Gesandten wenigstens klagten, sie hätten nur den vierten Teil dessen, was sie bedürften, nur hunderttausend Kronen, zur Verfügung. Der falsch angelegte Plan, mit unzulänglichen Mitteln betrieben, mußte scheitern. Am selben Tage, da in Frankfurt die Besprechungen der Kurfürsten begannen, hatte auch der Papst schon das sinkende Schiff verlassen: Leo X. war am 17. Juni mit Karl handelseinig geworden und hatte seinen Widerspruch gegen die Wahl des Königs von Neapel aufgegeben. In fliegender Eile jagte der Bote mit der Nachricht nach Mainz und Frankfurt, in der beispiellos kurzen Zeit von sechs Tagen hatte Kardinal Albrecht sie in Händen. Im geheimen zwar hoffte Leo immer noch darauf, die Kurfürsten würden den dritten Kandidaten vorziehen; daß sie es nicht längst getan hatten, begriff man im Ausland

nicht. „Die Kurfürsten sind verrückt", schrieb der Gesandte Venedigs nach Hause. Dringend und nachdrücklich ließ Leo ihnen noch in letzter Stunde zureden, versuchte auf Friedrich selbst zu wirken, ließ ihm Anerbietungen machen. Nun endlich entschlossen sich auch die Franzosen, diese Bemühungen zu unterstützen; auch sie empfahlen, Joachim oder Friedrich zu wählen. Vier Stimmen waren diesem schon sicher, wenn er sich selbst die Stimme gab, die andern drei, vielleicht den Böhmen allein ausgenommen, hätten sich angeschlossen, ernste Schwierigkeiten keiner gemacht. Denn das darf man nicht glauben, daß auch nur einer von ihnen seine Stimme gern für Karl abgegeben hat.

Am 27. Juni, um acht Uhr früh, traten die Herren zur Wahlhandlung zusammen, etwa zwei Stunden verhandelten sie ohne Zeugen bei geschlossenen Türen. Dann ritten sie heim; eine Wahl wurde nicht bekanntgegeben, es war also auch keine zustande gekommen. Was da in Wirklichkeit geredet und getan war, ist Geheimnis geblieben. Das hat einen neueren Forscher auf den, man kann nur sagen, krankhaften Einfall gebracht, gestützt auf späteren Diplomatenklatsch und unter Vergewaltigung klarer Zeugnisse und Tatsachen ausrechnen zu wollen, Friedrich von Sachsen sei gewählt worden und auch drei Stunden lang rechtmäßiger Kaiser gewesen, bis ihn die Drohungen der Österreicher mit Anwendung von Gewalt zum Rücktritt gezwungen hätten. Die Wahrheit ist viel einfacher, sie bedarf keiner kunstvollen Enthüllung, sie liegt eigentlich auf der Hand. Man hat Friedrich die Krone angeboten, ist in ihn gedrungen, sie anzunehmen, er aber hat allem Zureden hartnäckigen Widerstand geleistet, höchstens vielleicht kurze Bedenkzeit erbeten. Zugestimmt hat er keinesfalls. Am 27. Juni 1519 ist ein Kaiser nicht gewählt worden. Warum nicht?

Eine gute Überlieferung sagt, Friedrich habe sich die Macht nicht zugetraut — wir dürfen hinzufügen: auch nicht die persönliche Kraft, denn er war früh gealtert und krank — das Kaisertum würdig zu vertreten. Seine Vorsicht und Unschlüssigkeit, sein Mangel an Selbstvertrauen hielten ihn zurück. In seiner Lage war das nur zu begreiflich. Darauf wirft der lakonische Bericht eines sächsischen Geistlichen an den Bruder des Kurfürsten ein grelles Schlaglicht (25. Juni). Die Kaiserlichen, so schreibt er, stehen in Höchst (es ist Sickingen mit seinen sechshundert Reitern), Frundsberg mit mehr als zwölftausend Mann liegt bei Heilbronn (soll heißen Maulbronn) — Frankfurt ist in Gefahr, eingeschlossen und belagert zu werden, wenn Karl nicht gewählt wird. „Die Sach' ist ganz baufällig!" Wie unbehaglich der Zustand war, be-

zeugt auch der englische Gesandte, der seinem König meldete, der Kurfürst, der es wagen wollte, für Franz zu stimmen, würde „in Stücke gehauen" werden. Ursprünglich zwar richteten die militärischen Drohungen sich nur gegen Frankreich. Ob man auch gegen Friedrich Gewalt gebraucht haben würde, ist denn doch die Frage. Immerhin hatte die Aufstellung der Truppen schon mehr als symbolische Bedeutung. Österreich war gerüstet, die andern waren es nicht. Ob es Friedrich als Kaiser anerkannt haben würde? Eine Spaltung des Reiches war zu erwarten und ein Kampf um die Krone von jeher das ungewisseste aller Würfelspiele. Friedrich konnte allerdings auf Unterstützung hoffen, auf diplomatische und finanzielle vom Papst, finanzielle und militärische von Frankreich, militärische vielleicht auch von den Schweizern. Aber würden diese Hilfen auch wirklich und würden sie rechtzeitig einsetzen? Ein anderer hätte es vielleicht trotzdem gewagt, Friedrich konnte es nicht, er mußte ablehnen.

So blieb denn nichts mehr übrig: am 28. Juni wählten alle Kurfürsten einstimmig Karl von Spanien zum Römischen Kaiser. In welcher Stimmung und mit was für Gedanken manche, vielleicht die meisten es taten, zeigt die Verwahrung, die Joachim von Brandenburg insgeheim zu Protokoll gab, er wähle Karl aus Furcht und nicht nach bestem Wissen.

So ist die Wahl Karls V. zustande gekommen, nicht aus freiem Entschluß der Wähler, sondern unter dem Zwang äußerer Umstände, dem sie sich nicht mehr entziehen konnten. Unter diesen aber kommt die größte Bedeutung den Ereignissen in Württemberg zu. Schon der bloße Gewinn an Ansehen, an Prestige, wie man zu sagen liebt, den der Sieg der österreichischen Partei brachte, wäre nicht zu unterschätzen gewesen. Wäre das Bundesheer geschlagen worden, hätte Ulrich dem Angriff nur erfolgreichen Widerstand geleistet und sich behauptet — es ist doch sehr fraglich, ob dann die Wahl in Frankfurt denselben Ausgang genommen hätte. Nun kam dazu der starke Druck, den die soeben siegreichen Truppen auf die Wähler ausübten. Wie klug hatte Zevenberghen geraten, und wie froh durfte man sein, daß sein Rat befolgt worden war! Dafür lieferte der Gegner selbst die Bestätigung: König Franz protestierte gegen das Ergebnis der Wahl, die nicht frei gewesen und darum auch nicht giltig sei, er suchte den Papst zu bestimmen, daß er ihr die Bestätigung versage, deren der erwählte Kaiser nach kirchlichem Recht und langem Herkommen bedurfte. Damit kam er freilich nicht zum Ziel, Leo X. war durch den Vertrag vom 17. Juni gebunden, und ob Frankreich eine deutsche Kaiserwahl anerkannte oder nicht, war gleichgültig. Es war so,

wie schon Ranke festgestellt hat: der Sieg über Württemberg hatte das Übergewicht Österreichs in Oberdeutschland entschieden, und das war es, worauf es ankam.

Die Entscheidung in der württembergischen Frage hatten die Schweizer gegeben. Hätten sie den Dingen ihren Lauf gelassen, anstatt durch ihr Eingreifen die eine Partei zu entwaffnen, Ulrich wäre nicht vertrieben und dann auch Karl schwerlich gewählt worden. Ihre Politik bietet ein tragikomisches Schauspiel. Um die so gewinnbringende Rolle des Züngleins an der Waage nicht einzubüßen, hatten sie gewünscht, die Wahl des Königs von Spanien zu verhindern, und hatten geglaubt, ihren Zweck zu erreichen, indem sie sich neutral verhielten. Ob das genügt haben würde, ist schon mehr als fraglich, nun aber hatte ihr blind täppisches Dreinfahren genau das Gegenteil bewirkt. Ohne es zu wollen und zu ahnen, hatten sie Karl zur einstimmigen Wahl verholfen, indem sie den einzigen nennenswerten Widerstand brachen.

Wir können von den Ereignissen, die wir kennengelernt haben, nicht scheiden, ohne ihrer Folgen zu gedenken. Was die Wahl Karls für Deutschland bedeutet hat, bedarf kaum einer Erläuterung. Nicht ohne Grund hat man sie als nationalen Selbstmord bezeichnet. In einem Augenblick, wo das deutsche Selbstbewußtsein neu erwacht und zugleich mit so manchen andern auch die schwierigste aller nationalen Fragen, die kirchliche, soeben auf die Tagesordnung gesetzt war, erhielt das Reich zum Oberhaupt einen fremden Herrscher, der in Deutschland nie etwas anderes sehen konnte als eine Figur, und keineswegs eine Hauptfigur, auf dem Schachbrett seiner Weltpolitik. Wie furchtbar das sich gestraft hat, weiß jeder, der auch nur die Umrisse deutscher Geschichte kennt: das deutsche Österreich für fast zwei Jahrhunderte herabgedrückt zu einem Nebenland des spanischen Königshauses, dadurch Österreich und mit ihm Deutschland hineingezogen in die Kämpfe zwischen Spanien-Burgund und Frankreich, die das deutsche Reich nichts angingen, aus denen dann aber in unheilvollster Verkettung die unsühnbare deutsch-französische Erbfeindschaft erwachsen sollte. Dazu, als ob es an dieser einen Last nicht genug wäre, der schlimmste aller Flüche, die kirchliche Spaltung. Unter Friedrich wäre sie vermeidbar gewesen, unter Franz wenigstens nicht so vertieft worden, wie sie unter Karl werden mußte, der als König von Spanien in keinem seiner Reiche die Ketzer dulden konnte, selbst wenn er es gewollt hätte. So ist 1519 zur Unglückszahl wie keine zweite in der deutschen Geschichte geworden, das Jahr, in dem die Schicksalstragödie

der Nation ihren Anfang nahm, deren letzter Aufzug noch nicht zu Ende ist.

Was dieses Jahr für Württemberg gebracht hat, ist schon nach einem halben Menschenalter rückgängig gemacht worden. Die Folgen waren für das Land zunächst wohltätig. Da es keinen Hof zu unterhalten brauchte, konnte es seine Finanzen rasch in Ordnung bringen. Österreich, das dem Schwäbischen Bund seine Ansprüche an Kriegsentschädigung abgekauft und, auf diesen Rechtstitel gestützt, vom Herzogtum Besitz ergriffen hatte, interessierte sich nicht für die neue Erwerbung, die zunächst nichts abwarf. Der neue Landesherr, Erzherzog Ferdinand, überließ die Verwaltung einheimischen Regenten, zeigte sich den Untertanen kaum und blieb ihnen fremd. Als im Frühling 1534 Herzog Ulrich unter dem Schutz Philipps von Hessen zurückkehrte, genügte eine einzige Schlacht, um das österreichische Regiment hinwegzufegen.

So hätte es nicht zu kommen brauchen und wäre es auch nicht gekommen, wäre man dem Rat des Mannes gefolgt, der zum Erfolg das meiste beigetragen und als erster „Gubernator" für kurze Zeit an die Spitze des eroberten Landes gestellt worden war. Zevenberghen hatte Württemberg eine bedeutsame Stelle in den Berechnungen der österreichisch-deutschen Politik zugedacht. In seinen Augen war es von großer Wichtigkeit, daß das Kaiserhaus hier in Süddeutschland eine breite, feste, beherrschende Stellung einnehme, schon um zu verhindern, daß der Einfluß der Schweizer um sich greife, in dem er eine Gefahr für den monarchischen Gedanken in ganz Deutschland sah. Befürchtungen, die Schweizer könnten in Deutschland um sich greifen, waren damals verbreitet, auch Kardinal Albrecht von Mainz teilte sie. Zevenberghen unterstrich sie wohl, um bei seinen Herren Teilnahme für seine Pläne zu wecken. Daß er mit ihnen auf Absichten zurückkam, die schon der Ahnherr des Kaiserhauses, Rudolf von Habsburg, verfolgt hatte, wußte er schwerlich. Der hatte sich um Wiederherstellung des alten Herzogtums Schwaben bemüht, das er seinem Hause zugedacht hatte, war damit aber am Widerstand des Grafen von Württemberg gescheitert. Nun war Württemberg selbst in der Hand seiner Nachkommen, und diese konnten, wenn sie wollten und es richtig anfingen, von hier aus Süddeutschland besser beherrschen als von dem abgelegenen Österreich aus. Dazu war allerdings erforderlich, daß das Herrscherhaus, in das Land seines Ursprungs zurückkehrend, in Württemberg den Eckstein seiner Stellung in Deutschland ersah, hier seinen Sitz aufschlug und heimisch wurde. So hatte Zevenberghen es sich auch gedacht. Aber damit stand er allein. Am

Hofe Karls hatte man für solche Gedanken ebensowenig Verständnis wie in den Kreisen der Regierung zu Innsbruck. Zevenberghen trat bald von der Verwaltung Württembergs zurück, und mit der Übertragung der gesamten deutschen Hauslande auf Erzherzog Ferdinand, der seinen Sitz in Innsbruck nahm, waren alle derartigen Pläne begraben. Das Herrscherhaus, undeutsch, wie es längst war, blieb österreichisch und wurde nicht deutsch, nicht einmal süddeutsch. Die Möglichkeiten, nicht ausgenutzt, als es Zeit gewesen wäre, gingen bald verloren.

Auch die Kaiserwahl von 1519 hatte Aussichten geboten, die nicht verwirklicht worden sind. Es hatte die Möglichkeit einer rein deutschen Wahl, eines wirklich deutschen Kaisers unter Ausschluß aller Fremden gegeben, ja diese war recht eigentlich das Gebotene in der damaligen Lage der Dinge. Man stelle sich vor, in Frankreich wäre das ebenso rechtzeitig begriffen worden, wie die Schweizer und auch der Papst es begriffen hatten; Franz I. und seine Minister wären klug genug gewesen, zu wissen, daß sie dem französischen Interesse besser dienten, wenn sie weniger verlangten; oder sie hätten rechtzeitig erkannt, was sich aus der württembergischen Verwicklung machen ließ, und hätten dem Herzog tatkräftige Unterstützung geliehen, anstatt der öffentlichen Meinung zuliebe, die ihnen doch nicht glaubte, so weit wie möglich von dem Verrufenen abzurücken — es hätte alles ganz anders kommen können. Schwere Kämpfe waren allerdings auch auf diesem Wege nicht zu vermeiden. Österreich hätte kaum gutwillig verzichtet, und ob die Luft des Bürgerkriegs unter französischer Einmischung für die Entfaltung der soeben aufsprießenden Keime deutschen Geisteslebens günstig gewesen wäre, ist eine ernste Frage. In jedem Fall ruht das Bild möglicher Entwicklung, wie wir es uns vorzustellen suchten, auf einer Voraussetzung: der deutsche Fürst, der in diesem Stück bereit und fähig war, den Kaiser zu spielen, mußte vorhanden sein. Der eine, dem alle die Rolle zuschoben, hat sich geweigert, als die Frage ernstlich an ihn herantrat; in einem früheren Zeitpunkt wäre er vielleicht williger gewesen. Ob auch fähig, hätte der Lauf der Dinge erst erweisen müssen, und wie wir Friedrich zu sehen glauben, ist das keineswegs gewiß.

Lassen wir also das Grübeln über das, was hätte sein können! Sieht man die Dinge, wie sie sind, so kann man nur sagen: Ulrich von Württemberg hätte nicht der übelbeleumdete Tyrann sein dürfen, in dessen Nähe ein Fürst, der auf Ehre hielt, sich nicht setzen mochte, damit Frankreich rechtzeitig und mit Nachdruck für ihn eintrat; und Friedrich von Sachsen hätte auch ein anderer sein müssen, nicht der „Weise", das heißt — wenn

man die schmeichlerische Hülle des Wortes hinwegzieht — der Bedächtige, der Unschlüssige, sondern der Entschlossene, der Kühne, wenn seine Wahl zustande kommen und Nutzen stiften sollte. Wie die Hauptrollen in dem Stück nun einmal besetzt waren, mußte es wohl so kommen, wie es kam, nicht einem geheimnisvollen Schicksalsspruch oder dem Lauf der Gestirne gehorchend, sondern der Natur der handelnden Personen folgend. Denn in den Menschen und ihrer Art, nicht in irgendwelchen mit blinder Notwendigkeit wirkenden Kräften, liegt das Gesetz geschichtlicher Entwicklung.

Die Ursachen der Reformation

(1917)

Vierhundert Jahre sind in diesen Tagen verflossen, seit eine der größten Umwälzungen im Leben der abendländischen Völker ihren Anfang nahm. An einem solchen Meilenstein der Weltgeschichte achtlos vorüberzugehen, wäre Gedankenlosigkeit oder Feigheit. Auch wir feiern das Ereignis — nicht mit Lobgesängen und Weihrauchwolken, aber in wissenschaftlicher Selbstbesinnung, die sich Rechenschaft zu geben sucht von dem was geschehen, und vor allem warum es geschehen ist.

Wir sprechen von einer Reformation, die am 31. Oktober 1517 begonnen habe; und in der Tat, die Welt hat damals sich reformiert, das heißt sich gewandelt, umgestaltet, insofern der Zug verschwunden ist, der bis dahin ihr Aussehen wesentlich bestimmt hatte: die eine, allumfassende römische Kirche. Extra ecclesiam non est salus, außerhalb der Kirche gibt es kein Heil — dieser Satz galt im Mittelalter auch für das Diesseits, das irdische Dasein. Wer nicht in der römischen Kirche stand, der stand auch außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, außerhalb des Rechtsschutzes, er hatte kein Daseinsrecht. So war es noch im Jahre 1517. Fünfzig Jahre später hat die römische Kirche ihre Alleinherrschaft verloren, es gibt auch andere christliche Gemeinschaften. Es gibt sie nicht nur tatsächlich, sondern auch von Rechts wegen, die Ketzerkirchen sind geduldet, anerkannt, gleichberechtigt.

Sie sind zugleich von Grund aus anders geartet.

Die Kirche des Mittelalters lebte nicht nur in der Einheit des Glaubens; sie war zugleich eine Rechtsgemeinschaft, und ihr Recht, das geistliche oder kanonische Recht, galt für alle Länder und Völker in gleicher Weise. Sie bildete gleichsam einen großen geistlichen Einheitsstaat, unabhängig von den weltlichen Staaten, ja über ihnen allen. Dieser Staat hat seinen herrschenden Stand, die Priester, als die alleinigen Vermittler der göttlichen Gnadengaben. An ihrer Spitze steht wie der Oberbefehlshaber eines großen Kriegsheeres, wie ein unumschränkter Alleinherrscher und Herr über Kirche und Welt, der Papst. Ihm zu gehorchen ist für alle menschliche Kreatur zum Seelenheil notwendig. Subesse Romano pontifici omni humanae creaturae esse omnino de necessitate salutis — so hatte es Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1302 formuliert, und eine römische Synode hat diesen Satz noch im Jahre 1517 erneuert.

Diese Kirche des Mittelalters ist durch die Reformation zerstört wor-

den. Keine Einheit des Glaubens verbindet mehr die Völker, keine Einheit des Rechts. Neben den Resten der alten Rechtskirche sind neue Religionsgemeinschaften entstanden, die das geistliche Recht so wenig kennen wie den herrschenden Stand der Priester. So verschieden die protestantischen Richtungen sonst untereinander sein mögen, darin gleichen sie sich alle: im Fehlen des Priestertums. Denn der protestantische Geistliche ist kein Priester. Mit dem Priestertum fällt von selbst der Hohepriester, der Papst. Es fällt ebenso der Anspruch auf Beherrschung der Welt und Unabhängigkeit vom Staat, den die alte Kirche erhoben hatte. Im Gegenteil, es kennzeichnet die neuen Kirchengemeinden, daß sie sich der Leitung staatlicher Obrigkeit willig unterwerfen. Sie sind Landeskirchen oder Staatskirchen, ihr Oberhaupt ist der Landesherr, er führt wohl gar den Titel des obersten Bischofs.

Woher nun rührt diese vollkommene Wandlung? Welches sind die treibenden Kräfte, die sie herbeigeführt haben, die Ursachen der Reformation?

Ich bin darauf gefaßt, daß man mir als Antwort den Namen eines Mannes entgegenhalten wird: Martin Luther. Er wagte es, mit dem Grundsatz der unbedingten Einheit des Glaubens zu brechen; höher als die Einheit stand ihm sein eigenes Gewissen. Er erklärte dem geistlichen Recht den Krieg, er vertrieb das Priestertum von seinem Herrscherplatz und stürzte den Papst von seinem Thron. Alle Gläubigen sind ihm Priester, der Papst aber der Kerkermeister der gefangenen Kirche, der Antichrist in Person. Er gründete die erste kirchliche Gemeinschaft in Anlehnung und Unterordnung unter den Staat, die erste protestantische Landeskirche. Sein Beispiel war es, dem man überall folgte; auch wo man später andere Wege einschlug, war man sich bewußt, was man ihm schuldete. Der landläufigen Auffassung gilt Martin Luther schlechthin als Urheber der Reformation, nach den Ursachen fragt sie nicht.

Aber diese Auffassung ist nicht richtig; sie kann nicht richtig sein, denn sie erklärt die Vorgänge nicht. Sie läßt die Frage offen: warum zündete denn Luthers Beispiel so wunderbar? Die Frage drängt sich umso mehr auf, wenn man weiß, daß das allermeiste, was Luther sagte und forderte, ja eigentlich alles, schon vor ihm gesagt und gefordert worden war.

Die Geschichte der Jahrhunderte vor 1517 ist erfüllt vom Kampf der Kirche gegen die „Ketzerei“. Immer wieder gibt es Leute, die, ganz wie Luther, das eigene Gewissen und die persönliche Überzeugung höher stellen als den Zusammenhang mit der Kirche und ihre Autorität. Jeder von ihnen hätte sprechen können wie er: „Ich kann nicht anders, helf mir

Gott!" Arnold von Brescia, den Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1155 zur Hinrichtung auslieferte, hat die Priesterherrschaft bekämpft und ein evangelisches Christentum gelehrt. Waldes, der Lyoneser Kaufmann in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und seine Anhänger, die Sekte der Armen von Lyon oder Waldenser, verwerfen alles geistliche Recht und die gesamte Kirchenverfassung, wollen sich nur nach der Bibel richten und besitzen ihr eigenes Priestertum. Marsiglio von Padua, der im Jahr 1324 auftritt, bestreitet die göttliche Einsetzung des Papsttums, leugnet die Befugnis der Priester, zu befehlen und Gehorsam zu erzwingen, und will sie als Beamte dem Staat einordnen. Ähnlich wie dieser erklärt Wicliff am Ende des vierzehnten Jahrhunderts dem kirchlichen Recht den Krieg, will allein der Bibel, dem Gesetz Gottes folgen, sieht in jedem vollkommenen Christen einen wahren Priester und im Papst zu Rom den Antichrist. Seine gelehrigen Schüler sind Johann Hus und die böhmischen Hussiten. Wer diese Köpfe ansieht, erkennt in ihnen auf den ersten Blick die geistigen Ahnen des Mönches von Wittenberg, die „Vorläufer der Reformation", wie ein nicht sehr glücklicher Schulausdruck sagt.

Luther hat diese seine Vorfahren nicht gekannt. Auf seine unbewußte Übereinstimmung mit Hus machten ihn erst die Gegner aufmerksam, und vollends Wicliff hat er erst nachträglich kennengelernt, um dann freilich mit Staunen zu entdecken, wie sehr sie die gleichen Bahnen gingen. An einer andern Stelle ist er sich seiner Abhängigkeit von Vorgängern bewußt gewesen. Es war im August 1520, daß er mit seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" hervortrat. Hier stellte er sein Reformprogramm auf in einzelnen scharf formulierten Sätzen: Abschaffung der päpstlichen Kirchenregierung, Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit, Abschaffung der Ehelosigkeit der Geistlichen, Einziehung der überflüssigen kirchlichen Stiftungen, Beseitigung der vielen Feiertage, Aufhebung der zu vielen Klöster usw. Mit dieser Schrift erst ist Luther der Reformator der Kirche geworden, und sie hat auch von allen seinen Schriften die stärkste unmittelbare Wirkung geübt. Denn nach ihren Leitsätzen hat man schon einige Monate später überall, von Zürich und Bern bis Riga und Reval, die Reform der Kirche, die Umbildung der kirchlichen Verhältnisse unternommen. Und doch ist die Schrift „An den christlichen Adel" vielleicht das am wenigsten Originelle, was Luther geschrieben hat. Was er forderte, war seit zwei Menschenaltern und länger oft und laut gesagt worden: in den Beschlüssen der Reformkonzilien von Konstanz und Basel;

in deu offiziellen **Gravamina nationis germanicae**, den Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Hof, die seit 1456 öfters auf den deutschen Reichstagen wiederkehrten und soeben erst, 1518 zu Augsburg in Luthers Anwesenheit, aufs neue überreicht wurden; in zahlreichen Flugschriften und Aktenstücken hatte man das alles schon gehört und gelesen. Das sind Luthers Quellen, ihnen hat er den Stoff größtenteils entlehnt, dem er dann freilich eine ihm allein eigene Form zu geben wußte. Man darf es aussprechen: Luthers praktisches Reformprogramm faßt in der Hauptsache nur zusammen, was längst in der Luft lag.

Aber es besteht doch auf den ersten Blick ein gewaltiger Unterschied zwischen Luther und seinen Vorgängern: sie alle waren gescheitert, er hatte Erfolg. Immer war bisher die herrschende Kirche stark genug gewesen, die Gegner unschädlich zu machen, jetzt auf einmal versagte ihre Kraft, die Auflehnung behauptete sich, siegte auf weite Strecken, zerbrach die bisherige Ordnung und nötigte sogar die alte Kirche, der neuen Zeit Rechnung zu tragen. Man darf es ja nicht vergessen: das Konzil von Trient, das den Katholizismus „restaurierte", wie man gewöhnlich sagt, war ein Reformkonzil, es war berufen, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren, und hat das auch getan. Die katholische Kirche, die wir kennen, ist gar nicht mehr die Kirche des Mittelalters. So, wie sie heute dasteht, ist sie hervorgegangen aus den Kämpfen der Reformationszeit. Auch die Gegenreformation ist eine Frucht der Reformation.

Wie ist das zu erklären? Woher rührt die Wirkung von Luthers Auftreten? War seine Persönlichkeit so viel größer und stärker als jede frühere? Das wird man nicht behaupten wollen. Bei aller Bewunderung für den Mann — und zur Bewunderung muß jeder sich hingerissen fühlen, der nicht vom Haß verblendet ist, gegenüber diesem Reichtum an Geistesgaben, dieser Willenskraft, diesem Mut der Überzeugung — bei aller Bewunderung wird man in Luther doch keinen Wundertäter sehen. Wenn ihm gelang, woran alle Früheren gescheitert waren, so muß das andere Gründe haben. Ziehen wir einen Vergleich! Damit es eine Explosion gebe, genügt der Funke allein noch nicht; es bedarf auch des Sprengstoffs. Wir schließen: je stärker die Entladung, desto größer war — etwa der Funke? Nein, desto größer muß die Menge des Sprengstoffs gewesen sein. Im Geistesleben ist es nicht anders. Wer also die Wirkung von Luthers Auftreten erklären will, der wird auch den Sprengstoff ins Auge fassen müssen, den der Funke, den Luther entzündete, zu so furchtbarer Entladung brachte, daß darüber die tausendjährige Ordnung der Welt in Stücke barst und der Erdboden sich auftat, um Altes zu verschlingen

und Neues ans Licht zu schleudern. Er wird neben der Persönlichkeit Luthers die äußeren Bedingungen betrachten, unter denen Luther auftrat, und wird suchen müssen zu erkennen, was es war, das ihm den Erfolg möglich machte, der doch allen Früheren bei ähnlichem Beginnen so vollständig versagt geblieben war.

Was hatte sich denn so sehr geändert am Zustand der Welt?

Wenn ein Strom, der sich lange Zeit an den Uferdämmen gebrochen hat, eines Tages die Hindernisse zerreißt, so kann das verschiedene Ursachen haben: entweder der Druck der Strömung ist stärker, oder der Widerstand ist schwächer geworden, oder beides zugleich. Wenn die alte Kirche, die früher jeder ketzerischen Bewegung Herr geworden war und jeder gründlichen Umgestaltung ihrer Formen erfolgreich Widerstand geleistet hatte, seit 1517 weichen mußte, so kann das einesteils daher rühren, daß die neue feindliche Bewegung an Kraft alles frühere übertraf, anderenteils daher, daß ihre eigene Kraft nicht mehr die frühere, daß sie selbst nicht mehr die alte war. Beides ist in Wirklichkeit der Fall gewesen.

*

Manchen Sturm hatte die Priester- und Papstkirche des Mittelalters überstanden; aber dieser neue, der seit 1517 aufgesprungen war, rüttelte doch mit noch nie dagewesener Heftigkeit an ihr. Er übertraf alle früheren schon darum an Gewalt, weil er sie alle zugleich noch einmal aufleben ließ. Es war, als wären die Geister Arnolds von Brescia und Waldes' von Lyon, Marsiglios und Wicliffs alle zusammen in dem einen Martin Luther wieder lebendig geworden. Und wie lebendig! Wenn auch Marsiglio an unternehmender Kühnheit des Wollens, Wicliff an Tiefe und Schärfe des Denkens größer gewesen waren, keiner von den Vorgängern konnte sich doch mit diesem vielseitigen Reichtum an inneren Kräften, mit dieser Wucht und Klarheit des Wortes, mit dieser Fähigkeit zu unmittelbar durchschlagender Wirkung vergleichen. Sittliche Empörung über die Profanation des Heiligsten, Verachtung gegen Aberglauben und absichtliche Verdummung der Menschen, unbesiegbare Kraft tiefster Herzensüberzeugung, patriotischer Zorn über den Hochmut einer landfremden Kaste, sie erklangen hier alle zugleich in donnernder Fuge, wie man das nie früher und nie später gehört hat. Es war wie ein konzentrischer Angriff von allen Seiten, gegen Dogma, Verfassung, Sitten, immer mit derselben rücksichtslosen und schonungslosen Kraft geführt, die sich ebensosehr aus religiösem Ernst wie aus wissenschaftlicher Einsicht und nationalem Empfinden nährte. Solch eine Sprache mußte

verstanden werden. Da fand jeder etwas, das er begriff und von Herzen billigte. Wer für das Theologische oder überhaupt für das Religiöse taub war, dem klangen vielleicht die Kraftworte umso lieblicher, mit denen der deutsche Michel gegen den Hochmut der römischen Kurtisanen gestachelt wurde. Wie vielen Leuten waren die wuchtigen Sätze von dem erlogenen geistlichen Recht aus der Seele gesprochen, dieser Erfindung des Teufels, die armen Leute zu zwicken und zu plagen! Den denkenden Laien mußte es mächtig ergreifen, wenn ihm ein Mönch, Theologe und Priester zurief: du bist frei im Angesicht deines Gottes, die Pfaffen haben kein Recht über dich! Auch der Klerus, hoch und niedrig, konnte nur Beifall rufen, wenn er gegen die widerrechtliche, angemaßte Gewalt des Papstes wettern hörte, die man fortwährend durch Steuerforderungen und Mandate aller Art so unangenehm zu fühlen bekam.

So erklärt sich der ungeheure Widerhall. In ganz Deutschland gab es vielleicht kein Dutzend Leute, die nicht wenigstens einen Teil von dem, was Luther sagte, ohne weiteres unterschrieben hätten. Daß er nur aussprach, was Tausende, Hunderttausende längst dachten oder dunkel fühlten, gerade das war seine Stärke. Seine Vorgänger waren als Neuerer aufgetreten, sie hatten mit neuen Gedanken die Welt überrascht, hatten sich ihre Gemeinde erst schaffen müssen. Hier wartete die Gemeinde auf den Propheten. Und diese Gemeinde war unendlich größer als irgend eine zuvor. Wie war doch die allgemeine Bildung so viel weiter verbreitet und so viel reifer als je früher! Was einst nur eine dünne Oberschicht, zunächst vielleicht nur die Gelehrten, höheren Geistlichen und Regierenden interessiert hatte, das begegnete jetzt in weitesten Kreisen aufmerksamem Hinhorchen und wirklichem Verständnis. Dazu der schnelle und leichte Verkehr mit den Massen, den die junge Buchdruckerkunst vermittelte. Was in früheren Zeiten ein Jahr gebraucht hatte, um bestenfalls von ein paar hundert vorgeschrittenen Köpfen erfahren und erfaßt zu werden, das kommt jetzt im Laufe eines Monats zur Kenntnis von Hunderttausenden. So entsteht die erste geistige Massenbewegung, die ein ganzes Volk ergreift, die Höchsten wie die Niedrigsten, ein geistiges Großfeuer, das so plötzlich ausbricht und um sich greift, über Hunderte und Tausende von Meilen hinwegspringend, als würde es vom Sturm fortgetragen. Daß gegenüber dieser elementaren Katastrophe, völlig beispiellos wie sie war, die Vertreter der alten Ordnung zunächst fassungslos und kopflos waren, das begreift man ohne weiteres.

Die Kirche des Mittelalters hätte zehnmal fester dastehen müssen als in früheren Zeiten der Gefahr, um diesen neuen Sturm zu überleben.

Statt dessen waren ihre Wurzeln gelockert, ihre Rinde geborsten, ihr Mark faul. Sie war nur noch der Schatten dessen, was sie gewesen.

Ihre frühere Macht und Stärke hatte auf drei Dingen beruht: auf dem Glauben der Leute an sie, auf ihrer geistigen Überlegenheit und auf der Hilfe des Staates. Wie stand es damals mit diesen drei Stücken?

*

Nichts ist schwerer zu messen als der Glaube. Man erkennt ihn nur an den Früchten, an der Kraft des Handelns, der Bereitschaft zu leiden und Opfer zu bringen. Leiden und Opfer aber setzen Zeiten der Bedrängnis voraus. Nur die verfolgte Kirche kann ihren Glauben durch Martyrien beweisen, für eine herrschende gibt es keine Opfer. Darum fehlt uns ein unmittelbarer Gradmesser dafür, wie weit verbreitet und wie tief gewurzelt der Glaube an die Kirche gewesen sein mag, als Luther ihr das Recht auf Herrschaft und Autorität absprach. Aber indirekte Maßstäbe stehen uns doch zur Verfügung. Einmal die allgemeine Gleichgültigkeit und Lauheit, mit der Luthers Angriffe in der Geistlichkeit selbst, der schallende Beifall, mit dem sie in der Laienschaft aufgenommen wurden. Der äußerlich entscheidende Moment ist hier die Verbrennung der Bannbulle am 10. Dezember 1520. Man stelle sich vor, was das bedeutet: ein wenig bekannter Mönch und erst kürzlich bekannt gewordener Professor wagt es, die päpstliche Urkunde, die ihn aus der Kirche ausschließt, dem Feuer zu überliefern. Ihm wird nicht nur kein Haar gekrümmt, nein, er ist eben durch diese Tat binnen wenig Wochen der berühmteste, volkstümlichste Mann in Deutschland. Als derselbe Mann, als Ketzer vorgeladen, zum Reichstag nach Worms kommt, da gestaltet sich seine Reise zum förmlichen Triumphzug, die ganze Stadt ist auf den Beinen, um ihn zu sehen, ihm zuzujubeln. Derweilen darf der päpstliche Gesandte an den Mauern der Stadt seine literarische Karikatur studieren und von einem Türsteher des Reichstags einen Rippenstoß entgegennehmen. Auch die Behörden versagen gegenüber dem Ketzer vollständig. Der päpstliche Bannfluch prallt wirkungslos ab, nirgends wird er ernst genommen, und als der Kaiser die Reichsacht erläßt, da bleibt auch sie in der Hauptsache jahrelang ein toter Buchstabe. Schon der Erfolg beweist, daß der Glaube an die alte Kirche verwelkt und erstorben gewesen sein muß.

Man konnte das auch schon wissen, ehe Luther die Probe angestellt hatte. Mit hundert Stimmen predigte es längst die Literatur. Sofern sie überhaupt als Ausdruck herrschender Meinungen und Stimmungen

gelten darf, läßt sie nur den Schluß zu: die hierarchische Kirche des Mittelalters hatte die Achtung der Welt verloren. Man mag aufschlagen wen und was man will, die Predigten des berühmten Straßburger Kanzelredners Geiler von Kaisersberg, oder die Abhandlungen des noch berühmteren flandrischen Kartäusers Dionys Ryckel, Sebastian Brants „Narrenschiff" oder die Gespräche des Erasmus, Ulrich von Huttens Gespräche oder die Briefe der Dunkelmänner, immer hört man das gleiche Lied: die Kirche ist verfallen, verkommen, Einrichtungen und Menschen taugen beide nichts. Reichtum, Herrschsucht, Wohlleben und Üppigkeit haben die Frömmigkeit erstickt, der Geistliche, vollends der Mönch, das angebliche Ideal eines Christen, ist in der Regel zum mindesten ein Ausbeuter, wenn nicht gar ein dreister Schwindler, Heuchler und Zyniker. Dies Urteil hatte schon in den Tagen des Konzils von Basel der regierende Papst selber, Eugen IV., über die Kirche seiner Zeit gesprochen, indem er den Bibelvers auf sie anwandte: „a planta pedis usque ad verticem non est in ea sanitas" — „Von der Sohle bis zum Scheitel ist kein gesunder Fleck an ihr." Im Jahre 1522 ließ Hadrian VI. sich ähnlich vernehmen; er wandte auf die Prälaten das Wort des Psalmisten an: „Da ist nicht einer, der Gutes tue, auch nicht einer!"

Dieses Urteil war nun nicht etwa eine neue Tagesmeinung, nein, seit hundert Jahren, ja noch länger gehörte es zu den Gemeinplätzen, denen niemand widerspricht. Schon als im Jahre 1378 die Kirche unter zwei Päpsten sich spaltete, war der Gedanke geäußert worden, sie sei reformbedürftig. Dann war das immer öfter, immer lauter wiederholt worden, bis schließlich die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern der allgemeine Kriegsruf wurde, die Tagesordnung für zwei große Kirchenversammlungen zu Konstanz und zu Basel. Das Ergebnis ihrer Bemühungen war tiefste Enttäuschung gewesen. Von den vielen Vorarbeiten und Plänen war nur ein kleiner Teil zum Beschluß erhoben worden, und auch er blieb ohne praktische Folgen. Am Zustand der Kirche hatte sich nichts geändert, geschweige denn gebessert. Wohl aber hatte man sich daran gewöhnt, ihn als völlig verwahrlost hinzustellen. Von nun an gehörten die Klagen über Verkommenheit der Geistlichen und Verfall der Einrichtungen zum eisernen Bestand des öffentlichen Dialekts. Der Bußprediger schwelgte in der Schilderung aller handgreiflichen Mißstände, der Satiriker ließ sich keine Gelegenheit entgehen, den Kontrast zwischen der Kirche, wie sie sein sollte, und der wie sie war, möglichst grell zu malen, und für die Staatskanzleien blieb die Forderung einer Reform an Haupt und Gliedern der sichere Trumpf, den man immer mit Erfolg

gegen den Papst ausspielen konnte. Die Reform war nun einmal seit zwei, drei Menschenaltern die herrschende Forderung der Zeit, an ihrer dringenden Notwendigkeit ward nie der leiseste Zweifel geäußert.

War dieses allgemeine Verdammungsurteil auch gerecht? Die neuere Forschung hat die Frage oft aufgeworfen, in der Regel bejaht, mitunter doch verneint. Es wird schwer sein, ein Urteil zu finden, das allen Seiten der Sache gleichmäßig gerecht wird. Wohl bestätigen uns die Akten vieles, was in den Schilderungen der Literatur vorkommt. Wir kennen zum Beispiel aus dem fünfzehnten Jahrhundert einen Bischof von Lüttich, der achtzehn Kinder hatte, einen andern, der sein Amt mit siebzehn Jahren antrat und später, als er sich nach langem Zögern weihen ließ, offen erklärte, er wolle kein geistlicher Prälat, sondern ein weltlicher Fürst sein. Solcher weltlichen Fürsten gab es unter den Bischöfen dieser Zeit sehr viele, Leute, denen der Harnisch vertrauter war als das Meßgewand, die oft das Streitroß, aber nie die Kanzel bestiegen und sich nur um die Steuern ihrer Untertanen, nicht um ihr Seelenheil bekümmerten. Von den Päpsten vollends braucht man gar nicht zu reden. Alexander VI. und sein Sohn Cesare Borgia, der Massenmörder — wo solche Namen an der Spitze der Kirche möglich sind, da müssen die Maßstäbe gründlich verkehrt sein. Es ist auch kein Zweifel, daß eine der wichtigsten und sichtbarsten Einrichtungen der Kirche praktisch in ihr Gegenteil verwandelt war: die Ehelosigkeit der Geistlichen war nur die Formel, unter der sich oft genug eine krasse Unsittlichkeit verbarg. Hier häufen sich die Zeugnisse aus den verschiedensten Gegenden in so erdrückender Fülle, daß alle fromme Apologetik vergebene Liebesmüh' bleibt. Es steht aktenmäßig fest, daß in den Niederlanden kein Mensch von einem Pfarrer etwas anderes gewohnt war, als daß er sich wenigstens ein Frauenzimmer hielt und von ihr ein paar Kinder hatte. Aus Oberdeutschland lauten die Berichte ähnlich. Wissen wir doch, daß selbst ein grünes Holz, der große Zwingli, in diesem Punkte nicht einwandfrei war.

Ebenso steht es mit dem Erwerb der kirchlichen Ämter. Der gewöhnliche Weg war der Kauf, ganz ohne Geld war schwer eines zu bekommen. Es redet Bände, daß wir wiederum selbst einen Zwingli auf diesem krummen Pfade antreffen.

Ob man darum nun auch ein Recht hat, von einem Verfall der Sitten zu reden, das ist eine andere Frage. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß es eigentlich besser nie gewesen ist. Die Kirche des Mittelalters hat ihren eigenen Satzungen und Anforderungen wahrscheinlich nie entsprochen. So wie sie um 1500 war, war sie mindestens schon seit

zweihundert Jahren. Vielleicht daß der ungeistliche Charakter der höheren kirchlichen Stände, der Prälaten und ihres Stabes, mit der Zeit zugenommen hatte. Die Kurie des Papstes vollends ist, seit sie aus Avignon nach Rom zurückgekehrt, unter dem Einfluß der italienischen Umgebung immer tiefer gesunken. Aber die Kurie war nie die Kirche. Ist die Krone verfault, so kann der übrige Stamm doch gesund sein. Wir wissen längst, daß das altrömische Kaiserreich seine besten Zeiten hatte, als in der Hauptstadt der Hof eines Nero und Caligula seine Orgien feierte. So beweisen auch die Schändlichkeiten der Päpste um 1500 nichts für den Zustand der Kirche in den Provinzen fern von Rom. Auch die Verirrungen der Prälaten sind allein noch kein Maßstab. Man glaubt vielmehr zu erkennen, daß die untern Schichten des Klerus bedeutend besser waren als die Spitzen. Ja, es spricht wohl alles dafür, daß wir für das fünfzehnte Jahrhundert einen Aufschwung des kirchlichen Lebens anzunehmen haben.

Es ist ein Jahrhundert wirklicher Reformen. Die große Umgestaltung und Erneuerung, die von den Konzilien erstrebt worden, war allerdings mißglückt. Aber im einzelnen und im kleinen zeigte sich reger Eifer und unverkennbarer Erfolg. Im Laufe des Jahrhunderts sind die alten Mönchsorden an vielen Orten gründlich reformiert worden. Mindestens einer, die Augustinereremiten — Luthers Orden — erlebt eine wirkliche Blütezeit. Auch im Weltklerus fehlt es nicht an bedeutenden, ernsten und frommen Predigern. Der Eifer, mit dem sie gehört werden, die Summen, die man zahlt, um sie zu gewinnen, beweisen, daß sie keine Prediger in der Wüste waren. Man kann die Tatsache nicht übersehen, daß der vollendetste Ausdruck christlicher Frömmigkeit aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters stammt: das Buch von der Nachahmung Christi. Und könnte es eigentlich anders sein, da doch in dieser Zeit alle die Männer herangewachsen und gereift sind, von denen in der nächsten Generation die durchgreifende Erneuerung ausging, Luther und Zwingli an der Spitze, alles Männer von tiefem religiösem Ernst und kirchlichem Eifer, in ihrer ganzen Erscheinung Zeugen einer wahrhaft religiösen Geistesrichtung!

Nichts berechtigt uns, von einem religiösen und sittlichen Verfall der Kirche zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts zu reden. Vielmehr zeigt sich, je tiefer die Forschung dringt desto deutlicher, das Bild einer steigenden religiösen Ergriffenheit, eines wachsenden Ernstes und kirchlichen Eifers. Die Zeit um 1500 ist in Wahrheit ein religiöses Zeitalter gewesen.

Aber — und darauf kommt für uns alles an — dieser wachsende

Ernst und Eifer, dieses gesteigerte religiöse Bedürfnis findet in der alten Kirche keine Befriedigung mehr. Den bescheideneren Ansprüchen früherer Zeiten hatte diese Kirche, wie sie war, genügt. Ein roheres Geschlecht, dem die Religion vielleicht nicht viel mehr war als ein Zauber, mit dem man sich Unglück aller Art vom Leibe zu halten suchte, war zufrieden, in seinen Priestern solche Leute zu besitzen, die den Zauber übten, gleichviel ob sie sonst was taugten oder nicht. Jetzt war man weiter, jetzt forderte der erwachte religiöse Sinn des Volkes und sein mündig gewordenes Denken von den Geistlichen, daß sie das seien, wofür sie sich ausgaben: Träger des göttlichen Wortes und Sakraments. Da mochte das Durchschnittsniveau des Klerus immerhin das alte, ja sogar ein höheres als früher sein, den Anforderungen der Zeit genügte es dennoch nicht.

Noch weniger genügten die Einrichtungen der Kirche. Sie waren entstanden in viel früheren Zeiten, in Zeiten allgemeiner Unwissenheit und Roheit, da die Kirche selbst sich einstweilen keine höhere Aufgabe stellen konnte, als dieses Volk von wilden, unbändigen Kindern zu zähmen, zu beschäftigen und zu lenken. Dem entsprach das meiste am Kultus, den Formen der Frömmigkeit, der Verfassung. Diesem Zweck dienten die Heiligenverehrung, die Legendenbildung, die Wallfahrten und Reliquien, der sinnliche Zauber der Messe, die Prozessionen, der Wunderglaube. Ihm dienten auch die Ohrenbeichte, die Strafen und Flüche mit ihren bürgerlichen und wirtschaftlichen Folgen, der pompöse Apparat der Hierarchie, nicht zuletzt der Zölibat und das Mönchtum, die den geistlichen Stand aus dem Zusammenhang der weltlichen Gesellschaft lösen und auf eine gesonderte, höhere Stufe des Daseins stellen sollten. Alles zusammen verlieh der Geistlichkeit jene imponierende Stellung, wie sie etwa der Herrscher gegenüber einem Volke von Wilden braucht, wo die Furcht wichtiger ist als Liebe und Achtung. Das Verhältnis war das natürliche und gegebene, solange das Volk in seiner Masse wild und roh, unwissend und naiv, höheren Einflüssen ebenso unzugänglich wie zufrieden mit dem war, was ihm geboten wurde. Neapolitaner und Spanier sind noch heute auf diesem Standpunkt; darum ist bei ihnen die katholische Kirche noch heute, was sie vor tausend Jahren war. Anderswo ist die Welt weiter gekommen. Um 1500 war das Volk in Deutschland der Kirche des Mittelalters tatsächlich entwachsen. Die offizielle Kirche hatte ihm nicht mehr zu bieten, was es brauchte, es war bereit, sich von ihr abzuwenden, sobald ihm etwas Besseres gezeigt wurde.

*

Die Macht der Kirche hatte ferner beruht auf ihrer überlegenen Bildung. Lange Zeit war sie die einzige Bildungsanstalt gewesen; alle Schulen, die es gab, waren kirchliche Schulen, jeder Gelehrte ein Geistlicher. Großes hatte sie geleistet, den höheren Unterricht vorzüglich organisiert. Ihre Universitäten bestehen noch heute, bei uns in Deutschland zeitgemäß fortentwickelt, in England sogar fast unverändert. Ganze Wissenschaften waren geschaffen, eine eigene Philosophie und Theologie, eine eigne Jurisprudenz. Noch heute arbeiten wir in gelehrter Sprache vielfach mit der Terminologie, die die zünftige Wissenschaft des Mittelalters, die Scholastik, ausgebildet hat. Auch als eine vornehme Laienbildung profaner, ritterlich-ästhetischer Art erwuchs, hatte die Kirche es nicht schwer, den Vorrang mit ihrer schulmäßigen Gelehrsamkeit zu behaupten, in der alles Wissen und Denken dem einen Doppelzweck untergeordnet sein sollte: der Erkenntnis Gottes und der Verteidigung des Glaubens.

Aber es kam der Tag, da die Kirche ihr Bildungsmonopol einbüßte. Er kam, als eine neue Gelehrsamkeit erstand, die sich aus andern Quellen nährte und andern Zielen zustrebte: der Humanismus. Seine Quellen sind das klassische Altertum, sein Ziel ist Befreiung und Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit. Er erzeugt eine neue Methode: nicht mehr die abstrakte Spekulation nach vorgeschriebenen Gesetzen, von der die Scholastik gelebt hatte, sondern freie, natürliche Anschauung der Dinge, sachlich vernünftiges Denken, Forschung und Kritik. Der Humanismus ist an sich durchaus nicht kirchenfeindlich, nicht Gegner der Kirche, aber ihr Nebenbuhler im Wettstreit um die geistige Herrschaft. Seine Begründer sind in der Mehrzahl fromme Christen und gut kirchlich gesinnt, nichts liegt ihnen ferner als ein Angriff auf Kirche und Christentum. Aber der kirchlichen, der zünftigen Wissenschaft, der Scholastik, stehen sie von Anfang an in erklärter Gegnerschaft gegenüber.

Der Humanismus war profane Bildung, unzünftige Gelehrsamkeit. Abseits von den offiziellen kirchlichen Lehranstalten, den Universitäten, war er erwachsen, sogar im Gegensatz zu ihnen, in freiem Privatstudium. Er hatte zuerst die vornehme Laienwelt erobert und ist immer in erster Linie Laienbildung geblieben. Seit seinem Aufkommen ist die geistige Überlegenheit der Kirche dahin. Überall, wohin die klassische Bildung dringt, gewinnen in kurzem die Laien die geistige Führung. In Italien sind es die Edlen von Venedig, die Kaufleute von Florenz, die Höflinge von Mailand und Neapel. Die ganze Blüte dieser Kultur faßt man wohl zusammen in dem Namen eines Kaufmannshauses, der Medici. Nicht

anders war es in Deutschland. Hier stehen an der Spitze die vornehmen und feingebildeten Bürger von Augsburg und Nürnberg, die Gossembrot, Pirckheimer und Peutinger, und eine ähnliche Stellung im geistigen Leben der Nation wie der Mediceerhof in Italien nimmt in Deutschland Kaiser Maximilian ein mit den ihn umgebenden gelehrten und gebildeten Räten. Ulrich von Hutten, der Ritter, der der Klosterschule entsprungen ist und sich sein Wissen aus profanen Quellen geschöpft hat, ist der hervorstechendste Vertreter der jungen Generation. In England vollends tritt die Wandlung deutlich hervor: der geistreichste Kopf und gebildetste Schriftsteller der Zeit ist dort ein Laie, Thomas More, der Verfasser der „Utopia".

Die Kirche hatte dieser neuen, vornehmen Bildung von Anfang an nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen. Sie war mit all ihrer scholastischen Wissenschaft, ihren zünftigen Lehranstalten und Methoden einfach überwunden, rückständig, lächerlich. Sie tat das Klügste, was sie in dieser Lage tun konnte: sie verzichtete darauf, den „Modernismus" zu bekämpfen und auszurotten, wie wir es in unsern Tagen erlebt haben sie kapitulierte vor dem überlegenen Rivalen und ging selbst mit fliegenden Fahnen in das Lager des Humanismus über. Auch in ihr wurde seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die klassisch-humanistische Bildung herrschend. Zuerst in Italien, dann in England, Deutschland, Frankreich. Der gebildete Geistliche dieser Zeit ist in seiner Bildung modern. Hatte man früher sagen können, die Bildung der Welt sei kirchlich, so mußte es jetzt heißen: die höhere geistige Bildung auch der Kirche ist weltlich, profan.

Was das bedeutete, lehrt uns die Erscheinung des größten, des berühmtesten Gelehrten und Schriftstellers jener Tage: Erasmus von Rotterdam.

Ein Mann voller Widersprüche. Frommer Christ und geistreicher Spötter, aufgeklärter Rationalist und ängstlicher Konservativer, gründlicher Gelehrter und witziger Journalist, Philologe und politischer Satiriker. Niemand hat boshafter über die bestehende Kirche geschrieben, niemand mehr dazu beigetragen, den Glauben an sie, ihre Formen und Einrichtungen, die Achtung vor ihren Vertretern zu zerstören, als dieser Professor der Theologie, Inhaber von kirchlichen Pfründen und päpstlichen Pensionen. Mit beißendem Hohn, umso treffender, weil stets ohne Pathos, ohne allen Eifer, nur nebenbei hingeworfen, hat Erasmus so ziemlich alles gegeißelt, was die offizielle Kirche seiner Tage darstellte: die Heiligen- und Reliquienverehrung, die Wallfahrten, die Beichte und Messe, Hierarchie und Zölibat. Das Positive, das er an die Stelle setzt,

ist die Heilige Schrift, aber nicht die Bibel des Mittelalters, nicht die Vulgata in der herkömmlichen Auslegung, sondern ihr echter, gereinigter Text in richtigem Verständnis, frei von den künstlichen Mißdeutungen und Spielereien, mit denen die Scholastik ihn umwickelt hatte. Ein freies, biblisches, evangelisches Christentum, ohne Priester und Kirchenrecht, ohne Hierarchie und Zwang, das ist sein Ideal, dem er zustreben will, soweit die Zeiten es gestatten.

Er mag Geistlicher und Theologe sein, kirchlich im Sinne des katholischen Mittelalters ist seine Denkweise nicht. Ganz im Gegenteil: er ist Humanist durch und durch, das heißt Kritiker und Rationalist. Wie die Texte des Cicero und Plato, so kritisiert er auch das Neue Testament und den Wortlaut des Apostolikums. Er ist in Wirklichkeit viel mehr Philologe und Antiquar als Theologe. Von der Theologie des Mittelalters ist bei ihm keine Spur mehr zu finden. Er unterscheidet zwischen den einzelnen Teilen der Bibel, schreibt ihnen verschiedenen Wert zu, beweist, daß von einem „heiligen" Geist in der Bibel nirgends die Rede sei, ist geneigt, eine Stelle des Glaubensbekenntnisses als unecht zu streichen, eine andere nach alten Zeugnissen umzudeuten. Gelegentlich verrät er sogar, daß er die Gottheit Jesu wenigstens nicht ganz im hergebrachten Sinne auffaßt. Daß er den Boden der mittelalterlich-katholischen Dogmatik verlassen hat, dessen ist er sich wohl bewußt. Er nennt sich ja selbst einmal mit ironischem Stolz einen sechsfachen Ketzer. Wenn man ihn vollends bekennen hört, er sei geneigt zu sprechen: „Heiliger Sokrates, bitte für uns!" — so ahnt man bereits den Geisteshauch des achtzehnten Jahrhunderts. Erasmus hat Augenblicke, in denen er an Lessing gemahnt.

So ist der Mann beschaffen, der die Bildung seiner Zeit in ihrer höchsten Blüte darstellt. Wer sich an seinen Schriften nährte — und wer, der auf zeitgemäße Bildung hielt, hätte das nicht getan —, der mußte binnen kurzem so weit kommen, die ganze alte Kirche mitsamt ihren Dogmen und Riten nur noch geschichtlich zu entschuldigen und bis auf weiteres zu dulden, das heißt so lange, bis der Geist der Aufklärung alle Welt ergriffen haben und die Schale des mittelalterlichen Katholizismus von selbst abfallen würde wie die Larve vom Schmetterling. So wollte es Erasmus. Von innen heraus sollte der Geist der Aufklärung, der evangelischen Freiheit, den Aberglauben zerstören, in langsamer natürlicher Entwicklung. Nichts war ihm abscheulicher als gewaltsamer Umsturz. Daß nicht jeder, der diese Lehre hörte, sich auch mit dem geduldigen Glauben ihres Urhebers an die natürliche Entwicklung erfüllte, wen könnte das wundern?

Darum, mochte Erasmus selbst so konservativ wie möglich sein, gewirkt hat er doch im höchsten Maße destruktiv.

Martin Luther ist zunächst von vielen für einen Jünger des Erasmus gehalten worden; und Zwingli hielt sich selbst dafür. Das war auch kein Mißverständnis. Erasmus hat Luther zu Anfang wie seinen ungeratenen Schüler behandelt und Zwingli gegenüber ausgerufen: „Du lieber Zwingli, was schreibst du denn, das ich nicht schon geschrieben hätte!" Man hat feststellen können, daß in seinen Schriften alles Wesentliche schon enthalten ist, was später die Reformatoren gegen die bestehende Kirche vorgebracht haben, alles, was sie forderten und durchsetzten.

Wie war solch ein Mann nur möglich, solange es doch eine Inquisition gab? Und Erasmus durfte nicht nur ungescheut und unbehelligt reden und schreiben, er wurde von Fürsten und Prälaten mit Ehren überhäuft, stand mit Päpsten und Kardinälen in Briefwechsel, bezog Gnadengehälter von ihnen und war in Rom ein gern gesehener Gast.

Die Erklärung ist sehr einfach: am päpstlichen Hofe dachte man längst genau so, wie Erasmus sich hören ließ. Den Humanismus hatte man hier niemals bekämpft, sehr bald gepflegt und gefördert, zum Teil wohl auch deshalb, weil man in ihm die national-italienische Bildung im Gegensatz zu der in Frankreich heimischen Scholastik sah. Der Humanist, auf dessen Schultern Erasmus steht, dem er die entscheidenden Anregungen verdankt, Lorenzo Valla, der die Unechtheit der Konstantinischen Schenkung nachwies, die Verdienstlichkeit der Mönchsgelübde bestritt, die scholastische Ethik verwarf, den Text des Neuen Testamentes kritisierte, das apostolische Glaubensbekenntnis anzweifelte — Lorenzo Valla war im Jahre 1457 in Rom als päpstlicher Sekretär und Domherr am Lateran gestorben. Die römische Kirche, die päpstliche Kurie sind seitdem der bevorzugteste Sitz freiester Skepsis und geistiger Aufklärung. Die Päpste dieser Zeit sind selbst Rationalisten. Kaum ein einziger von ihnen hat den ganzen Ideengehalt der alten Kirche noch ernst genommen. Nur die überlieferten Formen wurden konserviert, aber man denkt sich etwas anderes dabei, oder man denkt sich gar nichts. Im vertrauten Kreise machte man auch kein Hehl daraus. So konnte von Leo X. das Gerücht entstehen, er habe gelegentlich ganz offen von dem „Märchen von Christus" gesprochen. Hatte er doch kein Bedenken getragen, den Druck einer philosophischen Schrift gutzuheißen, die den Nachweis führte, daß die Fortdauer der Seele nach dem Tode sich wissenschaftlich nicht beweisen lasse.

So sehr hatte die Kirche in ihren obersten Spitzen ihre eigene Vergangenheit überwunden; aber sie hatte zugleich auch das Fundament

aufgegeben, auf dem ihr Bestand ruhte. Sie glaubte nicht mehr an sich selbst. Und da man nun trotzdem an allen Formen und allen Rechten der alten Kirche zähe festhielt, so entstand ein Widerspruch, wie er häßlicher, schreiender nicht gedacht werden konnte. Für das Volk, die Unwissenden, waren die überlieferten Formen gut, da mußten sie dazu dienen, die Herrschaft der Priesterkaste aufrechtzuhalten. Unter sich aber lächelten die Auguren über den altmodischen Zauber, den sie der Menge vormachten. Den Geist des Mittelalters hatte man verbannt, die Schale gedachte man zu bewahren. In die zerrissenen Schläuche, die das dreizehnte Jahrhundert als Formen für eine mystisch-abergläubische Gottesverehrung geschaffen hatte, meinte man auch den neuen Wein kritisch-vernünftiger Aufklärung fassen zu können. Konservativ und modern zugleich wollte man sein. Man erreichte das Gegenteil: man wurde altmodisch und zersägte den Ast, auf dem man saß. Denn die Menschheit läßt sich nicht auf die Dauer betrügen. Früher oder später mußte auch das Volk es merken: die Kirche glaubte nicht an das, was sie den andern zu glauben befahl, sie glaubte nicht mehr an sich selbst, und sie vermochte im geistigen Leben der Zeit nur Schritt zu halten, indem sie innerlich ihr altes Wesen aufgab, das sie doch nach außen hin immer noch mit der gleichen Ehrfurcht umgeben wissen wollte.

*

Noch eine letzte Stütze war ihr geblieben, wenn der freiwillige Glaube der Leute und die Achtung vor ihrer geistigen Überlegenheit geschwunden waren: die Hilfe der Staatsgewalt.

Die Kirche des Mittelalters hat den „weltlichen Arm" nie entbehren können; immer haben staatliche Kräfte zur Erreichung ihrer Zwecke dienen müssen, ihre eigenen Machtmittel hätten nirgends genügt. Der Staat hatte ihr gedient, solange sie durch Glauben und Wissen die Geister, die Gelehrten wie die Massen, beherrschte. Vor ihrer geistigen Überlegenheit, ihrer Gewalt über die Gemüter hatten Könige und Kaiser sich gebeugt. Der Staat hatte dabei nicht nur Opfer gebracht; es war ein Verhältnis gegenseitiger Unterstützung, eine Allianz von Krone und Altar, bei der beide Teile gewannen. Denn die Kirche half dem Staate, der ihr diente, wiederum, die Massen des Volkes und seine Führer zu leiten und zu beherrschen, sie war das wirksamste Werkzeug der Regierung. Gemeinschaft der Herrschaftsinteressen band die zwei aneinander. Auch als die Zaubermacht der Kirche über die Gemüter nachließ, blieb sie ein unschätzbarer Bundesgenosse. Sie war auch dann noch eine selbständige, imponierende Macht, solange sie einig, geschlossen unter ihrem Oberhaupt, dem Papste,

den Staaten gegenüberstand. Aber gerade das tat sie nicht auf die Dauer. Im Jahre 1378 spaltete sie sich für vierzig Jahre unter zwei, später drei Päpsten; 1437 zerfiel sie nochmals für mehr als ein Jahrzehnt in die Parteien des Papstes und des Konzils von Basel, das den Papst absetzte und einen Gegenpapst erhob. Da hatten die weltlichen Mächte ihr Schicksal in der Hand, von ihnen hing es ab, welche Partei siegen sollte, und sie ließen sich ihre Hilfe reichlich bezahlen. Es kam hinzu, daß der weltliche Staat in eben demselben Jahrhundert überall seine endgültige Festigung und Ausgestaltung erlebte. Seine Macht wuchs, die Macht der Kirche sank.

Kein Wunder, wenn in diesen Zeiten der Staat überall Herr der Kirche wurde. Ihre Stellung hing ja an dem Ansehen des Papstes, der Papst aber gab sie zuallererst preis. Aus dem Bedürfnis, die Anerkennung der Mächte zu gewinnen, später aus Angst vor der drohenden Reform am Haupte haben die Päpste seit 1378 vor und mit den weltlichen Gewalten kapituliert. Ein wichtiges Recht nach dem andern wird preisgegeben, eine kirchliche Befugnis nach der andern an den Staat ausgeliefert, bis schließlich gegen Ende des Jahrhunderts von der alten Freiheit der Kirche auch nichts mehr übrig ist, nicht einmal mehr der Name. An ihrer Stelle hat sich in allen Ländern ein Zustand ausgebildet, ein Verhältnis des Staates zur Kirche, für das man keine treffendere Bezeichnung finden kann als die der Landeskirche und des landesherrlichen Kirchenregiments.

Die Grundzüge sind überall dieselben. Früher pflegten die geistlichen Gerichte über jeden beliebigen Prozeß zu entscheiden, Urteile der staatlichen Gerichtshöfe uneingeschränkt zu revidieren; denn sovielmal die Sonne größer ist als der Mond, sovielmal steht die Kirche höher als der Staat. Jetzt werden sie beschränkt auf rein geistliche Streitsachen und sind auch hier in der Ausübung ihrer Tätigkeit abhängig von der Genehmigung des Staates. Die Steuerlosigkeit, dieses Kleinod kirchlicher Freiheit, ist tatsächlich aufgehoben; der Klerus muß zehnten und steuern wie die Laien, bald mit, bald ohne päpstliche Genehmigung. Die höheren kirchlichen Ämter des Landes, Bistümer und Abteien, werden nur nach Wunsch und Willen der Regierung, oft nach ihrem ausdrücklichen Befehl besetzt, von den mittleren und niederen gilt vielfach dasselbe. Kirchliche Erlasse, selbst die des Papstes, bedürfen der staatlichen Genehmigung. Nicht einmal einen Ablaß kann der Papst verkündigen ohne Erlaubnis des Landesherrn. Aber noch weiter geht dieser: er greift selbsttätig in die rein kirchliche Sphäre ein, er ordnet Gottesdienste, Gebete und Pro-

zessionen an, erläßt Vorschriften für kirchliche Zeremonien, handhabt durch seine Beamten und Räte — es sind zum Teil Laien — die Kirchenzucht, entfernt Äbte und Pfarrer, reformiert die Klöster, überwacht den Weltklerus.

In dieser Beziehung bestehen zwischen den verschiedenen Ländern lediglich Unterschiede des Grades. Am weitesten ist man in England. Hier war bereits um 1400 die spätere königliche Staatskirche in der Hauptsache fertig, der König der oberste Regent der Kirchen und Geistlichen, die Kirche ein Teil der Staatsverwaltung. Den Schritt, den Heinrich VIII. im Jahre 1534 tat, als er die Verbindung der englischen Kirche mit dem Papste zerschnitt und sich selbst zu ihrem Oberhaupt erklärte, den hätte ein König von entsprechenden Fähigkeiten und Gesinnungen schon hundert Jahre früher tun können. Tatsächlich ist schon Heinrich V. Herr seiner Landeskirche gewesen, wenn auch ohne den Titel und Namen.

In Frankreich folgte man dem englischen Vorbild langsam nach. Hier war es die Regierung Ludwigs XI., die seit 1461 wie in weltlicher so in kirchlicher Hinsicht den königlichen Absolutismus vollendete. Um 1500 kann man auch in Frankreich von einer landesherrlichen Kirchenregierung sprechen. Aus Italien wissen wir, daß ein Herr von Mailand schon im vierzehnten Jahrhundert seine Geistlichen behandelte wie seine Sklaven — als er einmal exkommuniziert, sein Land mit dem Interdikt belegt wurde, befahl er, daß man ihn nur noch kniend grüße — und daß der König von Neapel um 1440 im Kampfe mit dem Papst seinen Klerus nach Bedarf einschwenken ließ wie ein Bataillon Soldaten. Über Venedig klagte Papst Martin V. um 1425, dort sei die Freiheit der Kirche ärger mit Füßen getreten als irgendwo sonst außer in England. In Spanien war es die großzügige Reform des Kardinals Ximenez am Ende des Jahrhunderts unter Ferdinand und Isabella, die das landesherrliche Kirchenregiment vollendete.

Wir fragen vor allem nach Deutschland. Eine starke nationale Staatsgewalt gibt es hier nicht. Da wird also die Kirche doch noch ihre alte Freiheit bewahrt haben? Weit gefehlt! Zwar das Schattenkaisertum Friedrichs III. und Maximilians ist ihr nicht gefährlich. Dafür aber unterliegt sie desto vollständiger der Gewalt der Landesfürsten. Wo immer die neuere Forschung die Zustände genauer geprüft hat, da enthüllt sich das gleiche Bild: in Österreich, in Mecklenburg, in Brandenburg, in Sachsen, in Thüringen, in Bayern und Württemberg, in Jülich und Kleve, in den Niederlanden und in der Pfalz. Kaiser Albrecht II. († 1439)

lebte in den Klöstern seines österreichischen Landes in schönem Andenken als **reformator totius religiosae vitae in Austria.** Ähnliches hätte man in Württemberg auch vom Grafen Eberhard im Barte sagen können. Herzog Wilhelm von Sachsen erließ 1446 eine Landesordnung, die mit Vorschriften für Kirchen und Klerus anhebt: Sonntagsheiligung wird eingeschärft bei Strafe, und für die Reform der Klöster will der Herzog ebenso sorgen wie dafür, daß die Weltgeistlichen sich priesterlich und göttlich halten, sonst will er sie strafen nach Gebühr. Im Jülicher Lande hat der Herzog schon um 1400 die Ausweisung der Geißler befohlen, 1491 erläßt er eine Verordnung zur Bestrafung ungeistlich lebender Priester und öffentlicher Sünder. Strafmandate gegen Priester, die den Zölibat übertreten, sind dort an der Tagesordnung. In Württemberg bestimmt Graf Eberhard im Barte 1495 als Landesherr für den Prediger von Lauffen, wie oft und sogar wie lange er predigen dürfe: „Bei einer Stund und nicht darüber, ausgenommen am Gründonnerstag und Karfreitag, da mag er predigen so lang er will." In den Niederlanden hatten die Herzöge von Burgund vorgearbeitet. Kaiser Karl V., der streng katholische Herrscher, zog die letzten Konsequenzen, indem er aus eigener Machtvollkommenheit einen seiner Minister, einen Laien, zum Generalinquisitor ernannte.

Die Beispiele sind auf gut Glück herausgegriffen; man könnte ihrer noch viele Dutzende anführen und hätte doch immer nur einen geringen Teil der Wirklichkeit wiedergegeben. Die Wahrheit ist, daß das Recht der Kirche auf Selbstregierung unter dem Papste längst ein toter Buchstabe geworden war. Theorie und Praxis widersprachen einander schnurstracks. In der Theorie wiederholte man wohl noch die alten Sätze von den Privilegien des Klerus, seiner Autonomie, Steuerfreiheit und so weiter. In der Praxis hatte man sich längst daran gewöhnt, den wirklichen Herrn und Gebieter der Kirchen und Geistlichen im Landesherrn zu sehen. An mehr als einem Ort zitierte man das geflügelte Wort, das — wie es scheint — ein österreichischer Herzog schon um 1365 gesprochen hat, und das dann später am Herzog von Cleve hängen blieb: **dux Cliviae papa est in terris suis,** der Herzog von Cleve ist Papst in seinem Land. Landeskirche und landesherrliches Kirchenregiment sind vollendete Tatsachen gewesen schon lange vor der Reformation. Gelegentlich begegnet wohl auch schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Herzog Gerhard von Jülich ein deutscher Fürst, der wie ein Zeitgenosse Luthers und Philipps des Großmütigen aussieht. Er tritt kräftig für die kirchliche Selbständigkeit seines Landes gegen Papst, Konzil und

Erzbischof in die Schranken; er sieht in der Pflege der ihm anvertrauten Kirchen seine vornehmste Aufgabe, sorgt persönlich für die Anstellung von tüchtigen Pfarrern, besitzt eine deutsche Bibel und sucht dieses seltene Buch auch bei andern Fürsten zu verbreiten.

So war es mit der letzten Stütze der alten Kirche, dem Beistand des weltlichen Armes, bestellt! Der Staat diente der Kirche nicht mehr, er ließ sich von ihr bedienen und hatte an die Stelle des Papstes und der kirchlichen Oberen unvermerkt sich selbst und seine Beamten gesetzt. Wenn einmal die Frage aufgeworfen wurde, ob das Volk noch bei der alten kirchlichen Ordnung verharren sollte — der Staat hatte sie zu entscheiden. Da brauchte der Landesherr nur zu winken, und der Abfall vollzog sich ohne viel Geräusch. Vom Staat allein hing die Fortdauer der katholischen Kirche ab, die schon den Glauben der Leute, den Glauben an sich selbst, die Führung im geistigen Leben eingebüßt hatte.

*

Wenn das so war, dann wundert man sich keinen Augenblick mehr, daß Luther sich mit seinem Reformprogramm, der Schrift „An den christlichen Adel", an die weltlichen Obrigkeiten wandte. Er appellierte an die Stelle, von der die Entscheidung kommen mußte und allein kommen konnte. Er zog auch nur die Konsequenz aus Zuständen, an die man sich längst überall — und nicht am wenigsten im kursächsischen Land — gewöhnt hatte, wonach die Aufsicht über die Kirche und insbesondere die Reform der kirchlichen Zustände Sache der weltlichen Obrigkeit war. Was im Kleinen in so vielen deutschen Landschaften längst üblich war, das, so forderte er, sollten Kaiser und Reich im Großen für ganz Deutschland durchführen, die Besserung des christlichen Standes, aus der ein neues, reineres kirchliches Leben hervorgehen sollte. Man wundert sich aber auch nicht länger über das Schicksal, das der reformatorischen Bewegung beschieden war. Es ist überall von der Stelle aus bestimmt worden, die schon lange vorher für kirchliche Angelegenheiten die maßgebende war: von der Staatsgewalt. Wo diese sich für das Alte entschied, da blieb das Alte bestehen; wo sie für das Neue eintrat, da siegte das Neue. Die Entscheidung fiel einheitlich aus, wo es eine einheitliche Staatsgewalt gab, und zwiespältig, wo diese fehlte. So wurde England, in dem die kirchliche Bewegung doch erst so spät einsetzte, völlig protestantisch, so blieben Spanien, Frankreich, Italien katholisch und wurde Deutschland, das gespaltene, paritätisch. Die Fürsten haben über den Glauben ihrer Länder und Untertanen entschieden, nicht weil die Reformation

sie zu Herren über die Kirche gemacht hätte — es gibt keinen falscheren und törichteren Vorwurf —, sondern weil die Fürsten bereits vorher Herren der Kirche waren.

*

Die Ursachen der Reformation — wir haben sie kennengelernt: Schwinden des Glaubens an die Kirche, deren ganze Erscheinungsform, einer viel früheren Zeit entstammend, dem neuen, höher gespannten religiösen Bedürfnis nicht mehr genügt; Überwindung der theologisch-kirchlichen Bildung des Mittelalters durch die profane, kritisch-rationalistische Bildung des Humanismus, in der die Laienkreise die Führung haben, die auch bald die höheren Schichten im Klerus selbst erobert und die überkommenen Glaubenssätze auflöst; endlich Unterwerfung der Kirche unter die Herrschaft der Staatsgewalt. Das bedeutet: die alte Kirche ist innerlich ausgehöhlt, sie steht nur noch zum Schein; der nächste Sturm muß sie umwerfen.

Das ist die Lage, als Luther auftritt und mit starker Faust an dem alten, morschen Holz zu rütteln beginnt. Er hat nichts gesagt, was man nicht früher schon gehört hätte, nichts gefordert, was nicht vor ihm schon auf dem Programm gestanden hätte. Was bleibt ihm nun noch übrig? Was bedeutet er noch? Haben die Geschichtsphilosophen hier etwa recht, die alle Entwicklung aus innerer Notwendigkeit und unbewußtem Werden erklären und die freie Persönlichkeit als bestimmenden Faktor streichen wollen? Man könnte mich nicht ärger mißverstehen, als wenn man mir diesen Gedanken unterschöbe. Wohl war die Szene schon verwandelt, die Rollen verteilt, wohl wartete alles schon auf die Losung. Aber damit das Stück beginne, mußte einer auftreten, den Vorhang ziehen und das Stichwort aussprechen. Wohl lag der Sprengstoff bereit, in ungeheuren Massen. Aber damit die Explosion erfolge, mußte einer die Zündschnur fassen und in Brand stecken. Ja, es war alles bereit, Gedanken, Stimmungen, Worte im Überfluß; nur eines fehlte — die Hauptsache: es fehlte die mutige Tat. Tausende dachten, fühlten, sprachen; den Mut zum Handeln hatte nur einer — Martin Luther. Seine weltgeschichtliche Rolle ist damit freilich nicht erschöpft, daß er den Anstoß gab zu der Bewegung, die den Bau der mittelalterlichen Kirche umstürzen sollte; auch am Neubau ist er vor andern beteiligt. Hier aber steht er nicht mehr allein, und man kann nicht einmal sagen, daß er unter den Baumeistern der größte sei. Ist es doch nicht seine Gemeinde, von der das weltgeschichtliche Schicksal des Protestantismus bestimmt, sein Dasein gerettet und seine dauernde Wirkung sichergestellt worden sind. Dennoch

steht er auch hier an der Spitze durch die Macht des Beispiels, mit dem er den andern kühn voranschritt. Daß dem so war, dafür haben wir das klassische Zeugnis Ulrich Zwinglis, der einmal an Luther schreibt: „Gar viele gab es, die das Wesen des Glaubens so gut erkannten wie du; und doch war im ganzen Lager Israels nicht einer, der es wagte, sich offen der Gefahr entgegenzustellen, alle fürchteten sie den Goliath mit der Wucht seiner Rüstung und seiner Kräfte. Da nahmst du, du allein, ein treuer David, vom Herrn dazu gesalbt und gerüstet, die Waffen zur Hand . . . Du allein warst der Herkules, der sich entgegenwarf, wo immer Gefahr drohte, du hast den römischen Stier getötet und den Erdensohn Antäus erdrückt!"

So wurde Martin Luther der Urheber der Reformation. Er hätte es nicht werden können, wären die unpersönlichen Kräfte, die Ursachen nicht längst wirksam gewesen, die seiner Tat den Erfolg verhießen. Man setzt ihn nicht herab, indem man das sagt. Denn was bedeuten alle Möglichkeiten geschichtlicher Entwicklung, solange der bewußte Wille, die Tat eines starken Menschen sich ihrer nicht bemächtigt? Bitter genug empfinden wir es ja in diesen Tagen, was es heißt, wenn dem großen Augenblick der große Mann fehlt. Luther war der große Mann, auf den seine Zeit wartete, seiner bedurfte es, damit aus den Möglichkeiten Wirklichkeit werde.

Mag also überzeugter Glaube in ihm den Gottesmann sehen, der gesandt ward, als die Zeit erfüllet war; mag ein ebenso überzeugter Glaube anderer Art sich ihn vorstellen als das Werkzeug des Bösen, das nur wirken konnte, da die Nacht am finstersten war: geschichtliche Betrachtung, die nicht Urteile fällen, nicht Zensuren erteilen, sondern verstehen will, was geschah und warum es geschehen konnte und mußte — geschichtliche Betrachtung wird sich mit der Einsicht bescheiden, daß auch Martin Luther seine Tat nur vollbringen konnte, weil seine Zeit für sie reif war, und daß die deutsche Reformation gekommen ist, als sie möglich und notwendig geworden war. Mich dünkt, unseren Tagen ziemt diese Betrachtung mehr denn je, weil sie die Wunde, die dem Leben unseres Volkes damals geschlagen wurde, zwar nicht zu heilen, aber ihren Schmerz zu lindern vermag.

Die Reformation: Fluch oder Segen für das deutsche Volk?

Hat die Reformation uns Fluch oder Segen gebracht? Dem überzeugten Protestanten muß die Frage befremdlich vorkommen. Wer protestantisch denkt und fühlt, dem ist das geistige Prinzip, das durch die Reformation in die Welt getreten ist, der größte Segen seines persönlichen Lebens. Er kann sich selbst als denkenden und handelnden Menschen sich anders gar nicht vorstellen. Protestantismus ist seine Lebensluft, er kann ihn nicht entbehren noch hinwegdenken, und es hieße, ihn als geistige Persönlichkeit zerstören, wollte man ihm dieses Mark seines Lebens rauben. Und wie sollte er das, was für ihn selbst den höchsten Lebenswert bedeutet, nicht auch für andere und für die Gesamtheit als wohltätig ansehen? Er kann darum auch gar nicht anders, als im Vorhandensein eines evangelischen Protestantismus einen der größten Gewinne, einen der größten Fortschritte in der geistigen Entwicklung der Menschheit zu erblicken. Nicht als ob er nun fordern müßte, alle andern sollten seine Überzeugung teilen, womöglich mit Güte oder Gewalt zu ihr bekehrt werden. Wir sind ohne weiteres darüber einig, daß dies nicht im mindesten unsere Ansicht oder Absicht sein kann, weil es — nicht protestantisch wäre. Der Protestantismus, der deutsche Protestantismus wenigstens hat den Fanatismus der Bekehrung, vollends gar der gewaltsamen Bekehrung, der andern Glaubensgemeinschaften eignet, nie gekannt — wir kommen noch näher darauf zu sprechen —, er würde sich selber untreu werden, wollte er sich darin ändern. Wenn wir das Vorhandensein des protestantischen Bekenntnisses in der christlichen Kirche, wie es aus der Reformation hervorgegangen ist, für ein Glück und für einen Segen nicht nur für uns persönlich, sondern für die Welt im ganzen halten, so meinen wir nicht, der Gewinn sei verloren oder zweifelhaft, weil die Bewegung nicht mit einem vollen Sieg geendet und nicht die ganze Welt erobert hat; wir meinen noch weniger, das, was einst versäumt oder verfehlt wurde, müsse je eher desto lieber nachgeholt werden. So denken wir nicht! Uns genügt und als größten Segen empfinden wir es, daß es einen Protestantismus und protestantische Kirchen gibt, daß man Protestant sein kann. Was wir wünschen und wofür wir immer eintreten möchten, ist nur, daß auch ein jeder, dem es Herzenssache und Bedürfnis ist, Protestant sein und sich offen dazu bekennen dürfe. Wer

da weiß, was das bedeutet, wer etwa in jungen Jahren noch das Gegenteil gesehen hat, wer Zeuge eines Kampfes gewesen ist, den eine protestantische Landeskirche um ihr Daseinsrecht führen mußte, wer gar die Leiden und Gefahren dieses Kampfes an nächsten Angehörigen und Freunden miterlebt hat, der kann diesen Wunsch niemals vergessen und nicht darauf verzichten, ihn auszusprechen, mag das vielleicht manchen heute überflüssig erscheinen. Es ist ja richtig, wir haben Bekenntnisfreiheit, das Gesetz erlaubt jedem, Protestant zu sein, auch es zu werden. Aber das ist doch noch lange nicht alles. Wer das Ausland kennt, weiß, daß es Staaten gibt, in denen zwar das Gesetz scheinbar allen gerechten Wünschen Genüge tut, die Wirklichkeiten des Lebens aber ein anderes Bild zeigen. Auch bei uns in Deutschland — wir wollen die Frage nicht erörtern, ob das, was wir besitzen, für alle Zukunft gesichert ist, ob nicht auch für die Deutschen wieder eine Zeit kommen kann, in der der echte und reine Protestantismus um sein Recht wird kämpfen müssen. Es ist ja so vieles in Wandlung begriffen und erschüttert, was scheinbar unabänderlich und unverlierbar festzustehen schien, daß man auch in Hinsicht der Bekenntnisfreiheit keine unbedingte Bürgschaft mehr wagen kann. Doch lassen wir der Zukunft ihre Sorgen! Wer sich nicht mit der oft nur zu grauen Theorie der Gesetzbücher und Verfassungsparagraphen begnügt, der weiß, daß auch heute noch der protestantische Grundsatz der Freiheit persönlicher Bekenntniswahl an manchen Orten seine volle Verwirklichung im Leben nicht erreicht hat. Mögen die Schranken obrigkeitlicher Verbote längst gefallen sein, die natürlichen Hindernisse des Vorurteils, die Hemmungen und der Druck, die von Parteilichkeit und Begünstigung ausgehen, sind immer noch da und oft genug sehr wirksam. Wird denn nicht im öffentlichen wie im privaten Leben täglich und stündlich gefragt, ob einer Katholik oder Protestant sei? Wo wahre Freiheit und Gleichheit der Bekenntnisse herrscht, dürfte das unmöglich und unnötig sein. Wenn wir also in der lebendigen Verwirklichung und folgerichtigen Durchführung wahrer Glaubensfreiheit, wie sie der Protestantismus fordert und bedingt, für uns und für die Welt das Heil erblicken, so bleibt uns immer noch manches zu wünschen, ohne daß wir uns propagandistischen Eifers und herrischer Unduldsamkeit schuldig machen.

Indessen, unsere Frage lautete ja nicht, ob die Reformation ein Segen für den Einzelnen oder die Welt, sondern ob sie Fluch oder Segen für das deutsche Volk geworden sei. An dieser Frage können wir heute weniger denn je vorübergehen. Oft genug ist es uns ja in die Ohren gerufen worden,

alles Unheil, das Deutschland seit vier Jahrhunderten erlitten, zuletzt und am meisten sein furchtbarer Sturz von stolzer Höhe, es käme letzten Endes alles davon her, daß der größere Teil des Volkes vor vierhundert und etlichen Jahren den Abfall von der allumfassenden römischen Kirche vollzogen habe. Rührige und mitunter auch nicht ungeschickte Federn und Zungen ergehen sich in kritischen Betrachtungen der Vergangenheit, denen, nicht immer offen ausgesprochen, aber stets deutlich hörbar, der Satz zugrunde liegt: der Fluch der deutschen Geschichte, den zu lösen früheren Geschlechtern leider nicht gelungen, der darum bis zur Stunde auf uns laste, nachdem er im Zusammenbruch des preußisch-deutschen Kaisertums sich handgreiflich erfüllt habe, sei die Reformation.

Die erschöpfende Antwort auf diese Behauptung hat die deutsche Geschichtschreibung noch nicht gegeben. Von ihr darf sie gefordert werden, denn nur sie verfügt über die Akten des Prozesses, sie kann sich auch der Aufgabe nicht entziehen, den Spruch zu finden. Um nichts Geringeres handelt es sich ja als um die Frage: dürfen wir unsere Vergangenheit als einen zwar schweren und mühseligen, aber doch des rechten Weges sich bewußten, den rechten Wegweisern und Führern folgenden Aufstieg ansehen, oder haben wir zu lernen, daß die deutsche Geschichte einem Trauerspiel gleicht, in dem die große Sünde der Väter immer aufs neue heimgesucht wird an Kindern und Kindeskindern? Daran aber hängt untrennbar die zweite Frage: dürfen wir auf dem bisherigen Wege fortschreiten, in der Zuversicht, er werde uns eines Tages wieder an ein Ziel der Erfüllung führen, das, unsern Augen heute noch verborgen, alle Mühen und Opfer der Vergangenheit lohnen wird, oder sollen wir umkehren und andere Pfade suchen?

Es ist noch nicht lange her, daß wir glaubten, der Antwort gewiß zu sein. Die glänzende Wendung, die das Schicksal des deutschen Volkes in den Tagen Wilhelms I. und Bismarcks unter Preußens Führung genommen hatte, schien Beweis genug, daß wir im Recht seien, wenn wir Gott dankten für den Weg, den er unser Volk geführt hatte, per aspera ad astra, auf rauhen Pfaden, durch die Täler der Schmach und das Dickicht der Not schließlich doch empor zur lichten Sonnenhöhe der Macht und des Glückes. Es war die Stimmung, der Emanuel Geibel den schönsten Ausdruck gab, als er sein Lied zur Begrüßung der neuen deutschen Kaiserkrone ausklingen ließ in die Worte: „Der Herr hat Großes an uns getan, Ehre sei Gott in der Höhe!" Die gleiche Stimmung erfüllt und trägt das meiste und beste, was die deutsche Geschichtschreibung nach 1870 über deutsche Geschichte gesagt hat. Das Bild der

Vergangenheit erhielt auch in seinen düsteren Seiten einen verklärten Schimmer durch den glücklichen Abschluß. Die Gegner, die es anders hatten zeichnen wollen, mußten verstummen oder fanden kein Gehör, sie waren durch die Tatsachen widerlegt.

Heute erheben sie wieder die Stimmen. Jene „enge, einseitig preußisch-protestantische Geschichtschreibung — so versichert einer von ihnen mit unverhüllter Genugtuung —, die lange Zeit an unsern Universitäten die Vorherrschaft hatte, für die Luther, Friedrich der Große und Bismarck die Höhe- und Zielpunkte der deutschen Geschichte waren", könne heute als überholt bezeichnet werden. Sie stehe vor einer Sphinx, denn sie müßte stilgerecht mit einer Siegesfanfare schließen; heute könne sie nur in elegischen Akkorden stiller Wehmut und leiser Hoffnung ausklingen. Sollen wir das als richtig anerkennen, unsern bisherigen Glauben abschwören und uns reumütig dazu bekehren, daß, wie die gegnerische Richtung behauptet, der Sieg des protestantischen Preußen über das katholische Österreich ein Unglück und die Reformation, aus der dieser preußische Staat mit dem gesamten protestantischen Norddeutschland seine Lebenskraft sog, aus der der ganze Gegensatz zwischen katholischem Süden und protestantischem Norden entsprang —, daß die Reformation die letzte Wurzel alles Übels sei? Sollen wir das, was 1918 sich vollzog, als Gottesgericht hinnehmen, dem wir als die Unterlegenen, die Überführten uns zu beugen haben?

Ein Schlag, wie wir ihn vor nun fünfzehn Jahren erlitten, ist mit all seinen Folgen wohl geeignet, zur Selbstbesinnung zu mahnen. Darum wäre niemand zu schelten, der unter dem erschütternden Eindruck dieses Erlebnisses sich versucht fühlte, mit seinem gesamten Denken auch sein Geschichtsbild einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen: sind die Farben des Bildes, das zu sehen wir bisher gelehrt wurden, echt, oder sind sie am Ende nur willkürliche Übermalung, unter der eine Wahrheit in ganz andern Tönen verborgen ist?

Der gegnerischen Auffassung fehlt es nicht an scheinbarer Klarheit und Folgerichtigkeit. Hört man sie, so ist die Reformation selbst eine Tat ruchloser Auflehnung, zu der ein Mönch, dem die Gelübde zu schwer waren, einen Teil der Fürsten und des Volkes fortzureißen verstand. Die Spaltung der Kirche, die hiervon die Folge war, spaltete auch das Reich, das also durch die Reformation seine Einheit verloren haben würde. Daraus soll sich dann alles weitere ergeben haben. Zunächst die zunehmende Auflösung der Reichsverfassung, die ihren monarchischen Charakter völlig einbüßte, als Karl V., der Wiederhersteller des Kaiser-

tums, durch den Führer der Protestanten, Kurfürst Moritz von Sachsen, gestürzt wurde. Noch einmal, unter Ferdinand II., in den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges, erschien die Aussicht, die einheitliche Regierung des Kaisers wiederaufzurichten, und wieder wurde sie zunichte gemacht durch das Eingreifen Gustav Adolfs von Schweden, der dem Protestantismus zu Hilfe kam und ihn vom Untergang rettete. Die Folge war die Einmischung Frankreichs, der Westfälische Friede mit dem Verlust des Elsasses und der Verewigung des Risses, der durch Deutschland hindurchging, die dauernde Ohnmacht des Kaisers, die fast völlige Unabhängigkeit der Reichsfürsten, die Wehrlosigkeit Deutschlands. Es wäre alles anders gekommen, wenn schon Karl V., der Weltherrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, nicht auf den Widerstand der Protestanten gestoßen wäre. Hätten sie, anstatt seinen Arm zu lähmen, ihn in seinem Kampf gegen Frankreich unterstützt, so wäre mit dem Siege des Kaisers die Vormachtstellung des geeinten und gestärkten Deutschland für die Dauer begründet worden. Damals also habe das Unheil seinen Anfang genommen, das sich 1866 mit der Ausstoßung Österreichs und der Zerreißung Deutschlands vollendete. An allem aber wäre im letzten Grunde die Kirchenspaltung schuld, die Reformation.

Suchen wir festzustellen, was daran richtig sein kann.

Niemand wird es einfallen, zu bestreiten, daß an der unglückseligen Zersplitterung unserer nationalen Kräfte die Spaltung in zwei religiöse Bekenntnisse ihren starken Anteil hat. Sie hat in der Tat das deutsche Reich in früheren Zeiten noch mehr gelähmt, als es dank seiner zerklüfteten Verfassung ohnedies schon war. Sie hat mit dazu beigetragen, die Kräfte Deutschlands im Wettkampf mit Frankreich mattzusetzen, die Verluste, die das Reich an seiner Ostgrenze erlitt, die Losreißung der alten deutschen Kolonie in Livland geschehen zu lassen, die Unterwerfung Preußens unter Polen zu bekräftigen. Für das protestantisch gewordene Livland, den zum protestantisch-weltlichen Herzog umgewandelten Ordensmeister in Preußen wollten der katholische Kaiser und das offiziell katholisch gebliebene Reich keinen Finger rühren, und auch die protestantischen Stände trugen Bedenken, ihre Kräfte in so fern liegenden östlichen Unternehmungen einzusetzen, während das Schicksal ihres Bekenntnisses im Westen, in Frankreich und den Niederlanden auf dem Spiele stand. Was der Dreißigjährige Krieg uns gebracht hat, weiß jedes Kind: Armut und Verwüstung für Menschenalter, Einbuße an wichtigsten Territorien, dauernde Einmischung der Fremden — Franzosen und Schweden — in deutsche Angelegenheiten, oft genug von

wirklicher Fremdherrschaft kaum mehr zu unterscheiden; und endlich — vielleicht das Schlimmste von allem — den unausrottbaren Argwohn, mit dem sich die konfessionellen Parteien auch nach dem Friedensschluß auf die Dauer von Generationen gegenüberstanden.

Es ist ein Irrtum, der das richtige Verständnis der Dinge nicht unwesentlich beeinträchtigt, wenn man meint, mit dem Westfälischen Frieden sei der Streit der Konfessionen im Reich beendet und eine Ära friedfertigen Nebeneinanderlebens eröffnet worden. Richtig daran ist nur, daß in den Streitigkeiten und Parteiungen, die in der Folgezeit mehrfach die Stände des Reiches gegeneinander und gegen den Kaiser in die Waffen riefen, die Bekenntnisfrage nicht mehr öffentlich als Grund angegeben wurde. Das wenigstens hatten die Bestimmungen des Westfälischen Friedens unmöglich gemacht. Auf dem Grunde der Herzen aber lebten die alten Gegensätze fort, und fast mit jeder größeren und mancher kleineren Frage, die das Reich beschäftigte, verband sich als Begleitmotiv die tiefe Erbitterung und das zähe Mißtrauen der Protestanten gegen das katholische Österreich, die Furcht vor der Unterdrückung, der man einmal nur mit so großer Mühe entgangen war, während umgekehrt am Kaiserhof das Gefühl nie ganz geschwunden ist, es sei eigentlich eine unerträgliche Zumutung, daß man den Widerspruch der Ketzer überhaupt dulden müsse. Hat doch selbst ein Mann wie Prinz Eugen von Savoyen, der sonst immer ruhig und sachlich urteilte und an konfessionellen Dingen wenig Anteil nahm, einmal gemeint, man werde wohl genötigt sein, zu den Waffen zu greifen, um sich des drohenden Joches der Protestanten zu erwehren. So fest wurzelte in den österreichisch-katholischen Kreisen die Vorstellung, daß das Vorhandensein einer protestantischen Minderheit mit eigenem Staatswillen schon ein Unrecht und die formelle Anerkennung dieses Zustandes durch den Westfälischen Frieden eine Kränkung des Kaisers sei. Da kann man sich nicht wundern, daß in evangelischen Kreisen der Argwohn noch lange lebendig blieb, in Wien gehe man darauf aus, bei erster Gelegenheit den so teuer erkauften Friedensstand zu brechen und die protestantischen Stände ihrer Rechte zu berauben.

Wer die Geschichte des Jahrhunderts nach dem Westfälischen Frieden genauer durchgeht, findet auf Schritt und Tritt die Belege dafür, wie stark die konfessionelle Gereiztheit die Haltung der Parteien beeinflußt hat. Ein Beispiel mag genügen. Auf dem Friedenskongreß zu Ryswijk 1697, der den pfälzischen Raubkrieg beendete, waren es die kaiserlichen Minister selbst, die Ludwig XIV. die Anregung geben ließen, er möge zur Be-

dingung machen, daß in den Ortschaften, die er zurückzugeben genötigt war, das katholische Bekenntnis, soweit es unter der kurzen französischen Herrschaft eingeführt war, auch künftig gewahrt bleiben solle. Man kann sich nicht wundern, wenn nach solchen Erfahrungen die Protestanten für gewiß hielten, die Rückgabe Straßburgs, die Ludwig angeboten hatte, sei darum nicht erfolgt, weil der Kaiser und die katholischen Reichsstände vorzogen, daß die Stadt bei Frankreich katholisch bleibe, während sie bei ihrer Rückkehr zu Deutschland die Zahl der protestantischen Reichsstädte vermehrt haben würde.

Die Stimmung feindseligen Mißtrauens hat in den folgenden Jahren eher zugenommen, als eine neue Flutwelle katholischer Propaganda und Konversionen in Deutschland wie anderswo einsetzte. Es ist die Zeit — um nur einiges zu erwähnen —, wo der Kurfürst von der Pfalz seinen evangelischen Untertanen wider das klare geschriebene Recht die Kirchen wegnahm und wo der Erzbischof von Salzburg die Protestanten aus seinem Lande vertrieb und an der Grenze Deutschlands, in Thorn, die polnische Regierung in der deutschen protestantischen Bürgerschaft das fürchterlichste Blutbad (1724) anrichtete. Solche Dinge gossen Öl ins Feuer, in evangelischen Kreisen setzte man sich in tiefer Erbitterung zur Wehr.

Ein Nachklang dieser Kämpfe zieht sich bis in die Zeiten Friedrichs des Großen. Weithin im protestantischen Deutschland hat man den Heldenkampf des Preußenkönigs gegen Österreich als einen Kampf der Protestanten gegen das katholische Kaisertum aufgefaßt. In Württemberg nahm aus diesem Grunde das Volk, im Gegensatz zu seinem katholischen Herzog, leidenschaftlich Partei für Friedrich. Es sah in ihm den Vorkämpfer der eigenen Sache und fürchtete von seiner Niederlage die Unterdrückung des protestantischen Bekenntnisses.

Erst der Sieg der philosophischen Aufklärung, die auch die führenden katholischen Kreise ergriff, hat diese Stimmungen gedämpft. In den Stürmen der napoleonischen Zeit, in denen das alte Reich am inneren Zwiespalt zugrunde ging, ist der konfessionelle Gegensatz nicht mehr empfunden worden, nicht mehr politisch wirksam gewesen. Aber als nach den unfruchtbaren Jahrzehnten des Deutschen Bundes im Jahre 1848 die Nation aufstand, um sich aus eigner Kraft den nationalen Staat zu bauen, da machte sich ihre alte religiöse Zwienatur alsbald wieder fühlbar. Es zeigte sich, was es bedeutete, daß Österreich ein Menschenalter lang die Überlieferungen des starren Katholizismus in Staat, Gesellschaft und Erziehung festgehalten hatte, während anderswo, am meisten in

Preußen, die freie Geistesbildung sich entfaltete, die von der protestantischen Aufklärung geschaffen war. Und wiederum erhielt der Gegensatz der Bekenntnisse politische Bedeutung und Wirkung: Österreich die Vormacht des katholischen, Preußen die des protestantischen Deutschland — der staatliche Dualismus fiel mit dem kirchlichen zusammen. Das Verfassungswerk der Frankfurter Nationalversammlung ist zwar nicht eigentlich daran gescheitert, daß katholische und evangelische Deutsche sich die Grundmauern und die Kuppel des zu erbauenden Reiches verschieden dachten. Aber in den Verhandlungen, die hierüber geführt wurden, trat es doch schon mit schmerzhafter Deutlichkeit hervor, daß es sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein werde, das Dach des Hauses so zu spannen, daß beide Parteien sich gleich geborgen darunter fühlen würden.

Als Bismarcks Meisterhand das Werk aufs neue angriff und in so kurzer Zeit so sicher und klar vollendete, da zeigte sich nur zu bald, wie gerechtfertigt diese Befürchtung war. Von Anfang an trat die große Mehrheit des katholischen Deutschland gegen ihn in Opposition. Daß er sich dazu hinreißen ließ, die Verteidigung gegen diese drohende Gefahr im Angriff zu führen, eine regelrechte Bekämpfung der katholischen Kirche zu eröffnen, das hat das innere Leben des neuen Reiches auch für die Zukunft vergiftet. Das Bürgertum, auf dessen Kraft und Mitarbeit die Gründung berechnet war, fand sich jetzt neben der natürlichen Scheidung in konservative und liberale, aristokratische und demokratische Parteien auch noch gespalten in zwei verschiedene Bekenntnisgruppen, die einander nicht verstanden. Der Versuch, die eine Gruppe mit den Mitteln der Staatsgewalt unschädlich zu machen, ein Versuch, den die religiös lebendigen Kreise des protestantischen Deutschland nie gebilligt haben und den heute ganz Deutschland verurteilt, vertiefte die Kluft in verhängnisvoller Weise. Aber auch ohne dies wäre doch daran nichts zu ändern gewesen, daß das deutsche Volk zwei Seelen hat, die über die eigene Vergangenheit und Zukunft nicht eines Sinnes sind. Der breite Riß, der unser ganzes Geistesleben durchzieht, war und ist einstweilen nicht zu schließen. Man mag staatliche Formen ersinnen so viele man will, um die Einheit der Nation zum Ausdruck zu bringen, sie werden die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Nation in der wichtigsten aller Fragen, die Menschenherzen bewegen können, nicht einig ist.

Es nützt nichts, die Augen davor zu schließen. Besser ist es, die Tatsache anzuerkennen und mit dem Schaden zu rechnen, der aus ihr entspringt. Denn dieser Zustand des Glaubenszwiespalts, den wir zu tragen haben, ist eine Besonderheit Deutschlands. Keine andere Nation kennt ihn in

dieser Weise. Die andersgläubigen Minderheiten, die es auch bei ihnen gibt, lassen sich nirgends vergleichen mit dem, was der Gegensatz von Katholisch und Protestantisch bei uns bedeutet. Nirgends ist das Zahlenverhältnis so ungünstig wie bei uns; 2 : 3 ist ein Verhältnis, das die Minderheit förmlich zum Kampf um die Mehrheit herausfordert. Würde es doch genügen, daß ein Sechstel von der zurzeit stärkeren Seite auf die schwächere überginge, damit die Gleichheit erreicht wäre. Nirgends sonst gab es gar eine politische Partei, die den konfessionellen Gegensatz zu ihrem Lebensprinzip gemacht hätte. Die Wortführer des deutschen Zentrums mochten sagen, was sie wollten: ihre Partei war eine konfessionelle Partei, und ihr Daseinszweck der Kampf für die katholischen Interessen, diesem Zweck wurde alles andere untergeordnet. Das Zentrum ist verschwunden, und man behauptet, der politische Katholizismus sei tot. Ob das nicht Täuschung ist, muß die Zukunft lehren, die Gesinnung, der Zentrum und politischer Katholizismus ihr Dasein verdankten, ist keinesfalls ausgestorben. Man darf so gering vom deutschen Katholizismus nicht denken, ihm so wenig Lebenskraft nicht zutrauen, daß man im Ernst meinen könnte, er habe wie auf höhere Eingebung seine Natur verleugnet und gewandelt, als zwei Unterschriften unter eine Staatsurkunde gesetzt wurden. Kampflustig ist er gewesen, und im Protestantismus hat er seinen Feind gesehen von jeher, er kann das nicht von heute auf morgen verleugnen und vergessen, als wäre es nie gewesen.

Das sind elementare Tatsachen, keine willkürlichen Schöpfungen und keine Werke menschlicher Bosheit. Es ist das Erbteil der Vergangenheit, das uns so schwer belastet, schwerer als irgend eine andere Nation der Welt. Wenn wir dieses Mehrgewicht nicht zu tragen hätten, wieviel leichter könnten wir den Wettlauf mit den Nebenbuhlern draußen aushalten! Wer kann es denn bestreiten, daß der Zusammenbruch unseres Reiches im Jahre 1918 — ich meine hier nicht die Niederlage im Krieg, aber den Umsturz der Staatsform, die vorübergehende Herrschaft des Proletariats, die Auflösung aller öffentlichen Ordnung und die völlige Ohnmacht nach außen, die davon die Folge war und noch ist —, daß das alles zu vermeiden gewesen wäre, hätte das Bürgertum in seiner großen Mehrheit einig und geschlossen der Gefahr sich entgegengestellt! Daß dies nicht geschah, nicht gelang, wir wissen ja alle, woher es kam. Der Übergang der Partei, die bis dahin den Kampf für Thron und Altar als ihre Losung ausgegeben hatte, ins entgegengesetzte Lager, hat der Umwälzung zum Siege verholfen. Täglich und stündlich erfuhren wir seitdem in vierzehn langen Jahren, wie sehr unser Handeln als Reich und Nation

gelähmt war durch die Tatsache, daß weite Kreise bester Patrioten, die eigentlich zusammengehören im Kampf gegen die Feinde draußen und drinnen, sich nicht zusammenfinden konnten, weil ein verschiedenes Glaubensbekenntnis sie trennte; weil die Schatten des Dreißigjährigen Krieges zwischen ihnen standen.

So scheinen Vorzeit und Gegenwart sich die Hände zu reichen, die Kette der Generationen scheint sich zu schließen und der Zusammenhang von fernen Ursachen und nächsten Wirkungen offenbar zu werden: Deutschlands innerer Zwiespalt, sein religiöser Zwiespalt, die Quelle seines Unglücks, sein tragisches Schicksal die Folge der Reformation.

Aber — wenn wir auch bereit sein wollten, dies zuzugeben, die Frage wäre damit noch nicht beantwortet: wer trägt die Schuld? An wem hat es gelegen, daß der kirchliche Riß zu der unversöhnlichen Spaltung der Nation wurde, die sich auf allen Gebieten des Daseins, im geistigen Schaffen wie im Staatsleben, so unheilvoll geltend gemacht hat und ihre schädlichen Wirkungen noch lange nicht erschöpft hat? Ist es so, wie man es von anderer Seite oft hat hinstellen hören, daß Martin Luther mit seiner ganz persönlichen Auflehnung gegen die Autorität der Kirche alles Übel verursacht hat?

Wer über die Entstehungsgeschichte der Reformation Bescheid weiß, kann dieser Vorstellung bestenfalls nur Mitleid entgegenbringen. Nur völlig Unwissenden darf man heute noch das Märchen erzählen, die Bewegung des Abfalls von Rom, die in Deutschland seit 1517 Platz griff, sei das Werk des einen Luther allein. Was müßte das für ein Übermensch gewesen sein, um eine so ungeheure Wirkung zu erzielen! Eine Wirkung zudem, die er selbst gar nicht beabsichtigt hatte. Ihm kam ja nichts so wenig in den Sinn, wie die Einheit der Kirche zu zerstören oder sich von der Kirche loszusagen. Bessern wollte er sie, zunächst nur handgreifliche Schäden beseitigen, Schäden, die heute von niemand, auch nicht von den eifrigsten Verteidigern des Katholizismus geleugnet werden, über die damals die halbe Welt einig war und die die römische Kirche selbst ein Menschenalter später beseitigt hat. Erst der Widerstand, den er damit bei den kirchlichen Obrigkeiten fand, und die Verfolgung, der er sich ausgesetzt sah, nötigte ihn, weiter zu gehen, Schritt vor Schritt, bis er dazu gebracht war, den Gehorsam zu verweigern um seines Gewissens willen. Nur an sein persönliches Seelenheil hat er dabei gedacht, an keine Propaganda und keine allgemeine Bewegung. Auf das ungeheure Echo, das seine Stimme weckte, war er nicht vorbereitet, es überraschte ihn selbst. Er konnte nicht wissen, wie viele Hunderte und Tausende allerorten,

keineswegs nur in Deutschland, schon auf das erlösende Wort warteten, wie hoch der Zündstoff aufgehäuft war, den der Funke, den er schlug, fast augenblicklich zur ungeheuren Flamme auflodern ließ.

An dieser ganzen Bewegung war nichts gewollt und nichts geplant, sie war ein elementares Ereignis wie ein Gewitter, das durch die polaren Gegensätze in der Atmosphäre erzeugt wird. Und sie war darum auch unvermeidlich, sie mußte kommen, und sie ist gekommen überall, in und außerhalb Deutschlands, in England und Frankreich, in Skandinavien und Ungarn, in Polen und sogar in Italien und Spanien. Nur ihr Verlauf war verschieden. In den nordischen Staaten, in Schottland und England hat sie unbestritten gesiegt, und wer behaupten wollte, daß sie diesen Ländern Unsegen gebracht habe, dem würde niemand glauben. Das Unglück Deutschlands war die dauernde Spaltung, die entstand, da weder die neue Richtung zum vollen Siege zu gelangen, noch die alte Kirche jene zu unterdrücken vermochte.

Das lag an ganz besonderen Verhältnissen, die in Deutschland bestanden, zum Teil tief eingewurzelt, zum Teil eben ins Leben tretend, als die lutherische Bewegung das Volk ergriff.

Deutschland war damals längst kein einheitlicher Staat mehr, wenn es je früher einer gewesen war. Nichts ist verkehrter, als die Reformation dafür verantwortlich zu machen, daß das Deutsche Reich seine Einheit verlor: es besaß sie schon seit drei Jahrhunderten nicht mehr, und gerade die letzten Jahrzehnte vor Luthers Auftreten hatten den Zustand mächtig gefördert, daß nicht der Kaiser, sondern die Landesherren regierten. Die gesamten staatlichen Hoheitsrechte in weltlichen Dingen hatten sie längst, auch gegenüber der Kirche war ihre Macht und ihr Einfluß im Steigen, die Anfänge eines landesherrlichen Kirchenregiments konnte man in den größeren Fürstentümern und Reichsstädten überall beobachten. Darum hing die letzte Entscheidung auch in der lutherischen Frage, als sie an das Reich herantrat, nicht vom Kaiser ab, der nur Gesetze und Verordnungen erlassen konnte, sondern von den Ständen des Reichs, den Fürsten, Grafen, Herren und Städten, die die Verordnungen auszuführen hatten. Daß die Entscheidung da nicht einheitlich ausfiel, wen kann das wundern?

Aber wenn sie nun auch verschiedene Wege einschlugen, wenn der eine Fürst die Lutherischen schützte und den kaiserlichen Mandaten die Ausführung verweigerte, während der Nachbar ihnen diensteifrig nachkam, so waren doch beide Teile weit davon entfernt, einander deshalb zu bekämpfen. Es ist der hervorstechende Zug der jungen Bewegung und ihr

eigentliches Merkmal in Deutschland, daß das Bestreben, die Andersgesinnten außerhalb des eigenen Herrschaftsbereichs zu vergewaltigen, vollständig fehlt. Ein jeder Stand, ob altgläubig oder Neuerer, ist völlig damit zufrieden, wenn er in den eigenen Grenzen unbehelligt bleibt. Man hat es oft als die Schwäche der evangelischen Partei gerügt, daß sie so gar keine ernsthafte politische Propaganda, gar keine Machtpolitik zu treiben verstanden habe, und in der Tat, die Ausnahmen von dieser Regel sind verschwindend selten. Von dem streitbaren, welterobernden Charakter des Calvinismus zeigt die lutherische Reformation gar nichts. Sie lebt der Überzeugung, daß die Wahrheit durch sich selbst siegen werde, daß es keiner irdischen Mittel bedürfe, ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Auch die calvinistische Richtung, die darüber so ganz anders dachte, hat auf deutschem Boden von ihrem Kampfeseifer sehr viel verloren.

Man greift es mit Händen, wie hier deutsche und französische Art sich scheiden. Dem Deutschen ist die Freiheit die Hauptsache; läßt man ihn auf seine Art leben und sterben, so begehrt er nichts mehr. Der Franzose dagegen will herrschen, andere seinem Willen unterordnen, ihnen die eigne Art — Sprache, Sitte, Glauben — aufzwingen. In diesem Sinne verriet der Calvinismus seinen französischen Ursprung, die lutherische Reformation war deutsch und blieb es. Ihr genügte es von Anfang an, daß ihre Anhänger die Möglichkeit behielten, ihres Glaubens zu leben. Freilich nicht in dem Sinn, wie wir es heute verstehen würden. Nicht jeder einzelne Mensch hat ein Recht der freien Wahl. Das wäre den Leuten des sechzehnten Jahrhunderts anstößig erschienen, daß die Untertanen, das Volk, in solchen Fragen entscheiden durften. Wie alles im öffentlichen Leben, so ist auch dies Sache der Obrigkeit, der Herrschaft. Nur für sie gilt in vollem Maße das Recht der freien Bekenntniswahl. Ein Fürst und Herr soll die Stellung wählen, die sein Gewissen ihm vorschreibt, und wer in seinen Grenzen auf seinem Boden sitzt, hat sich danach zu richten. Das versteht sich im Grunde von selbst, denn das Land gehört ja dem Fürsten. „Wes Land, des Glaube!" An diesem Grundsatz hat niemand in Deutschland damals Anstoß genommen. Nur den Zwang der Gewalt will man dabei nicht dulden; das Recht des Auswanderns soll den Leuten bleiben, das ist das mindeste, was man fordert. Darüber hinaus will man es auch nicht ertragen, daß die Untertanen, die, einmal ihrem Herrn folgend oder mit seiner Duldung, den neuen Glauben angenommen haben, zur Rückkehr in die alte Kirche gezwungen werden, wenn es dem Fürsten gefällt. Die volle religiöse Toleranz, wie wir sie ver-

stehen, ist das nicht, aber der Anfang dazu ist doch schon gemacht; und wer mit historischem Maßstab mißt, wird gestehen müssen: die Reformation ist von Anbeginn an in Deutschland toleranter, als man für jene Zeit erwarten sollte. Aber auch die katholischen Reichsstände sind ursprünglich diesem Standpunkt nicht fremd. Auch sie begnügen sich, den alten Glauben für ihre eignen Gebiete aufrechtzuhalten, Gewalt gegen die andersdenkenden Nachbarn zu brauchen liegt ihnen fern. Deutschland war also zunächst auf dem besten Wege, ein Land des Nebeneinanderbestehens und der gegenseitigen Anerkennung beider Bekenntnisse zu werden. Bei allen Gewaltsamkeiten, die auch in dieser Bewegung zuerst an einzelnen Stellen auftraten, ist doch die Gesamtrichtung unverkennbar: sie geht auf Toleranz und Parität. Blieb es dabei und durften die Dinge sich frei und ungehindert entwickeln, so ist es mindestens sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß mit der Zeit und ohne Lärm und Gewalt die Reformation ganz Deutschland, vielleicht mit Ausnahme einiger weniger Landschaften wie Bayern, erobert haben würde. Fremden Beobachtern schien dies noch gegen Ende der fünfziger Jahre kaum mehr zweifelhaft.

Aber die Dinge durften sich nicht frei und ungestört entwickeln, wie es den deutschen Verhältnissen und der deutschen Art entsprochen hätte. Von Anfang an gab es eine Macht, die von außen her störend eingriff. Das war Kaiser Karl V. Er war kein Deutscher, war in den Niederlanden geboren und aufgewachsen, hatte seine Erziehung in Spanien vollendet, sprach das Deutsche kaum und fühlte sich in erster Linie als Herzog von Burgund und Herr der Niederlande, nächstdem als König von Spanien. Die deutsche Art kannte und verstand er nicht und beurteilte in Deutschland alles nach burgundisch-niederländischen oder spanischen Gesichtspunkten und Interessen. Als deutscher Kaiser konnte er auch in Deutschland eine kirchliche Richtung nicht dulden, die den Spaniern einfach als Ketzerei und Unglaube erschien. Er hätte sich dadurch in ihren Augen unmöglich gemacht. Daher seine stets wiederholten Bemühungen, die deutschen Protestanten mit Güte oder Gewalt in den Schoß der alten Kirche zurückzuführen, Bemühungen, die in Deutschland niemand recht verstand und selbst die katholischen Fürsten nur lau und mangelhaft unterstützten.

Man darf es darum ohne Übertreibung aussprechen: daß es zu einem offenen Kampf um die Konfession, zum Glaubenskrieg überhaupt gekommen ist, war das Werk des burgundisch-spanischen Kaisers, den Deutschland damals zu erdulden hatte. Kann man es den Protestanten verübeln, daß sie sich gegen diesen Kaiser auflehnten, gegen ihn die Hilfe des Aus-

lands anriefen und ihn schließlich mit französischer Hilfe stürzten? Es war ja ein fremder Herrscher und eine ausländische Fremdherrschaft, was ihnen in Karl gegenüberstand und dem deutschen Volk etwas aufzwingen wollte, was seiner Art widerstrebte, die „viehische spanische Servitut", wie man damals sagte. Man vertrieb den Teufel durch Beelzebub, indem man gegen die spanischen Soldaten des Kaisers, da alles andere nicht half, schließlich die Franzosen herbeirief.

Wie es in den Anfängen war, so ist es auch weiterhin geblieben. Immer ist die katholische Sache, die Wiedergewinnung des verlorenen Bodens, die sogenannte Gegenreformation in Deutschland ein fremdes Unternehmen gewesen, vom Ausland her geplant, von ausländischen Mitteln gespeist, im Lande selbst nur von einer Minderheit getragen. Rom war die Stelle, von wo die Leitung ausging, die meisten und erfolgreichsten Arbeiter stellte die Gesellschaft Jesu, eine spanische Schöpfung, ein Erzeugnis spanischen Geistes, gegründet eigens zum Kampf gegen alles, was nicht römisch sein wollte. Dies waren die Kräfte, die den blutigen Zwist nach Deutschland trugen, einen Zwist, der die Fürsten unter sich und mit ihrem Volk verfeindete. Es ist doch einfach nicht wahr, daß die Jesuitenmission mit ihren Erziehungsanstalten einen großen Teil des deutschen Volkes in allem Frieden zur alten Kirche zurückgeführt habe. Bekehrt haben die Jesuiten nur einige wenige Fürsten und einen Teil des Adels, indem sie ihnen die unduldsame, gewalttätige spanische Denkweise einflößten. An diese allein hielten sie sich grundsätzlich, am Volk war ihnen nichts gelegen. Während sie in den obern Schichten ihre Ernte schnitten, reifte in den Massen die Saat der Reformation. Gerade als die katholische Gegenbewegung in der Oberschicht auf dem Höhepunkt stand, zu Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, war der protestantische Glaube auch in Landschaften, wo er seitdem verschwunden ist, die allgemeine Volksreligion. Am Niederrhein und in Westfalen, in Österreich, in Böhmen und in den Alpenländern waren Bauern und Bürger und die ungeheure Mehrheit des Adels evangelisch, und nur das Herrscherhaus, die Habsburger, katholisch.

Das ist dann anders geworden. Angetrieben von ihren Beichtvätern aus der Gesellschaft Jesu haben die Fürsten in Österreich und anderswo das protestantische Bekenntnis ausgerottet, und man weiß, mit welchen Mitteln: mit Feuer und Schwert und Drangsal jeder Art. Es machte ihnen wenig aus, ihre besten und wertvollsten Untertanen in Scharen zum Lande hinauszutreiben. Der spätere Kaiser Ferdinand II. hat es ja, als er noch Erzherzog von Steiermark war, offen ausgesprochen, er wolle

lieber über eine Wüste herrschen als über Ketzer. Er hat danach gehandelt, wo er zur Regierung kam, in Österreich und Böhmen, immer mit dem Erfolg, daß das Land seine besten Leute verlor und streckenweis zur Einöde wurde. Er hat schließlich den Versuch gemacht, dieses Verfahren auf ganz Deutschland auszudehnen, und es entstand daraus der Dreißigjährige Krieg. Wir brauchen das Wort nur auszusprechen, was es besagt, weiß jeder von uns.

Da ist denn die bittere Feindschaft ins Kraut geschossen, mit der von nun an die Angehörigen der beiden Bekenntnisse auf mehr als ein Jahrhundert einander gegenüberstanden.

Also nicht die Reformation ist schuld daran, daß Volk und Reich in zwei feindliche Hälften auseinandersprangen. Ihretwegen hätte man sich in Deutschland auch fernerhin nicht schlechter vertragen als bisher. Die Reichsverfassung erlaubte es, daß verschiedene Bekenntnisse nebeneinander bestanden, und die Art des Volkes neigte dazu, sich gegenseitig zu dulden. Die Kirchenspaltung wäre nie zur Spaltung der Nation geworden, wäre die Gegenreformation nicht gekommen — von außen hereingetragen, eine fremde und fremdartige Bewegung, vom Ausland und mit ausländischen Kräften betrieben und schließlich nur dem Ausland von Nutzen. Spanische Hauspolitik war es auch, die beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges stützend und treibend hinter den deutschen Habsburgern stand und den großen Brand entzünden half. Will man den Protestanten vorwerfen, daß ihnen Gustav Adolf zu Hilfe kam, den niemand gerufen hatte, der sich als Retter geradezu aufdrängen mußte, wie darf man vergessen, daß Kaiser Ferdinand schon dreizehn Jahre früher den Beistand Spaniens zum bevorstehenden Kampf durch das Versprechen der Abtretung des Elsaß erkauft hatte und daß spanisches Geld und spanische Soldaten ihm den Sieg am Weißen Berge erfechten halfen?

Aber es wäre doch nur ein halber Trost, wenn wir uns weiter nichts sagen dürften, als daß die Spaltung Deutschlands wohl eine Folge der Reformation, aber nicht ihre Schuld ist. Wir hätten nichts damit gewonnen, wenn wir nur feststellen dürften, daß für die schlimmen Folgen der Reformation nicht sie selbst, sondern ihre Gegner verantwortlich sind. Sie bliebe darum doch ein Unsegen für das deutsche Volk. Wir haben Besseres; mit voller Überzeugung dürfen wir es bekennen: die Reformation war ein Segen, sie ist es noch und wird es bleiben, für den Einzelnen, der sich ihr aus Überzeugung anschließt, wie für das Ganze des Volkes.

*

Wir sprachen bisher nur von den Schäden, die aus der Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts hervorgingen. Sie hat aber auch ganz anderes gebracht, sie hat neue Werte geschaffen, hat unser Volk bereichert und gehoben, ja seinen besten Kräften eigentlich erst ans Licht verholfen.

Zu den Schätzen, die wir ihr verdanken, gehört zuallererst die Gestalt ihres Führers. Jedes Volk braucht Helden, Männer, zu denen es aufsehen kann, denen es nachfolgen will und die es doch als seinesgleichen erkennt. Wenn die Geschichte sie ihm versagt, so dichtet es sie, wie die Schweizer, die die Mängel ihrer heldenlosen Geschichte durch die Sagen von Tell und Winkelried ergänzen. Gibt es einen Mann, der, wäre nicht der Zwiespalt des Glaubens, besseren Anspruch hätte, als Held seines Volkes verehrt zu werden, als Martin Luther? Vom Volkshelden erwartet man, daß er in gesteigerter Höhe darstelle, was das Beste an seinem Volke ist. In Martin Luther verkörpern sich wie in keinem andern die Eigenschaften, die wir dem Deutschen am liebsten zuschreiben, wenn wir ihn schildern, wie er sein soll: die gewaltige Kraft des Willens und die Tiefe und Zartheit der Empfindung; die unbestechliche Aufrichtigkeit des Geistes und die unerbittliche Strenge des Gewissens. Sie waren es, die ihn zum Reformator der deutschen Frömmigkeit machten, die ihm den Mut gaben, vor Kaiser und Reich zu bekennen, was er glaubte, unbekümmert um die Folgen: ich kann nicht anders, helfe mir Gott! Ein Vorbild und eine Mahnung für jedermann, groß oder klein, hoch oder niedrig, ein Führer auf allen Pfaden des Lebens. Einst fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hände, in dem ein Ungenannter, der sich als Katholik zu erkennen gab, das Geständnis ablegte: Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms, unerschütterlich, vor Kaiser und Reich nicht zurückweichend von seiner Überzeugung, das sei der Mann, den auch deutsche Katholiken als ihren Helden verehren könnten. Ich zweifle, ob dieses Bekenntnis in katholischen Kreisen viele Unterschriften finden würde, aber als ein Zeugnis dafür, daß auch deutsche Katholiken die deutsche Kraft und den deutschen Ernst an diesem ihnen sonst so fremden Manne als verwandte Eigenschaften erkennen, ist es wertvoll. Und ist denn nicht sein großes Bekenntnislied im Weltkrieg von Katholiken und Protestanten zugleich gesungen worden?

Er wäre der Held des Volkes, auch wenn er weiter nichts getan hätte, als seinen Glauben zu bekennen und sein Leben zu leben. Wir haben ihm aber noch anderes zu danken, Werte, von denen wir alle Tage zehren, die ein gut Stück unser selbst geworden sind, die wir gar nicht mehr hinwegdenken können, so daß wir nur zu leicht vergessen, wer sie uns gab.

Ich lasse einem Nichtprotestanten das Wort. Ignaz Döllinger, der katholische Theologe, einst ein leidenschaftlicher Gegner der Reformation, dann aus wissenschaftlicher Überzeugung ein ebenso scharfer Gegner des römischen Papsttums, er bezeugt von Luther, daß er den Deutschen mehr gegeben habe, als jemals ein christlicher Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. „Und alles“ — so fährt Döllinger fort — „was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, das nahm sich matt und kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit. Sie stammelten, er redete. Nur er war es, der wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen, können nicht anders: sie müssen reden mit seinen Worten, müssen denken mit seinen Gedanken.“

Döllinger hat mit dem Tiefblick, der dem gelehrten und geistvollen Historiker eigen war, den Punkt getroffen, an dem die ganze Größe und Tragweite der Reformation erkennbar wird: sie hat nicht nur ihre eignen Anhänger ergriffen, sie hat auch die Gegner mit fortgezogen. Das gesamte deutsche Denken und Leben ist durch sie umgestaltet worden. Es muß doch etwas in Luthers Erscheinung gewesen sein und in dem, was er sprach und tat, das bei der Masse der Deutschen, hoch und niedrig, auf eine verwandte Saite traf und sie zu vollem Klingen brachte; eine gleichgeartete Kraft, deren Wirkung auch Gegner sich nicht entziehen konnten, die sie trieb, ihm persönlich zu huldigen, wie jener Herzog von Braunschweig, der dem Mönch, ohne ihm sonst zu folgen, auf dem Wormser Reichstag einen Krug Bier zur Erfrischung sandte. Wiederum hat es Döllinger am besten gekennzeichnet, wenn er sagt: „Es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt worden wäre. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers.“ Sie gehörten von Anfang an zusammen, Luther und das deutsche Volk. Was er aussprach, das waren Gedanken und Empfindungen des Volkes, und die Art, wie er es sagte, war so deutsch, wie man es noch nie erlebt hatte und vielleicht nie mehr erleben wird.

Darum drang sein Wort vom ersten Tage an ins ganze Volk. Eine wahre Volksbewegung war die Reformation von Anfang an. Die Fürsten und Minister übertrieben nicht, wenn sie den Boten des Papstes immer wieder versicherten, man könne es nicht wagen, gegen den Wittenberger Mönch und seine Lehre vorzugehen, der gemeine Mann sei schon zu erregt

und würde es nicht dulden, es könnten gefährliche Unruhen daraus entstehen.

Eine Sache des Volkes ist die Reformation auch weiterhin geblieben. Wir sprachen schon davon, wie die Bauern und Bürger in Österreich, in den Alpenländern, in Böhmen zu Tausenden und aber Tausenden Heimat und Haus verließen, um dem Zwang zum katholischen Bekenntnis zu entfliehen. In Oberösterreich konnten die Söldner Ferdinands II. den Bauernaufstand nur mit Wortbruch und brutaler Gewalt ersticken. Der trotzige Widerstand der niedersächsischen Bevölkerung war es, der zuerst Wallenstein die Augen öffnete über die Verkehrtheit der kaiserlichen Gewaltpolitik. Es ist nicht zuviel gesagt: wo immer in jenen Tagen das deutsche Volk frei hat wählen dürfen, nicht gehemmt von obrigkeitlichem Zwang oder verführt von ausländischen Einflüsterungen, da hat es sich für die Reformation entschieden. In ihr fand die deutsche Seele den ihr eigentümlichen Ausdruck für das Höchste und Tiefste, was sie bewegte.

Man kann in allen Sprachen beten, man kann die Gottheit verehren in mancherlei Formen, wie man auch in fremden Sprachen dichten und reden kann und es oft und lange getan hat. Aber das Eigenste und Innerste läßt sich doch nur in der Muttersprache sagen; erst wer sie sprechen darf, dem ist die Zunge wahrhaft gelöst. Kann man sich vorstellen, Goethe hätte seinen Faust, Schiller seinen Tell, Wagner die Meistersinger auf Lateinisch oder Französisch gedichtet? Das Geistesleben aller europäischen Nationen fängt an zu blühen und zu tragen mit dem Augenblick, wo es das Zwangsgewand des Latein abtut und sich ganz in die eigene Volkssprache kleidet. So ist es auch mit den Formen der Religion. Sie können alle getragen werden, aber eine wird jedem Volk nach seiner geistigen, seelischen Natur am besten eignen. Wenn es sie gefunden hat, wird es sich freier bewegen und schaffen, wird hervorbringen, was in ihm lag, und wird sein Bestes leisten.

Wie paßt doch dieser Satz gerade auf unser Volk! So ist es freilich nicht, als ob nun die Annahme des protestantischen Bekenntnisses überall in deutschen Landen sofort einen Blütenfrühling geistigen Lebens und Schaffens erzeugt hätte. Man weiß ja, daß es umgekehrt war, der Streit um den Glauben und die Lehre, zu dem die Bewegung bald entartete, hat alles eher als befruchtend gewirkt. Die Religionskriege, die sich anschlossen, mit ihren entsetzlichen Folgen, taten ein Übriges, daß das Jahrhundert nach Luther beim besten Willen nicht schöpferisch genannt werden kann. Von Generationen, die um Glaubenssätze streiten müssen und ihr äußeres Leben durch Verfolgung und Krieg fast vernichtet sehen, kann

man keine großen geistigen Schöpfungen erwarten. Erst als die Wasser des Kampfes sich verlaufen hatten, als Jahreszeit und Witterung günstig waren, konnte die Saat aufgehen, die die Reformation in den Acker des deutschen Geistes gelegt hatte. Dann aber, nachdem der Streit mit Wort und Schwert überwunden, der Friede eingekehrt war, wie üppig sprießt es allenthalben!

Ich habe vor Jahren schon meine Ansicht öffentlich ausgesprochen, „daß alle größeren Schöpfungen, mit denen das deutsche Volk seit der Reformation am Kulturleben der Welt teilgenommen hat, mit einziger Ausnahme der Tonkunst, die ihrer eigenen Sphäre angehört, aus dem protestantischen Volksteil hervorgegangen sind. Was die Welt als deutsche Kultur kennt, das ist im wesentlichen protestantischen Ursprungs." Das hat vielfach Widerspruch erfahren. Aber ich muß den Satz aufrechthalten. Manche, die ihm widersprechen, haben ihn wohl nicht ganz richtig gelesen. Mir so wenig wie einem andern vernünftigen Menschen ist es in den Sinn gekommen, zu verkennen, daß es in Deutschland auch katholische Gelehrte, Dichter und Künstler gegeben hat, deren Werke wir nicht missen möchten. Ein Schriftsteller aus der Gesellschaft Jesu hat mir einen endlosen Katalog solcher Namen entgegengehalten, um zu beweisen, daß die deutsche Geistesbildung nicht ausschließlich protestantisch, sondern paritätisch sei. In merkwürdiger Begriffsverwirrung führt er auch eine Menge Männer auf, die vor der Reformation lebten, wodurch seine Liste freilich an Umfang nicht wenig gewinnt. Er hätte sie noch dreimal länger machen, noch mehr Mittelmäßigkeiten und Nieten in sie einreihen können, und würde doch nichts bewiesen haben. Nicht darum handelt es sich ja, wie viele deutsche Katholiken man aufzählen kann, deren Namen im Konversationslexikon stehen, sondern woher die Schöpfungen stammen, die dem deutschen Geiste eigentümlich sind, in denen er sein Bestes und Höchstes leistet, die Schöpfungen, mit denen das deutsche Volk selbständig und fördernd in die Entwicklung des Menschengeistes eingegriffen hat. Stellt man die Frage so, fragt man, welche Namen den deutschen Anteil an der geistigen Weltkultur darstellen, so lautet die Antwort: Luther, Goethe und Kant, etwa noch Hegel. Wer den Kreis weiter ziehen will, mag Leibniz, Lessing, Schiller, Ranke, Helmholtz und Bunsen nennen. Lauter Söhne des Protestantismus — das katholische Deutschland hat keinen Namen aufzuweisen, der in diese Reihe passen würde. Man hält uns wohl die Romantik entgegen; sie soll eine Schöpfung des katholischen Deutschland sein. Mit Unrecht sagt man das. Die Wiege der Romantik stand in märkischem Sand, Arnim und Tieck sind ihre

Väter, E. T. A. Hoffmann und Jean Paul ihre größten Vertreter, Brentano und Eichendorff, die Katholiken, nur Mitläufer.

Man wird mir hoffentlich den Unsinn nicht unterschieben wollen, als wollte ich sagen, ein Deutscher könne nur im protestantischen Bekenntnis den wahren Ausdruck seiner Religiosität finden. Keine Nation besteht ja aus lauter völlig gleichgearteten Individuen, jede Volksart ist ein mehrseitiges Prisma, in dem das Licht sich in verschiedenen Farben bricht, und vielleicht hat gerade die deutsche Art der Seiten mehr als andere. Darum dürfen wir auch im Geistesleben keine Uniform tragen, vielmehr uns der Mannigfaltigkeit freuen, in der auf dem Boden unserer Nation die Blumen und Früchte wachsen. Bewahren wir uns auch die Freiheit und Unbefangenheit, die das nicht weniger zu schätzen und zu genießen weiß, was der eigenen Art nicht gleicht, und hüten wir uns vor der Engherzigkeit, die alles ablehnt, was nicht auf dem eigenen Beet gezogen ist! Ob man aber überhaupt ein Recht hat, von katholischer Geisteskultur als einer selbständigen, unbeeinflußten Ausdrucksform deutscher Art zu sprechen? Vielleicht würde eine genaue Untersuchung ergeben, daß die Einwirkungen protestantischer Vorbilder stärker sind, als man denkt. Von dem, was sich so stolz katholische Wissenschaft zu nennen liebt, läßt sich jedenfalls sagen, daß, was davon brauchbar ist, aus protestantischer Schule stammt und protestantischen Vorbildern folgt. Doch sei dem, wie ihm wolle: die Leistungen unserer katholischen Volksgenossen voll zu würdigen, hindert uns nichts, wenn wir auch dabei bleiben: das Volk der Dichter und Denker ist dort am erfolgreichsten gewesen, wo sein Dichten und Denken in protestantischer Luft gedeihen konnte.

Wir sind aber schon lange nicht mehr nur das Volk der Dichter und Denker; wir sind ein Volk der Wirklichkeit und Tat geworden. Wer will bestreiten, daß auch auf diesem Felde die größere Leistung, die Führung bei der protestantischen Hälfte ist? Es genüge, an eines zu erinnern: den preußischen Staat, dies Stärkste und Beste, was die schaffende Tat auf deutschem Boden hervorgebracht hat, und eine der größten Leistungen menschlichen Willens in der gesamten Weltgeschichte. Es war weder Zufall noch teuflische Paarung von List und Gewalt, was diesem Staat die Führung in Deutschland verschaffte, es war die Logik der Tatsachen und die Natur der Dinge. Daß auch er eines Tages erlegen ist, spricht nicht dagegen. Es ist eine kecke Umdrehung der Tatsachen, wenn man den Sturz des preußisch-deutschen Reiches zum Beweise der Behauptung anführt, daß seine Gründung verfehlt gewesen sei. Hat das Kunstwerk eines Phidias etwa nichts getaugt, weil es von Barbaren zerschlagen wurde?

Ist das Uhrwerk schlecht, das stehen bleibt, wenn es nicht regelmäßig aufgezogen wird? Wer die Wahrheit sehen will, müßte es längst wissen, daß auch das Deutsche Reich nicht an den Fehlern seiner Entstehung, sondern an den Fehlern seiner späteren Leitung zugrunde gegangen ist. Es ist nicht an einer angeborenen Krankheit gestorben, es ist verunglückt. In den Abgrund stürzen kann auch der Gesündeste und Stärkste, wenn er den rechten Weg verfehlt. Die gewaltige Kraft, mit der das Deutsche Reich noch im Sturze sich gegen den Tod gewehrt hat, der vierjährige Verzweiflungskampf gegen die ganze Welt sollte allein jeden Zweifel darüber verstummen lassen, daß dieser Staat alles übertraf, was die deutsche Nation sonst geleistet hat.

Stellen wir nun die Frage an die Gegner: was wäre aus der deutschen Nation geworden, wenn das katholische Österreich ihre Führung behauptet hätte? Die Tatsachen geben darauf eine Antwort, die keiner Erläuterung bedarf, die Geschichte hat ihr Urteil gesprochen, laut und deutlich. Österreich, die katholische Großmacht, ist verschwunden, es hat sich als nicht lebensfähig erwiesen. Deutschland, das vom protestantischen Preußen geschaffene Deutsche Reich, ist gefallen, aber es besteht fort und wird sich wieder erheben.

*

Wir sehen uns, am Ende unserer Betrachtung angelangt, zu ihrem Ausgangspunkt zurückgeführt. Die Prüfung, die wir vornahmen, hat ergeben, daß wir keinen Grund haben, das Ereignis der Reformation unter dem Gesichtspunkt unserer nationalen Entwicklung zu beklagen. Sie war und ist ein Segen für das deutsche Volk, nicht zu teuer erkauft mit all dem Trüben und Schweren, das sich an sie gehängt und den Weg unseres Volkes steiniger und dorniger als den irgend eines andern gemacht hat. Was in der Vergangenheit das Rechte war, wird auch für die Zukunft die beste Richtschnur bleiben. Auch künftig wird uns die Reformation ein Segen sein, wenn wir den Willen und die Kraft haben, ihr treu zu bleiben als echte Protestanten. Dazu genügt es freilich nicht, daß wir uns in die Listen der Volkszählung als Protestanten eintragen. Man ist noch lange nicht Protestant, wenn man weder Katholik noch Jude ist und sich noch scheut, sich für konfessionslos zu erklären. Protestant sein ist ein positiver Begriff; es bedeutet viel und fordert viel, es ist eine Sache der Gesinnung. Es heißt nicht, um Glauben und Meinungen streiten und an Formeln kleben; es heißt nicht, andere bekämpfen oder bekehren wollen; auch nicht sich überheben in dem eitlen Gefühl, etwas Besseres zu sein als die andern. Es heißt, die Freiheit und Achtung, die man

für sich fordert, auch andern gern und willig einräumen und jedem das Seine geben, in der Überzeugung, daß allen Teilen und dem Ganzen am besten gedient ist, wenn ein jeder nur sich bestrebt, den eigenen Glauben durch Tat und Wandel zu bekennen und zu bewahren im wechselseitigen Wettstreit zum Guten. Es heißt aber vor allem, dem Beispiel Martin Luthers folgen, das innerste und persönlichste Leben, Überzeugung und Gewissen keiner fremden Autorität unterordnen, das aber, was man ist, jeden Augenblick ganz sein, und überall dort, wo Überzeugung und Gewissen zu sprechen haben, auch einer Welt zum Trotz bei dem zu bleiben, was man für wahr und recht erkannt hat: hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!

Gustav Adolf, Deutschland und Europa

(1932)

Deutschland hat in diesem Jahr den 100. Todestag seines größten Dichters begangen, und die Welt hat teilgenommen an dieser Huldigung vor einem Helden des Geistes. Wenn heute Schweden sich anschickt, seines größten Königs zu gedenken, der vor dreihundert Jahren fiel als ein Kriegsheld, wie es wenige gegeben hat, so hat Deutschland, und nicht nur Deutschland ein Recht und eine Pflicht, an dieser Feier teilzunehmen. Nicht Schweden allein gehört Gustav Adolf an, Deutschland und Europa haben gleiches Anrecht an ihn, ihren Geschicken hat er eine entscheidende Wendung gegeben. Wie ein Meteor am Himmel der Staatenwelt scheint sein Stern aufzuleuchten, um schon nach wenig mehr als zwei Jahren wieder zu erlöschen. Aber das Licht, das er ausstrahlte, erhellt noch im Nachglanz alle folgenden Jahrhunderte. Die Geschichte des Abendlands, seiner Staaten und seines Geistes, wie sie sich seitdem entwickelt haben, ist ohne ihn nicht denkbar.

Es ist ihm nicht erspart geblieben, von den Feinden der Sache, der er diente, geschmäht, von manchen ihrer Freunde verleugnet zu werden. Der Haß katholischer Schriftsteller hat sich nie genugtun können, ihn als ehrgeizigen Eroberer zu verleumden, dem das kirchliche Bekenntnis nur Vorwand und Deckmantel für seine selbstsüchtigen Pläne gewesen sei. Protestantische Gelehrte haben es ihm nicht verziehen, daß er Deutschlands Kräfte auszubeuten gezwungen war; andere haben gefunden, er sei zum Heile Deutschlands zu rechter Zeit gestorben. Die einen wie die andern haben ihn nicht verstanden. Versteht man ihn, so gibt es für den ehrlichen Katholiken heute keinen Grund, ihn zu hassen, für den deutschen Patrioten erst recht keinen, die dankbare Verehrung, die wir ihm schulden, mit Vorbehalten zu umgeben.

Die Welt, in der Gustav Adolf lebte, war in zwei große geistige Heerlager gespalten, wie sie es nie wieder gewesen ist. Niemals haben die Gegensätze zwischen Revolution und Reaktion, Kapitalismus und Marxismus so sehr die Völker beherrscht und die Beziehungen der Staaten zueinander bestimmt, wie es der Widerstreit katholischen und evangelischen Bekenntnisses seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts tat. Aber ein Irrtum wäre es zu glauben, die Entschließungen der Herrscher und Staatsmänner seien lediglich von konfessionellen Gesichtspunkten eingegeben gewesen.

So stark diese auch wirkten, die großen politischen Interessen kamen darüber nicht zu kurz. Das Eigentümliche an den damaligen Verhältnissen ist vielmehr, daß die einen mit den anderen sich deckten, so daß die Bekenner eines Glaubens meist auch durch materielle oder dynastische Beweggründe zusammengeführt wurden. Auf der katholischen Seite war dies im höchsten Maße der Fall. Der Kampf, den der König von Spanien gegen die abgefallenen Niederlande führte, wurde am verwandten Kaiserhof ebenso als eigene Angelegenheit betrachtet, wie man in Madrid und Brüssel den Krieg des Kaisers und der Katholischen Liga gegen die protestantischen Reichsstände von Anfang an zur eigensten Sache gemacht hatte. Nicht ganz so stand es im Lager der Evangelischen. Ihre Schwäche und der eigentliche Grund ihres Mißerfolges war es, daß die besonderen Interessen der einzelnen Mächte nicht immer übereinstimmten, bisweilen sich geradezu kreuzten.

Für Schweden galt das nicht. Durch den Übertritt zum Luthertum waren das Königtum der Wasas und der schwedische Staat geworden, was sie waren. Im Kampf gegen die ältere Linie des Königshauses, die, auf den polnischen Thron gelangt, Polen zuliebe katholisch geworden war, hatte die jüngere, hatte auch Gustav Adolf den Thron bestiegen. Der Krieg gegen Polen, wo man ihm die Anerkennung versagte und die Hoffnung nicht aufgab, ihn zu verdrängen und Schweden zur römischen Kirche zurückzuführen, dieser Krieg war seine eigentliche Lebensaufgabe, und in ihm fielen die konfessionellen mit den dynastischen und staatspolitischen Beweggründen zu untrennbarer Einheit zusammen. Daraus erklärt sich auch sein Eingreifen in den deutschen Krieg.

Als Gustav Adolf am 26. Juni 1630 auf Rügen an Land stieg, schien die Sache der Protestanten verloren. Ihre Heere waren eines nach dem andern geschlagen und vernichtet. Den Süden des Reiches beherrschte der Katholizismus vollständig, Norddeutschland, bisher fast ganz protestantisch, lag dem Kaiser zu Füßen, die katholische Reaktion hatte auch hier freie Bahn. Wallenstein hatte ganz Mecklenburg im Besitz, Tilly einen Teil von Braunschweig. Katholische Bischöfe hielten in die Bistümer ihren Einzug, Mönche und Nonnen kehrten zurück. Der letzte der Vorkämpfer des deutschen Protestantismus, König Christian IV. von Dänemark, hatte die Waffen gestreckt und im Januar 1629 zu Lübeck Frieden geschlossen. Jeder fernere Widerstand schien aussichtslos. Blieb es dabei, so war vorauszusehen, daß das protestantische Bekenntnis im günstigsten Falle in Kursachsen und Brandenburg, in Thüringen und Hessen vorläufig geduldet wurde, eine örtliche Besonderheit ohne Bedeutung für die Zukunft.

Das wollte Gustav Adolf verhüten. In dem Manifest, das seinen Eintritt in den Krieg rechtfertigte, heißt es, er ergreife die Waffen „allein zu seiner und der Seinigen, auch der allgemeinen Freiheit Schutz, bis so lang die Freunde und Benachbarten in den Stand gesetzt worden, in welchem vor diesem Krieg die ganze Nachbarschaft ruhiglich geblühet". Bei anderer Gelegenheit sprach er sich dahin aus, er hätte sich „dieses teutschen Wesens zuvorderst zu Behauptung eigener Sicherheit, dann aus Mitleiden gegen seine Religionsverwandten, durchaus aber aus keiner Ambition angenommen. Wann er diese eliberieret (befreit) und den Kaiser dahin gebracht, daß derselbe mit ihm in guter Nachbarschaft leben müßte, würde er sich leicht kontentieren und vergnügen an dem Titulo restauratae Germanicae libertatis". Also zur Vertreibung der kaiserlichen Macht aus dem eroberten Norddeutschland, zur Wiederherstellung des früheren Zustandes, vor allem aber „zur Behauptung eigener Sicherheit" will er die Waffen ergriffen haben. War er denn bedroht?

Allerdings war er es, und das aufs ernsteste. Längst wußte er, wußte man, daß der Kaiser nicht an der Küste der Ostsee stehen zu bleiben gedenke. Große Pläne wurdeu in Wien und Madrid gesponnen: brechen wollte man den Widerstand der Niederlande, indem man ihren Ostseehandel, die vornehmste Quelle ihres Reichtums, zerstörte, dem Kaiser und den Spaniern die Herrschaft auf diesem Meere sicherte. Wallenstein selbst betrieb den Plan, hatte sich im voraus zum „General des baltischen Meeres" ernennen lassen. Die fehlenden Schiffe sollten die Hansestädte hergeben, man verhandelte deswegen mit ihnen, und schon hieß es, die sich sträubenden müßten mit Gewalt gezwungen werden. Die Belagerung von Stralsund konnte wohl die Einleitung dazu werden. Wurden diese Pläne Wirklichkeit, so war für Schweden jede Aussicht auf wirtschaftliche Selbständigkeit dahin, es mußte sich der spanischen Handelspolitik unterwerfen. Mehr als das, der Angriff des Polenkönigs auf Schweden war dann nur eine Frage der Zeit, und die Eroberung und gewaltsame Zurückführung des Landes in den Schoß der römischen Kirche durch die vereinten polnisch-kaiserlich-spanischen Waffen keine Frage mehr. Das war die Bedrohung, der Gustav Adolf sich selbst, sein Reich, seinen Glauben ausgesetzt sah. Daß die kaiserliche Machtstellung an der Ostsee und in Norddeutschland verschwinde, war für ihn, sein Haus und das lutherische Schweden eine Lebensfrage. Staatspolitische, dynastische und konfessionelle Gesichtspunkte flossen in eines zusammen.

Nicht darum handelte es sich damals, ob Schweden gegen den Kaiser Krieg führen, nur noch darum, wie es ihn führen solle. Der Krieg war

längst im Gange. Kaiserliche Truppen hatten an der Seite der Polen gekämpft und sie einmal vor der geplanten Vernichtung gerettet. Die Einheit der katholischen Front wirkte auch hier, und Gustav Adolf sah mit Recht in seinem polnischen Krieg nur eine Seite der großen Auseinandersetzung, die in ganz Europa im Gange war. Alle Kriege der Zeit, sagte er, seien „miteinander vermengt und zu einem geworden". Darum hatte er seine Operationsbasis gegen Polen schon 1626 aus Kurland nach Preußen verlegt: er wollte dem deutschen Kriegsschauplatz so nahe wie möglich sein, um nach Bedarf dort eingreifen zu können. Darum auch hatte er die Verteidigung Stralsunds gegen Wallenstein übernommen. Längst wäre er bereit gewesen, noch mehr zu tun. Mehr als einmal hatten die Gegner des Kaisers mit ihm verhandelt, aber man war nicht einig geworden, hatte seine Bedingungen nicht erfüllen wollen. Der Dänenkönig war billiger zu haben gewesen. Nun, da der versagt hatte, blieb als einzige Rettung der Schwede übrig. Scheiterte auch er oder entzog er sich der Aufgabe, so war das Spiel in Deutschland zu Ende. Nach ihm wandten sich die Blicke aller, die den endgültigen Sieg Habsburg-Spaniens fürchteten, deutsche Protestanten, Niederländer, Engländer und neuerdings auch das Frankreich Richelieus.

Gustav Adolf wußte, in welche Gefahr er sich begab, er, der Herrscher über ein armes, in jeder Beziehung unentwickeltes Land mit wenig über zwei Millionen Menschen, gegen die verbündete Macht Spaniens, des Kaisers und der deutschen Liga, angewiesen auf die widerwillige und stets zweifelhafte Hilfe einer Handvoll deutscher Kleinfürsten und das Geld, das ihm Frankreich und die Niederlande versprachen. Er war alles eher als ein verwegener Glücksritter, der ohne viel Überlegung sein Schicksal auf eine Karte setzt. Dazu hatte er zuviel erfahren in der Schule eines harten Lebens. Mit siebzehn Jahren zur Regierung gelangt, hatte er vom Vater den Krieg auf drei Fronten geerbt, gegen Polen, Dänemark und Rußland. Mit höchster Anspannung aller Kräfte, aber auch mit einer Klugheit und Selbstüberwindung, die bei seiner Jugend in Erstaunen setzen, hatte er von Dänemark einen Verzichtfrieden teuer erkauft, gegen Rußland, wo man ihn mit dem Angebot der Zarenkrone lockte, mit dem Notwendigsten an Sicherheit sich begnügt, um sich ganz gegen Polen zu wenden und hier die großen Erfolge zu erringen, die seinen Namen in der Welt berühmt machten, die Eroberung von Livland und Riga. Alle seine Unternehmungen waren gekennzeichnet durch eine seltene Vereinigung von Vorsicht und Entschlossenheit, von nüchterner Überlegung und raschem Handeln. „In Deliberation vorsichtig, in Resolution hurtig." So war

auch sein Eingreifen in den deutschen Krieg. Niemals ist ein großes Unternehmen reiflicher erwogen worden. Alle beteiligten Stellen ließ der König an seinen Erwägungen teilnehmen, seinen Freund und Vertrauten, den Kanzler Oxenstierna, die Mitglieder des Reichsrats, die Stände des Königreichs. Briefe und Denkschriften wurden gewechselt, das Für und Wider sorgsam erörtert, eine förmliche Disputation veranstaltet.

Es war auch nicht zu leugnen: gegen den Krieg, wie ihn der König vorhatte, ließ sich manches sagen. Für Schweden war die Lage seit kurzem weniger bedrohlich geworden. Polen hatte sich zu langem Waffenstillstand bequemt, die spanisch-kaiserlichen Seemachtpläne stockten, Wallensteins Stellung war erschüttert, sein Sturz wahrscheinlich. Er ist auch wirklich seines Oberbefehls enthoben worden, zwei Monate nachdem Gustav Adolf in Pommern gelandet war. Ein Angriff auf Schweden wa· also für die nächste Zeit nicht zu befürchten. Wie lange die Schonzeit dauern würde, konnte freilich niemand sagen. Aber war es nicht klüger, abzuwarten, die Dinge an sich herankommen zu lassen, anstatt durch vorzeitige Abwehr die Gefahr vielleicht erst heraufzubeschwören? Wenn denn schon Krieg sein sollte — und die Kaiserlichen hatten zum Frieden noch keine Geneigtheit verraten, vom Kongreß in Lübeck waren die schwedischen Vertreter sogar in verletzender Form zurückgewiesen worden — wenn Krieg sein sollte, konnte man sich nicht auf Verteidigung beschränken? Das war die Frage, die zur Entscheidung stand: Angriff oder Verteidigung? Zuvorkommen oder Abwarten?

Gustav Adolf entschied sich für den zuvorkommenden Angriff. Er sagte sich, daß die Gefahr für Schweden nur größer würde, wenn die Macht des Kaisers und der römischen Kirche sich in Norddeutschland und an der Ostsee befestigte; daß Schweden bei der Lage und Natur seines Landes in einem reinen Verteidigungskrieg unterliegen müsse; daß es schon durch seine Armut gezwungen sei, den Kriegsschauplatz außer Landes zu suchen; daß es bei seiner eigenen Schwäche auf Bundesgenossen angewiesen sei, die es zurzeit noch, in einigen Jahren aber voraussichtlich nicht mehr finden würde; daß für die ganze Welt, nicht nur für Deutschland, die Schicksalsstunde des Protestantismus geschlagen hatte und Abwarten nichts anderes hieß, als den Kampf aufgeben und die Waffen strecken. Die wahre Klugheit forderte in solcher Lage den Mut zum Angriff, auch wenn er im Augenblick nicht durchaus notwendig schien.

Der König hatte das Glück, mit seinem Volk gleichen Sinnes zu sein. Reichsrat und Stände billigten seinen Entschluß und taten das Ihre für die Ausführung. Einen Augenblick des Schwankens hat es einmal bei

den Bürgern gegeben, aber er ward rasch überwunden. Die allgemeine Ansicht sprachen die Vertreter der Bauern in ihrem schlichten Menschenverstand aus: „Besser ist's, wir binden unsere Pferde an die Zäune des Feindes, als daß er die seinen an die unseren bindet." Getragen von der einhelligen Gesinnung seines Reiches, konnte Gustav Adolf das Wagnis unternehmen. Daß es ein Wagnis sei, wußte er, wußte nur zu gut, welche Mühen und Gefahren seiner warteten. Mit ergreifenden Worten nahm er Abschied von der Heimat. Gott den Allerhöchsten rief er zum Zeugen an, daß er nicht aus mutwilliger Kriegslust, nur gezwungen, gerufen und gedrängt ausziehe, die „unterdrückten Religionsverwandten von päpstlichem Joch zu befreien". Mit prophetischem Geist sah er voraus, daß er lebend nicht heimkehren würde, und empfahl sein Land und Volk dem Schutze des Allmächtigen. So hatte er sich von jeher hören lassen: mit erschütterndem Ernst, der Gefahr ruhig ins Auge blickend, unverzagt in dem Bewußtsein, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Denn, wie er einmal schrieb, „die Majestät des Vaterlandes und die Kirche Gottes, die darin beschlossen ist, sind es wohl wert, Molestien und selbst den Tod dafür zu erleiden". Für sich erwartete er keine andere als die ewige Ruhe, an dem Sieg seiner Sache zweifelte er nicht.

Sein Ahnen sollte sich ebenso erfüllen wie sein Vertrauen. Auf beispiellosen Schlachtenerfolg, auf einen Triumphzug, wie ihn Deutschland noch nie gesehen, der die ganze Welt in blassem Schrecken oder jubelnder Freude auffahren ließ, folgten unvermeidlich Stockung, Rückschläge und in dem Augenblick, der die Entscheidung verhieß, ein rascher Tod. Er hatte ihn erwartet. Als er auf dem Marsch nach Lützen durch Naumburg zog, entlockte ihm der Jubel des Volkes nur die düstere Weissagung, „daß Gott wohl in kurzem seiner Armee ein Unglück begegnen lassen oder auch ihn selbst hinwegnehmen" werde. Aber die Worte, mit denen sein erster deutscher Geschichtschreiber, Boguslav Philipp Chemnitz, des Endes gedenkt, er habe sterbend gesiegt und sei siegend gestorben, sie gelten seinem ganzen Unternehmen. Gewiß war sein früher Tod der schwerste Schlag für seine Sache. Sein Genie als Staatsmann und Feldherr, sein hohes Ansehen als Mensch und König, seine unvergleichliche Gabe, alle Welt zu gewinnen und an sich zu fesseln, waren unersetzlich. Was er bei längerem Leben und vollem Siege getan haben würde, kann niemand sagen. Es hätte sich gewiß — dafür bürgt seine stets erprobte Klugheit — nach den Umständen gerichtet. Über das Mögliche wäre sein Streben nicht hinausgegangen, auf dem Notwendigen hätte er bestanden. Dieses Notwendige aber ist auf der Grundlage, die seine Siege geschaffen

hatten, auch nach seinem Tode erreicht worden, erreicht für Deutschland und für Schweden, wenn auch erst nach unendlichen Mühen, unter Opfern und Leiden, die sein längeres Leben erspart haben würde. Es bestand in der Sicherung Schwedens durch Verdrängung der römisch-katholischen Macht des Kaisers aus Norddeutschland und Anerkennung des Protestantismus als gleichberechtigter Religion im Deutschen Reich. Mehr hat auch Gustav Adolf grundsätzlich nicht gewollt. Niemals hat er von Ausbreitung des eigenen Glaubens, gar von gewaltsamer Bekehrung Andersgläubiger etwas wissen wollen, den Glaubenszwang hat er gelegentlich sogar verworfen. Auch im Handeln hat er sich zu diesem Sinn bekannt. Als er ins katholische Süddeutschland kam, unterließ er alles, was das Volk in der Ausübung seiner Religion hätte stören können. Nicht umsonst vergossen die Münchener bittere Tränen, als er von ihnen zog: seine Leutseligkeit und duldsame Gerechtigkeit hatte ihre Herzen gewonnen. Was er erstrebte, war lediglich das, was wir die Parität, die Gleichstellung der Bekenntnisse nennen, und daß wir sie besitzen, verdanken wir ihm. Durch sein Eingreifen rettete er dem deutschen Protestantismus das Leben, und indem er dem Siegeslauf der Römischen in Deutschland ein Ziel setzte, sicherte er dem protestantischen Prinzip eine Zukunft in Europa. Wäre er daheim geblieben oder aus dem Felde geschlagen worden, wie vor ihm der Däne, so hätten die Waffen des Kaisers und der Liga freie Hand gehabt, den Spaniern zu Hilfe zu kommen, und daß die Niederlande alsdann ihre Unabhängigkeit nicht hätten behaupten können, ist kaum mehr eine Frage. Das Festland wäre dann katholisch geworden, und ob England, das England der Stuarts mit ihrer Hinneigung zu Rom, in diesem Falle dem Evangelium treu geblieben wäre, ist mindestens sehr zweifelhaft. Die Wahrscheinlichkeit spricht eher dafür, daß alle großen Nationen durch spanisch-habsburgische Übermacht zum geistlichen Gehorsam gegen Rom zurückgezwungen worden wären. Daß dies nicht geschehen ist, daß der Protestantismus in der Geistesgeschichte Europas etwas bedeutet, ist Gustav Adolfs große Tat. Als er auftrat, neigte die Waage sich schon auf die römische Seite. Indem er sein Schwert in die andere Schale warf, stellte er das Gleichgewicht wieder her.

Wer kann ihn darob tadeln? Ist es ein Unglück für die Welt, daß es neben den romanischen Formen von Religion und Kirche noch andere gibt, in denen germanischer Geist sich freier aussprechen kann? Hat der Protestantismus etwa nicht durch Leistungen auf allen Gebieten des Lebens sein historisches Daseinsrecht mehr als zur Genüge erwiesen? Welcher deutsche Katholik wagt es heute, im Jahre der Goethefeier, zu beklagen,

daß es einen deutschen Protestantismus gibt, dem ein Goethe sein geistiges Dasein verdankt? Wer protestantischen Geist erhalten will, ohne Andersdenkenden zu nahe zu treten, soweit auch sie Duldung üben und gleiches Recht zugestehen, der kann keinen besseren Namen auf seinen Schild schreiben als den des Schwedenkönigs, der vor dreihundert Jahren für die gleichberechtigte Fortdauer des protestantischen Glaubens kämpfte und fiel.

Der bildende Wert der neueren Weltgeschichte

Über den bildenden Wert geschichtlicher Kenntnisse scheinen alle Zeiten einig zu sein. Wie oft hat man die Worte Ciceros wiederholt: Historia magistra vitae, lux veritatis, Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens, das Licht der Wahrheit! Wenn unsere Zeit davon weniger zu sprechen pflegt als das Altertum oder das Jahrhundert der Humanisten, so am Ende nur, weil man fürchten müßte, damit Wasser in den Ozean zu schütten.

Aber es ist ein eigenes Ding mit den Sätzen, denen niemand widerspricht: sie werden so lange wiederholt, bis man sie — vergißt. Fast könnte man sagen, die Wahrheit bedürfe, um lebendig und wach zu bleiben, des Widerspruchs; verstummt er, so läßt ihre Wirkung schon nach. In unserm Fall ist das unverkennbar. Geschichtliche Bildung — wir reden nicht von der Geschichtsforschung, nicht von der Wissenschaft — geschichtliche Bildung, Kenntnis der Geschichte und Fähigkeit, geschichtlich zu denken und zu urteilen, hat als Bestandteil der allgemeinen Geistesbildung in den letzten dreißig Jahren bei uns keine Fortschritte gemacht. Gleichviel, welches die Ursachen waren: der Feststellung konnte man sich schon vor ein bis zwei Jahrzehnten nicht entziehen, daß wir in Geschmack und Bildungsrichtung wieder auf dem Wege waren, ziemlich unhistorisch zu werden. Ein Zeichen der Zeit war in dieser Beziehung eine angesehene neue Zeitschrift, die sonst allen möglichen Stoffen und Strömungen ihre Blätter öffnete, alles Geschichtliche aber grundsätzlich ausschloß. Daß schon in der einfachen Kenntnis der Tatsachen ein Rückgang zu verzeichnen war, konnte niemand übersehen, der auf diesem Gebiet Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen.

So erklärt es sich denn wohl, daß die Frage, was dem Menschen die Beschäftigung mit der Vergangenheit bedeute, seit langem nicht mehr erörtert zu werden pflegt: man läßt sie auf sich beruhen, die einen, weil sich ihnen diese Beschäftigung von selbst versteht, die anderen, weil sie sie mehr oder weniger bewußt ablehnen.

Und doch hätte keine Zeit stärkere Veranlassung als die unsere, sich diese Frage vorzulegen. Denn — von vielem anderen abgesehen — keine Zeit hat je eine so gewaltige und so rasche Erweiterung des geschichtlichen Gesichtskreises erlebt. Äonen einer für immer vergessen und verloren

geglaubten Vergangenheit sind im Laufe der letzten Jahrzehnte durch emsige Forschung und Finderglück für unser geistiges Auge wieder sichtbar geworden, und mit dem Eintritt der entferntesten, bisher ängstlich sich abschließenden Völker in den Verkehrskreis der europäischen Welt ist auch ihre Geschichte für uns eine Sache geworden, die man wissen kann und wissen möchte, vielleicht sogar wissen müßte. Fast könnte man fürchten, von der Überfülle des Stoffes erdrückt zu werden. Umso mehr müssen wir uns fragen: was soll uns die Kunde der Vorzeit? Was suchen wir in der Geschichte? Was kann sie uns bieten?

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Die Geschichte bringt unendlich Vieles und unendlich Verschiedenes: Ältestes und Neues, Fernes und Nahes. Es liegt auf der Hand, daß wir nicht von allem dasselbe fordern dürfen. Auch in Klios Reich bringen die einzelnen Provinzen verschiedene Güter hervor, und so wie es verkehrt wäre, von einer Gegend, die dem Ackerbau lebt, Erzeugnisse des Gewerbefleißes zu fordern, so würde der nicht weniger verkehrt handeln, der sich von geschichtlichen Studien im voraus einen bestimmten Gewinn verspräche, ohne sich zu fragen, an welcher Stelle das, was er sucht, auch zu finden sei.

Freilich gibt es einen gewissen Ertrag für die allgemein menschliche Bildung, der aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit überhaupt erwächst, ohne Unterschied der Epochen und Länder, die dabei jeweils den Gegenstand der Betrachtung bilden. Man möchte gleichsam von einem Duft sprechen, der von allen Jahrhunderten ausgeht und auf jeden, der ihn einatmet, die gleiche Wirkung übt. Die Alten suchten ihn in der Fülle der Beispiele, die die Vergangenheit jedem vor Augen führt, Beispiele zur Nachahmung und solche zur Abschreckung, die den Menschen besser machen sollen. Einer von ihnen — es ist Dionys von Halikarnaß — hat geradezu gemeint τὴν ἱστορίαν φιλοσοφίαν εἶναι ἐκ παραδειγμάτων, Geschichte sei eine Philosophie in Beispielen. Wir denken darüber skeptischer angesichts der Tatsache, daß trotz der stets zunehmenden Menge der lockenden und abschreckenden Beispiele die Laster nicht merklich abnehmen, die Tugenden sich nicht mehren wollen. Uns ist die Geschichte auch nicht mehr, was noch Jean Bodin, der große Staatsrechtslehrer des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts, in ihr fand, eine Quelle von unbedingt sicheren Anweisungen für das, was man erstreben und was man fliehen soll (certissima rerum expetendarum et fugiendarum praecepta). Wir sehen in ihr kein Bilderbuch der Moral, und auch die Rezepte zu richtigem Verhalten in allen schwierigen Lebenslagen, die sie nach Ansicht so vieler darbieten soll, flößen uns kein allzu großes

Vertrauen ein, da doch niemand leugnen kann, daß bis auf den heutigen Tag immerfort ebenso viele, wenn nicht mehr Fehler und Dummheiten gemacht werden als vor tausend Jahren. Uns will es scheinen, daß die so gern angeführten Lehren der Geschichte in dieser Hinsicht eine fatale Ähnlichkeit mit den Sprüchen des Orakels von Delphi haben, deren wahren Sinn man erst nachträglich begriff. Wir finden es wohl schon gewagt, wenn wir sogar bei dem welterfahrenen Staatsmann Lord Bolingbroke, der im Jahre 1738 seine noch heute beachtenswerten „Briefe über das Studium der Geschichte" herausgab, die Behauptung lesen, daß, wer die Geschichte studiert habe, schon beim ersten Schritt in die Welt eine größere Summe von Menschenkenntnis und Erfahrung mitbringe, als irgend einer der Patriarchen des Alten Testaments in seiner langen Lebenszeit hätte sammeln können. Wenn man jahrhundertelang das Wort des Polybios wiederholt hat, es sei der Vorzug der Geschichte, daß sie einen Erfahrungen machen lasse auf Kosten anderer, so glauben wir zu wissen, daß wahrhaft nützlich und wirksam doch nur die Erfahrungen sind, die man selbst gemacht hat. Wir werden uns denn auch wohl mit dem begnügen, was der soeben angeführte Engländer an anderer Stelle sagt: Geschichtliches Wissen gebe dem Menschen schon beim Eintritt in die Welt und in die Geschichte *eine Geistesverfassung mit, die ihn befähige, von der Erfahrung, die ihm bevorsteht, einen besseren Gebrauch zu machen.*

Eines freilich hat noch niemand zu bestreiten versucht, daß man *in der Geschichte den Menschen kennenlerne*, dieses sonderbare Geschöpf, das heute einem Engel, morgen dem Teufel zu gleichen scheint, in dem alle Widersprüche sich vereinen und alle Gegensätze sich vertragen, die Krone der Schöpfung und der Auswurf der Hölle. Das Studium des Menschen war es, was Leopold Ranke nach seinem eigenen Geständnis zur Geschichte zog und bei ihr sein Leben lang festhielt. Auch Jakob Burckhardt, Rankes größter und echtester Schüler, nimmt sich in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" zum Ausgangspunkt und Mittelpunkt den „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird". Der Mensch als Einzelwesen und der Mensch als Gruppe, als Masse, als Volk, Nation, Gattung, er ist es, den man in der Geschichte kennenlernt. So wie der Einzelne seinen Charakter im Laufe seines Lebens offenbart, so enthüllt sich der Charakter der Nationen wie alle Menschenart in der Geschichte. Erkenntnis der menschlichen Natur aber ist Selbsterkenntnis. Darum ist die Kenntnis

der Menschengeschichte, die der Einzelne sich erwirbt und in sich zum Bewußtsein bringt, im höchsten Sinne gleich dem Sicherinnern an eigenes Tun und Erleben. „Der Geist“ — sagt Jakob Burckhardt — „muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden, wie eigentlich auch im Leben des Einzelnen. Damit erhält auch der Satz »historia magistra vitae« einen höheren und zugleich bescheideneren Sinn. Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden.“ Darin begegnet sich der tiefsinnige Schweizer Gelehrte in merkwürdiger Weise mit Bolingbroke, dem englischen Lebemann, den wir schon zweimal hörten, der den Nutzen der Geschichte in der Ausbildung für das Leben auf die gleiche Stufe stellt mit dem Nutzen der Mathematik für die Entwicklung des Verstandes. Man könnte auch ans Turnen oder militärische Exerzieren denken: wer einmal gut geturnt hat oder auf dem Kasernenhof tüchtig gedrillt ist, hat einen festeren Schritt, eine freiere Haltung, eine sicherere Herrschaft über den eigenen Körper fürs Leben gewonnen; es wird ihm stets zustatten kommen.

Es war notwendig, diese Betrachtungen vorauszuschicken. Denn wenn wir auch heute nicht die Frage beantworten sollen, was uns das Studium der Geschichte im allgemeinen, sondern was uns im besonderen die Kenntnis der Weltgeschichte der Neuzeit bietet, so liegt es doch auf der Hand, daß dies nicht etwas im Wesen anderes, Verschiedenes oder gar Entgegengesetztes sein kann gegenüber dem, was die ganze Geschichte als Bildungsmittel bedeutet. Wenn Geschichte überhaupt dem bildungsdurstigen Menschen etwas zu sagen hat, so wird die neuere Weltgeschichte dem nicht widersprechen; sie wird nur gleichsam im Wechselgesang der Jahrhunderte eine besondere Strophe vortragen. Welches ist der Text dieser Strophe? Welche Wirkung auf die Bildung der Menschen können wir von der Kenntnis und dem Studium der neueren Geschichte erwarten, und warum dehnen wir dies Studium auf die Geschichte aller Länder und Völker, auf die Weltgeschichte aus?

Zunächst liegt es auf der Hand, daß alles, was im allgemeinen von der Wirkung der Geschichte auf die menschliche Bildung gesagt werden kann, von der neueren Geschichte in verstärktem Maße gilt. Einmal weil die Kenntnis der neueren Zeiten unendlich viel reicher ist. Dabei braucht man nicht zu verweilen. Mit der größeren Menge des Stoffes geht Hand in Hand — was wohl noch mehr bedeutet — die

größere Sicherheit der Kenntnis. Wie viele Tatsachen der alten Geschichte können kaum vermutet werden, wie viele Zusammenhänge sind gänzlich unauffindbar! Dazu kommt, daß das Altertum selbst uns seine Geschichte in einer großzügigen Stilisierung überliefert hat, die der Wirklichkeit nicht entspricht, geradlinig wie seine Architektur, einheitlich wie die Gestalten seines Trauerspiels. Wir müssen sie uns erst aus dem Heroischen ins Natürliche, Reinmenschliche zurückübersetzen, wollen wir den Zweck erreichen, um dessentwillen wir Geschichte studieren: den Menschen zu sehen, wie er war und ist. Diese Rückübertragung aber wird und muß wie jede Übersetzung subjektiv ausfallen. Kann man sich wundern, daß das Bild, das die Neueren von der alten Geschichte zeichnen, fast bei jedem Darsteller anders aussieht?

Auch von den neueren Jahrhunderten sind wir weit entfernt, alles zu wissen, was wir gern wüßten. Aber niemand, der in die Dinge hineingesehen hat, wird bestreiten, daß hier das Nichtwissen ebenso die Ausnahme bildet, wie es im Altertum beinahe die Regel ist. Worum drehen sich denn hier die Kontroversen? In der Regel doch um die letzten Verästelungen psychologischer Motivierung, die sich schon in der Gegenwart für Augenzeugen und Teilnehmer der sicheren Kenntnis, manchmal vielleicht sogar für den Handelnden selbst dem klaren Bewußtsein entziehen. Die Tatsachen selbst kennen wir — mit verschwindenden Ausnahmen; sie können als feste Größen in die Rechnung eingestellt werden. Die Menschen kennen wir auch. Was Napoleon in gewissen Augenblicken sich gedacht und gewollt, wodurch das Verhalten Friedrich Wilhelms IV. in den Märztagen des Jahres 1848 bestimmt wurde, mag zweifelhaft und streitig sein — sie haben es vielleicht selbst schon bald nachher nicht mehr gewußt. Wer Napoleon und wer Friedrich Wilhelm waren, ist darum doch bekannt. Auch die Persönlichkeiten der neueren Geschichte sind also feststehende Werte, soweit Menschen es für andere Menschen überhaupt sein können.

Aus der größeren Reichhaltigkeit und Sicherheit der Kenntnis folgt ohne weiteres eine größere Anschaulichkeit und damit eine ungleich stärkere überzeugende Kraft der neueren Geschichte. Dazu aber kommt noch ein weiteres Moment — ich will nicht sagen ein Vorzug, denn es braucht nicht in jedem Betracht ein Vorzug zu sein —, aber eine Besonderheit: die leichtere Verständlichkeit.

Wirklich verstehen kann der Mensch nur, was ihm gleichgeartet ist. Die Menschen des Altertums verstehen wir, soweit sie eben Menschen sind. Aber dieses Allgemein-Menschliche ist doch nur der kleinste Teil

an ihnen; alles andere, was ihnen eigentümlich ist, ihre Besonderheit bildet, ist uns zunächst fremd und unverständlich. Wir müssen uns hineindenken und hineinfühlen, oft mit großer Mühe und eigentlich stets mit zweifelhaftem Erfolg.

Es wird immer eine Frage sein, ob das Bild, das wir uns von der Welt der alten Griechen machen, Anspruch auf objektive Richtigkeit hat, weil wir bestenfalls doch nur die eine Hälfte ihres Wesens in uns wieder lebendig zu machen vermögen, ihre Gedankenwelt, während die ganze andere Hälfte, die Gefühlswelt — und sie ist die ungleich größere — uns im letzten Grunde verschlossen bleibt. Was ein Grieche dachte, können wir nachdenken; aber wer wollte entscheiden, wieweit seine Empfindungen auch die unsern sind? Auch uns erfaßt Mitgefühl, wenn wir die Klage der Antigone hören, auch wir lachen über den Witz des Aristophanes; aber fließt unsere Träne aus derselben Quelle, hat unser Lachen den gleichen Klang wie einst am Fuße der Akropolis, im Angesicht des blauen Meeres, wenn Helios sengende Strahlen vom Himmel sandte?

Alle diese Zweifel schwinden, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Da verstehen wir nicht nur das Denken, auch das Fühlen ist uns gemäß, wir fühlen mit und sind sicher, daß der Puls der Empfindung im allgemeinen nach gleichem Takte schlägt. Die Menschen der Neuzeit sind nicht nur Bein von unserm Bein, sie sind ebenso sehr Fleisch von unserm Fleisch. Darum brauchen wir nicht uns umzudenken, keine schwierige Gedanken- oder Gefühlsübersetzung auszuführen, um in ihren Sinn und in die Falten ihres Herzens einzudringen: wir vernehmen ihre Sprache und glauben ohne weiteres zu verstehen, was sie uns sagen.

Wenn also der Bildungswert der neueren Geschichte einmal darin liegt, daß sie das, was alle Geschichte bietet, in erhöhtem Maße besitzt vermöge ihres reicheren Stoffes, ihrer größeren Gewißheit, anschaulicheren Klarheit und leichteren Verständlichkeit; so hat sie doch darüber hinaus noch etwas, das nur ihr allein eigen ist und auf dem Gebiet der alten Geschichte nicht gefunden werden kann: sie erklärt uns die Gegenwart und liefert uns den Kompaß, nach dem wir den Weg in die Zukunft finden können.

Daß die Gegenwart das Erzeugnis der Vergangenheit sei, ist ein Gemeinplatz, den man sich scheut zu wiederholen. Und doch wird er im Leben nicht immer genug beherzigt. Nur zu leicht vergißt man, daß jede Zeit ein höchst verwickeltes Gewebe ist, dessen Fäden tief in die Vergangenheit hineinreichen. Es ist ja nicht so, daß die einzelnen Epochen

sauber die eine über die andere gelagert dalägen, wie die Aktenbündel einer wohlgeordneten Registratur, oder wie die geologischen Schichten eines Landes, das sich ohne Katastrophen gebildet hat, wobei dann die Gegenwart das oberste Bündel, die glatte Oberflächenschicht darstellte. Ganz im Gegenteil: die vulkanischen Kräfte, die im Leben der Menschheit tätig sind, haben die Schichten durcheinandergeschoben, hier eine emporgetrieben, dort eine andere versinken lassen, so daß nun an mehr als einer Stelle das Gestein einer längst vergangenen Welt an der Oberfläche liegt. Aber der Vergleich aus der Geologie ist nicht glücklich. Geschichte ist ja keine tote Steinwelt, ihr Stoff nicht fest, sondern flüssig. Sie gemahnt eher an einen ungeheuren Schmelzprozeß, in dem immer neue Stoffe sich zu den alten gesellen, sich mit diesen zu verbinden, sie umzugestalten suchen, von ihnen wiederum bald willig aufgenommen, bald feindselig abgestoßen werden. Der Prozeß steht niemals still, weil immer Neues hinzugetan wird, während das Alte nur sehr langsam und selten ganz erledigt wird. Wer nun diese so bunt zusammengesetzte Mischung, die sich jeweils die Gegenwart nennt, verstehen, wer richtig mit ihr umgehen, sie nicht falsch behandeln will — und sie birgt ja gefährliche Stoffe genug, sie kann unter Umständen sogar explodieren —, der wird ihre Bestandteile kennen müssen und darum dem Alten nicht weniger Beachtung schenken dürfen als dem Neuen. Was gegenüber einer Stoffverbindung die chemische Analyse tut, das leistet gegenüber dem Leben die Geschichte.

Aber nicht die ganze Geschichte. Selbst die genaueste Kenntnis des Reiches der Pharaonen oder Sassaniden würde uns zum Verständnis unserer eigenen Zeit rein gar nichts nützen, und auch der Nutzen der griechischen Geschichte ist unter diesem Gesichtspunkt gleich Null, genau so, wie uns die Lebensgeschichte unseres Ururgroßvaters nicht sagen kann, wie wir selbst geworden sind, was wir sind. Aber wie man den Charakter, die Lebensauffassung, das innerste Wesen eines Menschen erst dann wirklich versteht, wenn man das Haus seiner Eltern und die Geschichte ihrer Ehe kennt, so gibt es auch ein Stück Vergangenheit, ohne dessen genaue Kenntnis die Gegenwart selbst nicht begriffen werden kann. Um nur ein ganz handgreifliches Beispiel zu wählen: wer könnte hoffen, sich im Getriebe unserer politischen Richtungen zurechtzufinden, ohne über ihre Entstehung und bisherigen Schicksale unterrichtet zu sein? Und warum vergreifen sich die Ausländer so oft in der Beurteilung der deutschen Reichsverfassung, warum sonst, als weil ihnen nicht klar vor Augen liegt, wie das Deutsche Reich aus dem Kompromiß zwischen

der erstrebten nationalen Einheit und der überlieferten Vielheit der Landesstaaten entstanden ist, und daß der Fortbestand der Landesstaaten zunächst eine Notwendigkeit war, die sich aus ihrer ganzen langen Geschichte ergab?

Das führt uns auf die Frage, was wir unter neuerer Geschichte zu verstehen haben und wie wir sie passend abgrenzen sollen. Neuere Geschichte umfaßt, soviel ich sehe, oder sollte umfassen alles das von der Vergangenheit, was in der Gegenwart noch lebendig und wirksam ist, was man kennen muß, um die Gegenwart zu verstehen. Das reicht aber nicht auf allen Gebieten gleich weit zurück, es hat auch nicht für alle Zeiten den gleichen Umfang. Die Anfangsgrenze dessen, was man neuere Geschichte nennt — das liegt in der Natur der Dinge —, schreitet mit den Jahrhunderten vor. Auch in der Geschichte gibt es eine Verjährungsfrist, obwohl sie nicht ein für alle Male festgesetzt ist. Im Zeitalter der Aufklärung pflegte man die Grenze, wo die neue Geschichte beginne, ums Jahr 1500 zu ziehen: Bolingbroke nennt das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Friedrich der Große (in seinem Aufsatz über die deutsche Literatur) die Zeit Karls V. Beide meinen dasselbe, beide urteilen vom Standpunkt der auswärtigen Beziehungen der europäischen Staaten und vom Standpunkt ihrer Zeit, in der die Kämpfe des ausgehenden fünfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhunderts noch unmittelbar nachwirkten. Weder das eine noch das andere kann uns heute genügen. Auf dem Felde der europäischen Machtkämpfe könnten wir die Grenze herabrücken bis zum Westfälischen Frieden; auf anderen Gebieten müssen wir viel weiter zurückgreifen. Ich wage die Behauptung — sie wird manchen in Erstaunen setzen, aber ich halte sie nicht für parador und glaube sie begründen zu können —, daß das sogenannte Mittelalter in manchem Betracht dazugehört.

Wie viele Fäden vom Mittelalter zur Neuzeit und bis in unsere Tage ununterbrochen herüberlaufen, das ist uns im allgemeinen — leider, muß ich sagen — viel zu wenig bewußt. Gerade für Deutschland und die deutsche Geschichte tritt das handgreiflich hervor, sobald man sich von gewissen herrschenden Vorurteilen frei macht. Woher stammen denn die deutschen Landesstaaten und ihre Herrscherhäuser, wenn nicht aus dem Mittelalter? Die Souveränität der deutschen Bundesfürsten und damit also auch der bundesstaatliche Charakter des Deutschen Reiches von 1870, die zwar durch die jüngste Entwicklung aufgehoben sind, aber nicht von heute auf morgen aufhören werden nachzuwirken, — sie haben ihre Wurzel in der Landeshoheit, die im dreizehnten Jahrhundert

von den deutschen Fürsten auf Kosten von Kaiser und Reich erworben wurde. Wie will man ferner die tiefe Verschiedenheit, die noch heute in Deutschland zwischen Südwest und Nordost so auffällig hervortritt, wie will man den modernen Begriff Ostelbien richtig verstehen und die richtigen Schlüsse aus ihm ziehen, wenn einem nicht anschaulich ist, daß es sich hier um zwei ursprünglich verschiedene Hälften, zwei verschiedene Länder handelt, um Mutterland und Kolonie? Die Kolonie aber ist wiederum eine Schöpfung des dreizehnten Jahrhunderts. Mir scheint, Friedrich der Große hatte recht, als er in seiner schon erwähnten Schrift über die deutsche Literatur von dem Lehrer der Geschichte verlangte, daß sein Vortrag vom dreizehnten Jahrhundert an ausführlicher werde, „wo — wie er sagt — die Geschichte mehr Interesse verdient". Wozu man ergänzend die Bemerkung Jakob Burckhardts stellen darf, daß in Wahrheit gar nicht die Dinge in der neueren Geschichte „interessanter", sondern nur wir selbst „interessierter" sind, weil wir fühlen, daß es anfängt, sich um uns und unsere Angelegenheiten zu handeln. Dort, wo der Zerfall des alten Deutschen Reiches und die Selbständigkeit der Territorien und Fürstenhäuser, wo zugleich die ungeheure Erweiterung des Bereichs deutscher Macht und Gesittung von der Elbe bis zum Finnischen Meerbusen und zum Peipussee beginnt, da handelt es sich in der Tat schon um uns selbst, und wir haben allen Grund, uns darum als um eine eigene Angelegenheit zu kümmern. Wenn wir ferner daran denken, daß das Mittelalter die katholische Kirche und das römische Papsttum geschaffen hat, die doch wahrhaftig nicht der Vergangenheit angehören, so dürfte es klar sein, daß wir, gerade wir Deutschen, am wenigsten ein Recht haben, den Begriff der neueren Geschichte auf die letzten Jahrhunderte zu beschränken, weil mit die wesentlichsten Elemente unseres Lebens Schöpfungen des Mittelalters sind, das solchergestalt noch heutigen Tags mitten unter uns lebendig und wirksam ist.

Die neuere Geschichte also in diesem erweiterten Sinn ist es, die uns vor allem andern die Gegenwart verstehen lehrt. Sie zeigt uns damit zugleich den Weg in die Zukunft. In alten Zeiten hat man die Behauptung oft wiederholt, aus der Kenntnis der Vergangenheit lasse die Zukunft sich weissagen. Wir wissen, daß das strenggenommen unmöglich ist, weil es zum Wesen der Entwicklung gehört, daß sie Neues, noch nicht Dagewesenes bringt. Und doch ist die alte Ansicht in gewissem Sinne richtig. Die Zukunft läßt sich nicht berechnen wie die Bahn eines Planeten; aber sie läßt sich vermuten, wie die Meteorologie das Wetter der nächsten Tage zwar nicht mit mathematischer Sicherheit, aber doch mit an-

nähernder Wahrscheinlichkeit voraussagen kann. Wie nun der Meteorologe bei seinen Berechnungen nicht nur von der augenblicklichen Lage ausgehen darf, sondern die Luftbewegungen der letzten Tage in Betracht ziehen muß, so und noch viel mehr ist der politische Wetterprophet genötigt, seine Beobachtungen auf einen weiteren Zeitraum nach rückwärts auszudehnen, wenn er die atmosphärischen Strömungen der Zeit abschätzen, ihre Stärke und mutmaßliche Richtung erkennen will. Wer dagegen im Getriebe der Gegenwart seine Stellung zu wählen, seinen Weg zu suchen unternimmt ohne eine gründliche Kenntnis der neueren Geschichte, der wird alle Aussicht haben, auf die falsche Seite zu geraten oder haltlos und richtungslos heute hierher, morgen dorthin geworfen zu werden, wie Wind und Wellen eben auf ihn einstürmen.

Das gilt für jeden von uns, so weit er als denkender, seiner selbst und seiner Welt bewußter Mensch am Leben der eigenen Zeit Anteil haben will. In wieviel höherem Maße es von allen denen gilt, die als Handelnde ans Steuerruder der Zeit berufen werden, das liegt auf der Hand. Politische Bildung ist geschichtliche Bildung; ohne Kenntnis der neueren Geschichte kein politisches Urteil!

In früheren Zeiten hat man das wohl gewußt und darum an den handelnden Staatsmann und politischen Führer die selbstverständliche Forderung gestellt, daß er gründliche Geschichtskenntnisse besitze. Die Forderungen sind im allgemeinen auch erfüllt worden, die Staatsmänner der Vergangenheit waren geschichtlich gut unterrichtet. Auch bei uns. Noch die drei Generationen, die das einige Deutschland geschaffen haben, vom Freiherrn vom Stein bis auf Bismarck, waren historisch geschult. Stein war in der Geschichte mehr als ein gewöhnlicher Dilettant, und Bismarck verfügte über eine Kenntnis der neueren Jahrhunderte, von der mancher Gelehrte lernen kann.

Seitdem ist es anders geworden. Haben wir es doch erlebt, daß ein deutscher Reichskanzler inmitten der größten weltgeschichtlichen Ereignisse während dreier Jahre es sorgfältig vermied, so oft er sich hören ließ, nur mit einem Seitenblick der Vergangenheit zu gedenken, wo doch alles und jedes, jeder Tag und jede Stunde dazu herausforderte und für manche dunkle Schicksalsfrage kein besseres Licht zu finden war als die Geschichte. Daß wir bei dieser Wandlung gewonnen hätten, wird niemand behaupten wollen. Es wiegt doch schon schwer genug, wenn eine politische Autorität ersten Ranges wie der verstorbene König Karl von Rumänien von den leitenden Staatsmännern unserer Zeit nicht viel halten konnte, weil sie

zu wenig historisch unterrichtet seien. Mancher Mangel, mancher offenkundige Fehler erklärt sich daraus. Hätte wohl Herr von Bethmann Hollweg — um nur ein handgreifliches Beispiel anzuführen — hätte er das verhängnisvolle Wort von dem „Unrecht" gesprochen, das wir an Belgien begangen haben sollten, wenn ihm die Entstehungsgeschichte der belgischen Neutralität und die Rechte, die uns aus ihr erwuchsen, bekannt gewesen wären? Und wäre diese Unkenntnis bei ihm und seinen Mitarbeitern und Beamten möglich gewesen, wenn sie gewohnt gewesen wären, Politik und Gegenwart historisch anzuschauen? Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage: ein Hauptfehler, an dem die deutsche Politik der neuesten Zeit gelitten hat, war ihr Mangel an geschichtlicher Orientierung. Sie entbehrte sozusagen des geschichtlichen Unterbaus. Daher ihr sprunghafter, planloser Charakter. Wem der Kompaß der Geschichte fehlt, der wird leicht im Zickzack fahren; wer die eigne Zeit und das eigne Tun nicht als die natürliche Fortsetzung dessen empfindet, was vor ihm geschah, der wird gar nichts anderes treiben können als Eintagspolitik und Gelegenheitsdiplomatie.

Wir dürfen dabei keineswegs bloß an die Regierenden denken: die unteren Schichten — Volksvertretung, Presse, ja die Gesamtheit der Gebildeten in ihrer großen Masse — sind um nichts besser gewesen. Man wird es später einmal mit Recht als ein Kennzeichen unserer Generation ansehen, daß in Zeiten wie den unsern ein so sehr aller Geschichtskenntnis bares, aller geschichtlichen Anschauungsweise feindliches Buch wie Friedrich Naumanns „Mitteleuropa" erscheinen und zeitweilig großen Erfolg haben konnte.

Es ist wohl nicht anders: ein vorwiegend ästhetisch und philosophisch gerichtetes Geschlecht wurde seit dem August 1914 mit Problemen förmlich überschüttet, deren jedes nur historisch begriffen werden konnte. Nehmen wir, was wir wollen: die orientalische Frage oder die belgische, die elsässische oder die polnische, die baltische oder die Adriafrage — es waren lauter Probleme, deren Entstehung weit, zum Teil viele Jahrhunderte weit zurücklag, in denen längst vergangene Zeiten wieder auflebten und deren richtige Behandlung ebenso die Kenntnis ihrer langen Vorgeschichte erfordert, wie die Entscheidung eines Prozesses die Kenntnis der Akten. Wir waren darauf nicht genügend vorbereitet, wir waren überrascht und fingen erst allmählich an uns zurechtzufinden. Die Fehler, die begangen wurden, sind danach nicht zu verwundern:

Schon die beiden großen militärisch-politischen Hauptprobleme, vor die wir uns zunächst gestellt sahen, trafen uns unvorbereitet, und aus dem

gleichen Grunde. Die Natur und die Ziele des russischen Imperialismus waren dem gebildeten Deutschen so fremd, so unbekannt, daß er sich nur schwer von ihrer Gefährlichkeit überzeugen ließ und wohl mitunter geneigt war, ihre Existenz schlechtweg zu leugnen. Und auf der andern Seite: die wahren Triebfedern der Gegnerschaft Englands gegen uns — ich fürchte, die meisten haben sie niemals richtig erfaßt, weil ihnen das Verständnis abgeht für das Bewußtsein von der einzigartigen Herrenstellung, das in jedem Engländer lebt — als bewußtes Erbteil der Geschichte seines Volkes, ein Erbteil, das zu hüten, zu erhalten und zu mehren er sich seinen glorreichen Vorfahren gegenüber im Gewissen verpflichtet fühlt. Wäre die Geschichte Englands, so wie der Engländer sie sieht, wäre vor allem Englands Kampf gegen Frankreich von den Tagen Ludwigs XIV. bis zum Sturze Napoleons bei uns besser bekannt gewesen, wir hätten manchen Fehler im einzelnen wie namentlich die verkehrte Auffassung des ganzen Streites, seine ausschließliche Zurückführung auf das eine Motiv des Wirtschaftsneides wohl vermieden. Kenntnis der neueren englischen Geschichte hätte uns auch davor bewahrt, an die Möglichkeit einer Verständigung mit England zu glauben, nachdem einmal der Kampf eröffnet war. Ein Volk, das so fest an Überlieferungen hält, das zudem so stark in den Erinnerungen an seine früheren großen Machtkämpfe lebt und insbesondere in den Helden der napoleonischen Zeit, in Pitt, Wellington, Nelson, seine Vorbilder sieht, es müßte mehr als aus der Rolle fallen, es müßte geradezu aus seiner Haut fahren, wenn es sich dazu verstehen sollte, sich mit einem Gegner, den es für gefährlich hält, zu verständigen, ehe es ihn besiegt hat oder sich selbst besiegt fühlt. Auf den Gedanken, den Kampf durch eine rechtzeitige Verständigung zu beenden, konnte man nur kommen, wenn man die englische Geschichte entweder nicht kannte oder ihren Sinn nicht verstand.

Im einen wie im andern Fall, gegenüber Rußland wie gegenüber England, war der Fehler derselbe: wir verkannten den Charakter des Gegners, weil wir seine Geschichte nicht kannten. Nicht anders ist es mit Frankreich. Zu glauben, die Franzosen hätten sich nach allem, was vorgefallen war, noch durch irgend etwas, sei es auch das größte Entgegenkommen, zu einer Versöhnung mit uns bestimmen lassen, heißt über den Charakter dieses Volkes hinwegsehen, wie er sich auf den Blättern seiner Geschichte von früh an bis in die neueste Zeit mit hundert Zügen eingezeichnet hat, heißt die Seele der französischen Nation nicht kennen. Mit den Völkern ist es ja nicht anders als mit den Einzelnen: auch die Erinnerung an Erlebtes, Erlittenes und Geleistetes bildet einen Bestandteil

ihres Wesens und eine Macht, oft eine gewaltige Macht in ihrem Leben. Wer die Überlieferungen eines Volkes nicht kennt, der kennt seine Seele nicht; er kann sie nicht verstehen und wird in ihrer Behandlung in neunundneunzig unter hundert Fällen fehlgreifen.

Wenn nun Bildung überhaupt die Fähigkeit ist, Menschen und Dingen gerecht zu werden, so predigen es Erfahrungen und Beobachtungen der jüngsten Zeit aufs eindringlichste: politische Bildung ist geschichtliche Bildung. Bolingbroke, der diesen Satz mit großem Nachdruck vertritt, läßt nur eine Einschränkung gelten: nur in gewissen absoluten Monarchien, wo die Laune des Herrschers allein alles bestimme, meint er, sei die Kenntnis der Geschichte entbehrlich. Heute würde er vielleicht finden, daß man auch in der Demokratie ohne sie auskommen könne. Denn wozu sich mit Vergangenheit und Überlieferungen plagen, wenn schließlich die Laune des Königs Demos, der von Geschichte nichts weiß und Überlieferungen nicht achtet, weil er selbst keine hat, wenn die Stimmung, das Gefühl, die Leidenschaft der Massen, von Schlagworten aufgepeitscht, für die wichtigsten Entschließungen den Ausschlag gibt?

Wir sollten noch die Frage beantworten, warum wir der Weltgeschichte der neueren Zeit einen Platz unter unsern Bildungsmitteln einräumen. Die Frage beantwortet sich eigentlich von selbst, wenn man die Worte richtig versteht. Neuere Geschichte heißt Weltgeschichte. In verschiedenem Umfang allerdings, wie denn das, was man je zuzeiten die Welt genannt hat, nicht immer dasselbe gewesen ist. Die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts durften noch als ihre Welt das alte Europa ansehen, Europa, diesen ehrwürdigen Begriff, der manchem unserer Diplomaten noch heute so teuer ist. Wenn Europa die Welt war, so hatte der Ausdruck „Welt" allerdings eine sehr eingeschränkte, sehr besondere, ja nur eine uneigentliche Bedeutung. Dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, ihm seinen wahren Sinn zu geben. Die modernen Verkehrsmittel und das Britische Weltreich sind es gewesen, die zum ersten Male die Einheit der Welt zu einer Wirklichkeit gemacht haben. Seitdem ist auch die Geschichte aller Länder und Völker eine Einheit geworden.

Die Probe auf diesen Satz erleben wir seit zwanzig Jahren. Im Grunde war ja der Krieg, den wir durchmachten, nur einer jener großen Machtkämpfe, die sich auch in früheren Jahrhunderten abgespielt haben. Wenn ehedem Frankreich und Spanien, England und Frankreich um Vorherrschaft oder Gleichgewicht rangen, so war es dasselbe Schauspiel,

dessen Zeugen und Mithandelnde wir, nur mit neuer Besetzung der Rollen, waren: England und Deutschland hießen die Protagonisten. Auch der Schauplatz war diesmal unendlich erweitert, weil die Welt so viel weiter geworden und weil sie eine Einheit ist. Weltgeschichte ist heute nicht mehr eine rhetorische Übertreibung, die nur im uneigentlichen Sinn richtig wäre, sondern eine Wirklichkeit und Wahrheit. Mußten schon frühere Zeiten die Geschichte ihrer Welt kennen, um sich selbst zu verstehen, so gilt das heute umso mehr.

Von jeher waren die Geschicke der Völker Europas aufs engste miteinander verflochten. Keines von ihnen konnte sich rühmen, ein Sonderdasein zu führen oder nur sein eigenes Leben zu leben; ihre Geschichte war stets ein Gemeinschaftsleben wie in einer Ganerbschaft des Mittelalters, wo sämtliche Familien einer Sippe in einer Burg beisammen hausten. Darum sprach man mit Recht von einer europäischen Völkerfamilie. Heute hat sich der Kreis der Familie erweitert; auch die außereuropäischen Völker, die bisher noch als selbständig gelten konnten, sind sozusagen adoptiert, in die Gemeinschaft aufgenommen. Wir haben es mit allen zu tun, müssen sie alle kennen und verstehen und darum uns mit ihrer aller Vergangenheit vertraut machen.

Wir müssen es, in unserm eigenen Interesse, weil wir sie sonst falsch behandeln und selbst den Schaden davon haben würden. Wie hat es sich doch gerächt, daß wir diesen einfachen Satz schon gegenüber unsern nächsten Nachbarn im Osten so lange vernachlässigten! Unsere geschichtliche Bildung war und ist bis zu dieser Stunde in einer Weise in dem Horizont einer längst überwundenen Zeit stecken geblieben, wie man es nach so viel Schulreformen und Schuldebatten nicht für möglich halten sollte. Was bei uns der Gebildete von der Vergangenheit — ich spreche nur von der jüngeren Vergangenheit — zu wissen sich verpflichtet fühlte, das bewegte sich auch ums Jahr 1900 immer noch in denselben Grenzen, die vor hundertfünfzig Jahren gegolten hatten und eigentlich schon damals zu eng gewesen waren. Die neuere Weltgeschichte des gebildeten Deutschen weiß viel von Deutschland, etwas von Frankreich, England, Italien, wenig von Spanien, Skandinavien, noch weniger von Amerika, und von Ungarn, der Balkanhalbinsel, der Türkei, von Polen und Rußland so gut wie nichts. Daß Ostindien, China und Japan noch kein Berücksichtigung fanden, ist eher zu entschuldigen. Kann man das Weltgeschichte nennen? Wie sollte ein geschichtlicher Bildungsunterbau, der sich noch an den Grundriß des Europa vom sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hielt und sogar schon die Erweiterung vernachlässigte, die das

achtzehnte Jahrhundert gebracht hatte, wie sollte er eine Weltpolitik tragen, die sich vermaß, den Erdball zu umspannen?

Eine Erörterung über den Bildungswert der Weltgeschichte läßt sich bei solchem Stande der Dinge am besten e contrario führen, indem man auf den Schaden hinweist, der durch das Fehlen wahrhaft weltgeschichtlicher Kenntnisse entsteht. Ich habe vorhin schon in anderm Zusammenhang einiges darüber gesagt und brauche es umso weniger zu wiederholen, als das Gefühl unserer Unzulänglichkeit auf diesem Gebiete wohl so allgemein verbreitet sein dürfte, daß ich Widerspruch nicht zu befürchten habe. Nur auf eines hinzuweisen kann ich mir nicht versagen. Wer vor zwanzig Jahren von einem möglichen Zerfall des Russischen Reiches sprach, der mußte in der Regel darauf gefaßt sein, ausgelacht oder besser ausgelächelt zu werden. Weil die wenigsten von uns von der Art, wie dieses Reich entstanden war, eine klare Vorstellung hatten, konnten sie auch nicht ahnen, wie locker sein innerer Zusammenhang sei. Wie viele Gebildete in Deutschland haben bis zum Herbst 1914 gewußt, was die Ukrainer seien, und daß es sich dort um ein Dreißigmillionenvolk handelt, fast so groß wie das italienische, ein Volk, das einmal seinen eigenen Staat besaß und darauf wartete, ihn wiederzuerlangen? Bolingbroke vergleicht die Geschichte mit den Tagebüchern von Reisenden, die uns den Weg zeigen sollen, wenn wir die Fahrt in die unbekannte Welt der Zukunft antreten. Ich darf wohl sagen: wir hätten gegenüber den Problemen des nächsten Ostens einen sichereren Kurs gesteuert, hätten wir diese „Tagebücher" über Rußland und die ihm unterworfenen Völker fleißiger gelesen und besser gekannt.

Man wird mir einwenden, dies gelte doch eigentlich nur den Staatsmännern von Beruf und Amt, die die auswärtige Politik zu führen haben, gehöre also in das Gebiet des Fachwissens, nicht der menschlichen Bildung; denn auswärtige Politik könne immer nur Sache weniger Berufener sein, niemals der Tummelplatz für jedermann. Ich werde den Einwand später berücksichtigen. Für jetzt möchte ich die Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite lenken. Nicht nur für die mehr oder weniger feindlichen Beziehungen der Staaten und Völker untereinander, die man auswärtige Politik nennt, ist die Kenntnis der Weltgeschichte ein Erfordernis, sondern ebenso für die Ordnung der eigenen häuslichen Verhältnisse, für die innere Politik, für das Verfassungsleben.

Es wird von niemand bestritten werden, daß auch auf diesem Gebiet die Nationen nichts weniger als unabhängig voneinander sind. Wie

weit die Abhängigkeit reicht, ist doch nicht jedermann bewußt. Daß man sich in neuester Zeit, bevor die grenzenlose Barbarei der Deutschen entdeckt war, in anderen Staaten, ja sogar in England, bemüht hat, unsere soziale Gesetzgebung abzuschreiben, hat man mit Vorliebe betont, weil es unserer Eigenliebe schmeichelte. Weniger geläufig ist den Meisten, in welchem Maße die Grundzüge der modernen Staatsverfassung, das System der Volksvertretung mit allem, was drum und dran hängt, eine Nachahmung des englischen Vorbilds ist. Verfassung, Parlament, Zweikammersystem, Ministerverantwortlichkeit haben die Runde um die Welt gemacht. Rußland, die Türkei, Japan und schließlich sogar China haben sie angenommen und ihren Staat nach englischer Mode zu kleiden versucht. Überall glaubte man damit das Beste erworben zu haben, was es auf dem Gebiete der politischen Kleiderkonfektion gab, immer im Hinblick auf die ausgezeichneten Erfahrungen, die damit angeblich in England gemacht worden seien. Das Ergebnis hat nirgends befriedigt. Nirgends hat das sogenannte moderne Verfassungsleben, der Parlamentarismus, Zustände gezeitigt, die sich mit den englischen in ihrer guten Zeit messen könnten. Ja, es zeigte sich vielmehr, daß das einzige Land, das den Wettbewerb mit England aufnehmen konnte, das Deutsche Reich war, das sich in der Nachahmung des englischen Musters am meisten Selbständigkeit bewahrt hatte.

Die Tatsache wird niemand in Erstaunen setzen, der die englische Verfassung nicht bloß nach den Äußerlichkeiten und Formen, sondern in ihrer Entstehung und ihrem Funktionieren aus der Geschichte kennt. Wer diese Kenntnis besitzt, kann sich nur darüber wundern, daß man sie jemals so vollständig hat mißverstehen können, indem man sie sich auf den Gedanken der Freiheit und Volksvertretung aufgebaut dachte, wovon sie ursprünglich und noch bis in unsere Tage himmelweit entfernt war. Heute weiß man's allmählich, daß England in seinen großen, glänzenden Tagen gerade kein Freiheits- und Volksstaat, sondern eine schroffe und konsequente Klassen- und Sippenherrschaft gewesen ist, daß also seine viel beneideten inneren Zustände und äußeren Erfolge auf dem geraden Gegenteil dessen beruhten, was man für englische Erbweisheit hielt und nachzuahmen suchte. Diese Entdeckung ist bei uns noch sehr neu; sie ist erst während des Krieges wirklich bekannt geworden. So eingewurzelt und verbreitet war der Irrtum, daß man in unsern besten Zeitungen die Behauptung antreffen konnte, England verdanke seine Vorzüge im staatlichen Leben der Tatsache, daß ihm auch im Mittelalter der Feudalismus fremd geblieben sei; während doch die geschichtliche Wahrheit

ist, daß der englische Staat seit dem elften Jahrhundert der konsequenteste Feudalstaat war und es in der Fortbildung bis hart an die Schwelle der Gegenwart geblieben ist. So ist es gekommen — es klingt lächerlich und ist doch Tatsache —, daß ganz Europa und halb Asien ein Jahrhundert lang einer Luftspiegelung nachgelaufen sind, Opfer eines Mißverstehens der Dinge, das man vermieden hätte, wenn man die englische Geschichte und nicht nur die englischen Zeitungen gelesen hätte.

Die Beobachtung ist nicht sehr schmeichelhaft. Aber der Pflege der Eigenliebe dient das Studium der Weltgeschichte überhaupt nicht. Im Gegenteil: es ist einer seiner Vorzüge, daß es vor nationaler Selbstüberschätzung bewahrt. Lassen Sie mich noch einmal Bolingbroke zitieren, dessen Worte hier umso mehr Gewicht haben, weil er ein Engländer war. „Es gibt" — sagt er — „kaum eine Torheit oder einen Fehler, der unter den Menschenkindern verbreiteter wäre, als die lächerliche und verhängnisvolle Eitelkeit, die ein jedes Volk dazu führt, sich allen anderen vorzuziehen und aus seinen eigenen Gewohnheiten, Manieren und Anschauungen die Regeln für Gerecht und Ungerecht, Wahr und Falsch zu machen. Vor der Ansteckung mit dieser Eitelkeit uns zu schützen ist nichts geeigneter, als daß wir uns beizeiten gewöhnen, in dem gewaltigen Gemälde, das die Geschichte vor uns entfaltet, die verschiedenen Völker der Erde zu betrachten in ihrer Erhebung und ihrem Sturz, in ihrem Naturzustand und ihrer Gesittung, in ihrer Ähnlichkeit und in ihrer Verschiedenheit, eines mit dem anderen und ein jedes mit sich selbst verglichen." Worte, die man nie genug beherzigen kann. Wie leicht verführt doch die vorzugsweise Betrachtung der eigenen Schicksale zu falscher Schätzung der Kräfte und Leistungen! Wie leicht verliert der das richtige Augenmaß für die eigenen Angelegenheiten, der sich nicht ständig gewöhnt, sie im Zusammenhang des Ganzen zu sehen, von dem sie einen Teil ausmachen! Die Kriege Friedrichs des Großen, der deutsche Befreiungskampf gegen Napoleon büßen ja nichts von ihrer heroischen Größe ein, wohl aber treten sie erst ins rechte Licht, wenn man sie als Teile des noch größeren Kampfes um die Weltherrschaft zwischen England und Frankreich sieht, wie sie es waren. Es ist doch eine recht kindliche, um nicht zu sagen kindische Eitelkeit, die es als verletzende Zumutung empfindet, nicht immer im Mittelpunkt oder auf dem ersten Platze stehen zu dürfen. So macht es wohl der weltfremde Bauer, der an Königs Geburtstag zur Stadt kommt und den Fahnenschmuck auf sich bezieht. Er verrät damit, daß er „ungebildet" ist. Kenntnis der

Weltgeschichte bewahrt am sichersten vor der Unbildung, die im nationalen Chauvinismus, in der Selbstvergötterung der Nationen liegt.

Lassen Sie mich zusammenfassen. Alle geschichtliche Bildung ist menschliche Bildung, weil sie den Menschen kennen lehrt, wie er ist, und weil Menschenkenntnis zugleich Selbsterkenntnis ist. Die Geschichte der neueren Zeit aber bietet dieses Bildungsmittel nicht nur in reicheren Mengen und reinerer Mischung und darum wirksamer, sie bietet außerdem noch etwas Besonderes: sie ist zugleich politische Bildung im eminenten Sinne, und das umso mehr, je mehr sie ihren Gesichtskreis über die ganze Erde erweitert, je mehr sie im wahren Sinne des Wortes Weltgeschichte wird. Eben um deswillen ist sie heute mehr als früher ein Erfordernis der allgemeinen Bildung, heute, wo jeder Einzelne seinen Anteil am Staatsleben hat und durch seine Wahlstimme, sogar durch die zurückgehaltene Stimme, politische Macht ausübt.

Darum gilt auch der Einwand nicht, den wir oben streiften, daß die politische Geschichte mehr Sache der Fachbildung, weniger der Allgemeinbildung und nicht für jedermann notwendig sei. Heute ist jedermann Politiker oder sollte es sein. Heute kann auch der Staatsmann im Amt nicht eine Politik treiben, deren letzte Ziele und Absichten vom Volke nicht verstanden und geteilt werden.

Wenn darum in jüngster Zeit mit verstärktem Nachdruck die Forderung erhoben wird, daß der Deutsche sich politisiere, wenn man von Staaten- und Bürgerkunde als dringend notwendigem Lehrgegenstand schon für die Schulen spricht, so möchte ich, auf die Gefahr hin, daß man mir vorwerfen wird, pro domo zu reden, es aussprechen: es gibt kein besseres Mittel zur wahren Politisierung, keine dringender nötige Ergänzung eines stets mehr oder weniger theoretischen Unterrichts über den Staat, als die Geschichte, und zwar die neuere Geschichte in ihrer Ausdehnung auf die Weltgeschichte.

Ich fordere damit nichts Neues, nur die Rückkehr zu einem Zustand, wie er vor gar nicht langer Zeit in den Grenzen des damals Notwendigen und Möglichen bei uns bestand. Deutschland hat über ein Jahrhundert hindurch eine solche historisch-politische Schule besessen, seit den Tagen, wo August Ludwig Schlözer in Göttingen den akademischen Unterricht in der Weltgeschichte mit glänzendem Erfolge den Theologen und Philologen aus der Hand nahm und ihn mit Politik und Staatswissenschaften verband. Seine Erben waren nacheinander Dahlmann in Bonn, Häusser in Heidelberg und zuletzt Treitschke in Berlin. Über ihnen allen strahlt

der Name Leopold Rankes, eines Historikers, der wie kein zweiter mit seiner genialen Intuition für alle menschlichen Dinge und seinem die ganze Welt umspannenden Weitblick ein wahrer Erzieher auch zur Politik gewesen ist. Erst in neuester Zeit sind die Bahnen dieser großen Meister verlassen worden, indem unsere führenden Historiker sich mehr und mehr einer bald philosophierenden, bald ästhetisierenden Betrachtung der Geschichte zuwandten. Das entsprach der geistigen Richtung, die seit etwa zwanzig Jahren — in der Geschichte darf man wohl sagen, seit Treitschkes Tode — in Deutschland herrschend geworden war. Es hat seinerseits wiederum dazu beigetragen, das historisch-politische Verständnis in der Nation noch mehr abzustumpfen. Daher das merkwürdige Vorwiegen der Biographie in der neuesten historischen Literatur. Wir haben dabei manchen schönen Besitz empfangen, den wir nicht missen möchten. Aber Ersatz für anderes, dringend Notwendiges kann die Biographie doch nicht bieten, und sei sie noch so fein psychologisch, philosophisch und ästhetisch abgetönt. Weltgeschichte zum mindesten läßt sich an Biographien nicht lernen. Und die Hauptsache wird doch immer bleiben, daß man sich gewöhne, das Ganze mit dem geistigen Auge zu umfassen und die Ereignisse in ihrem Fluß und ihrer Verkettung auf dem Hintergrund der Zustände zu verfolgen. Die bitteren Erfahrungen des Lebens haben uns auch darüber die Augen geöffnet. Mögen sie uns dauernd zustatten kommen! Möge es unserer Geschichtschreibung gut bekommen, daß auch sie sich eine Zeitlang hat gewöhnen müssen, trockenes Kriegsbrot zu essen! Es ist eine harte, aber gesunde Kost, ohne Zweifel bekömmlicher als die mehr oder weniger gezuckerten Semmeln, die wir in Friedenszeiten fast allzu reichlich erhielten. Darum zurück zu den großen Meistern des neunzehnten Jahrhunderts, zu Ranke und Treitschke und zur politischen Historie großen Stils!

Man hat einmal den Traum geträumt von einer goldenen Zeit, wo auch der Landmann hinter dem Pfluge und der Weber am Webstuhl seinen Plato lesen werde. Der Traum wird sich nie erfüllen, das wissen wir. Auch der Tag wird nicht kommen, wo jeder Fabrikarbeiter ein gesattelter Historiker sein und in Rankes Werken Bescheid wissen wird. Aber bis zu einem gewissen Grade, und jedenfalls viel mehr als Philosophie, ist geschichtliche Bildung doch geeignet, Gemeingut des Volkes zu werden. Daß sie es werde, ist ein dringendes Erfordernis unseres öffentlichen Lebens, umso dringender, je größer der Einfluß der Massen wird. Denn gegen den berauschenden Trank der allgemeinen Theorien, die, je idealer sie aussehen, desto gefährlicher sind, und je süßer sie schmecken,

desto zerstörender zu wirken pflegen, gegen den utopischen Hang zum Schwärmen und Träumen, den die Natur den meisten Menschen und in besonders reichem Maße den Deutschen mitgegeben hat, gibt es kein besseres, kein wirksameres Gegenmittel als das klare, nüchterne Quellwasser der Geschichte, das oft bitter schmecken mag, aber den Geist gesund erhält. Aus dem Reiche politischer und humaner Traumideale führt die Geschichte uns immer wieder zurück in die rauhe Wirklichkeit, indem sie uns den Menschen zeigt, wie er war und ist und immer sein wird.

Über die Aufgaben des Historikers[1])

Es ist mir die ehrenvolle Aufforderung geworden, in Ihrem Kreise, die Sie in diesem Jahr auf ein mehr als hundertjähriges Bestehen Ihres Vereins zurückblicken, etwas über die Aufgaben des Historikers zu sagen. Und was wäre geeigneter, in solchem Augenblick Gegenstand der Betrachtung zu sein, als die Frage, was der Historiker soll und will! Hinter uns liegen drei Menschenalter eifriger und ertragreicher Arbeit, ein historisches Jahrhundert hat man das neunzehnte genannt, und wenn wir die Masse des Geleisteten überblicken, werden wir sagen dürfen: für kaum ein Wissensgebiet sind mehr Mühe und Kosten aufgewandt worden als für die Aufhellung der Vergangenheit. Dennoch könnte man nicht sagen, daß diese Riesenarbeit von Anfang an und fortdauernd betrieben worden sei in klarer Erkenntnis ihrer Ziele, noch weniger im Bewußtsein eines gemeinsamen Zieles, dem jeder einzelne Mitarbeiter wissend zustrebte. Als vor rund hundert Jahren die Blütezeit — so darf man es wohl nennen — der Geschichtschreibung und Geschichtsforschung begann, da hat man über letzte Ziele und Absichten nicht viel geredet, noch weniger gestritten. Man war sich einig darin, daß man für Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, für Kenntnis und Erkenntnis arbeitete, gleichviel welchem Gegenstand man im einzelnen seine Aufmerksamkeit zuwandte, wenn nicht etwa als besonderer Antrieb der Stolz auf die eigene Vergangenheit, die Liebe zum Vaterland und die Hoffnung, ihm zu nützen, offen bekannt wurde. Das Ziel, dem man zuschritt, schien so unverrückbar festzustehen, so allgemein anerkannt zu sein, daß es überflüssig war, ein Wort darüber zu verlieren.

Aber so ist es nicht geblieben. Frage und Zweifel meldeten sich. Was sollen und was wollen wir? Sind wir immer auf dem rechten Weg? Und wohin führt der, den wir gehen? Was ist die Geschichtswissenschaft, ja, ist die Geschichte überhaupt eine Wissenschaft?

So viele Fragen, so mannigfach die Antworten. Geschichte hat es mit dem Staat als der höchsten menschlichen Lebensform zu tun, wenn nicht ausschließlich, so doch in erster Linie mit dem Staat; er ist ihr „eigentliches Arbeitsgebiet“ und Geschichte nur „die Politik der Vergangenheit, Politik die Geschichte der Gegenwart“. So sagten die einen. Mitnichten, erwiderten die andern! Die Entwicklung des Menschen, seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten auf allen Gebieten des Geistes, im ganzen und all-

[1]) Vortrag im Historischen Verein zu Münster i. W. am 15. November 1934.

gemeinen, das ist der wahre Gegenstand des Studiums und die Geschichte ihres Namens erst würdig, wenn sie Kulturgeschichte ist. Sie hat als Richterin der Jahrhunderte Schuld und Verdienst abzuwägen, hat als Erzieherin zum Leben das Weise vom Törichten, das Gute vom Bösen zu scheiden, damit die Menschheit klüger und besser werde — so hieß es drüben. „So hoher Ämter unterwinden wir uns nicht", klang es von hüben, „wir wollen nur zeigen, wie es eigentlich gewesen." Geschichte ist ebensosehr Kunst wie Wissenschaft, lautete das Bekenntnis der einen Seite. Sie ist bisher überhaupt nicht Wissenschaft gewesen, antwortete die Gegenseite, zum Rang einer Wissenschaft muß sie erst erhoben werden, indem sie es lernt, die Gesetze der menschlichen Entwicklung zu enthüllen. Allerneuestens haben wir es sogar erleben müssen und erleben es täglich, daß uns gesagt wird: Was ihr bisher getrieben, ist alles wertlos und geht an der wahren Aufgabe vorbei. Nicht nüchterne Tatsächlichkeit, mythische Schau der Vergangenheit ist, was uns not tut. Wollten wir uns diesem Urteilsspruch unterwerfen, so hieße das nichts anderes als ein Harakiri vollziehen. Denn wo der Mythus das Wort führt, hat die Geschichte nichts mehr zu sagen. Dann würde unsere Wissenschaft, die vor hundert Jahren sich aufmachte, im dunklen Drang des rechten Weges so bewußt, am Ende eingesehen haben, daß sie dauernd in die Irre gegangen ist und am besten täte, dem Gegner den Platz zu räumen.

Ich denke, so weit sind wir nicht. Wir danken nicht ab, wir leben des Glaubens, daß wir auch heute und in aller Zukunft eine Aufgabe zu erfüllen haben. Aber als Aufforderung, uns über die Natur dieser Aufgabe klar zu werden, mag der Angriff uns immerhin willkommen sein. Wir sollten ja nie vergessen, daß unsere Wissenschaft in anderer Lage ist als ihre sämtlichen Schwestern. Fragt jemand etwa danach, was die Aufgabe und das Ziel der Naturwissenschaften, der Jurisprudenz und Philologie, der Medizin, Theologie und Philosophie sei? Sie alle wissen, was sie sollen und wollen, und niemand fällt es ein, darüber zu streiten. Einzig die Geschichte sieht sich einem Kreuzfeuer von Fragen und Antworten ausgesetzt, nicht nur nach ihrem praktischen Zweck und Nutzen, sondern nach ihrem Gegenstand selbst, ihrer Aufgabe.

Wenn ich mich nun anheischig mache, in diesen streitenden Chor meine Stimme zu mischen, so werden Sie mir gewiß nicht zutrauen, daß ich den Anspruch erhebe, eine erschöpfende, allseitig befriedigende Antwort zu geben, gleichsam im schwebenden Prozeß als Richter höchster Instanz das letzte Wort zu sprechen. Das liegt mir fern. Abgesehen davon, daß die Stunde dafür nicht reichen würde — schon das Zeugenverhör würde

ja die dreifache Zeit, wenn nicht mehr, erfordern — ich bin mir auch darüber klar, daß jede Antwort persönlich bedingt sein wird. Aber Sie erlauben wohl einem, der nun schon an die fünfzig Jahre das Studium der Geschichte als seine persönliche Angelegenheit betreibt, die Gedanken auszusprechen, die er sich über seine Arbeit gemacht hat. Vielleicht kann ich damit alten Freunden der Wissenschaft einige Anregung zu fernerem Nachdenken, jüngeren Fingerzeige auf dem Wege der Selbstbesinnung geben.

Dabei will ich es nicht machen, wie ein dialektischer Philosoph es wohl machen würde: aus allgemeinen Voraussetzungen den „Begriff" bestimmen und aus ihm meine Schlüsse ziehen. Das, scheint mir, hieße mit der Tür ins Haus fallen und den Widerspruch herausfordern. Ich ziehe es vor, dem Verfahren treu zu bleiben, das ich von meinem Fache her gewohnt bin, und vor allem die Historie selbst zu befragen, was sie denn bisher gewollt hat. Sie gibt uns Antwort durch den Mund ihrer Vertreter aus mehr als zwei Jahrtausenden. Durchwandern wir also den Bildersaal der Geschichtschreibung und sehen wir uns ihre Haupttypen an, gleichsam die Schulhäupter der historischen Bildnerkunst. Was sehen wir?

Sie sind von Anfang an nicht einig, wollen ausgesprochenermaßen nicht dasselbe, erstreben Verschiedenes, sogar Entgegengesetztes.

Zwei Chorführer treten uns schon in dem einen fünften Jahrhundert v. Chr. entgegen, Herodot und Thukydides. Sie reichen einander zeitlich die Hand, hätten, der eine als Greis, der andere als junger Mann, auf der Agora zu Athen oder im Hause des Perikles einander begegnen können, und doch, wie grundverschieden ist das, was sie als Geschichtschreiber bieten, was sie bieten wollen! Der Vater der Geschichte — mit Recht heißt er so, denn er ist es, der ihr zuerst den Namen Historia gegeben hat — Herodot hat keinen andern Vorsatz, als merkwürdige und wissenswerte Dinge von Ländern und Völkern, Griechen und Barbaren ohne Unterschied, zu erzählen, wie er sie selbst oder durch andere erfahren hat. Seine Aufgabe ist gewissermaßen unbegrenzt: es ist das Merkwürdige, gleichviel wo es sich findet. Es fesselt seine Aufmerksamkeit, und er weiß, daß er die Aufmerksamkeit anderer damit fesseln wird. Er will unterhalten. Darum bindet er sich auch nicht streng an die Tatsachen. Was die Leute sich erzählen, ist ihm ebenso wert, wenn er auch für die Richtigkeit keine Bürgschaft übernehmen würde.

Ganz anders Thukydides. Was er will, darüber spricht er sich gleich zu Anfang mit aller Deutlichkeit aus. Ausdrücklich lehnt er es ab, um Beifall zu buhlen. Den Zierat der Rede verschmäht er ebenso wie die Aus-

schmückung mit gefälligen, aber nicht verbürgten Erzählungen. Streng hält er sich an sein scharf begrenztes Thema, den großen Krieg zwischen Athen und Sparta. Er schreibt für Leser, „die die Dinge der Vergangenheit kennenlernen wollen, wie sie wirklich waren, und wie auch die Zukunft sie immer auf die gleiche Art wiederholen wird, weil eben die menschliche Natur das so mit sich bringt". Also nicht zu unterhalten ist seine Absicht, sondern zu belehren. Die großen Dinge, die er erlebt hat, will er zeigen, wie sie waren, weil in ihnen ein Stück der ewig sich gleichbleibenden Menschennatur sich deutlicher als irgend sonst offenbart hat.

Unterhaltsame und lehrhafte Geschichtschreibung — in Herodot und Thukydides haben sie bereits ihre klassischen Vertreter. Sie kämpfen weiterhin miteinander durch das ganze Altertum, machen einander die Gunst der Leser streitig und verbünden sich nicht selten. Unterhaltung und Belehrung schließen sich ja nicht aus, man kann lehren, ohne zu langweilen, Wahrheit kann sich in Schönheit kleiden. Dies ist schließlich die Forderung, die das Altertum an die Geschichtschreibung stellt: lehrreich soll sie sein — historia magistra vitae, sagt Cicero. Aber derselbe Cicero erklärt auch, sie sei ein opus oratorium maxime, vor allem ein Kunstwerk der Rede.

Anders wird es, als das Christentum die Herrschaft in Staat, Gesellschaft und Bildung ergreift. Die kirchliche Geschichtschreibung verzichtet auf Schönheit, sie predigt Wahrheit allein in schmucklos unkünstlerischer Form. Die Kirche will ihr Recht beweisen, will zeigen, wie ihr Auftreten, ihr Sieg dem Heilsplan Gottes diente, und wie die Ereignisse der vergänglichen Zeit den Raum zwischen den beiden Ewigkeiten ausfüllen, die vor Erschaffung der Welt und nach ihrem Untergang liegen. Die christliche Geschichtschreibung ist apologetisch von Anbeginn und bleibt es, als müßte sie sich stets gegen Anfechtung und Vorwürfe wehren. Darum bedient sie sich des Vorbildes der gerichtlichen Streitschrift, zählt nüchtern und trocken die Tatsachen her und belegt sie mit den Akten. Oder sie rechnet die Zahl der Jahre aus, die seit der Weltenschöpfung schon verflossen sind, und ordnet die bekannten Tatsachen in dieses Schema. Kirchengeschichte und Weltchronik entstehen, für beide hat Eusebius von Cäsarea unter Konstantin dem Großen das Vorbild aufgestellt, Augustin und Orosius liefern hundert Jahre später den theologisch-historischen Kommentar dazu. Der Geschichtschreiber hat nun eine neue Aufgabe: das Walten der Vorsehung in den Geschicken der Völker und Reiche zu verfolgen, die Stundenschläge der Weltenuhr zu zählen und das Vorrücken der Zeiger auf ihrem Zifferblatt zu beobachten.

Von der sterbenden Antike erbt die Geschichtschreibung des Mittelalters ihre Aufgaben, aber sie bleibt ihnen nicht treu. Sie verliert das Ziel aus den Augen, je länger der Weg sich streckt, verläßt die gerade Hauptstraße und verweilt sich gern auf allen möglichen Nebenpfaden, indem sie die Blumen pflückt, die am Wegrand wachsen. Die Jahreszeilen ihrer Chroniken und Annalen füllen sich mit Begebenheiten aller Art, die trockenen Verzeichnisse, die ursprünglich nur den Ablauf der Zeit wie Meilensteine kenntlich machen sollten, schwellen an zu Erzählungen, die ohne Plan und Wahl berichten, was eben dem Schreibenden an erwähnenswerten Dingen zu Ohren gekommen ist. Die Chronik wird zum Geschichtswerk, in dem nur noch das Gerippe der Jahresringe an den ursprünglichen Zweck erinnert, und das Geschichtswerk ist wieder eine Sammlung von merkwürdigen Dingen — der wiedererwachte Herodot steht vor uns in mittelalterlichem Zeitgewand! Daß hie und da das Muster der antiken, kunstvoll geordneten Staatsgeschichte eine Nachahmung zeugt, oder daß einmal ein mönchischer Theologe wie Otto von Freising auf den Spuren Augustins den Versuch macht, den Ablauf des göttlichen Heilsplans in der Abendbeleuchtung des nahe geglaubten Weltunterganges zu zeichnen, ändert nichts an der Gesamtrichtung. Die Nachahmungen antiker und spätantiker Vorbilder werden immer seltener, immer mißglückter, die unterhaltsame Geschichte trägt den Sieg davon über die lehrhafte.

Das wird niemand wundern, der die gründliche Wandlung vor Augen hat, die seit der Zertrümmerung des Römerreichs mit den Völkern des Abendlands vor sich gegangen ist. Es ist eine andere Gesellschaft, sind andere Menschen, die auf den alten Stätten hausen und kämpfen. Ihre Lebenskreise sind verengt, um den eigenen Fleck Erde, das eigene Bistum oder Kloster, die eigene Stadt dreht sich ihr Denken. Wohl streben sie auch in die Ferne in kühner Fahrt um Beute und Eroberung, senden von dort oder bringen allerhand Kunde in die Heimat: fremdartig, abenteuerlich klingend, als käme sie aus einer andern Welt, in der es wunderbar zugeht. Vom Staat wissen sie wenig, was von ihm als unmittelbare Wirklichkeit empfunden wird, ist räumlich beengt, provinziell beschränkt, und das Größere, Weitere, das Reich ist nur ein lockeres Gefüge von Teilen, die möglichst selbständig sein wollen. So ist es nicht nur in Deutschland, es ist nicht anders in Italien und Frankreich und ein wenig sogar im kleinen England. Der gemeinsame Glaube aber, der alle eint, gilt dem Leben nach dem Tode, dem Jenseits. Im Diesseits erweist er sich nicht stark genug, eine wirkliche Einheit des Weltbilds und Lebenswillens hervorzubringen.

Wie könnte in solchen Verhältnissen die groß angelegte, kunstvoll dargestellte Staatsgeschichte des Altertums gedeihen? Sie hätte keinen rechten Gegenstand, ginge über den Gesichtskreis des Schreibenden hinaus, und wenn etwa einer den Gedanken zu ihr fassen wollte, er fände keine Leser. Der Historiker des Altertums schrieb für ein Publikum, dessen Denken und Handeln um den Staat und das öffentliche Leben kreiste, er hatte Staatsmänner zu Lesern, war nicht selten selbst einer. Mit seinem Leserkreis, mit der ganzen höhern Gesellschaft verband ihn die gleiche rhetorische Bildung, als Kunstschriftsteller von Fach wandte er sich an Leute von strenger sprachlich-rednerischer Schulung und durchgebildetem Geschmack, die ein Kunstwerk von ihm erwarteten und es zu beurteilen wußten. Damit ist es seit dem sechsten Jahrhundert vorbei. Die alte Redekunst ist verschwunden, man spricht und schreibt, wie einem ums Herz und der Schnabel gewachsen ist, kunstlos, formlos, naiv.

Dafür ist etwas anderes eingedrungen, das mit der Zeit immer stärker zur Geltung kommt. Die neuen Völker, die aus den Trümmern der alten eine neue Welt errichten, die Germanen, haben aus ihrer Vorzeit zwar keine Literatur — denn sie wissen nichts vom Schreiben — und darum auch keine Geschichtschreibung mitgebracht, wohl aber einen sehr lebendigen Sinn für das Vergangene und einen ausgeprägten Geschmack. Sie lieben das Heldenlied, es ersetzt ihnen die Geschichte. Diesen Geschmack behalten sie bei, pflegen und entwickeln ihn weiter, erzeugen eine Dichtung von starkem und farbigem Reichtum, übertragen aber den gleichen Geschmack auch auf die Geschichtschreibung, als sie diese Kunst von den Römern lernen. Da fällt denn — ganz wie bei Herodot — nur zu oft die Scheidewand zwischen Geschichte und Sage, die Sage wird für Geschichte gegeben, und die Geschichte nimmt Ton und Stil der Dichtung an. In wie vielen Chroniken stößt man auf schlecht verhüllte Spielmannslieder, wie oft muß die poetische Überlieferung die Lücken in der Kenntnis der Wirklichkeit füllen, ohne daß eines vom andern geschieden würde! So ist es bei Paulus, dem Geschichtschreiber der Langobarden im achten Jahrhundert, so bei Widukind von Korvei im zehnten, und noch um 1200 eröffnet der Däne Saxo die Geschichte seines Volkes mit einem breiten Strom von Erzählungen, die er der Heldendichtung entnimmt, als wären es wahre Geschichten. Das Vermengen von Dichtung und Wahrheit nimmt auch nicht etwa mit der Zeit ab, von Jahrhundert zu Jahrhundert steigert es sich. Hat man keine Sagen mehr, die man für Geschichte ausgeben kann, so gestaltet man nun die Geschichte selbst zum Gedicht, gibt den Dingen poetische Farben, macht aus der Chronik ein Heldenlied in Prosa, und es ist nur

ein letzter Schritt, wenn die Erzählung auch die Form der Dichtung annimmt. In zahlreichen Vertretern erscheint die Gattung der Reimchronik in allen Ländern, in Deutschland und Frankreich, in England und bei den Normannen Unteritaliens. Es ist das germanische Reckenblut, das in der Ritterschaft des Mittelalters fortlebt und diese Kost verlangt und sich verschafft. Der Ritter will Geschichte mit ritterlichem Inhalt hören, und der Geschichtschreiber bedient ihn gern, denn sein eigener Geschmack freut sich daran, mag er selbst vielleicht ein Pfaffe oder gar ein Mönch sein. Kein Wunder, daß wir das Amt des Sängers und Chronisten mitunter in einer Person vereint finden: Froissart, der vielbewunderte Geschichtschreiber der späten Ritterzeit, war beides, und er ist nicht der einzige.

Als das Mittelalter vom Humanismus abgelöst wurde, begann eine neue Epoche für die Geschichtschreibung. Mit der gesamten Geistesbildung richtete auch sie sich nach den Vorbildern der wieder entdeckten Antike. Man schrieb Geschichte wie die Alten, schön und belehrend zugleich und vorzugsweise mit dem Blick auf den Staat. Die ersten Muster lieferte Italien. Es hatte die neuen Studien hervorgebracht, es bot zuerst auch den geeigneten Stoff. Hier, wo das Land beständig von Kriegen und Staatshändeln aller Art widerhallte, wo es in Stadtrepubliken und an Fürstenhöfen von Politikern wimmelte, wo, wie schon Dante geklagt hatte, jeder Bauer, der sich einer Partei anschloß, ein Marcellus wurde, und wo ein Florentiner wie Giovanni Villani in mehr oder weniger berechtigtem Stolz die eigene Vaterstadt mit dem alten Rom vergleichen konnte, hier hatte auch die Staatsgeschichte großen Stils wieder einen Sinn und, der sie schrieb, ein Publikum. Wie in allem andern, so wetteiferten Städte und Landschaften in der Darstellung ihrer Vergangenheit. Daß die Form der alten Muster würdig sei, dafür sorgte der künstlerisch so anspruchsvolle Geschmack einer Zeit, die den Unterschied zwischen einem Gebildeten und einem Ungebildeten nicht geringer fand als den zwischen einem lebenden und einem gemalten Menschen. Zugleich brachten die Ereignisse es mit sich, daß das Auge sich gewöhnte, über den Gesichtskreis des heimischen Rathausturmes hinauszublicken. Wo alle Mächte Europas zwei Menschenalter lang beständig handgemein wurden und die Geschicke auch des kleinsten Gemeinwesens in die Kämpfe der Großen verschlungen waren, da konnte ein Staatsgefühl sich bilden, von dem das Mittelalter nichts gewußt hatte, während gleichzeitig tiefgreifende Umwälzungen der gewohnten Machtverhältnisse und Regierungsformen die Aufmerksamkeit auf das Wesen staatlicher Verhältnisse lenkten und die Frage nach den

Ursachen von Blüte und Verfall, Größe und Untergang zur Erörterung stellten. Man schreibt und liest jetzt Geschichte mit dem Hintergedanken, zu erfahren, wie das Gemeinwesen am besten zu ordnen sei, und wie der Regent am richtigsten handle. Es ist die Zeit, wo Philippe de Commynes in seiner Geschichte Ludwigs XI. von Frankreich das Musterbild des klugen und erfolgreichen Herrschers zeichnete und Kaiser Karl V. dieses Buch stets bei sich führte; wo Machiavelli aus der Geschichte von Florenz die Ursachen des Steigens und Sinkens eines Gemeinwesens dartat und Guicciardini in der Geschichte seiner Zeit den Untergang der Freiheit Italiens geschichtlich erklärte.

Dem Beispiel der Franzosen und Italiener folgten die andern Nationen rasch, und eine reiche Literatur politischer Geschichte erwuchs in ganz Europa. Staatsgeschichte im italienisch-humanistischen Stil wurde geradezu ein Bedürfnis für zwei Jahrhunderte. Zum großen Regenten gehörte fast notwendig sein Historiograph: noch der Große Kurfürst und Kaiser Leopold I. sind auf diese Art verewigt worden. Dann versiegte der Strom. Die Aufklärung hatte ein anderes Verlangen, das Zeitalter der Humanität suchte auch in der Geschichte den Menschen an sich und die Menschheit, nicht den Staat, ja es wendete sich mit Geringschätzung hinweg von ihm zu andern Dingen. Sein Sprecher, Voltaire, erklärt vornehm: „Ich will nicht lehren, in welchem Jahr ein Fürst, der nicht wert ist, gekannt zu werden, auf einen barbarischen Vorgänger folgte." Geschichte, meint er, sei nicht eine Sammlung von Bündnissen und Heiratsverträgen, die keinen Menschen etwas angingen, und Kriege vollends sind ihm ein Greuel. Denn die größten Schlachten bringen doch meist keine Veränderung hervor, geradesogut könnte man Tierkämpfe beschreiben. Inhalt der Geschichte ist ihm nicht ein Haufen von Heldentaten, nicht eine Summe von Blutvergießen und gegenseitiger Überlistung, sondern der Fortschritt der Gesittung und die Ausbreitung der Vernunft im Dienste des menschlichen Lebensglücks. Die wirklich großen Männer sind die, die den Schatz der Kenntnisse und Fertigkeiten vermehren, nicht die, die große Schlachten schlagen oder Eroberungen vollbringen. Eine „Geschichte des menschlichen Geistes" gedachte er einmal zu schreiben, in der der Staat und die Politik höchstens als Hintergrund vorkommen sollten. Wir wissen, was das ist: wir nennen es Kulturgeschichte. Voltaire selbst hat das Beispiel dafür gegeben, nicht so sehr in seinem berühmten „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen", wo sein lebhafter Geist einen vergeblichen Kampf mit der eigenen Unwissenheit führt, sondern in seinem weniger bekannten „Zeitalter Ludwigs XIV.", das in seiner Art ein wirkliches

Meisterwerk ist. Nach seinem Vorgang hat man dann ein halbes Jahrhundert lang oft sich bemüht, die Geschichte als Kulturgeschichte zu sehen, den Fortschritt der Menschheit auf allen Gebieten darzustellen, von den Anfängen rohester Barbarei bis zu höchster Gesittung. Es ist die Vorstellung, an der das Zeitalter sich berauscht, das nicht mehr Gott anbetet, sondern den zum gottähnlichen Wesen fortgeschrittenen Menschen der eigenen Zeit, so wie ihn Schiller begrüßt: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige" usw.

Der Rausch verging, die Französische Revolution, die Kriege Napoleons sorgten dafür, daß der Katzenjammer übel und schmerzhaft war. Die harte Wirklichkeit führte die Menschen rasch zu einer nüchterneren, weniger verschwärmten Ansicht von der Geschichte. Aber eine wesentliche Bereicherung des historischen Gesichtskreises blieb doch zurück: die Kulturgeschichte, an die man bis dahin nicht viel gedacht hatte, war nun ein anerkannter Zweig der Geschichtschreibung neben der politischen, und die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hat beide Zweige nebeneinander blühen und Frucht tragen sehen, am schönsten und reichsten dort, wo sie sich miteinander verschlangen. Soll ich die Namen nennen? Jeder kennt sie, die Meister, zu denen wir aufblicken, von denen wir lernen, und die erreicht zu haben wir uns nicht einbilden dürfen: Ranke und Treitschke, Droysen und Burckhardt, Macaulay und Taine.

Wer mir bisher gefolgt ist, dem wird aufgefallen sein, wie stark die Geschichtschreibung abhängig ist von dem jeweiligen Geisteszustand und der Geistesrichtung der Zeitalter, von dem Charakter der Gesellschaft, ihren Lebensverhältnissen, ihrer Bildung, ihrem Geschmack. Wohl können auch andere Wissenschaften von diesen oder ähnlichen Voraussetzungen sich nicht ganz frei machen. Die Entdeckungen der Naturwissenschaften z. B. sind nicht möglich ohne einen gewissen Besitz an feststehenden Kenntnissen und ohne die Fähigkeit, nüchtern zu beobachten, die Phantasie auszuschalten, eine Fähigkeit, die der primitive Mensch nicht hat, und die nicht an einem Tage erworben wird. Die Mathematiker finden neue Wahrheiten nicht in beliebigen Sprüngen, sondern Schritt vor Schritt, einer auf dem andern weiterbauend. Aber sie alle hängen von den Zeiten doch nur ab in dem, was sie können, die Geschichte richtet sich offenbar nach Zeitforderungen in dem, was sie will. Sie bevorzugt dieses, vernachlässigt jenes, wie eben die Richtung des Jahrhunderts es mit sich bringt. Sie ist in viel stärkerem Maße Kind ihrer Zeit. Ist diese Dienstbarkeit noch verträglich mit dem Wesen einer Wissenschaft? Von der Wissenschaft gilt doch, daß sie frei sei, nur dem eigenen Gesetz gehorsam, die Geschicht-

schreibung aber kennt offenbar noch ein anderes Gesetz, das außerhalb ihrer wirkt, und dem sie sich gleichwohl willig unterwirft. Kann sie dann noch beanspruchen, als Wissenschaft zu gelten?

Es geht freilich anderen Disziplinen ähnlich. In welchem Grade die Theologie von Zeitströmungen abhängig ist, weiß jeder. Will man ihre Wissenschaftlichkeit überhaupt in Frage ziehen, so wird der Jurisprudenz niemand bestreiten, daß sie eine Wissenschaft sei, und doch ändert sie mit den Zeitaltern ihren Charakter gründlich. Es hat ja einer unserer seinerzeit berühmtesten Juristen das geflügelte Wort geprägt: „Die Jurisprudenz ist die Magd der Politik, aber — setzte er hinzu — eine Magd, die eine Königskrone trägt.“ Eine Krone auf dem Haupt einer Magd — das ist eine befremdliche Vorstellung. Aber wenn sie zutrifft, liegt es bei der Historie nicht ähnlich, ist nicht auch sie eine Königin, die zu dienen gezwungen ist?

Indessen noch haben wir bei der Suche nach Antwort auf die Frage, was die Historie bisher hat sein wollen, nur ihre eine Seite ins Auge gefaßt, die Geschichtschreibung. Der Historiker soll und will aber auch Geschichtsforscher sein. Ja, von manchen wird dies für die eigentliche, auch wohl einzige Aufgabe gehalten. Es hat nicht wenige gegeben, gibt ihrer noch heute und wird sie wohl immer geben, die nichts weiter sein wollen als Geschichtsforscher, die nie eine darstellende Zeile geschrieben haben noch jemals schreiben werden, die meisten, weil sie glauben, das andern überlassen zu sollen, die es besser können, aber doch auch manche, die es unter ihrer Würde halten, in deren Augen nur die Forschung wissenschaftlich, jede Darstellung mit einem Makel behaftet ist, der sie vom Tempel der reinen Wissenschaft ausschließt. Ich könnte einen lebenden Historiker nennen, einen der ersten Deutschlands, der kein Hehl daraus macht, daß nach seiner Ansicht eine historische Darstellung, und sei sie noch so gelehrt, nicht viel anderes ist als ein Roman. Für ihn — und gewiß für viele andere, die es nur nicht aussprechen — erschöpft sich die Arbeit des Historikers, der in den Grenzen seines Berufes bleibt, im Sammeln, Ordnen und Sichten der Überlieferung. Jeder Schritt weiter führe ins Gebiet der Dichtung. Von andern wird dieser Standpunkt entschieden verworfen. Wozu denn die Mühe des Forschens, wenn sie nicht zur Darstellung führt? Ich habe im Gespräch mit dem erwähnten Fachgenossen bemerkt, wenn er recht hätte, würde der Historiker einem Museumsbeamten gleichen, der sich begnügte, die Bruchstücke eines zertrümmerten Standbildes oder die Steine und Säulen eines zerfallenen Tempels sauber geputzt und numeriert nebeneinanderzulegen. Ich erfuhr keinen Wider-

spruch, im Gegenteil: mir wurde versichert, ich hätte durchaus recht, und so müsse man's auch machen. Denn jeder Versuch — um bei dem Vergleich zu bleiben —, aus den Bruchstücken die Statue und aus den Steinen und Säulen den Tempel wiederherzustellen, könne nur zweifelhafte Ergebnisse erzielen, an denen die dichtende Phantasie zu großen Anteil hätte. Dürfte ich heute jenes Gespräch — es ist schon fast vierzig Jahre her — fortsetzen, so würde ich einwenden: Wer die Bruchstücke eines zerstörten Kunstwerks auch nur richtig verzeichnen will — und jedes Museum muß doch seinen Katalog haben, in dem die Stücke auch benannt, nicht nur numeriert sind —, der muß wissen, wohin sie ursprünglich gehörten, ob ein Splitter etwa die Nase oder die große Zehe gebildet hat, und ob eine Platte zu den Stufen des Aufgangs oder zum Altar gehörte. Das zu erkennen erfordert schon Phantasie, eine geschulte natürlich, aber immerhin die Fähigkeit, sich vorzustellen, wie das Ganze einmal aussah, mit dessen Teilen man es zu tun hat. Also ohne wiederaufbauende Einbildungskraft kommt schon der Museumsleiter nicht aus, der sich mit den Bruchstücken begnügt und auf Wiederherstellung verzichtet.

Mit dem Geschichtsforscher ist es nicht anders: auch er kann den einzelnen Stücken der Überlieferung nicht gerecht werden, sie nicht als das erkennen, was sie sind, ohne von dem Ganzen, zu dem sie gehören, eine Vorstellung zu haben. Nehmen wir z. B. eine Urkunde, der das Datum fehlt. Um es zu ergänzen, muß man in der Zeit, in die sie passen könnte, Bescheid wissen, also ein gewisses Gesamtbild schon im Kopfe tragen. Oder eine erzählende Aufzeichnung, vielleicht nur ein Bruchstück, ist ohne Namen überliefert. Seinen Verfasser, seinen Wert, Zeit und Ort der Abfassung festzustellen vermag nur der, der die Umgebung und Zusammenhänge kennt, in denen es Platz finden kann. Endlich die Frage der Echtheit. Das Mittelalter konnte die tollsten Fälschungen für echt halten, weil es von den Zeiten, in die sie gehören sollten, nicht die richtige Vorstellung hatte.

Es ist eben nicht anders: schon das Sichten und Ordnen — das bloße Sammeln schafft ja nur ein Magazin oder eine Rumpelkammer, nicht einmal ein Museum — schon das Sichten und Ordnen der Überlieferung erfordert Arbeit mit der Phantasie, gleichsam eine unsichtbare Rekonstruktion, eine verschwiegene Darstellung. Jedes Stück, jede Zeile war einst Teil eines Ganzen; nur wenn man ihnen wieder den Platz anzuweisen vermag, den sie ursprünglich einnahmen, können sie richtig beurteilt werden. Das Ganze ist früher als die Teile, sagt Aristoteles; darum kann die Teile nur verstehen, die Überlieferung nur deuten, wer die Geschichte mit dem geistigen Auge als Ganzes erschaut.

Der Forscher kann also den Darsteller nicht entbehren, er ist genötigt, ob er will oder nicht, selbst einer zu sein. Dennoch ist das Selbstgefühl, mit dem er dem Darsteller gegenübertritt, verständlich. Er darf sich sagen, daß seine Arbeit, wenn sie gut und klug ausgeführt ist, die Jahrhunderte überdauert, während sogar der Darsteller, der den Besten seiner Zeit genug getan, noch nicht weiß, ob er gelebt für alle Zeiten. Mommsens Römische Geschichte befriedigt schon heute, ein Menschenalter nach seinem Tode, nicht mehr, sein Corpus Inscriptionum wird nie veralten, solange man sich um die Geschichte Roms bekümmert. Mag dereinst eine Zeit kommen, wo Rankes „Päpste" nicht mehr gelesen werden — die große Sammlung der älteren Papsturkunden, die wir anwachsen sehen, wird immer unentbehrlich bleiben, und die Monumenta Germaniae Historica, mit all ihren Mängeln, werden stets als ein Monumentum Germaniae aere perennius dastehen, wenn auch die beste „Deutsche Geschichte" aus unsern Tagen nur den Bibliothekaren noch dem Namen nach bekannt sein wird — solange das Papier hält, auf dem sie gedruckt ist. Der Darsteller arbeitet für seine Zeit, der Forscher für die Nachwelt.

Er kann sich auch eines alten und lückenlosen Stammbaums rühmen. Ein halbes Jahrtausend in ununterbrochenem Zusammenhang umfaßt schon die Geschichte der historischen Forschung, wie wir sie heute besitzen und treiben. Natürlich hat man auch im Altertum geforscht, um darstellen zu können. Ohne eingehende Forschung hätte Thukydides die wundervollen Einleitungskapitel seines Werkes nicht schreiben können, und einen unermüdlicheren Forscher als Polybios hat es schwerlich je gegeben. Aber von der Forscherarbeit dieser und vieler anderer Männer des Altertums besitzen wir nur den Niederschlag in ihren Darstellungen, die Arbeit selbst ist verloren. Auch von dem wenigen, was das Mittelalter an Forschung geleistet hat, wissen wir kaum etwas. Es war jedenfalls, wie schon im Altertum, Sache Einzelner. Die moderne, die kritische, alles umfassende und systematische, in gemeinsamer Arbeit betriebene Erforschung der Vergangenheit beginnt erst mit dem Humanismus in Italien und Deutschland, dann aber setzt sie sich fort in ununterbrochener Tradition, in den holländischen Philologen und ihrer Schule, in den Kirchenhistorikern beider Bekenntnisse, den Magdeburger Centuriatoren und ihren Nachfolgern, den französischen Benediktinern und belgischen Jesuiten, bis sie im vorigen Jahrhundert zu einer öffentlichen Angelegenheit erhoben und im Namen und mit den Mitteln von Staaten, Provinzen und Gemeinden betrieben wird.

Der Stolz des Forschers ist begreiflich, und er ist gerechtfertigt. Aber er

birgt eine Gefahr, die Gefahr der Selbstzufriedenheit. Eine Forschung, die nicht mehr fragt, wofür und wozu sie arbeitet, die sich selbst zu genügen glaubt und ihre Arbeit als Selbstzweck betreibt, bringt sich in Mißkredit. Etwas davon haben wir erlebt. Die Quellenwerke, die Urkundenbücher, Regesten und Aktensammlungen vermehrten sich bis ins Unübersehbare, schon der bibliographische Führer durch diesen Urwald ist zum mächtigen Wälzer angeschwollen, der selbst nach einem Führer ruft. Immer größerer Aufwand wurde mit den Ausgaben getrieben, die Editoren schwelgten in ihrer eigenen Kunst und in der Fülle des Stoffes. Niemand kann bestreiten, daß dabei Hervorragendes geleistet wurde, an Umfang und an Wert. Aber Menge wie Güte stand sich selbst im Licht, wurde so überreich geboten, daß es die Benutzer abschreckte, statt anzulocken. Wenn die Masse des Stoffes so groß wurde, daß sie sich auch für ein begrenztes Thema kaum in Jahren bewältigen ließ; wenn der Apparat an Fußnoten, Lesarten, Einleitung und Kommentar den Text erdrückte, so kann man sich nicht wundern, daß die Zahl der Benützer sich im umgekehrten Verhältnis zur Zahl der erscheinenden Bände bewegte und die Herausgeber schließlich in der Hauptsache für sich und ihresgleichen arbeiteten. Es war de l'art pour l'art, Forschung für die Forscher!

Die Geschichtschreibung konnte mit dieser Überproduktion nicht Schritt halten, konnte den allzu reich und wahllos dargebotenen Stoff nicht verarbeiten, und während dieser sich häufte und die Ergebnisse der Forschung täglich größeren Umfang annahmen, wurden die Darstellungen seltener und mieden wenn möglich die Gebiete, die von der Forschung bevorzugt wurden. Die Geschichtswissenschaft drohte durch Überernährung unfruchtbar zu werden wie eine Pflanze, die zu stark gedüngt wird.

Der Rückschlag ist nicht ausgeblieben, die Forschung genießt nicht mehr die gleiche Achtung wie früher. Allzuoft hört man heute von ihr in einem Tone sprechen, als sei sie zu gar nichts nütze, wenn nicht schädlich. Darin liegt eine ernste Gefahr. „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, so hab' ich dich schon unbedingt" — so kann Mephisto auch hier sprechen. Die Geschichte ist bald des Teufels, wenn sie sich von dem entsagungsvollen, gewissenhaft den Einzelheiten nachspürenden Forscherfleiß lossagt, der den Ruhm der deutschen Gelehrtenarbeit begründet hat; wenn sie sich darin gefällt, nach großen Gesichtspunkten zu jagen und das Kleine zu übersehen oder — was Goethe als die unerträglichste aller Anmaßungen erschien — Ansprüche an Geist zu stellen, bevor sie den Buchstaben beherrscht. Ehrfurcht vor dem Kleinsten ist Pflicht jeder Wissenschaft, und wer im Kleinen treu ist, verdient immer Achtung und Dank. Nur soll

niemand sich für mehr halten, als er ist, und der Forscher nie vergessen, daß er nicht allein Herr im Hause ist, sondern einem Höhern zu dienen hat.

Aber was ist dieses Höhere? Auf welches Ziel steuert die Wissenschaft los, von der die Forschung die eine Hälfte ist? Was will und was soll die Geschichtswissenschaft? Der Überblick über ihre eigene Geschichte hat uns gezeigt, wie sie von verschiedenen Polen angezogen wird, teils auf Unterhaltung, teils auf Belehrung gerichtet. Daß die bloße Unterhaltung nicht ihr einziger Zweck sein kann, liegt auf der Hand, denn da wäre sie ja keine Wissenschaft und würde überdies von der Dichtung jeden Augenblick geschlagen, die durch keine Rücksicht auf Wahrheit gehemmt ist. Auf Wahrheit aber will auch die unterhaltende Geschichte nicht ganz verzichten, nicht einmal ein Emil Ludwig, wenn er auch von der Wahrheit seine eigentümlichen Begriffe hat. Ein geflügeltes Wort sagt, Geschichte ist ein Roman, der den Vorzug hat, wahr zu sein. Also ist die Wahrheit immerhin ein Vorzug, selbst für den, der Unterhaltung sucht.

Andererseits sehen wir die lehrhafte Darstellung — lehrhaft im Sinne des Thukydides — notgedrungen nach Schönheit streben und künstlerischen Forderungen Rechnung tragen. Daß dem so ist, wissen wir nicht nur von der Geschichtschreibung des Altertums her, wir können die Probe täglich machen. Eine Darstellung, die nicht gefällt, wird allenfalls von Forschern benutzt, aber von niemand gelesen werden und so ihren Zweck nicht erfüllen. Sie wird als verfehlt und mißlungen gelten, und das mit Recht. Denn was will jede Darstellung der Vergangenheit anderes, als Dinge zur Anschauung bringen, die nicht mehr sind, den Leser zum Zeugen von Vorgängen machen, ihn in Zustände, in eine ganze Welt versetzen, die keine Wirklichkeit mehr haben? Das ist eine Kunst, und darum bedient der Geschichtschreiber sich künstlicher Mittel. Kann man doch die kleinste Anekdote, ohne ihre Wirkung zu zerstören, nur mit überlegter Wahl der Worte erzählen! Wieviel weniger läßt sich die Geschichte einer Schlacht, eines Feldzugs, einer Staatsumwälzung, eines ganzen Zeitalters zur lebendigen Anschauung gestalten ohne Rücksicht auf die Gesetze des künstlerischen Vortrags, auf das, was die Römer ars oratoria, die Redekunst, nannten, und dessentwegen für sie die Historie ein opus oratorium war. Das ist es, was man unter dem Stil des Geschichtschreibers zu verstehen hat: nicht das grammatische Satzgefüge, den Bau der Perioden oder den Gebrauch schmückender Beiworte, sondern die Auswahl des Stoffes, den berechneten Aufbau, die Verwendung der passenden Ausdrücke und den sachgemäßen Wechsel von Licht und Schatten, Ausführlichkeit und Kürze. Wer sich dieser Mittel richtig zu bedienen weiß, der bedarf der Freiheit des Dichters

nicht, er kann sich streng an die Tatsachen halten, braucht keinen Schmuck hinzuzutun und wird doch erreichen, was er erstrebt: Unwirkliches als wirklich erscheinen zu lassen, was nicht mehr ist, sichtbar und die Vergangenheit zur Gegenwart zu machen. Gelingen freilich kann es nur dem, der diesen Prozeß zuvor im Geiste selbst erlebt hat, dem Menschen und Dinge, von denen er reden will, durch forschendes Versenken vertraut geworden sind. Nur der echte Forscher kann ein rechter Darsteller sein, nur der die Toten zum Leben erwecken, dem sie im Geiste lebendig geworden sind. Nur Anschauung, die aus inniger Vertrautheit mit der Sache gewonnen ist, kann wiederum Anschauung erzeugen. Im vollsten Maße gilt für den darstellenden Historiker die Mahnung Rückerts:

> Laß etwas auf dich nur den rechten Eindruck machen,
> So wirst du auch den rechten Ausdruck finden.
> Und hast den rechten Ausdruck du gefunden,
> So wirst du auch den rechten Eindruck machen.

So kann eine Darstellung entstehen, die ebensosehr der Wissenschaft dient, wie sie Kunstwerk ist, wahr und schön zugleich, weil ihre Schönheit in der Wahrheit liegt.

Doch damit ist unsere Frage noch nicht beantwortet: welchen Zweck verfolgt die wahre und schöne Darstellung der Vergangenheit, wozu soll sie dienen? Soll sie, wie man seit alters behauptet hat, die Menschen besser und klüger machen, gleichsam einen Anschauungsunterricht in der Moral oder in der Staatskunst erteilen, Vorbilder und abschreckende Beispiele zeigen, damit die Nachwelt wisse, was sie zu tun und zu meiden habe? Damit lockt man heute keinen Hund mehr vom Ofen. Allzuoft erprobt es sich, daß alle Warnungen durch frühere Vorgänge umsonst sind und die Menschen immer wieder in die gleichen Fehler verfallen. Wie viele Monarchen sind schon durch eigene Schuld gestürzt worden, und keinem hat es geholfen, daß er das Schicksal der Vorläufer auf dieser abschüssigen Bahn vor Augen hatte! Wie viele Revolutionen könnten uns lehren, was dabei herauskommt, wenn der Faden der Entwicklung gewaltsam zerrissen wird, und doch läßt immer wieder eine Generation sich bereden, daß es besser sei, ganz von vorn anzufangen, anstatt fortzufahren, eine völlig neue Welt aufzubauen, anstatt aus der vorhandenen das Bestmögliche zu machen! Je länger die Weltgeschichte dauert, desto mehr scheint sie einer Kette von Torheiten und Fehlern zu gleichen und Hegel recht zu geben, der meinte: das einzige, was die Geschichte lehre, sei, daß die Menschen nichts aus ihr lernen. Und nun gar der Anschauungsunterricht in der Moral! Wer die Vergangenheit unbefangen betrachtet, muß gestehen, daß sie zur

Tugendhaftigkeit keinen zwingenden Anreiz ausübt. Noch hat niemand eine Statistik aufzustellen unternommen, aber der allgemeine Eindruck sagt uns, daß die Fälle, wo das Böse siegt und das Gute unterliegt, den umgekehrten mindestens die Waage halten.

Also um klüger und besser zu werden, brauchten wir uns um die Geschichte nicht zu bemühen. Ihre Lehren sind augenscheinlich nicht anwendbar, ihre Rezepte helfen nicht. Als Lehrmeisterin des Lebens in diesem Sinne scheint sie nicht zu taugen.

Verzichten wir darauf, ruft man uns zu, es gibt Besseres, was die Vergangenheit uns zu bieten hat! Erkenntnis der Gesetze, nach denen die Dinge verlaufen, läßt sich aus ihr gewinnen und damit die Möglichkeit, vorauszubestimmen, was geschehen wird, so daß wir wissen, was wir zu tun haben, und nichts uns mehr überraschen kann. Philosophie des Lebens im weitesten und höchsten Verstand, angewendet auf Staaten und Völker und auf die ganze Menschheit, wäre somit das Ziel der Geschichtswissenschaft.

Aber wenn wir die Anläufe überblicken, die man gemacht hat, um die Gesetze der Entwicklung zu entdecken, Ordnung in das Chaos der Tatsachen zu bringen und den Sinn der Geschichte zu enträtseln, so werden wir enttäuscht. Noch keinem ist der Versuch gelungen, und ein Philosoph von Beruf, Schopenhauer, belehrt uns, daß er nicht gelingen kann und daß eine Philosophie der Geschichte ein unmögliches Ding ist. Wir beobachten andererseits, daß es lauter Nichthistoriker sind, die den Stein der Weisen gefunden haben wollen. Alle waren sie Dilettanten, und alle, von Augustin bis Spengler, wußten von der Geschichte herzlich wenig, Karl Lamprecht nicht ausgenommen, obwohl er Professor der Geschichte war und Geschichtsbücher schrieb. Sein Wissen von der Geschichte war beschämend oberflächlich. Darum konnten sie alle ihre Systeme nicht von den Blättern der Geschichte ablesen, sondern in die Geschichte hineinzeichnen. Sie wies in ihren Köpfen so viel leeren Raum auf, daß da Platz für jede beliebige Konstruktion blieb. Die wahren Kenner der Geschichte haben sich wohl gehütet, ihre Einsicht zur Aufstellung eines philosophischen Systems zu mißbrauchen. Im Grunde sind alle Bemühungen in dieser Richtung nur Nachklänge oder Spiegelungen der christlichen Glaubenslehre, die den Heilsplan Gottes zu kennen und in der Geschichte der Menschheit wiederzuerkennen behauptete. An die Stelle des göttlichen Planes wurde seit den Tagen der Aufklärung ein natürlicher gesetzt, die Rolle der Vorsehung mußte das Gesetz übernehmen, und so verrät sich alle Geschichtsphilosophie, sei sie optimistisch oder pessimistisch, als getarnte Dogmatik.

Was bleibt uns nun schließlich übrig? Ein Irrtum war es, wenn frühere Zeiten glaubten, durch Kenntnis der Vergangenheit bessern und belehren zu können. Als unmöglich hat es sich herausgestellt, Gesetzmäßigkeiten im Verlauf der Entwicklung zu entdecken. Ein müßig Ding scheint die Geschichte zu sein, nicht einmal eine Wissenschaft, da sie keine allgemeinen Wahrheiten, nur Tatsachen mitzuteilen vermag.

Diesen letzten Vorwurf freilich können wir ablehnen. Er stammt aus dem falschen, weil viel zu engen Begriff, den Kant aufgebracht hat, daß Wissenschaft etwas nur sei, sofern es auf Mathematik beruhe. Wäre das richtig, so flögen mit der Geschichte zugleich die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geographie und Geologie zum Tempel hinaus, also die Mehrzahl der Naturwissenschaften, von Jurisprudenz und Theologie nicht zu reden, und es blieben kaum die Chemie, eigentlich nur Mathematik, Astronomie und Physik zurück. Nicht einmal die Physik wäre ihres Ranges sicher, seit sie selbst angefangen hat zu zweifeln, wieweit sie noch mit dem Begriff des Naturgesetzes arbeiten dürfe. Der Vorwurf, daß er keine Wissenschaft vertrete, braucht den Historiker also nicht zu kümmern; er ist hinfällig. Denn es gibt Wissenschaften, die ihre Erkenntnis nicht aus dem Denken, sondern aus der Anschauung gewinnen, und zu ihnen gehört die Geschichte.

So gilt denn auch von ihr, wie von aller Wissenschaft, daß sie zunächst um ihrer selbst willen getrieben wird. Von jeher haben Menschen sich ihr zugewandt, nicht weil man ihnen von einer Wissenschaft sprach oder Nutzen verhieß, sondern weil sie sich von der Vergangenheit angezogen fühlten. Sie würden sich auch künftig nicht abschrecken lassen, wenn ihnen bewiesen würde, Geschichte sei keine Wissenschaft und nütze gar nichts, die Beschäftigung mit ihr könne sogar schaden, wie Nietzsche in seiner aus Halbwahrheiten und Trugschlüssen zusammengewobenen Abhandlung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie" hat behaupten wollen. Durch all solche Warnungen werden sich die wenigsten abhalten lassen, nach der Vergangenheit zu fragen, weil sie nun einmal ein Bedürfnis danach empfinden — mag man es einfach Neugier heißen — zu wissen, was gewesen ist und wie es gekommen ist. Beschäftigung mit Geschichte entspringt einem Triebe der menschlichen Natur.

Was ist es nun aber, das den Menschen zur Vergangenheit zieht, was sucht er in ihr? Die Antwort lautet: sich selbst, den Menschen. Er empfindet ein Bedürfnis, sich selbst kennenzulernen, wie er ist und sein kann, indem er die Natur der Gattung zu ergründen sucht, der er angehört, wie sie sich in allen Jahrhunderten und allen Völkern, im Dichten und Trachten,

Lieben und Hassen, Kämpfen und Leiden offenbart hat. Es fesselt ihn der Anblick unendlicher Mannigfaltigkeit, in der sich menschliches Wesen ausspricht, bald weise und klug, öfter dumm und töricht, fein und plump, zart und roh, erhaben und niedrig, heldenhaft stark und kläglich schwach, mitleidig und grausam, engelhaft gut und teuflisch böse. Er fühlt ein Bedürfnis, zu wissen, nicht nur was es gegeben hat, nein, auch zu erfahren, wie das wurde und entstand, was einst war und heute ist, wie eins aus dem andern hervorgegangen, eines die Folge des andern, was Notwendigkeit und was Zufall war. Menschen und menschliche Dinge sind Gegenstand unserer Teilnahme, wo immer wir ihnen begegnen, in allen Himmelsstrichen, allen Zeitaltern und allen Zuständen. Nichts Menschliches soll uns fremd bleiben, von den frühesten Zeiten, da es den homo sapiens gab, auf den nur stumme Überreste ein trübes Licht werfen, bis auf die hell beleuchtete Gegenwart. Da ist das Einzelne ebenso der Teilnahme wert wie die größte Gesamtheit, das Individuum ebenso wichtig wie Volk und Reich und nichts so klein, daß es den Blick nicht festhielte, sofern es nur vom Menschen zeugt. Da verliert auch die Frage, ob politische oder Kulturgeschichte dem Historiker fromme, jeden Sinn und alle Berechtigung. Die Frage hätte nie gestellt werden dürfen, denn die Trennung der Begriffe Politik und Kultur, das Entweder-Oder, beruht auf einem Denkfehler. Ist der Staat etwa nicht ein Erzeugnis der Kultur, läßt sein Schicksal sich begreifen losgelöst von den Zuständen in Technik, Wirtschaft, Sitte und Bildung? Woher stammt denn die größte aller politischen Fragen, die uns heute beherrscht, die soziale, woher anders als aus den Umwälzungen in Technik und Wirtschaft verbunden mit der allgemeinen Schulbildung? Und andererseits, wie oft wird Gedeihen und Leben einer Kultur durch einen Krieg, eine Schlacht entschieden! Voltaire war sehr im Irrtum, als er die Kriege der Völker mit Tierkämpfen verglich und ihnen jeden Einfluß auf die Geschichte der Kultur absprach. Wer will behaupten, die griechische Geistesblüte hätte keinen Schaden gelitten, wenn bei Salamis und Platää die Perser gesiegt hätten? Daß es eine deutsche Kultur geben konnte, wurde entschieden in den Kriegen der Herusker gegen die Römer. Die Gefahr endlich, in der unsere Kultur unlängst schwebte, war die Folge vielleicht einer einzigen verloren geglaubten Schlacht. Wer begriffen hat, daß die Geschichte vom Menschen handelt, kann die Frage, was am Menschen historisch wissenswert sei, gar nicht zulassen. Er könnte nur antworten: alles.

Sollte das nun wirklich keinen Zweck haben, keinen Nutzen bringen? In der Natur ist alles zweckbestimmt, jeder Trieb hat seinen Zweck, ist

nützlich und an seinem Platze notwendig. So wird auch der Trieb zur Erkenntnis der Vergangenheit nicht zweck- und nutzlos sein. Wie jedem andern Triebe, so wird auch diesem ein Bedürfnis zugrunde liegen, das seine Befriedigung sucht und sie nur auf diesem Wege findet. Es braucht nicht in allen Zeiten und bei allen Menschen das gleiche Bedürfnis zu sein. Wie die Völker und Zeitalter verschieden sind, so suchen sie auch in der Geschichte nicht immer dasselbe. Ein geistvoller Historiker, unter den lebenden der geistvollste, Johan Huizinga, hat von der Geschichte als Wissenschaft gesagt, sie sei die Form, in der eine Kultur sich von der Vergangenheit Rechenschaft gebe. Wenn das richtig ist — und ich wüßte nicht, wie man das Wesen der Geschichte besser bestimmen könnte —, so ist nichts natürlicher, als daß mit dem Wechsel der Epochen die Abrechnung mit der Vergangenheit von neuem beginnt und ein anderes Ergebnis zeitigt. Mit vollem Recht hat Gustav Freytag gesagt, jede Generation müsse sich ihre Geschichte selbst schreiben, d. h. ihr Geschichtsbild neu gestalten. Wir werden uns darum auch nicht mehr wundern, daß Geschichte für Griechen und Römer etwas anderes war als für Menschen des Mittelalters, und daß Historie nach der Weise des Humanismus die Menschen der Aufklärungszeit nicht mehr befriedigte. Sie suchten jedesmal etwas anderes, brauchten etwas anderes; das, was die vorausgegangene Epoche ihnen hinterlassen hatte, galt ihnen nichts. Der Ritter des Mittelalters wollte sich an Vorbildern aus der Vergangenheit stärken zu dem, was sein Beruf war; darum verlangte er von Kampf und Krieg zu hören und Helden zu sehen, die er bewundern konnte. Den Herrscher und Staatsmann der Renaissance fesselte das Bild des Regenten, wie er sein soll, und den Philosophen der Aufklärungszeit gelüstete es nach der Kunde von dem, wie die Menschheit es nach und nach so herrlich weit gebracht. So holt sich jeder von der reichbesetzten Tafel der Vorzeit die Nahrung, die er braucht, sucht jeder aus ihrem Vorrat das eigene Wesen zu bereichern und zu vervollständigen.

Das klingt so, als redete ich einer schrankenlosen Subjektivität das Wort und ginge womöglich noch weiter als die, die von jeher und nicht erst in jüngsten Tagen mit diesem Begriff sich decken, indem sie die Geschichte zu ihren Zwecken, dogmatischen, politischen oder philosophischen, mißbrauchen. Vielleicht wird einer von ihnen triumphieren: „Da hören wir's von einem Vertreter der alten Schule und der kritischen Zunft bestätigt, die Geschichte ist in ihrem Wesen eine subjektive Wissenschaft!" Dagegen müßte ich mich verwahren. Die Subjektivität, auf die man sich so oft berufen hat und immer wieder beruft, um das Verlangen nach einer

Geschichte zu rechtfertigen, wie man möchte, daß sie gewesen sei, hat mit dem, was ich sage, nichts zu tun. Für jene dient der lateinische Kunstausdruck lediglich zur wissenschaftlichen Bemäntelung dessen, was richtiger Willkür hieße. Sie glauben im voraus zu wissen, was die Geschichte lehrt und lehren müsse, und gleichen darin den Kindern, die jubeln, wenn sie Ostereier finden, die sie nicht erst zu suchen brauchen, weil sie sie selbst versteckt haben.

Es ist ein Unterschied zwischen Frage und Antwort. Daß die Fragestellung nur subjektiv sein kann, versteht sich von selbst, denn wer fragt nach anderem, als was er wissen will und noch nicht weiß? Hunger und Durst sind subjektive Empfindungen, und subjektiv auch der Wissensdurst und Hunger nach Erkenntnis. Etwas anderes ist es mit der Antwort. Wer für sie das Recht der Subjektivität in Anspruch nimmt, der treibt Spott mit der Wissenschaft. Mag es hundertmal richtig sein, daß auch die Antworten, die der Historiker sich und andern gibt, von seiner persönlichen Art beeinflußt sind und niemand, auch der Unbefangenste nicht, sich von den Voraussetzungen ganz frei machen kann, die in ihm selbst, seiner Umgebung, seiner Zeit liegen, was folgt daraus? Etwa, daß wir uns keinen Zwang aufzuerlegen brauchen und jeder nach Bedarf und Gutdünken sich seine Geschichte zurechtklittern dürfe? Ich denke, es liegt umgekehrt: je mehr wir uns der Grenzen bewußt bleiben, die dem reinen Erkennen in uns selbst gezogen sind, je deutlicher wir fühlen, wie leicht das geistige Auge zu sehen glaubt, was es zu sehen wünscht, desto strenger werden wir uns unter Aufsicht nehmen, zum richtigen Sehen erziehen und den alten Adam mit seinen Vorurteilen, seiner Abneigung und seiner Vorliebe ersäufen müssen in täglicher Übung zu Kritik und Selbstzucht. Ist uns die volle Objektivität versagt, so soll der Wille zur Objektivität um so stärker, das Streben nach ihr um so unverdrossener sein.

Sollte nun ein Studium der Geschichte, so betrieben, gar keinen Nutzen stiften? Man ist doch im allgemeinen darüber einig, daß Reisen in der Fremde einen fördern und entwickeln, man schreibt dem Umgang mit Menschen, vor allem mit bedeutenden Menschen, einen bildenden Einfluß auf Verstand und Charakter zu. Die Geschichte bietet beides. Wer sie durchwandert, macht mehr als eine flüchtige Reise um die Welt, er lernt die Größten und Besten aller Jahrhunderte kennen und wird, mit Schiller zu reden, „im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten". Wenn er davon nichts heimbringt, so ist es seine Schuld, und wenn die Völker für die Gestaltung ihres Schicksals aus der Geschichte bisher so wenig Nutzen gezogen haben, so werden sie sie wohl nicht richtig gelesen

haben. Vor der Gefahr, mißverstanden zu werden, ist kein Lehrer sicher, und die Völker, zumal seit ihre Massen auf den vorderen Bänken sitzen, sind schlechte, unaufmerksame und widerspenstige Schüler. Soll man darum den Unterricht einstellen? Ich denke, eher umgekehrt: man soll ihn verbessern, reichlicher und strenger erteilen. Wer richtig lernt, weiß, was er gewinnt. Nicht umsonst sind die großen Staatsmänner aller Zeiten fast ausnahmslos in der Geschichte bewandert und ist mehr als einer ein gründlicher Kenner von ihr gewesen, nicht umsonst hat der siebenundzwanzigjährige Schiller bekannt: „Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts anderes als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein."

Aber freilich, die wahre Historie ist eine spröde Maid, sie buhlt nicht um die Gunst der Menge, ergibt sich nicht dem ersten besten Freier, zeigt sich meist verschleiert und verbirgt ihr Angesicht nicht selten ganz. Sie will, daß man um sie werbe, ihr diene nicht in vorübergehender Anwandlung oder abenteuerlichem Mutwillen, sondern als getreuer Knecht, keine Mühe scheuend, geduldig ausharrend Jahr um Jahr, wie Jakob bei Laban, und daß man sich's auch nicht verdrießen lasse, wenn einem die ersehnte Rahel nicht sogleich zuteil wird. Sie fordert Ehrfurcht und Bescheidenheit und mehr als alles andere Ehrlichkeit und lautere Wahrheitsliebe. Wer diese Eigenschaften vermissen läßt, dem wendet sie den Rücken, und nie wird sie ihm ihr wahres Antlitz zeigen. Wer aber selbstlos und aufrichtig nichts anderes begehrt, als sie zu kennen, und kein Opfer scheut, um ihres Anblickes gewürdigt zu werden, dem gewährt sie, was irgend Wissenschaft zu bieten vermag, das seltene Glück der „Seligkeit willenlosen Anschauens". Und mehr als dies. Sie lehrt ihn, die Geheimnisse des Menschenherzens und die Natur der Völker kennen, den Wandel der Zeiten verstehen und im Schicksal nicht blinden Zufall, sondern innere Notwendigkeit sehen. Sie macht uns reif für jene letzte Einsicht, die auch mit dem Bittersten versöhnt, die in der Unterwerfung den Frieden und damit neue Kraft verleiht, indem sie uns sprechen läßt: „Mußte es nicht also kommen?"

Wer sich ihrem Dienste weiht, der wisse, daß er kein leichtes Amt auf sich nimmt. Denn — es ist ein Wort von Schelling — „unter dem Heiligsten ist nichts, was die Berührung unreiner Hände weniger verträgt, als die Geschichte". Noch hat man keinen ihrer Diener gekreuzigt oder verbrannt, aber Zeugnis abzulegen für sie, hat schon manchen zum stillen Märtyrer gemacht. Denn die Menschen hören die Wahrheit nicht gern, die ihnen bitter schmeckt. Doch schwerer noch ist der Kampf mit dem

eigenen Ich, seinen Wünschen und Hemmungen, und Selbstkritik das erste Erfordernis des Historikers, Selbstkritik und ein stets waches Gefühl der Verantwortung. Wer das Bild der Geschichte verfälscht oder verfälschen läßt, wo er das echte kennt, der handelt an denen, die ihm folgen, wie einer, der den Wanderern die Wegzeichen verrückt oder den Schiffern falsche Leuchtfeuer zeigt. Denn so heilsam die Kenntnis der wahren Geschichte sein kann, so verhängnisvoll ist ihre Vertauschung mit dem, was wie Geschichte aussieht, aber es nicht ist. Wehe dem Volk, das sich von Unberufenen über seine Geschichte irreführen läßt! Es kann sich selbst nicht erkennen, wird sich für etwas anderes, vielleicht für mehr halten, als es ist, und den Irrlichtern der Einbildung und Eigenliebe nachlaufend in den Abgrund stürzen oder im Sumpf ersticken. Es davor zu bewahren, ist Pflicht des Historikers, indem er nicht müde wird, das wahre Bild der Vergangenheit zu zeigen, die Dinge darzustellen, wie sie wirklich waren, eingedenk der Mahnung, die schon Cicero ihm einschärft, nichts Unwahres zu sagen, aber keine Wahrheit zu verschweigen. Wo der Historiker so seine Pflicht tut, da wird seine Arbeit für die Wissenschaft zum Dienst am Vaterland. Denn die Geschichte, lauter und wahr gelehrt, ist das Gewissen der Nation.

Nord und Süd in der deutschen Geschichte

Wer kennt nicht den Gegensatz von Nord und Süd im deutschen Volk? Unendlich oft hervorgehoben, zum Ausgangspunkt aller möglichen Betrachtungen, nicht selten zur Grundlage praktischer Forderungen gemacht, gilt er im Urteil der Fremden wie im eigenen Bewußtsein der Deutschen als ein Axiom, ein Glaubenssatz, an dem zu zweifeln nur Ketzerei oder Unverstand sich vermessen könne. Schon in der Natur der Landschaft scheint er vorgebildet — hier Berge, Hügel und Täler, der Horizont eng begrenzt, Mannigfaltigkeit auf knappem Raum; dort weite Flächen, über die der Blick unaufgehalten schweift, ein ruhiges, gleichmäßiges, auch einförmiges Bild. Ähnlich — so hört man oft — die Menschen. Dem stark unterschiedenen, mehr nach innen gerichteten Wesen des Süddeutschen steht der Norddeutsche mit seiner Neigung zur Einheitlichkeit und Gleichartigkeit gegenüber. Betont jener das Recht des freien Einzelmenschen oft bis zur Absonderlichkeit, so sucht dieser vor allem den Zusammenschluß und die Einordnung in ein größeres Ganzes. Rühmt man dem Norden die rücksichtslose Tatkraft, den Trieb und die Fähigkeit nach, sich gegenüber der Umwelt durchzusetzen, sie zu unterwerfen, so soll der Süddeutsche zufrieden sein, wenn man ihn in seinen vier Pfählen, seinem Dorf, seinem Städtchen, seinem Lande ungestört läßt und ihm erlaubt, nach seiner eigenen Fasson selig zu werden. Hat der Norden die Männer des scharfen Verstandes und harten Willens, so ist dem Süden die Gabe der Phantasie, das künstlerische Vermögen geschenkt. Sie mögen einander ergänzen, gegensätzlich geartet scheinen sie auf alle Fälle, als gäbe es irgendwo zwei verschiedene Pole und wiese darum die Magnetnadel nach entgegengesetzten Richtungen.

Ich will nicht dabei verweilen, wieviel Willkür und Übertreibung in dieser Konstruktion steckt; will nur nebenbei daran erinnern, daß, mag auch der Süden auf seine Dichterschar stolz sein, doch gerade der Norden die Romantik und in ihrem Kreis den größten Phantastiker, E. T. A. Hoffmann, hervorgebracht hat; daß Besinnlichkeit und innenwärts gekehrter Blick bei keinem Sohn des deutschen Südens stärker hervortreten als bei dem Holsteiner Storm und dem Niedersachsen Raabe; und daß der Norden auch nicht viele größere Willens- und Tatmenschen hervorgebracht hat als den Schwaben Max Eyth. Ich würde mit solchen Gegenbeispielen den Glauben schwerlich erschüttern, daß nun einmal der Norddeutsche mehr für die Außenwelt, das Diesseits, den Staat mit

seinem Zwang und Druck, der Süddeutsche mehr für die Freiheit des Individuums und das Reich des Geistes geschaffen und daß dies ein Stück Natur sei, womit man zu rechnen und sich abzufinden habe. Ich räume auch gerne ein, daß hier in der Tat zwei Volksgruppen vor uns stehen, die sich auf den ersten Blick deutlich voneinander abheben. Wie im Aussehen, so in Sprache und Sitte sind Nord und Süd unleugbar zwei verschiedene Ausprägungen deutscher Art.

Die landläufige Ansicht ist bereit, darin eine Eigentümlichkeit des deutschen Volkes zu sehen, die bei anderen Völkern nicht zu finden sei, und nur darüber sind die Meinungen geteilt, ob man in dieser Doppelpoligkeit eine angeborene Schwäche zu erblicken habe, oder ob es sich nicht vielmehr um einen größeren inneren Reichtum, also in letzter Linie doch um einen Vorzug handle. Die einen wie die anderen sind geneigt, daraus die gleiche Lehre zu ziehen, daß die Deutschen besser daran täten, für ihren Staat nicht die einheitliche Gestalt zu erstreben, die anderswo verwirklicht ist, daß sie vielmehr suchen sollten, mit lockeren Formen sich zu begnügen, die den inneren Gegensätzen Rechnung trügen. Wie das Ausland sich das gelegentlich bis in die allerjüngste Zeit zunutze zu machen gesucht hat, brauche ich nicht näher auszuführen. Überall, draußen wie daheim, gilt es als ausgemacht, daß unser Volk mit seinem Gegensatz von Nord und Süd von Natur anders geartet sei als die Nachbarn, und daß es darum in staatlicher Hinsicht auch eine andere Behandlung fordere und vertrage als jene.

Ich wage zu widersprechen. Ich wage die Behauptung, daß das landläufige Urteil auf einer falschen Voraussetzung ruht. Es ist nicht richtig, daß nur im deutschen Volk eine tiefgehende Artverschiedenheit der beiden Hälften bestehe, die für die Zusammenfassung im einheitlichen Staat ein unüberwindbares Hindernis bilde. Ganz dasselbe beobachten wir bei anderen Völkern; auch anderswo tritt uns eine bis zum ausgesprochenen Gegensatz gesteigerte Verschiedenheit der Teile entgegen, und auch anderswo sehen wir diesen Gegensatz in der gleichen geographischen Gegenüberstellung von Nord und Süd sich ausdrücken. Wenn wir absehen von Spanien, wo der Riß zwischen Katalanen und Kastilianern zehnmal tiefer geht als unsere Mainlinie, so daß man die Frage wohl aufwerfen darf, ob dort die nationale Einheit nicht eine Fiktion sei; wenn wir ebenso absehen von England, wo der Raum zu klein ist, um die vorhandenen Gegensätze — Schotten, Walliser und eigentliche Engländer — zu dauernder Wirkung kommen zu lassen, so bietet Italien genau denselben Kontrast von Nord und Süd, wie wir ihn haben, ja, er ist dort in der Natur des Volkes

erheblich stärker vorhanden als bei uns. Genau wie der Süddeutsche auf die Hungerpreußen, so blickt der Süditaliener auf die **gente affamata**, das verhungerte Volk der Piemontesen, herab, und wie bei uns der Norddeutsche über die schlampige Gemütlichkeit etwa der Bayern zu spotten pflegt, so entrüstet sich der ehrliche, pünktliche Oberitaliener über die Verlotterung des neapolitanischen Spitzbubenvolkes. In Sprache und Sitte sind dort die Landschaften beträchtlich stärker unterschieden als bei uns. Den Sizilianer, wenn er seine heimische Mundart redet — und in Italien sprechen auch die Gebildeten einer Landschaft untereinander mit Vorliebe ihren Dialekt — den Sizilianer versteht in Toskana oder Venedig kein Mensch, und ein neapolitanischer Künstler hat mir einmal sehr lustig die tödliche Verlegenheit geschildert, in die er geraten war, als König Viktor Emanuel II. ihn bei einem Besuch seiner Werkstatt auf Piemontesisch anredete, das ihm so fremd war wie Hebräisch. Wäre so etwas in München, etwa zwischen Wilhelm I. und Franz Lenbach möglich gewesen?

Und sogar in Frankreich, dem klassischen Lande nationaler Einheit, sogar in Frankreich ist der Stoff, aus dem der Staat gegossen wurde, außerordentlich mannigfaltig. Auch dort hören wir nicht selten von dem Gegensatz zwischen den Leuten des Nordens und denen des Südens, die einander so fremd sind. Nicht nur, daß sie verschiedene Mundart reden — den Provenzalen oder Basken, wenn er nicht auf der Schule Französisch gelernt hätte, würde im Norden niemand verstehen, und der berüchtigte **Accent méridional** verrät in Paris den Südländer schon beim ersten Wort —, sie denken und fühlen auch verschieden. Die deutsche Literatur besitzt keine annähernd so blutige Satire auf die süddeutsche Art wie den Tartarin von Tarascon, der den Urtypus des „Meridionalen" in den Augen der Nordfranzosen verkörpert. Man denke an die Gerichtsszene, die den Abschluß bildet, wo von dem südfranzösischen Hintergrund die drei Richter aus dem Norden sich grell abheben.

Um es zu wiederholen: der Gegensatz von nördlicher und südlicher Volksart ist keine Eigentümlichkeit Deutschlands, er ist in anderen Ländern genau so, ja vielleicht noch stärker vorhanden; aber er wird anders empfunden, er steht vor allem nicht im Widerspruch zum Bewußtsein der nationalen Einheit und zu ihrer Verwirklichung im Staat. Niemand hat im öffentlichen Leben Italiens danach gefragt, daß Giolitti ein Piemontese war und Orlando ein Sizilianer, keinem Nordfranzosen fiel es ein, sich daran zu stoßen, daß der Präsident der Republik ein Provenzale und noch dazu ein Protestant wie Herr Doumergue war, daß sein Nach-

folger wieder aus dem Süden stammte und die Meridionalen überhaupt im Staatsleben seit 1789 so stark im Vordergrund stehen. Dagegen, wie schüttelte man bei uns die Köpfe, als 1894 der Süddeutsche, der Bayer Fürst Hohenlohe, und vollends, als während des Weltkriegs erst wieder ein „Bayer" — Hertling, der nicht einmal ein Bayer war — und dann ein Prinz von Baden Reichskanzler wurden! So etwas hätte in Italien, in Frankreich kein Aufsehen gemacht — wer denkt etwa in Neapel daran, daß Mussolini aus der Romagna stammt? —, nicht weil ähnliche Begriffe dort fehlen, sondern weil ihre Gegensätzlichkeit aufgehoben, ausgeglichen ist. Sie ist es durch den Einfluß des Staates, dessen Entwicklung bewirkt hat, daß Nord und Süd in jenen Ländern wohl Unterschiede, sogar sehr tiefe Unterschiede, aber keine Gegensätze sind. Die politische Geschichte Deutschlands hat einen anderen Verlauf genommen, darin liegt die Erklärung dafür, daß der Gegensatz von Nord und Süd bei den andern Völkern politisch überwunden ist, während er bei uns fortbesteht und sich oft genug empfindlich fühlbar macht.

*

Wenn wir ihn in der Vergangenheit suchen, so stoßen wir zunächst auf die überraschende Tatsache, daß er in den Anfängen der deutschen Geschichte gar keine Bedeutung zu haben scheint. Wohl ist das deutsche Königreich der ältesten Zeit, wie es von den Sachsen bis zu den Staufern bestanden hat, eine Summe von Landschaften, deren Besonderheit — eigene Sprache, eigenes Recht — auch im Staat anerkannt wird. Die Stammesherzogtümer genießen weitgehende Selbständigkeit unter der Oberhoheit des Königs. Aber die Machtmittel des Königs — ausgedehnter Grundbesitz, zahlreiche Vassallenschaft, Verfügung über Kirchen und Klöster — sind groß genug und sind über ganz Deutschland so gleichmäßig verteilt, daß er überall als Herr auftreten kann, in den Grenzen natürlich, die das Staatsrecht und die Staatsauffassung der Zeit ihm ziehen. Otto der Große, der Sachse, und seine Nachkommen haben auch den Süden beherrscht, und die Salier, die man im Norden als Süddeutsche ansah, benutzten zeitweilig die Landschaft am Harz als stärkste Grundlage ihrer Macht. Wie im Königshaus, so verlor sich auch im hohen Adel die Trennung von Nord und Süd. Schwäbische Geschlechter in beträchtlicher Zahl siedelten nach Sachsen über, an der Spitze das Herzogshaus der Welfen, das vom schwäbischen Altdorf bei Ravensburg ausgezogen war und in seinem stolzesten Sprossen, Heinrich dem Löwen, neben Bayern auch den Norden Deutschlands zum größten Teil

beherrschte. Nicht zu reden von der hohen Geistlichkeit, für die der Unterschied von Nord und Süd so wenig in Betracht kam, daß wir zum Beispiel ein und denselben Mann zuerst als Abt im bayrischen Alteich, dann als Bischof in Hildesheim finden.

Aber das Altdeutschland der großen Kaiserzeit, das in seiner regierenden Schicht die Einheit des Reiches schon in so weitem Maße verwirklicht hatte, darf uns hier nicht aufhalten. Es hat mit dem späteren Deutschland, mit dem Deutschland der neueren und neuesten Geschichte nichts gemein als den Namen und den Boden. Die deutsche Entwicklung, die uns angeht, beginnt erst um 1250, als das Kaisertum untergegangen, das Königtum machtlos geworden ist und die Landschaften sich als fürstliche Landesstaaten von der Krone unabhängig machen. Damit tauchen alle die Probleme auf, mit denen die politische Geschichte der Deutschen durch die folgenden Jahrhunderte zu ringen gehabt hat und deren letzte Erbschaft noch heute nicht ganz beglichen ist. Unter ihnen auch der Gegensatz von Nord und Süd.

Er wäre im Keime erstickt worden, hätten die Anläufe zur Wiederherstellung von Königsmacht und Reichsgewalt, an denen es nicht fehlte, zum Ziele geführt. Auf die alten Grundlagen konnten sie sich nicht mehr stützen, die waren unwiederbringlich dahin: das Reichsgut zusammengeschmolzen, der Einfluß auf die Kirchen aufgegeben. Inmitten der mehr oder weniger mächtigen Landesfürsten konnte auch der König Herr im Reiche nur werden, wenn er der Mächtigste von ihnen war, wenn er sein Fürstentum vergrößerte, so daß es schließlich der Gesamtheit der anderen die Spitze zu bieten vermochte. So war es in Frankreich geschehen: der einst so machtlose König hatte sich zum Herrscher im ganzen Königreich emporgeschwungen, indem er zu seinem ererbten Fürstentum, der Ile de France, Stück um Stück der anderen Provinzen, die Normandie, die Touraine, das Poitou und die Languedoc eroberte und seinem Hausgut einverleibte. Der deutsche König nach 1250 konnte keinen andern Weg gehen, er mußte an Hausmacht zu wachsen suchen, um Reichsmacht zu werden. Das haben sie denn auch ein Jahrhundert lang alle getan, die einander auf dem deutschen Königsthron ablösten, und die Frage schien nur zu sein, welche Landschaft den Grundstock bilden werde, an den die andern wie Kristalle anschießen sollten. Schon in den Tagen der kaiserlosen Zeit, in den fünfziger und sechziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, sah es einmal so aus, als sollte im Herzen Deutschlands, nicht im Norden und auch nicht im Süden, ein Fürstentum von solcher Ausdehnung und Stärke und zugleich in so glücklicher

Lage erwachsen, daß ihm früher oder später die Führung im Reich hätte zufallen müssen. Das war, als Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen aus dem Hause Wettin und Schwiegersohn Kaiser Friedrichs II., den Kampf um die Erbschaft der ausgestorbenen Landgrafen von Thüringen und Hessen führte. Man muß sich erinnern, daß die damalige Markgrafschaft Meißen geographisch dem späteren Königreich Sachsen entspricht. Hätte der Wettiner sein Ziel erreicht, so hätte er über ein Fürstentum geboten, das sich von der Lahn bis zum Erzgebirge und vom Harz bis an die Rhön erstreckt haben würde, und gern verweilen unsere Gedanken bei der Aussicht, die sich dann eröffnete, daß die Wartburg, die schon einmal bevorzugter Sitz der deutschen Musen gewesen, und Weimar, dem die gleiche Rolle in künftigen Tagen vorbehalten war, dauernde Stätten eines deutschen Königshofes geworden und der Schwerpunkt des Reiches in seine Mitte zu liegen gekommen wäre — eine Verteilung der Kräfte, die nicht nur in der Physik als die natürlichste und als beste Bürgschaft des Gleichgewichts zu gelten hat. Es ist nicht dazu gekommen, einmal weil Hessen sich der Unterwerfung durch den Meißner zu erwehren vermochte, aber auch weil dessen Nachkommen nicht die Fähigkeiten zu so großen Unternehmungen besaßen. Wie denn das Haus der Wettiner auch später erst in Bernhard von Weimar, dem Helden des Dreißigjährigen Krieges, und dann in Karl August, dem Freunde Goethes, Fürsten von außerordentlichen Eigenschaften hervorgebracht hat.

Ein anderes Haus war glücklicher. Als es dem zum deutschen König erhobenen Grafen Rudolf von Habsburg gelang, im Namen des Reiches Österreich und Steiermark für sich und seine Nachkommen zu erobern, da war der Grund gelegt für ein Landesfürstentum, das an Umfang und Wert seinesgleichen nicht hatte. Der Sieg auf dem Marchfeld, den Rudolf (1278) über Ottokar von Böhmen erfocht, führte das neue Haus Österreich — wie man von da an sagte — in die Geschichte Deutschlands und Europas ein. Mit seinen Erblanden im Elsaß, am Oberrhein und in der Schweiz, von den Vogesen und dem südlichen Schwarzwald bis auf die Höhe des St. Gotthard gebietend, hatte es schon vorher eine achtungswerte Macht im Südwesten des Reiches besessen. Jetzt überragte es in Süddeutschland alle übrigen und konnte daran denken, durch Ausbreitung und Abrundung mit der Zeit vom Süden her über ganz Deutschland Herr zu werden. Rudolfs Sohn und zweiter Nachfolger, König Albrecht I., hat diesen Plan allen Ernstes in die Hand genommen. Klug und zähe, den günstigsten Augenblick geduldig erwartend, dann aber rasch und fest zupackend, hat er eine Ausdehnungspolitik größten Stiles

eingeleitet, in Böhmen einen Sohn zum König wählen lassen, Meißen und Thüringen zu erobern begonnen, das alte Herzogtum Schwaben für sein Haus wiederherzustellen unternommen, den Widerstand der Kurfürsten gebrochen, nach langer Zeit wieder einmal ein rechter deutscher König im Sinne früherer Zeiten. Daß das Glück ihn oft verriet, daß sich ihm Gegner überall erhoben, die Meißner und Thüringer seinen Truppen eine Schlappe zufügten, der junge Böhmenkönig plötzlich starb und das Land keinen zweiten Österreicher annehmen wollte, der Graf von Württemberg und die Eidgenossen am Vierwaldstätter See sich gegen die Aufrichtung des Herzogtums Schwaben sträubten, hätte ihn auf die Dauer nicht gehindert. Es spricht vielmehr alles dafür, daß er am Vorabend des größten Erfolges stand, als ihn am 1. Mai 1308 der Meuchelmord durch die Hand des eigenen Neffen fällte. Die Tat, ebenso sinnlos wie verbrecherisch, ist vielleicht das unheilvollste Ereignis der älteren deutschen Geschichte. Niemals hatte die Aussicht verheißungsvoller gewinkt, daß sich ein mächtiges, zusammenhängendes und wohlgeordnetes Landesfürstentum bilde, ein Block, der durch seine Masse allein auch jeder Verbindung von Gegnern im Reich gewachsen wäre. Die Summe der Landschaften von Schwaben, Thüringen und Meißen, verbunden durch die von Albrecht planmäßig wieder zusammengefügte Kette der Reichsgüter und Rechte in Franken, daran gelehnt die zweite Hauptmasse Böhmen, Österreich und Steier — das hätte den natürlichen Führerstaat gegeben, dem die andern folgen müßten, ob sie wollten oder nicht; einen Staat, der im Süden wurzelnd, mit einem Arm weit in den Norden, bis in die Lausitz, ausgreifend, Nord und Süd verbunden und die Einheit Deutschlands begründet haben würde. Weiß man außerdem, daß Albrecht — wie schon sein Vater — in Verhandlungen stand, die zu nichts Geringerem als der Erklärung der Erblichkeit der Krone führen sollten; daß er, auch darin der rechte Nachfolger seines Vaters, in allen seinen Landen eine mustergültige Verwaltung mit einem tüchtigen, erfahrenen Beamtenstand führte, so kann man an der Dauerhaftigkeit seiner Staatsgründung nicht zweifeln. Sie hätte sich gehalten, sobald es nur einmal gelungen wäre, sie aufzurichten. Das Schicksal hat es anders gewollt, und wir haben es wohl zu beklagen, daß nicht damals schon der Bau der deutschen Reichseinheit sich erheben durfte, erheben auf den Grundmauern der Vergangenheit mit ihren großen Überlieferungen und Schöpfungen. Denn das sieht man auf den ersten Blick: wäre Albrechts Werk gelungen, so hätten Schwerpunkt und Führung dauernd beim Süden Deutschlands gelegen. Schwaben und Österreich wären die

Ecksteine der neuen Königsmacht geworden, wie denn Albrecht hauptsächlich mit den Mitteln dieser Landschaften, mit den Erträgnissen Österreichs und den Männern Schwabens seine großen Unternehmungen führte.

Daß dies im Sinne der deutschen Geschichte gelegen hätte, wie sie bisher dahin verlaufen war, kann niemand verkennen. Im Süden hatte bis dahin vorzugsweise die Geschichte des Reiches gespielt, im Süden und Westen, am Rhein, am Main und an der Donau. Hier lagen die großen und reichen Bistümer und Klöster, hier waren Städte und Dörfer dicht gesät, das Land gut angebaut, die Sümpfe getrocknet, die Wälder gerodet. Hier ragten die stolzesten Dome mit allem künstlerischen Schmuck, den die Zeit zu schaffen wußte, noch heute die Bewunderung der Nachwelt, hier hatten Wolfram und Gottfried gesungen, hatte in Klöstern und an Fürstenhöfen der deutsche Geist seine ersten Blüten und Früchte getragen. Einen Vorsprung hatten diese Landschaften auf allen Gebieten der Gesittung allein dadurch, daß sie einst schon dem römischen Reich angehört, von römischer Arbeit, Fertigkeit und Kunst durchgepflügt waren, während das übrige Deutschland erst durch die fränkischen Merowinger, Sachsen sogar erst durch Karl den Großen in den Bereich der Gesittung gezogen war. Dieser zeitliche Vorsprung von fünf bis acht Jahrhunderten, soviel wie von heute rückwärts bis zu den Tagen Kaiser Siegmunds und Barbarossas, gab dem Süden und Westen ohne weiteres ein starkes Übergewicht über den Norden. Wohl hatte seit Heinrich dem Löwen, mehr noch seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, auch der Norden Großes geschaffen, das Land östlich der Elbe gewonnen, in rascher, weit ausgreifender Bewegung über die Oder und Weichsel hinaus, über die Ostsee hinweg deutsche Eroberung und deutsche Siedlung nach Pommern, Preußen und Schlesien und bis nach Livland getragen, so daß die Grenze deutschen Wesens und deutscher Herrschaft jetzt am Peipussee und Finnischen Meerbusen, anstatt an Elbe und Saale lag. Das war in der Tat viel mehr, als was in derselben Zeit im Süden geleistet wurde. Wie bescheiden nehmen sich daneben die deutschen Ansiedlungen in Ungarn und Siebenbürgen aus! Es ist nicht zu verkennen, der nördliche Ast des Deutschtums ist der triebkräftigere, findet wohl auch günstigere Gelegenheiten.

Aber so hoch man auch einschätzen mag, was dort an Oder, Weichsel und Ostsee geleistet wurde, es war doch um die Zeit, von der wir reden, noch nicht viel mehr als ein kühner, großzügiger Entwurf, die Skizze eines nordöstlichen Neudeutschland, von dem erst die Zukunft erweisen mußte,

wieweit die Ausführung gelingen und Bestand haben würde. Noch konnten so wenig der Ordensstaat in Preußen und Livland wie die Städte an der Ostsee sich messen mit dem alten Reichtum und der hohen Gesittung, die an Rhein und Donau, Neckar und Main zu Hause waren; noch war die Kolonie im Norden weit davon entfernt, dem Stammland im Süden das Gegengewicht zu halten. Die Gefahr bestand, daß sie sich bei weiterer Entfaltung der Heimat entfremdete und — wie es so viele Kolonien getan haben — mit der Zeit sich von ihr löste. Daß der Norden mit seiner großen Zukunft dem Süden, der die Vergangenheit für sich hatte, den Rücken kehre und seine eigenen geschichtlichen Wege gehe, das konnte nur eine starke Reichsgewalt verhindern, die im Süden wurzelte und ihre Krone nach Norden streckte. Albrechts Staatsgründung hätte das getan, aber durch die Tücke des Schicksals blieb sie im Anlauf stecken, und die Folgen sind nicht ausgeblieben. Einen Umweg von fast sechs Jahrhunderten hat die deutsche Geschichte machen müssen, bis das Ziel erreicht wurde, von der entgegengesetzten Seite.

Nach dem Tode König Albrechts hatte das Haus Österreich die Führung in Deutschland verloren. Hundertunddreißig Jahre vergingen, bis wieder ein Österreicher die Königswürde erlangte. Seinen Nachkommen ist sie erhalten geblieben bis zum Ende des alten Reiches im Jahre 1806. Aber die Möglichkeiten für Gesamtdeutschland, die sich an die Begründung der österreichischen Macht geknüpft hatten, waren verscherzt und kehrten nicht wieder. Denn inzwischen hatte ein System des Gleichgewichts der größeren Fürstenhäuser sich eingebürgert, das die eigentliche Wurzel des deutschen Partikularismus späterer Zeiten und noch unserer Tage ist. Inzwischen auch hatte der Norden seinen glänzenden Aufstieg erlebt, unabhängig vom Ganzen, aus eigenen Kräften und auf eigenen Wegen. An der Blüte wie am Niedergang der deutschen Ordensmacht in Preußen haben Kaiser und Reich keinen Anteil genommen, und die Hanse war und blieb ein sozusagen privater Zweckverband zur Wahrung der ausländischen Handelsinteressen norddeutscher Städte. Daß Nord und Süd auseinanderklafften, erkennt man an den Bündnissen, die die Reichsstände je zuzeiten freiwillig untereinander eingingen. Der Bund von Städten und Fürsten, der im Jahre 1254 von mittelrheinischen Städten zum Schutz des Landfriedens gestiftet wurde, hatte neben fränkischen und schwäbischen auch westfälische und sächsische Teilnehmer vereinigt. Hundert Jahre später war so etwas nicht mehr möglich. Die Städtebünde des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts blieben in den Grenzen Süddeutschlands, Schwabens und des mittleren Rheinlands,

an eine Verbindung mit der Hanse hat bei ihnen niemand gedacht. Sie hätte auch keine Gegenliebe gefunden, da das Band gemeinsamer Interessen fehlte. In Lübeck wurde der Nürnberger Kaufmann als unwillkommener Fremder angesehen und behandelt, und daß ein Hanseate sich auf die Märkte von Augsburg oder Ulm verirrt hätte, hat man nicht gehört. Nord und Süd, oberes und niederes Deutschland sind einander fremd, und wenig fehlt, so kehren sie einander den Rücken zu. Im Süden richtet sich der Blick nach wie vor über die Alpen nach dem Mittelmeer, Mailand und Venedig sind die Anziehungspunkte des Verkehrs, Rom und die Kaiserkrone, der geschichtliche Anspruch auf Beherrschung Italiens, bleiben noch lange das Ziel der Königspolitik. Im Norden weiß man davon nichts. Da kämpft man mit Polen und Litauern, mit Dänen und Schweden. Herrschaft über die Ostsee, Ausbeutung der großen Welthandelsstraße, die von Rußland über das Baltische Meer nach den Ländern des Westens, nach England, den Niederlanden und Frankreich, führt, bestimmender Einfluß auf die skandinavischen Länder ist der Inhalt der hanseatischen Staatskunst, Verteidigung gegen östliche Nachbarn nimmt die Kräfte des preußischen Ordens voll in Anspruch. An Süddeutschland denkt man nicht, braucht man nicht zu denken. Auch der kulturelle Vorsprung des Südens ist jetzt ausgeglichen. An Reichtum, Schönheit und Gesittung geben die Hansestädte des Nordens den oberdeutschen Schwestern nichts nach, an Unternehmungsgeist übertreffen sie sie weit. Während der schwäbische Städtebund sich mit den Nachbarfürsten in kleinlichen Fehden herumschlägt, führen die Hansen große Kriege mit Dänemark, mit den Holländern und setzen in den skandinavischen Reichen Könige ein und ab. Der heldenhafte Kampf ums Dasein, den der Orden gegen Polen sechsundfünfzig Jahre lang mit so tragischem Ausgang führte, hat im Süden kein Seitenstück. Das Norddeutschland des ausgehenden Mittelalters, über das noch nicht die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges mit der nachfolgenden Vernichtung bäuerlicher Freiheit dahingegangen waren, muß auch außerhalb der Stadtmauern ein blühendes, reiches und wohlgeordnetes Land gewesen sein. Es mag jugendliche Übertreibung im Spiele sein, wenn Ulrich von Hutten als Student in Frankfurt an der Oder sich nicht genug tun kann im Preise des kurmärkischen Landes und seiner Einrichtungen, im Widerspruch zur Wirklichkeit kann es nicht gestanden haben. Ein Muster der Verwaltung bildete der Staat des Deutschen Ordens, dem eine der frühesten Großtaten technischer Landeskultur gelang, die Austrocknung der Niederungen an der Weichsel und Nogat. Am Hofe des Ordensmeisters auf der

Marienburg war es auch, daß die mittelhochdeutsche Literatur gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts eine nicht zu verachtende Nachblüte erlebte.

Von all dem wußte man im Süden wenig. Dort war das große Neudeutschland des Nordostens so unbekannt, so fremd, daß nicht einmal seine schwersten Verluste als eigene Angelegenheit empfunden wurden. Wenn der Niedergang der Hanse, ihre langsame, aber stetige Überflügelung durch Schiffahrt und Handel der Holländer nicht bemerkt wurde, wenn man im Süden keine Notiz davon nahm, wie die folgerichtige Wirtschaftspolitik des burgundisch-niederländischen Staates auf der einen Seite, das Emporkommen und Vordringen des Großreichs von Moskau auf der andern dem norddeutschen Handel den Boden abgruben, so ist das allenfalls zu verstehen. Unbegreiflich bleibt es für uns, daß ein Ereignis wie die Unterwerfung des Deutschen Ordens unter Polen (1466) nur ganz ausnahmsweise einmal einem süddeutschen Patrioten einen Schrei der Entrüstung entlockt, der ohne Echo verhallt. Nord und Süd sind getrennte Welten geworden, nur noch äußerlich zusammengehalten durch die gemeinsame Oberhoheit des Kaisers, deren praktische Geltung im Leben mit jedem Menschenalter zweifelhafter wird.

Die Trennungslinie ward verstärkt durch eine Scheidung auf geistigem Gebiet, die das sechzehnte Jahrhundert brachte: den Zwiespalt der kirchlichen Bekenntnisse. Nicht die Reformation hat das bewirkt, wie man immer wieder sagen hört, sondern die Gegenreformation. Die große Bewegung der kirchlichen Erneuerung, die Martin Luther entfesselte, der Abfall von Rom hatte ganz Deutschland ergriffen, den Süden ebenso wie den Norden. Die Gegenbewegung, die vom Ausland her betrieben wurde, ist nur im Süden siegreich gewesen. Den Norden zu erobern, gelang ihr nicht, und so war das Ergebnis, daß dem in der Hauptsache protestantischen Norddeutschland ein zwar nicht ganz, aber doch in der Mehrheit katholisches Süddeutschland gegenüberstand. Wer die ungeheure Macht religiöser Überzeugungen und kirchlicher Formen kennt — sie war in der Vergangenheit noch viel stärker, als sie heute ist —, der weiß, was das bedeutet. Ohne Übertreibung darf man es aussprechen: der Gefahr, in zwei einander nicht verstehende, kaum kennende Völker auseinanderzufallen, die Voraussetzungen geistiger Einheit ganz zu verlieren, würde die deutsche Nation schwerlich entgangen sein, wäre die Scheidung der Geister geographisch reinlich zwischen Nord und Süd erfolgt. Daß es so weit nicht kam, daß es im Süden immerhin eine starke Minderheit gab,

die sich dem protestantischen Norden innerlich verbunden fühlte, hat die künftige Einheit der Nation gerettet. Es würde zu weit führen und müßte Gegenstand einer eigenen Betrachtung von besonderem Reize sein, aber ganz unerwähnt darf es doch nicht bleiben, welche Bedeutung in dieser Hinsicht dem protestantischen Alt-Württemberg zukommt. Hätte hier das evangelische Bekenntnis sich nicht erhalten, die spätere deutsche Geschichte sähe wohl wesentlich anders aus.

Zweimal hat es geschienen, als eröffnete sich die Aussicht, durch gewaltsame Zurückführung ganz Deutschlands zur alten Kirche auch den Zwiespalt zwischen Nord und Süd zu beseitigen. Beide Male erwies das Zukunftsbild sich als Trug. Als Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Krieg die Protestanten besiegt und ihre Führer gefangengenommen hatte, da hat er geglaubt, im ganzen Reiche Herr zu sein und ihm das Bekenntnis vorschreiben zu können. Er täuschte sich, und sein Sturz durch die Erhebung Moritzens von Sachsen bewies ihm bald, daß er, der Fremde, der nicht einmal die deutsche Sprache beherrschte, Deutschland gar nicht gekannt hatte. Ein Kaisertum und eine Reichseinheit, wie er sie träumte, war im damaligen Deutschland nicht mehr möglich. Der Fall wiederholte sich im Dreißigjährigen Kriege. Da gab es einen Augenblick, wo wiederum ganz Deutschland vom Willen des Kaisers abhängig schien. Es war, als Wallenstein mit den Truppen Ferdinands II. bis nach Holstein, Mecklenburg und Pommern vorgedrungen war und als kaiserlicher Admiral der Ostsee den Norden Deutschlands auch vom Meere her zu beherrschen unternahm. Aber wiederum verschwand die Fata Morgana der deutschen Einheit. Für die weitausschauenden Pläne des eigenen Generalissimus, der Deutschland in eine österreichische Erbmonarchie verwandeln wollte, hatte man nicht einmal am Kaiserhofe selbst Verständnis, und das Erscheinen Gustav Adolfs, seine raschen Erfolge bewiesen bald, daß auch der Friedländer seine Zeit nicht erkannt und ihre Kräfte nicht richtig eingeschätzt hatte.

Der Westfälische Friede besiegelte den Zustand, den die Jahrhunderte geschaffen und das Zeitalter der Gegenreformation befestigt hatte. Nord und Süd blieben getrennt und blieben Gegensätze der Art wie zuvor. Die Einmischung Frankreichs würde jetzt vollends jeden Gedanken an Ausübung wirklicher Kaisermacht im ganzen Reich verscheucht haben. Die Eroberung Ungarns, der dauernde Türkenkrieg im Zeitalter des Prinzen Eugen lenkten zudem die Blicke der Wiener Staatsmänner noch stärker als zuvor auf den Südosten. Nicht einmal in Süddeutschland wurde die frühere maßgebende Stellung behauptet. Wie man schon im West-

fälischen Frieden die eigenen Besitzungen im Elsaß hatte fahren lassen, so verzichtete man in den folgenden Jahrzehnten auf jeden ernstlichen Widerstand dagegen, daß Frankreich dieses Bollwerk Süddeutschlands ganz an sich riß. Bis nach dem Norden Deutschlands reichte der Arm des Kaisers noch weniger, reichten nicht einmal seine Gedanken.

Immerhin, wer damals ganz Deutschland mit einem Blick umfaßte, konnte nicht im Zweifel sein, daß sein Schwerpunkt im Süden lag. Dort hatte seinen Sitz, was noch von kaiserlicher Würde übrig war. Dort machte die österreichische Macht, durch die Eroberung Ungarns und die Erwerbungen aus dem Spanischen Erbfolgekrieg zur europäischen Großmacht angewachsen, ihr Gewicht am stärksten geltend, und Wien, die Hauptstadt des Reiches, war auch im Bewußtsein der Deutschen die Kaiserstadt schlechthin. Ein ebenbürtiges Gewicht hatte der Norden, durch Gebietsverluste an Polen, Schweden, Rußland verstümmelt, seiner besten Häfen beraubt, durch den Krieg verarmt, dem nicht entgegenzusetzen.

Das änderte sich mit einem Schlage, als Friedrich der Große durch die Eroberung und siegreiche Behauptung Schlesiens den brandenburgisch-preußischen Staat auf eine Stufe der Macht erhob, die der österreichischen mindestens gewachsen, unter Umständen überlegen war. Zwar hatte der Aufstieg dieses Staates schon früher begonnen. Der Erwerb von Cleve 1613, von Ostpreußen 1618, von Hinterpommern, Magdeburg und Halberstadt 1648 hatte ihm bereits einen Umfang verliehen, der ihn zum größten deutschen Staat nächst Österreich machte und ihn befähigte — die Geschichte des Großen Kurfürsten bewies es —, eine selbständige Rolle in der europäischen Politik zu spielen. Daß der Sohn des Kurfürsten den Königstitel von Preußen annahm, mochte ein Ausfluß persönlicher Fürsteneitelkeit sein, der wirklichen Lage der Dinge widersprach es nicht. Der zweite König, Friedrich Wilhelm I., erweiterte das Gebiet um Vorpommern und verstand es, durch harte Ausnutzung aller Hilfsquellen seinem Staat eine innere Kraft und Festigkeit zu geben, die schon von den Zeitgenossen bewundert wurde, ohne doch in ihrer ganzen Stärke erkannt zu sein. Längst war am Kaiserhof der Argwohn gegen den neuen Nebenbuhler im Norden wach geworden. Aber da er trotz gelegentlicher Anwandlungen von Selbständigkeit immer wieder zur Unterordnung unter den Kaiser zurückkehrte, meinte man in Wien, ihn auch fernerhin in Schranken halten zu können. Man konnte ja auch nicht behaupten, daß seine Fürsten bisher als ehrgeizige Eroberer aufgetreten seien. Das Wachstum ihres Staates — das verdient wohl bemerkt zu werden —

war nicht nach dem Recht des Stärkeren, sondern durch Erbschaften und Verträge zustande gekommen. Einzig Vorpommern durfte Eroberung heißen, aber auch hier lag ein ursprünglicher Erbanspruch zugrunde, über den der Westfälische Friede zugunsten Schwedens hinweggegangen war. Brandenburg-Preußen war kein Eroberstaat, und sein Fürstenhaus lebte in den Überlieferungen der Treue gegen Kaiser und Reich. Auch die Erhöhung zum königlichen Rang hatte es nicht mit Gewalt ertrotzt, sondern vom Kaiser mit schweren Opfern erkauft: die Hilfe der preußischen Truppen im Spanischen Erbfolgekrieg war der Preis gewesen.

Es war also in jeder Hinsicht eine Überraschung und ein Ereignis ohne Vorgang, was Friedrich der Große unternahm. Daß es ihm glückte, gab den deutschen Dingen eine von Grund aus veränderte Gestalt. Denn jetzt gab es im Reich nicht nur einen ständigen Gegenkaiser, wenngleich ohne diesen Titel, jetzt gab es auch einen Machtblock, der im Norden Deutschlands unbestrittener die Führung hatte als Österreich im Süden. Vollends als es Friedrich dem Großen gelang, im Jahre 1772 den Teil Preußens, der 1466 polnisch geworden war, seinem Staat einzugliedern. Daß Preußen eine europäische Großmacht sei, war nach solchen Erfolgen nicht mehr zu bestreiten und hatte schon der Siebenjährige Krieg bewiesen. Es hätte nicht einmal des persönlichen Ruhmes bedurft, den der große König durch sein geniales Heldentum erworben hatte, um dem preußischen Staat in allen Angelegenheiten, im gesamten öffentlichen Leben der Nation ein Gewicht zu geben, das dem Kaiser jederzeit die Waage hielt. Deutschland hatte jetzt zwei Herrscher, einen im Süden und einen im Norden, und zwei Hauptstädte, Wien und Berlin.

Ein Zustand, der nicht dauern konnte. Drei Wege gab es aus ihm in die Zukunft. Entweder die beiden Führerstaaten verständigten sich friedlich über eine Teilung und gemeinsame Beherrschung Deutschlands, das dann dem zweiköpfigen Adler glich, den Österreich im Wappen führte; oder sie rissen durch ihre dauernde Gegnerschaft Deutschland auseinander; oder endlich die eine überwand die andere und bemächtigte sich der alleinigen Führung des Ganzen. Die Geschichte hat, als wollte sie durch Experimente am lebenden Objekt das Beste finden, wechselweise alle drei Lösungen versucht und ist schließlich bei der dritten stehen geblieben.

Daß friedliche Verständigung und gemeinsames Handeln das Ideal sei, hat schon Friedrich der Große erkannt. Deutschland hätte dadurch die führende Macht des europäischen Festlands werden können. Aber dieser Weg, das mußte auch Friedrich zugeben, war versperrt durch die Weigerung Österreichs, auf seine geschichtliche Stellung in Deutschland

zu verzichten. Vielmehr spannte es seine Kräfte an, um den Wettbewerb mit dem Nebenbuhler zu bestehen, ihn womöglich zu überwinden. Maria Theresia bemühte sich, ihren Staat durch Reformen nach preußischem Muster zu festigen und leistungsfähiger zu machen, Joseph II. setzte den Weg mit eiligen Schritten fort, suchte durch Erweiterung des Gebietes nach Westen, nach Süddeutschland hin den ganzen Süden des Reiches von sich in Abhängigkeit zu bringen, dadurch das eigene Gewicht zu steigern und zugleich das deutsche Element in dem bunten Völkermosaik seines Landes zu stärken. Ja, er wagte den Versuch, aus Österreich, Böhmen und Ungarn einen Einheitsstaat mit deutscher Sprache zu machen. Wenn sein Plan zur Vollendung gedieh, wenn Bayern in Österreich einverleibt, Württemberg und Baden ihm durch festes Bündnis angeschlossen wurden, wofür die vorderösterreichischen Besitzungen an Neckar, Schwarzwald und Bodensee den natürlichen Stützpunkt boten, wenn es vielleicht gar gelang, frühere Besitzrechte des Kaiserhauses wieder lebendig zu machen, das Elsaß und die Schweiz, die Wiege des Geschlechtes, wiederzugewinnen; wenn in Böhmen und Ungarn die deutsche Staatssprache über die Sprachen der Bevölkerung den Sieg davontrug; wenn auf solche Art ein deutscher Staat erwuchs, der von den Sudeten bis zur Adria und von den Vogesen bis in die Karpathen reichte und in Oberitalien — die Lombardei war bereits österreichisch, und Venetien sollte es nach Josephs Absicht werden — eine mächtige Flankendeckung besaß, erschien dann nicht die Wiederkehr des staufischen Zeitalters, die Auferstehung des deutschen Kaisertums und der Wiederaufbau des Reiches auf den alten Grundmauern seiner Geschichte am Horizont der Zukunft?

Die Zeitgenossen haben es so angesehen, zumal Joseph es verstand, durch berechnete Pflege deutscher Dichtung und Kunst und durch einen betont modernen Zug in seiner Regierungsweise sein Wien zu einem Sammelpunkt nationaler Kräfte zu machen, nach dem auch aus dem Norden die Blicke der führenden Geister in hoffnungsvoller Erwartung sich wandten. Mit Huldigungen aus dem Kreise der erwachenden deutschen Dichtung und Literatur ist Joseph II. förmlich überschüttet worden. Man sah und feierte in ihm den Augustus und Mäcenas in einer Person, der das goldene Zeitalter des deutschen Geistes heraufführen werde, das man von Friedrich dem Großen vergeblich erhofft hatte. Je tiefer der französische Preußenhof in Potsdam enttäuscht hatte, desto höher waren jetzt die Hoffnungen auf Wien gestimmt. Darin waren die führenden Männer des geistigen Deutschlands jener Tage einig: Klopstock, der dem Kaiser

seine „Hermannsschlacht“ widmete, Lessing, der Klopstock zustimmte, Friedrich Nicolai, der in Joseph „die Triebfeder aller ersprießlichen Veränderungen“ sah, und sogar Goethe, dessen Lob so schwer zu gewinnen war. Am weitesten ging Herder: er begrüßte Joseph als den Wiederhersteller der deutschen Einheit und Schöpfer eines Zustands nationaler Glückseligkeit. Es war der Norden selbst, der dem Süden die Palme der Herrschaft anbot. Die Zukunft schien dem süddeutschen Kaisertum zu gehören, die Erhebung Preußens im voraus zur Episode, zum Meteor des Nordens gestempelt zu sein.

Zu dieser Ansicht neigte selbst der, der es am besten wissen mußte. Friedrich der Große hat in stillen, melancholischen Selbstgesprächen seiner letzten Lebensjahre die Zukunft seines Staates preisgegeben. Die Aussichten schienen ihm finster auf der ganzen Linie, und seinem Nachfolger traute er die Fähigkeiten nicht zu, einen zweiten Heldenkampf um Sein oder Nichtsein im Stile des Siebenjährigen Krieges zu führen.

Es kam ganz anders. Wie wenig selbst der größte Geist in der Zukunft zu lesen vermag, zeigt die Geschichte des Menschenalters nach Friedrich dem Großen. Die dreißig Jahre, die seinem Tode folgen, die Zeit von 1786 bis 1815, bilden eine Kette von Überraschungen, wie es keine zweite in aller bekannten Geschichte gibt. Überraschend ist auch die Entwicklung, die der Gegensatz von Nord und Süd oder — wie wir jetzt schon sagen dürfen — von Preußen und Österreich nimmt.

Der grandiose Plan Josephs II. scheiterte völlig. Ob der Mißerfolg nur den Fehlern zuzuschreiben war, die des Kaisers Ungeduld und doktrinäre Weltfremdheit beging, ob nicht der Plan selbst in wesentlichen Punkten zuwenig mit der Wirklichkeit rechnete und darum Unmögliches forderte, das bedürfte einer besonderen Prüfung, für die hier der Ort nicht ist. Nichts von dem, was er erstrebte, hatte Joseph erreicht, als er am 20. Februar 1790, neunundvierzig Jahre alt, starb. Die Gebietserweiterung in Süddeutschland war aufgegeben, da schon der Erwerb Bayerns auf den Widerspruch nicht nur Preußens, auch Frankreichs und Rußlands stieß, und die Schaffung des deutschen Gesamtstaates war an der stillen Opposition in Böhmen, an der offenen Revolution in Ungarn und nicht zuletzt am Fehlen der erforderlichen Menschenkräfte in Österreich selbst so vollkommen gescheitert, daß der Kaiser, drei Wochen vor seinem Tode, den Bankrott eingestand und die erlassenen Gesetze aufhob. In der Verwirrung, die sein Tod hinterließ, hätte Preußen freies Spiel gehabt, der österreichischen Macht das Lebenslicht auszublasen. Es verstand die Gelegenheit nicht zu benutzen, und statt des Zweikampfes auf Tod und

Leben, auf den sie gefaßt gewesen war, sah die überraschte Welt das unerwartete Schauspiel, daß die Gegner einander die Hände reichten, um bald darauf Schulter an Schulter die Waffen gegen das revolutionäre Frankreich zu kehren.

Der Erfolg befriedigte nicht. Das gegenseitige Vertrauen unter den Bundesgenossen ließ alles zu wünschen übrig, Eifersucht und Argwohn überwogen bald, und nach drei Jahren gemeinsamer Feldzüge brach das Bündnis auseinander. Der Sonderfriede, den Preußen 1795 in Basel mit Frankreich schloß, hatte für ein Jahrzehnt das zur Folge, was wir oben als die zweite mögliche Lösung des Problems bezeichneten: die Zerreißung Deutschlands in zwei Hälften. Während der Süden unter dem Druck Österreichs den Krieg fortsetzte oder ihm wider Willen zum Opfer fiel, genoß der Norden unter preußischem Schutz den Vorzug der Neutralität und des Friedens. Und schon eröffnete sich der Ausblick, daß diese Teilung zu einer dauernden Einrichtung werde. Ein preußisches Norddeutschland, zu einem festen Körper zusammengefaßt, unabhängig vom österreichischen Kaisertum, lag damals durchaus im Bereich der Möglichkeiten. Es wurde in Deutschland selbst an manchen Stellen gewünscht, gefordert, mit günstigen Augen auch von Frankreich angesehen. Hat doch Napoleon einmal sogar auf dieser Grundlage Preußen den Kaisertitel angeboten!

Es kam wieder anders. Ungeschick und Unschlüssigkeit bei Preußen, falscher Heroismus bei Österreich führten die beiden Staaten in das gleiche Verhängnis, durch die französische Überlegenheit ihrer Großmachtstellung beraubt zu werden. Napoleons Siege bei Austerlitz und Wagram stießen das zum Mittelstaat herabgedrückte Österreich aus Deutschland hinaus, Jena und Friedland machten Preußen zum Kleinstaat und geknebelten Vassallen des Siegers, Deutschland aber stand unter französischer Oberhoheit.

Doch nicht lange, so trat der Umschwung ein. In Moskau ging der Stern des französischen Eroberers unter, die Leipziger Schlacht gab Deutschland die Freiheit wieder. Es erhielt bei der Neuordnung Europas seine frühere Gestalt. Daß es nicht mehr ein Reich, nur noch ein Bund hieß und keinen Kaiser mehr hatte, machte in der Sache keinen Unterschied. In der „Präsidialmacht" Österreich lebte der ehemalige Kaiser ohne die Krone wieder auf, und wieder stand ihm im König von Preußen ein Nebenbuhler und ungekrönter Gegenkaiser gegenüber. In einem aber war der neue Zustand wesentlich verschieden von dem früheren: in der Stellung der beiden Staaten zu Deutschland. Das Österreich, das aus

dem Wiener Kongreß hervorging, hing nur noch durch seine formalen Rechte innerhalb des Bundes mit Deutschland zusammen, nicht mehr durch irgend eine staatliche Lebensnotwendigkeit. In seiner Zusammensetzung — Böhmen, Ungarn, Galizien, Österreich, Lombardo-Venetien, das heißt eine Minderheit deutscher Bevölkerung, höchstens eine zu acht, gegenüber Slawen, Magyaren und Italienern — war es kein deutscher Staat. Seine natürlichen Interessen lagen nicht im deutschen Bereich, sie wiesen nach dem Balkan und nach Italien. Daß es die alten Besitzungen in Schwaben, das sogenannte Vorderösterreich, aufgegeben, daß Franz I. die deutsche Kaiserkrone ebenso wie den Erwerb des Elsaß und der linksrheinischen Pfalz hartnäckig abgelehnt hatte, bewies, daß dieses Österreich, das Österreich Metternichs, wohl einen Rest der alten Ehrenstellung und einen bestimmenden Einfluß auf die deutschen Staaten festhalten, im übrigen aber mit Deutschland und deutschen Bedürfnissen so wenig wie möglich zu tun haben wollte. Mochte aus alter Gewohnheit für die Mehrzahl der Süddeutschen der Kaiser von Österreich immer noch das natürliche Oberhaupt der Nation, Wien die Kaiserstadt sein und auf die strebsame Jugend die Anziehungskraft der Hauptstadt üben, es änderte nichts an der Tatsache, die einem offenen Auge nicht mehr verborgen bleiben konnte: daß Österreich nicht mehr in Deutschland, sondern neben Deutschland lag. Damit hatte der Süden sein Haupt verloren.

Ganz anders Preußen. Indem der Wiener Kongreß ihm als Entschädigung für aufgegebene polnische Ansprüche das Rheinland zuwies, machte er es zum reindeutschen Staat und nötigte es zugleich, alle deutschen Bedürfnisse in Ost und West als seine eigenen wahrzunehmen. Das alte Preußen vor 1806 hatte das nicht getan und nicht zu tun gebraucht. Es hatte die Front, ganz wie Österreich, vornehmlich nach Osten gewandt und seine Aufgaben eher in Polen als am Rhein gesucht. Indem es nun die Stellung am Rhein übernahm, wurde es ein gesamtdeutscher Staat, der natürliche Führer und Vorkämpfer der Nation an ihrer verwundbarsten Stelle, an der Grenze gegen Frankreich. Daß es zugleich gegenüber den übrigen norddeutschen Staaten in dem gesamten weiten Raum vom Donnersberg bis zur Warthe und Memel und vom Main bis zur Königsau ein unzweifelhaftes Übergewicht erlangte, war eine natürliche Folge seiner neuen Größe und Gestalt.

Der kommende Konflikt zwischen den beiden deutschen Großmächten kündigte sich in dieser Lage der Dinge an, und auch seine voraussichtliche Lösung. Der tatsächlich schon zur Einheit zusammengefaßte Norden —

das mußte man nach allem erwarten — würde stärker sein als der aufgelöste, im Grunde führerlose Süden.

Es hat lange gedauert, bis der offene Kampf zum Ausbruch kam, und wie es geschah, verdient die aufmerksamste Beachtung. Nicht von den Regierenden der beiden rivalisierenden Staaten ist er entfesselt worden. Ein Menschenalter lang waren Österreich und Preußen Hand in Hand gegangen, jedes den Einflußbereich des anderen achtend, so daß Österreich im Süden, Preußen im Norden den Ton angab. In der deutschen Geschichte hat diese Zeit nicht den besten Ruf, gekennzeichnet, wie sie ist, durch den Namen Metternich. Dem Geschick und der persönlichen Überlegenheit des österreichischen Staatsmanns gelang es wohl, die Zweiköpfigkeit Deutschlands ohne ernste Erschütterungen aufrechtzuerhalten. Aber auch ihm war das nur möglich, weil zu dem System der Stabilität das er überall vertrat, auch der Stillstand in der deutschen Entwicklung gehörte.

Doch der Strom der Geschichte läßt sich nicht aufhalten. Je länger er gestaut wird, umso gewaltsamer ist schließlich sein Durchbruch. Die Revolution von 1848 fegte mit dem österreichischen Staatskanzler auch sein System hinweg. Im Strudel der Ereignisse drohte die österreichische Monarchie unterzugehen, in Berlin aber erklärte König Friedrich Wilhelm IV., er übernehme die Führung Deutschlands für die Tage der Gefahr. Es sah aus, als sollte die deutsche Einheit durch Preußen ins Werk gesetzt werden.

Es ist wichtig, festzuhalten, wie es dazu gekommen war. Nicht preußische Herrschsucht, nicht Ehrgeiz des Königs hatten dahin geführt, sondern der Zwang der öffentlichen Meinung. Die deutsche Nation hatte ihre Stimme erhoben, sie verlangte nach Einheit, nach Kaiser und Reich, ihr hatte Friedrich Wilhelm, widerwillig genug, geglaubt nachgeben zu müssen, um sich auf seinem Thron zu halten.

Es war das erste Mal, daß die Nation das Wort in dieser Frage ergriff, die bis dahin den Fürsten und Regierungen vorbehalten war. Fürsten und Regierungen hatten die Einzelstaaten geschaffen und sahen alle Dinge vom Standpunkt einzelstaatlicher Interessen. Jetzt war es die Nation, die ihren Staat forderte, einen Staat, der nicht österreichisch und nicht preußisch sei, weder Nord noch Süd, sondern deutsch, und sie schickte sich an, ihn, den die Fürsten und Regierungen nicht wollten oder nicht zustande brachten, selbst zu schaffen. Sie ist damit gescheitert. Die Nationalversammlung, die in Frankfurt zusammentrat, um dem deutschen Volk eine Verfassung zu geben, ist unverrichteter Dinge auseinander-

gegangen. Denn nun, da die Einheit ins Leben treten sollte, wurde alles Trennende erst recht fühlbar. Des Trennenden war viel, Politisches, Soziales, Konfessionelles, aber alle diese Größen ließen sich auf einen Generalnenner bringen: den alten Gegensatz von Nord und Süd, verkörpert in seinen geschichtlichen Trägern Preußen und Österreich. Sie unter einen Hut zu bringen, war für die Nationalversammlung ebenso unmöglich, wie zwischen ihnen die Entscheidung zu treffen, und Friedrich Wilhelm handelte richtig, als er die angebotene Kaiserkrone zurückwies. Sie hätte einen Bau geziert, dessen Fundament von Anfang an einen Riß hatte. Seine Versuche aber, nach demselben Grundriß mit andern Werkleuten, durch Vereinbarung mit den übrigen deutschen Staaten, einen festeren Bau zu errichten, scheiterten am Widerstand Österreichs.

Blicken wir heute aus der Entfernung von drei Menschenaltern auf diese Ereignisse zurück, so möchten wir sagen, das Befremdliche an ihnen sei nicht so sehr ihr ergebnisloser Verlauf, denn den konnte man voraussehen, und Männer von Scharfblick und Erfahrung haben ihn vorausgesehen. Befremdlich erscheint vielmehr, daß ein Versuch, der so wenig Aussichten bot zu gelingen, dennoch unternommen, mit begeisterter Zuversicht unternommen wurde.

Wie stark muß doch das Verlangen, das dringende Bedürfnis nach Einheit gewesen sein!

Es war in erster Linie ein ideales Bedürfnis. Längst war die Nation einig geworden in ihrer Geistesbildung. Seit drei Jahrhunderten besaß sie eine Schriftsprache, seit einem Jahrhundert eine Literatur, die keinen Vergleich mit anderen Völkern zu scheuen brauchte und den Unterschied von Nord und Süd nicht kannte. Mit den Norddeutschen Klopstock, Lessing, Herder vereinigten sich die Süddeutschen Wieland, Goethe, Schiller, Mörike und Grillparzer zu einer brüderlichen Familie. Von jeher trugen die Hochschulen überall denselben Zuschnitt, lehrten dieselbe Wissenschaft, ungehindert wurden die Lehrer ausgetauscht. In Berlin wirkten die Schwaben Schelling und Hegel, in Heidelberg der Friese Schlosser und an der Spitze des bayrischen Unterrichtswesens stand der Preuße Dönniges. Das geistige Deutschland war eines, und es hatte längst begriffen, daß es, um sich zu erhalten und weiter zu entfalten, der staatlichen Einheit bedürfe. Die deutsche Einheit war zuerst eine Forderung der Dichter und Denker, sie war ein Ideal.

Aber sie war darum kein Traum, sie war zugleich ein praktisches Bedürfnis. Die deutsche Volkswirtschaft konnte ohne sie nicht bestehen. Frühere Zeiten mit ihrem langsamen Verkehr hatten einen Zustand er-

tragen können, der das deutsche Wirtschaftsgebiet mit zahllosen Zollgrenzen in ein Netzwerk verwandelte, in dessen Maschen der Reisende wie der Kaufmann sich alle Augenblicke verfing. Man hatte Zeit gehabt und sich, wenn auch grollend und scheltend, daran gewöhnt, daß, um ein krasses Beispiel anzuführen, Albrecht Dürer, als er 1520 von Nürnberg nach den Niederlanden reiste, innerhalb des deutschen Reiches nicht weniger als fünfunddreißigmal seinen Reisepaß vorzeigen und mehrfach Bürgschaften für den Zoll hinterlegen mußte. Angesichts der neuen Verkehrsmittel des neunzehnten Jahrhunderts, die nach und nach die Zeit zum kostbarsten Gut des Geschäftslebens machten, war solch ein Zustand unerträglich. Deutschland beraubte sich aller Vorteile des technischen Fortschritts, wenn die widernatürlichen Hindernisse bestehen blieben, die die staatliche Entwicklung vergangener Zeiten aufgerichtet hatte. Sie mußten fallen, und sie fielen. Seit dem 1. Januar 1834, da der Preußisch-Deutsche Zollverein in Kraft trat, war Deutschland volkswirtschaftlich einig, die Trennung von Nord und Süd aufgehoben. Im Ausgleich der Interessen war das Werk zustande gekommen, und auch das Verdienst verteilte sich gleichmäßig. Wenn es üblich ist, die zähen Bemühungen preußischer Staatsmänner und Beamten, eines Motz, eines Maaßen zu rühmen, so erfordert es die Billigkeit, des Königs von Bayern und des Württembergers Cotta nicht zu vergessen, deren Einsicht und Entschlossenheit der preußischen Werbung zum Erfolg verhalf.

Mit dieser Tat, mochte der Zusammenschluß auch freiwillig erfolgt sein, hatte der Norden den Süden volkswirtschaftlich ins Schlepptau genommen; Österreich aber — dies war die Kehrseite — war nicht beteiligt.

Man kann sich nicht wundern, daß es sich dagegen sträubte, zuerst das Zustandekommen des Vereins zu hintertreiben suchte, dann die eigene Aufnahme erstrebte. Beides ist ihm mißlungen. Der Staat, der nach den Paragraphen der Bundesverfassung die Führung haben sollte, blieb volkswirtschaftlich von Deutschland ausgeschlossen. Alle Bemühungen, bei Gelegenheit der Erneuerungen des Vereins — zuerst 1854, dann 1864 — die Aufnahme zu erlangen, blieben erfolglos. Verführerisch wäre es, dahinter nichts weiter als preußische Eifersucht und Herrschbegier zu suchen. Wer die Vorgänge genauer kennt und die Verhältnisse, wie sie wirklich lagen, durchschaut, weiß, daß dem nicht so ist, weiß auch, daß das österreichische Verlangen unerfüllbar war. Liest man etwa die beredten Denkschriften, in denen im Jahr 1850 der damalige österreichische

Handelsminister Karl Ludwig Bruck, der geborene Rheinpreuße, den Eintritt Gesamtösterreichs in den Zollverein verlangte, so kann man wohl einen Augenblick geblendet sein von dem glänzenden Zukunftsbild, das da entrollt wird: ganz Mitteleuropa, von der Nordsee und Ostsee bis ans Mittelmeer zu einem einzigen Wirtschaftskörper zusammengefaßt, ein Block, wie er in der neuern Geschichte noch nicht vorgekommen ist; mit der Aussicht, dem Lauf der Donau folgend, bis ans Schwarze und Ägäische Meer, ja bis nach Vorderasien beherrschend vorzudringen; eine wirtschaftliche Hegemonie der Deutschen in Europa, unterstützt zu Lande von deutscher Besiedlung der südöstlichen Nachbarländer, zu Wasser von einer starken Kriegsflotte — Gedanken, Entwürfe, die schon Friedrich List entwickelt hatte und die in den achtziger Jahren Paul de Lagarde wieder aufgenommen hat —, welches deutsche Herz sollte dabei nicht höher schlagen? Prüft man aber die Möglichkeiten der Verwirklichung, so stößt man auf so viele Fragezeichen und Querstriche, findet man so viele Posten falsch angesetzt, andere übersehen, daß das Ganze sich auflöst und verschwindet wie eine Luftspiegelung. Das Österreich jener Tage mit seinen volkswirtschaftlich und in der allgemeinen Gesittung zum Teil weit zurückgebliebenen, durchweg ganz anders gearteten Provinzen, Böhmen, Ungarn, Galizien, Dalmatien und sogar Oberitalien, dieses Österreich ließ sich wohl auf dem Papier, nicht aber in der Wirklichkeit mit Deutschland zu einem Zollgebiet vereinigen. Es klang verlockend, wenn Bruck auf das weite Betätigungsfeld hinwies, das dem deutschen Gewerbefleiß in den zurückgebliebenen österreichischen Ländern sich auftun würde. Er übersah oder wollte nicht sehen, daß diese Länder ihr nationales Selbstbewußtsein schon gefunden hatten und sich mit aller Kraft dagegen gewehrt haben würden, zum Kolonialgebiet der deutschen Wirtschaft herabgedrückt zu werden. Nach diesem Plan wäre Deutschland in unabsehbare Verwicklungen und Kämpfe hineingezogen und mit der Vertretung von Interessen belastet worden, die nicht die seinen waren. Selbst im günstigsten Fall hätte der Eintritt Österreichs den Zwiespalt zwischen Nord und Süd, den der Preußische Zollverein geheilt hatte, sogleich wieder aufgerissen. Süddeutschland wäre auch wirtschaftlich wieder der Zankapfel geworden zwischen den beiden Führerstaaten, von denen der eine so viel, der andere so wenig zu bieten hatte. Umsonst betonte man, daß die Donau, die Lebensader Österreichs, auch durch Württemberg und Bayern fließe. Man vergaß, worauf Bismarck einmal ebenso trocken wie schlagend hingewiesen hat, daß die Donau nicht ins Ägäische Meer mündet, daß sie für den Weltverkehr eine Sackgasse ist. Unendlich

wichtiger als sie sind auch für den Süden Deutschlands die norddeutschen Ströme Elbe, Weser und Rhein. Auch Süddeutschland, was man auch sagen möge, wendet längst sein Gesicht nach Norden. Einst war das anders gewesen, als das Mittelmeer die Stelle war, um die der Weltverkehr kreiste. Da hatte auch Deutschland seine Beziehungen zu Italien in erster Linie pflegen müssen. Die Erschließung des Ostseeverkehrs im dreizehnten Jahrhundert hatte ein zweites Interessengebiet im Norden geschaffen, das sechzehnte Jahrhundert vollends durch die Eroberung der ozeanischen Handelswege nach Amerika und um Afrika nach Indien dem Mittelmeer seine frühere Bedeutung fast ganz geraubt. Seit Venedig eine tote Stadt geworden, waren auch für Ulm, Augsburg und Nürnberg die Straßen, die nach Norden führten, die eigentlichen Lebensadern, und ihre natürlichen Häfen waren Hamburg, Bremen, Rotterdam, Antwerpen, nicht Triest.

Österreich, wie es durch die Einverleibung Böhmens und Ungarns geworden war — ganz abgesehen von Italien —, konnte die volkswirtschaftliche Führung in Deutschland nicht in Anspruch nehmen, es hatte sie niemals gehabt, da seine meisten Gebiete von jeher mit Deutschland keinen engern Zusammenhang hatten. Wer die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts kennt, sieht noch etwas anderes. Österreich hat in der Verteidigung wichtigster deutscher Interessen immer versagt. Die Westgrenze, das Rheinland, war ihm so gleichgültig, daß es mehr als einmal bereit gewesen ist, sie zu opfern. Schutz für ihre bedrohten Rechte und ihre Sicherheit konnten die deutschen Staaten, gerade die süddeutschen, Bayern, Hessen, aber auch Baden und Württemberg in Wien nicht finden. Auch wenn dort der Wille besser gewesen wäre, so hätten die Kräfte doch nicht gereicht. Der österreichische Staat war zurückgeblieben, weit davon entfernt, seine natürlichen Hilfsquellen auszunutzen, sein Heer veraltet und in der Regel schlecht geführt, seine Finanzen zerrüttet, seine Verwaltung lässig — der schlechtest geordnete von allen deutschen Staaten. Daß man sich auf die österreichischen Zollbeamten nicht verlassen konnte, war einer der Gründe gegen die Aufnahme in den Zollverein. Österreich war aber auch geistig Deutschland entfremdet, hatte nicht Schritt gehalten. Die geistige Knebelung der Ära Metternich, der Halbschlaf, in dem die Bevölkerung mit den Mitteln der Polizei und Zensur ein volles Menschenalter hindurch erhalten worden war, hatte einen Abstand geschaffen, der erst nach 1860 allmählich sich verringert hat und noch heute nicht ganz eingeholt ist. Ein inneres Recht, einen sittlichen Anspruch auf die Vorherrschaft in Deutschland, dem er durch

die große Mehrheit seiner Bevölkerung, durch seine politischen und volkswirtschaftlichen Interessen, seine gesamte Kultur fremd geworden war, besaß dieser Staat nicht mehr.

Umso mehr besaß ihn Preußen. Fast rein deutsch in seiner Bevölkerung, war es mit der Tüchtigkeit seiner Beamten, der strengen Ordnung und Ehrlichkeit seiner Finanzen vorbildlich. Seine Interessen deckten sich mit denen Gesamtdeutschlands überall. Mit der Stärke und Schlagfertigkeit seines Heeres bot es den erforderlichen Schutz und Rückhalt gegen auswärtige Gefahren, und auch in der Pflege des geistigen Lebens stand es längst in der ersten Reihe. Das hatte man im deutschen Volke allenthalben einzusehen begonnen. Scharfblickende Köpfe hatten schon in den ersten Jahren des Deutschen Bundes die kommende Einigung unter preußischer Spitze vorausgesagt, und Württemberg hat den Ruhm, daß einer seiner Söhne, Paul Pfizer, den gleichen Gedanken als Forderung zuerst öffentlich aussprach. Mit der Zeit hatte diese Erkenntnis überall ihre Anhänger gewonnen, und als die Frankfurter Nationalversammlung als Krönung der geplanten Reichsverfassung das preußische Erbkaisertum beschloß, da stand hinter ihr zwar noch nicht die Mehrheit, aber doch schon die Hälfte der Nation. Die Kaiserkrone, die man Friedrich Wilhelm IV. anbot, galt nicht seiner Person, die sich dafür ja so wenig empfahl, sie galt dem Staate Preußen.

Dieser Staat, mochte er in seiner Prägung, in den Ansprüchen, die er an seine Bürger stellte, in der Art, wie er regiert wurde, noch so verschieden sein von dem, was man im Süden gewohnt war, er war doch der gegebene Führer überall — wenn er nur wollte. Er hat die längste Zeit nicht gewollt. Von seinen Königen hat keiner ernstlich danach gestrebt, Herr in Deutschland zu werden, Friedrich Wilhelm III. gewiß nicht, der sich so gern der Führung Metternichs überließ, Friedrich Wilhelm IV. trotz 1848 ebensowenig, er, der sich einmal bereit erklärte, dem Österreicher bei der deutschen Kaiserkrönung das Waschbecken zu halten, und auch Wilhelm I. nicht, der die Einigung Deutschlands unter Preußen wohl kommen sah, diese Aufgabe aber bescheiden seinem Sohn oder Enkel überlassen wollte. Der Gedanke war auch in Preußen nichts weniger als Gemeingut, in den altpreußischen Kreisen, im Heer und in der Beamtenschaft wurde er überwiegend abgelehnt. Es mußte ein Bismarck kommen, ein Mann, der das Verlangen der Nation mitempfand, der erkannte, daß die Einheit Deutschlands für Preußen ebenso ein Bedürfnis wie die Führung Preußens für Deutschland eine Notwendigkeit war, und der den Willen und die Kraft besaß, auch gegen den König und

gegen die eigenen Genossen im günstigen Augenblick das ins Leben zu rufen, was der Natur der Dinge entsprach.

Von diesen Vorgängen im einzelnen zu sprechen, kann ich mir ersparen; jeder kennt sie, jeder weiß, wie durch die Überlegenheit der preußischen Waffen Österreich zum förmlichen Austritt aus Deutschland gezwungen, damit der preußisch-österreichische Gegensatz aus der Welt geschafft, Nord und Süd durch Blut und Eisen zur Einheit verkittet wurden. Es war gebieterische Notwendigkeit, und es war die höchste Zeit.

Die verunglückten Versuche von 1848, Preußen die Führung in Deutschland zu verschaffen, hatten in Wien den Entschluß geweckt, die eigene geschichtliche Stellung unter allen Umständen und bis zum letzten zu verteidigen, Preußen die Gleichberechtigung, die man ihm gewährt hatte, zu verweigern, es die Unterordnung alle Tage fühlen zu lassen, seine Macht bei günstiger Gelegenheit womöglich zu zerstören. Darüber lassen die neuesten Veröffentlichungen aus dem österreichischen Lager jener Tage keinen Zweifel mehr. Es war also, wenn man auf den Grund der Dinge sieht, nicht der preußische Ehrgeiz, der die gewaltsame Auseinandersetzung freventlich heraufbeschwor, es war umgekehrt: der Kampf wurde Preußen von Österreich aufgezwungen, und Bismarck hat nur getan, was im Sinne preußischer Selbsterhaltung unvermeidlich war, als er, den günstigsten Augenblick erspähend und rasch benutzend, die Entscheidung herbeiführte, die auch für Deutschland das brachte, was ja schon längst gefordert und notwendig war.

Die Zeitgenossen haben es nur zum Teil begriffen. Die vereinten Kräfte Jahrhunderte alter Gewohnheit, persönlicher Beziehungen, eingewurzelter Gefühle und Vorurteile, geschichtlicher und politischer Unwissenheit ließen der Hälfte der Nation als nackte Gewalttat erscheinen, was doch nur das Gesetz der Natur der Dinge war: daß dem stärksten und besten der deutschen Staaten die Führung Deutschlands nicht mehr bestritten wurde. Man kann es der Generation von 1866 verzeihen, daß sie das nicht erkannte und den Ausgang für einen Sieg der Gewalt über das Recht hielt, da doch in Wahrheit hier, wenn jemals in der Geschichte, der Sieg den stärkeren sittlichen Kräften zuteil geworden war. Pflichterfüllung, Hingabe an den Staat, Fleiß, Ordnung, Ehrlichkeit und Sparsamkeit, das waren die Eigenschaften, durch die Preußen seit anderthalb Jahrhunderten Österreich überflügelt hatte. Sie haben auch 1866 den preußischen Fahnen den Erfolg gebracht, und Königgrätz ist, wie nur je eine große geschichtliche Entscheidung, ein moralischer ebensosehr wie ein militärischer Sieg, ein Sieg nicht nur des Stärkeren, sondern des Klügeren und Besseren.

Den Zeitgenossen kann man verzeihen, daß sie nicht alle dies erkannten. Ihnen fehlte der Abstand von den Ereignissen, der ein gerechtes Urteil erleichtert. Keine Nachsicht verdienen die, die auch heute noch die Wahrheit nicht sehen oder nicht eingestehen wollen, die Entscheidung von 1866 beklagen und in ihr die Ursache unseres jetzigen Elends suchen. Denn mittlerweile hat die Geschichte selbst in einem Weltgericht, so erschütternd wie es kaum je vorgekommen, ihr Urteil gesprochen und vollstreckt. Österreich ist nicht mehr; einen Zwergstaat von sechseinhalb Millionen Menschen deckt der Name, den einst ein stolzes Reich von fünfzig Millionen trug. Deutschland aber, ob auch gedemütigt, verstümmelt und geschwächt, es lebt und wird leben. Es hat die Erschütterungen der größten Niederlage und innerer Umwälzungen überstanden, ohne Schaden zu nehmen an dem, was die wesentlichste Errungenschaft seiner Vergangenheit ist, an seiner Einheit. Was wäre aus ihm geworden, wenn es sich für immer der Führung Österreichs anvertraut hätte, dessen Untergang schon siebzig Jahre früher in der Erhebung seiner nichtdeutschen Völker sich angekündigt hatte und von einsichtigen Beobachtern vorausgesagt wurde? Die Fortdauer der österreichischen Vormachtstellung hätte Deutschland in den Abgrund des Untergangs mitgerissen und ihm aller Wahrscheinlichkeit nach das ehemalige Schicksal Polens bereitet, zwischen den Nachbarn aufgeteilt zu werden. Davor hat Königgrätz, der Sieg des Nordens über den Süden, die deutsche Nation gerettet.

*

Ein Jahrtausend deutscher Geschichte haben wir durchwandert. Nicht Willkür war es, daß wir uns zum Ariadnefaden, der uns durch das Labyrinth der Ereignisse führen sollte, den Gegensatz von Nord und Süd wählten, seine Entstehung und Entwicklung bis auf den heutigen Tag. Denn um dieses Problem kreist das deutsche Schicksal in allen Jahrhunderten, es ist das, was man den S i n n d e r d e u t s c h e n G e s c h i c h t e nennen kann: wie aus den deutschen Stämmen und Staaten das deutsche Reich, die deutsche Nation wurde.

Ich sprach im Eingang davon, daß auch andere Völker den Gegensatz von Nord und Süd gekannt, aber durch ihren Staat längst ausgeglichen haben, während die politische Entwicklung in Deutschland sein längeres Fortbestehen erklärt. Jene konnten ihn früher überwinden, weil sie den einheitlichen, nationalen Staat, in dem er sich auflöst, früher erreichten, während in Deutschland die staatliche Entwicklung den Zwiespalt vertieft und verschärft hat bis zum Bürgerkrieg. Daß der Abschluß, den die

Entwicklung gefunden hat, nicht einem blinden Zufall, nicht menschlicher Willkür oder Bosheit zuzuschreiben, daß er von der Natur der Dinge gefordert war; daß, nachdem andere Wege verfehlt waren, nur noch der eine zum Ziel führen konnte, den die Ereignisse gegangen sind, dies anschaulich zu machen, ist der Zweck dieser Blätter. Wir genießen den Vorzug, von Dingen zu reden, die gewesen sind. Die Mächte, die einst, miteinander ringend, den Gegensatz von Nord und Süd verkörperten, heute gehören sie beide der Vergangenheit an und können nicht wiederkommen. Österreich ist untergegangen, und was sich noch Preußen nennt, hat mit dem Preußen Friedrichs des Großen und Bismarcks wenig gemein. Nach Gesetz und Recht ist das Problem gelöst. Nur darum handelt es sich, was geschehen ist zu begreifen, es mit Bewußtsein sich anzueignen und zu erkennen, daß es notwendig und heilsam war. Lernen wir beherzigen, was die Geschichte uns zeigt: daß es Zeit ist, von keinem Gegensatz zwischen Nord und Süd mehr zu reden. Auch er gehöre der Vergangenheit an! Gegenwart und Zukunft dürfen im deutschen Volk nur noch Verschiedenheiten kennen, die sich in der Einheit der Nation zusammenfinden und ihr Leben reich und fruchtbar machen.

Gedanken über Bismarck

am 1. April 1915

Wie der Wanderer am Fuße der Berge bei einer Biegung des Weges, die Schritte hemmend, hinter sich schaut, um das Bild der Landschaft noch einmal im Ganzen in sich aufzunehmen, so lieben wir es, auch der Zeit, die hinter uns liegt, in gemessenen Abständen einen sinnenden Rückblick zu widmen, in dem die Gestalten der Vergangenheit vor unserem geistigen Auge wiederum lebendig werden. Und wie dem Wandernden erst die Ferne den rechten Maßstab gibt für Höhen und Tiefen, wie da die Gipfel mit jedem Schritt gewaltiger, unerreichbarer emporwachsen, die Niederungen verschwinden, so suchen wir an den Gedenktagen unserer Geschichte vor allem inne zu werden, was wir den Großen unserer Vergangenheit schuldig sind und wie groß sie waren.

Solche Rückschau vereinigt in diesen Tagen die Deutschen der ganzen Welt vor dem Bilde des Mannes, dem sie mehr als andern verdanken, was sie heute sind.

Es war nicht immer so. In harten Kämpfen emporgekommen, selbst ein Kämpfer, wie nur je ein Mann ein Kämpfer war, hat der Gründer unseres Reiches nicht nur Gegnerschaft, auch Feindschaft reichlich geweckt und vergolten. Und wie er es im Leben gewesen, so blieb er auch nach seinem Tode noch ein Zeichen, dem von vielen widersprochen ward.

Heute ist es anders.

> Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
> Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
> Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
> In seinem Kreise willig festgebannt.

Nie war der Zeitpunkt einer Gedenkfeier geeigneter, die ganze Größe dessen darzutun, dem sie gilt. Wer etwa fragen wollte, was Bismarck unserm Volke war und was er uns gab, der möge nur das Deutschland von heute dem Deutschland gegenüberstellen, das vor hundert Jahren war, und er wird seine Antwort haben.

*

Das Jahr 1815 sah Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Von der stolzen Macht vergangener Tage war längst nichts weiter übrig als

die Erinnerung. „Des Gewichtes im Rate Europas beraubt, war Deutschland zur Walstatt der Kämpfe fremder Mächte geworden, für die es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab." Dreihundert Jahre schon war es so gewesen. Handgreiflicher aber war es noch nie hervorgetreten als in den jüngsten Jahrzehnten, wo die französische Nation unter der Führung eines korsischen Abenteurers sich zur Herrin des europäischen Festlands zu machen suchte, um von hier aus ihren hundertjährigen Krieg mit England um die Herrschaft der Welt auszufechten. In diesem ungeheuren Ringen hat Deutschland keine andere Aufgabe gehabt, als den Kämpfenden die Waffen zu liefern. Aus den Trümmern des Deutschen Reiches fügt Napoleon den Sockel seines Thrones, deutsche Staaten müssen die Leibwache bilden für den welschen Kaiser, Deutschlands Söhne spannt er vor den Schlachtwagen, mit dem er nach Osten zieht und als Welteroberer triumphierend heimzukehren gedenkt. So sehr war ganz Deutschland fremdem Willen dienstbar geworden.

Aber schlimmer noch als die schlimmsten Jahre der Knechtschaft war der Tag, da man mit heldenhafter Anstrengung das napoleonische Joch abgeworfen hatte, um zu entdecken, daß man doch nicht frei, nicht Herr seiner selbst geworden war. In allen Nöten des Kampfes, in dem sie die Ketten der Fremdherrschaft brachen, waren die deutschen Männer geleitet gewesen von der Hoffnung, daß es nach dem Siege keine Rückkehr mehr zu den alten, traurigen Zuständen geben werde; daß bessere Tage kommen müßten, Tage der Erfüllung heimlichen Sehnens, da Deutschland wieder frei und geachtet im Kreise der Nachbarn dastehen würde, gleichberechtigt im Rate der großen Mächte. Freiheit und Einheit, Kaiser und Reich waren die stille Losung vieler und gerade der Besten gewesen. Nun mußten sie Zeugen sein, wie in den Beratungen des Wiener Kongresses die Stimme des besiegten Frankreich mehr galt als das Verlangen des siegreichen Deutschland, wie Rußland und England verfügten, was aus Deutschland werden solle. Dies war die mühsam und opfervoll erstrittene Freiheit: daß die andern das Urteil sprachen und wir uns in Demut bescheiden mußten, unser Schicksal aus der Hand des vereinigten Auslands zu empfangen. Dieses Schicksal aber, der Spruch des europäischen Areopags, war, daß es kein deutsches Reich geben dürfe, daß der Zwiespalt im Innern dauern solle und die Kräfte des deutschen Volkes nach wie vor dazu da seien, sich gegenseitig aufzuheben. Das war die deutsche Einheit im Jahre 1815, in Bismarcks Geburtsjahr.

Bewundern müssen wir die Männer, die solche Enttäuschung über-

wanden, die sich durch alle bittern Erfahrungen nicht irre machen ließen in ihrem Glauben an die Zukunft. Sie glaubten, ohne zu sehen. Denn wer sich nach dem hätte richten wollen, was man sehen konnte, der hätte verzweifeln müssen.

Das deutsche Volk hat nicht verzweifelt, es hat gehofft, geglaubt und — gearbeitet. Mit 1815, dem Jahr der Erniedrigung und Enttäuschung, beginnt auch schon die Auferstehung. Nun erst brach sich die Erkenntnis vollends Bahn und wurde fast mit jedem Tage mehr Gemeingut, daß es so nicht bleiben könne, wie es war. Nun keimte auch der Gedanke, daß, wenn die berufenen Stellen, die deutschen Staatsregierungen, das nicht einsehen wollten, das Volk selbst Hand anlegen und sich helfen müsse. Einheit und Freiheit wurden volkstümlich und revolutionär. Sie beide zu verwirklichen, erhob sich im denkwürdigen Frühjahr 1848 die Nation zu gewaltsamem Umsturz des Bestehenden.

Es war nicht der rechte Weg. Wie wollten sie denn die Einigung Deutschlands schaffen, die selbst unter sich uneins waren? So widersinnig es klingt, es war doch nicht anders: über der Frage, wie sie einig werden solle, zerfiel die Nation jetzt ärger als zuvor. Da wußte jeder einen andern Weg, und jeder hielt den seinen für den einzigen. Österreichisch oder Preußisch, Großdeutsch oder Kleindeutsch, Bundesstaat oder Einheitsstaat, Monarchie oder Republik — überall klaffte der Zwiespalt. Äußerlich mochten sie die Mehrheit der anwesenden Volksvertreter sein, die in der Paulskirche zu Frankfurt den Beschluß faßten, ein deutsches Reich ohne Österreich unter einem preußischen Erbkaiser zu schaffen — sie hatten doch schwerlich viel mehr als die eine Hälfte des Landes hinter sich, und nur der Bürgerkrieg hätte ihren Willen zur Tat machen können.

Dazu aber fehlte ihnen das Wichtigste: die Macht. Von allem, was Deutschland in jenen Tagen an Geist und Herz besaß, war das Beste in Frankfurt versammelt; die starke Faust war nicht vertreten. Der aber, von dem man gehofft hatte, daß er seinen Arm leihen werde, der preußische Staat, versagte sich. Er mußte es. Mochte auch den ehrlichen Vaterlandsfreunden aller Mut und alle Hoffnung sinken, als der König von Preußen die dargebotene Krone verschmähte, Friedrich Wilhelm hatte doch recht. Selbst wenn er es über sich gewonnen hätte, eine Würde anzunehmen, die ihren Ursprung nicht im geltenden Recht suchte, selbst wenn er ein Kaiser von des Volkes Gnaden hätte sein wollen, er konnte es nicht, er war dazu nicht stark genug. Denn die deutsche Einheit war ja nie eine bloß deutsche Sache, sie war eine europäische Angelegenheit, und wer sie schaffen wollte,

der mußte zum Kampf nach innen auch den Kampf nach außen aufnehmen. Dazu aber war Preußen damals nicht gerüstet.

Das zeigte sich sogleich, als Friedrich Wilhelm den Versuch machte, sich dem Ziel der deutschen Patrioten auf anderm Wege, durch freiwilligen Zusammenschluß der deutschen Staaten, zu nähern. Er mußte bald genug umkehren vor der drohend erhobenen Faust des russischen Zaren, der keine Änderung in den deutschen Dingen duldete. Noch einmal schrieb das Ausland der deutschen Nation das Gesetz vor, als im Winter 1850 zu Olmütz Preußen auf russischen Befehl vor Österreich kapitulierte. Es blieb alles beim alten, weil Rußland es so wollte.

Wiederum stand Deutschland am Grabe seiner Hoffnung. Die deutsche Frage zu lösen schien unmöglich. Aus ganz ähnlicher Lage durfte bald darauf die italienische Nation ihr Ziel erreichen, der Fremdherrschaft ein Ende machen, sich ihr eigenes nationales Königreich erobern — Deutschland blieb geographischer Begriff, die deutsche Einheit Traum und frommer Wunsch. Sie verschwand wie der Regenbogen, so oft man sich ihr näherte.

Nur eines hatte die Bewegung von 1848 gebracht: die Gewißheit, daß allein Preußen imstande sei, das Reich zu gründen, und daß nur ein preußischer König deutscher Kaiser werden dürfe. Aber was war damit gewonnen, da der neue Herrscher Preußens selbst sich öffentlich nur zu moralischen Eroberungen bekannte, für die er doch keinen rechten Weg zu finden wußte? Während er gleich darauf mit der eigenen Volksvertretung in unheilbaren Konflikt geriet, der, mochte er enden wie er wollte, die Kräfte Preußens für absehbare Zeit außer Gefecht zu setzen schien. Auch von Preußen war vorerst für Deutschland nichts zu hoffen, die deutsche Frage unrettbar verfahren, ihre Lösung ferner denn je.

*

So sah es aus im Herbst des Jahres 1862. Vier Jahre später war die deutsche Frage gelöst und für die deutsche Einheit das Fundament gelegt. Und wiederum vier Jahre später war das Haus des Deutschen Reiches im Rohbau fertig, und man beriet nur noch über Einrichtung und Anstrich. Gestillt war des deutschen Volkes Sehnen, kein Traum mehr, nein, echte, leibhafte Wirklichkeit waren die Worte von Kaiser und Reich.

Mit raschem, festem Griff hatte dasselbe Preußen, an dem man schon hatte verzweifeln wollen, die schmerzhafte Operation ausgeführt, den Trennungsschnitt glatt gezogen, der das Haupthindernis der Einheit

beseitigte. Es hatte Österreich gezwungen, aus Deutschland auszuscheiden, den Norden unter der eigenen Fahne zusammengefaßt, auch mit dem Süden das Band geknüpft, das die Hälften wenigstens im Augenblick der Gefahr zusammenhielt. Dann aber, als das Ausland — diesmal war es Frankreich — nach alter böser Gewohnheit dazwischenfuhr und das Werk im Entstehen zu zerstören versuchte, da sauste der furchtbare Schlag der Abwehr nieder, den das zum ersten Male seit Jahrhunderten ganz einige Deutschland führen konnte, und in der Glut des Kampfes schmolzen die bis dahin noch gesonderten Bestandteile rasch und wie von selber zusammen zu einem Guß. Die Gegensätze hatten sich aufgelöst in der höheren Einheit gemeinsamen Kampfes.

Ein Wunder war geschehen. Was eben noch nach aller menschlichen Berechnung für unmöglich gegolten hatte, über Nacht war es Wirklichkeit geworden. Und was das Wunderbarste war: der Knoten, den die Jahrhunderte geschürzt, an dem sich zwei Generationen vergeblich abgemüht hatten, er war gelöst worden mit einer raschen Sicherheit, die aussah wie leichtes Spiel.

Für das Wunderbare dieses Vorgangs hat die Welt nur zu schnell den rechten Sinn verloren. Bald genug sind superkluge Toren gekommen und haben mit seichtem Treppenwitz für Ergebnis natürlicher Entwicklung ausgegeben, was in Wirklichkeit das genaue Gegenteil war, die Tat eines Einzelnen und Einzigen, die Tat des Genius. Natürliche Entwicklung — was man in der deutschen Geschichte so nennen könnte, das führte ja alles von jeher nicht zur Einheit hin, sondern von ihr hinweg, in Zwiespalt und Zersplitterung. Wer die deutsche Einheit schaffen wollte, der mußte gegen alle Mächte des Gewordenen ankämpfen, gegen den Strom der Geschichte mußte er schwimmen. Wunsch und Streben danach waren wohl bei vielen vorhanden, aber auf den Wegen, die sie einschlugen, hatten sie noch alle die Richtung verloren. Auch da galt es umzukehren, unbeirrt vom Widerspruch aller derer, die dem gleichen Ziele zustrebten, einen neuen Pfad zu finden. Dazu bedurfte es eines Führers, der klüger war als alle andern, es bedurfte eines Mannes, der nicht nach Beifall und Zustimmung fragte, weil er auch allein des rechten Weges sich bewußt blieb, und eines Mannes, stark genug, um auch die Widerwilligen und Widerstrebenden mit sich fortzuziehen. Es bedurfte des gottbegnadeten Genius.

Das deutsche Volk gehört nicht zu den glücklichen, denen das Schicksal seine besondere Gunst zuwendet. Durch lange Jahrhunderte ist seine Geschichte eine Kette von Unheil und Mißgeschick, und wo die höheren

Mächte sichtbar in den Gang der Begebenheiten eingreifen, da wirken sie nur zu oft das Verhängnis. Dies eine Mal aber wurde unserem Volk die Gnade, daß der rechte Mann zu rechter Zeit erschien, der Retter aus der Not, der Heiland der Nation, der sie erlösen sollte vom doppelten Fluch der Zwietracht, die sie lähmte, und der Knechtschaft, die sie entehrte.

Er kam, als die Zeit erfüllet war. Nie war die äußere Lage günstiger gewesen. Die Nachbarn, durch gegenseitiges Mißtrauen, Begehrlichkeit und Rachsucht entzweit, würden sich diesmal nur schwer zusammenfinden, um Deutschland niederzuhalten, wie sie es sonst so oft getan. Wer es verstand, sie dauernd zu trennen, der konnte das Spiel gewinnen. Vergeblich hätte man in der ganzen Welt nach einem wahrhaft gefährlichen Gegner ausgespäht. Weit und breit kein Herrscher von Bedeutung, die leitenden Staatsmänner ein Kranz von welken Mittelmäßigkeiten — den Augenblick galt es zu benutzen, der so vielleicht niemals wiederkehrte. Auch im Innern wartete unbewußt alles auf den Einen. Die andern hatten abgewirtschaftet, die Volksführer, die durch Reden und Beschlüsse die Welt umgestalten wollten, aber auch der König, der von moralischen Eroberungen sprach. Die Bahn war frei für den Einen, der wußte, was not tat.

Der Eine war gefunden, als am 22. September 1862 Otto von Bismarck von seinem König den Auftrag erhielt, die Geschäfte des preußischen Staates zu führen. Wie alle Großen hat auch er sehr bescheiden über den Anteil gedacht, mit dem der Einzelne in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen vermag. Als das einzige, wodurch auch der Mächtigste wirken könne, bezeichnete er einmal, daß er in die Zahnräder der Geschichte passe. Ein anderes Mal nennt er als die Aufgabe des Staatsmanns „abwarten und lauschen, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört. Dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen, das ist alles". Ja freilich, das ist alles! Wer die Gottheit wandeln hört und den Saum ihres Gewandes zu fassen vermag, der kann alles. Niemand hat es besser verstanden als Bismarck, niemand besser in die Zahnräder der eigenen Zeit gepaßt.

Die Aufgabe erforderte die gestaltende Phantasie des Schöpfers, die das Mögliche und Zukünftige im voraus als wirklich und gegenwärtig schaut; sie erforderte zugleich den nüchternen Sinn des kritischen Beobachters, der die Dinge sieht, wie sie sind, unbeirrt durch den äußern Schein, den Gewohnheit und Vorurteil um sie breiten. Die vor Bismarck am Werk gewesen waren, hatten entweder sich ganz von der Phantasie

beherrschen lassen und darüber die Wirklichkeit verfehlt, oder sie waren in der Nüchternheit ihres Geistes nicht über das Bestehende hinausgekommen. Bismarck besaß beide Eigenschaften im richtigen Gleichgewicht. Von seiner rastlos arbeitenden Phantasie zeugt schon der Bilderreichtum seiner Sprache, die an packenden und schlagenden Vergleichen kaum von einem unserer Dichter übertroffen wird. Nur die schöpferische Phantasie eines Künstlers war imstande, die Arbeit eines so vielfältig verschlungenen Apparates vorauszuberechnen, wie es die deutsche Reichsverfassung ist, mit ihren vielen Hebeln und Schrauben, Gewichten und Gegengewichten. Mit Seherblick eilt seine Einbildungskraft den Dingen voraus. Wo andere vor einer neuen Erscheinung sich mühsam erst zurechtzufinden suchen, da sind ihm schon im ersten Augenblick alle fernsten Konsequenzen gegenwärtig. Als man ihm am Abend von Sedan triumphierend meldete, der Kaiser der Franzosen sei wahrscheinlich mitsamt seinem Heere eingeschlossen, da überraschte er seine Umgebung durch den Ausdruck des Bedauerns, daß nun der Krieg voraussichtlich viel länger dauern werde. Wer außer ihm hätte schon auf dem Schlachtfeld von Königgrätz den Tag kommen sehen, da der eben besiegte Gegner unser Bundesgenosse und Rückhalt gegen russische Übermacht sein werde?

Man hat ihn den großen Realisten genannt und es ihm bald als Verdienst nachgerühmt, bald als Schwäche vorgeworfen, daß er den Ideen so wenig Wert beilege. Gewiß war er Realist, sofern er nur wirkliche Werte und lebendige Kräfte in seine Berechnungen einstellte. Wie sagte doch der wortselige Franzose, der ihm bei den Friedensverhandlungen im Winter 1870 gegenüberstand? „Er scheint nur mit dem zu rechnen, was ist." Gewiß; er rechnete nur mit dem, was ist, nur mit wirklichen Größen. Wirklichkeit aber war für ihn doch keineswegs nur das, was man greifen, zählen und messen kann. Wer hat denn das Wort von den Imponderabilien geprägt, den unwägbaren Kräften, die im Volkskrieg den Sieg verbürgen? Welcher Staatsmann hat so vorsichtig wie er die elektrischen Ströme des Volksempfindens geschont und sie dann doch wieder so kühn und sicher als flammende Begeisterung und heiligen Zorn zum entscheidenden Schlage zu entfesseln gewußt? Eben darin zeigt sein Realismus sich am größten, daß er auch das Unsichtbare im Leben des Volkes als wirkliche und lebendige Kraft erkennt, wie er umgekehrt die Nichtigkeit aller abgegriffenen Banknoten, die am politischen Markte von Hand zu Hand gehen, durchschaut, mag ihr Kurs auch noch so sehr durch Herkommen gefestigt scheinen. Den Kampf mit der preußischen Volksvertretung aufzunehmen besann er sich keinen Augenblick, weil er

wußte, daß sie das wirkliche preußische Volk gar nicht vertrat. Solange dieses Volk in seiner ungeheuren Mehrheit, unbekümmert um alle konstitutionelle Doktrin, zu seinem König stand und der Regierung vertraute, mochten die gewählten Abgeordneten den Minister immerhin mit Mißtrauensvoten überschütten, ihre Reden und Beschlüsse waren Schall und Rauch, die königstreue Gesinnung des Preußenvolkes aber war Wirklichkeit. Andere pflegten vor der drohenden Note eines englischen Ministers zu erschrecken; Bismarck hat sich nicht gescheut, sie unbeantwortet in den Papierkorb zu werfen, denn ihm war es nicht verborgen, wie wenig Tatkraft hinter den hochmütigen Reden der Männer zu finden war, die damals am Themsestrand die Ministerbank zierten.

Die verhängnisvolle Selbsttäuschung seiner Vorgänger war gewesen, daß sie die deutsche Frage hatten lösen wollen als rein innerdeutsche Angei genheit. Vor diesem Irrtum war Bismarck bewahrt. Er wußte, daß die deutsche Frage eine europäische Frage war, deren Behandlung auch die Kunst des Diplomaten erheischte. Es kam ihm über alles zustatten, daß er nicht nur die Laufbahn des zünftigen Diplomaten hinter sich hatte, das Gewebe der europäischen Politik aus eigener Anschauung kannte und die Kunstfertigkeit des diplomatischen Verkehrs beherrschte, sondern daß er nach Natur und Anlage ein geborner Diplomat war. Die Kunst der Menschenbehandlung, die Fähigkeit, durch Ton und Gebärde fast noch mehr als durch Worte zu wirken, die biegsame Gewandtheit im Gespräch, die unbequemen Fragen auszuweichen und die Wahrheit zu verbergen, den Gegner zu täuschen versteht, ohne die Unwahrheit zu sagen, in letzter Linie die Fähigkeit, das eigene Verhalten mit unbewußter Berechnung dem erstrebten Eindruck auf andere anzupassen — das alles hat Bismarck in einer Vollendung und natürlichen Meisterschaft besessen und gehandhabt, die unter seinen Zeitgenossen einzig dastand und in allen Jahrhunderten selten ist. Wir nennen ihn den Eisernen Kanzler, aber seinem innersten Wesen wird dies Wort nicht gerecht. Nicht eisern, stählern sollte er heißen, denn er war nicht nur hart, er war vor allem scharf und biegsam wie Stahl. Das eben war es, was die Aufgabe erforderte, und so nur konnte ihre Lösung gelingen in einem Spiel von ebensoviel Kühnheit wie vorsichtiger Berechnung. Es gelang, die Einmischung des Auslands in die deutschen Angelegenheiten so lange fernzuhalten, bis sie nicht mehr gefährlich war. Es gelang, die Gegner einen nach dem andern zum Kampf zu stellen und den jedesmaligen Gegner so zu vereinzeln, daß er bis zuletzt auf sich allein angewiesen blieb. Es gelang, eine neue Großmacht zu schaffen, ohne daß die älteren Groß-

mächte es hinderten, obwohl doch jede von ihnen sich hätte sagen können, daß sie zur Ausstattung der neuen Genossin ein Stück ihrer eigenen Macht werde hergeben müssen.

Doch was wären alle diese seltenen Fähigkeiten, was wäre der glänzende Geist, die fesselnde Sprache, was wären die reichen Kenntnisse und die tiefe Bildung des Mannes wert gewesen, ohne den mächtigen Willen und den trotzig kühnen Mut, den Hindernisse und Schwierigkeiten nur reizten, ohne das dämonische Kraftgefühl, das, seiner selbst bewußt, den Kampf mit der ganzen Welt nicht scheute und sich vermaß, Berge zu versetzen und mit Felsblöcken zu spielen? Diese eiserne Willenskraft, diesen Mut und dieses Selbstgefühl brauchte er mehr als alles andere, denn bei dem Werk, das er unternahm, hatte er die ganze Welt gegen sich.

Am meisten die, die ihn hätten unterstützen sollen. Es fällt uns heute schwer, nicht ungerecht zu werden gegen die Männer, die bei aller aufrichtigen Liebe zum Vaterland und allem ehrlichen Eifer für die deutsche Sache blind genug waren, den nicht zu erkennen, der ihre letzte Hoffnung zu erfüllen kam und der sie besser als jeder andere, ja, der sie ganz allein erfüllen konnte. Seit Jahrzehnten schon hatten sie nach dem Manne ausgeschaut, der sie ans Ziel führen sollte, und nun, da er vor ihnen stand, sahen sie ihn nicht. Draußen im Ausland, an der Newa und an der Seine, wußte man schon, daß er die andern um Hauptes länge überragte. Im eigenen Vaterland galt der Prophet nichts. Wer kann sich heute noch, nach fünfzig Jahren, dem Zauber verschließen, der von den Reden seiner ersten Jahre ausgeht! Uns scheint, nie habe er beredter, glänzender gesprochen, nie die Leuchtkraft seines Geistes blendender gestrahlt. Und die vor ihm saßen, waren taub gegen die Sprache des wahren Genius und blind für den Glanz des echten Edelsteins. Es war, als redete er in fremden Zungen zu ihnen, so wenig verstanden sie ihn. Sprach er die einfache Wahrheit aus, daß bei Konflikten im Staatsleben die Macht den Ausschlag gebe, so meinten sie, er predige den Satz: Macht geht vor Recht. Erinnerte er sie daran, daß nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse die großen Fragen der Zeit entschieden würden, sondern durch Blut und Eisen, so erschien er ihnen als Abenteurer, der sich mit zynischer Offenheit zu einer Politik der nackten Gewalt bekenne.

Was damals auch die Besten und Klügsten so blind und taub machte, das war der Haß. Dieser neue Mann, der da so keck und selbstbewußt vor ihnen stand und ihnen in jedem Wort und jeder Miene seine Überlegenheit zu fühlen gab, war ja ein preußischer Junker. Und was konnte von Nazareth Gutes kommen? Wenn etwas damals in den Kreisen auf-

geklärter deutscher Patrioten feststand, so war es die Überzeugung, daß Preußen seinen deutschen Beruf nur erfüllen könne, wenn es sich vorher gründlich wandle, wenn es der Freiheit und dem Fortschritt seine Tore öffne und ein moderner Staat werde. Und da trat einer vor sie hin, den sie für die Verkörperung alles dessen halten mußten, was überwunden werden sollte, für einen überzeugten Vertreter der finstern Mächte des Rückschritts; ein Staatsmann, der kein Hehl daraus machte, daß er für das Beste am preußischen Staate gerade das hielt, was sie zerstören zu müssen glaubten, die starke, unabhängige Gewalt der Krone, das wirklich regierende Königtum. Daß der Rückschrittler zehntausendmal freier von allen Vorurteilen war als sie selbst, das merkten diese Liberalen nicht. Während sie nur darauf ausgingen, die Glaubenssätze ihrer alleinseligmachenden Staatslehre auch im preußischen Staat zur Geltung zu bringen, gedachte er die vorhandenen Kräfte im preußischen Volk zu sammeln und zu entwickeln, um sein Preußen so stark wie möglich zu machen für den großen Tag der Entscheidung, den er nahen sah. Sie huldigten dem Aberglauben, daß die Einheit eines Tages von selber kommen werde. Er wußte, daß sie eine Tat sein müsse, und daß zu ihr wie zu jeder Tat vor allem Kraft, Macht nötig sei. Seine Gegner standen im Banne ausländischer Ideale. Englische, französische Staatsweisheit war es, die sie nach Deutschland verpflanzen wollten. Der Stab, auf den sich Bismarck stützte, war Holz auf deutschem Boden gewachsen. Es war auch ein Stück Fremdherrschaft, es war geistige Knechtschaft gegen das Ausland, es war die Herrschaft des englisch-französischen Staatsideals, die vor allem gebrochen werden mußte, wenn Deutschland genesen sollte. Bismarck war es beschieden, die Krankheit zu erkennen und zu heilen, indem er der gesunden deutschen Natur zum Siege verhalf, die der fremde Trank vergiftet und zerstört haben würde.

Freilich, das durfte er ja nicht verraten, daß er vom ersten Tage seiner amtlichen Laufbahn an keinen anderen Gedanken hatte, als wie er Deutschland zur Einigung bringen könne. Das mußte sein Geheimnis bleiben, damit das Ausland es nicht merke. Europa mußte mit der deutschen Einheit überrascht und überrumpelt werden, sonst hätte es sie wohl verhindert; also durfte auch das deutsche Volk nicht wissen, wohin er es führte. Und wenn es sich nicht mit verbundenen Augen führen lassen wollte, dann mußte es eben in Gottes Namen gezwungen werden zu seinem Glück. In kühnem Vergleich hat er einmal ausgeführt, er habe es dabei machen müssen wie damals, als er seinen Reitknecht aus dem Wasser holte. Der Ertrinkende hatte sich so fest an ihn geklammert,

daß er den Retter mit sich in die Tiefe zu ziehen drohte, und Bismarck mußte ihn erst bis zur Bewußtlosigkeit würgen, ehe das Rettungswerk gelang.

Dieser Kampf mit dem eigenen Volk hat sich vor aller Welt abgespielt, aber er war weder der einzige noch der schwerste, den Bismarck um die deutsche Einheit zu führen hatte. Um alle Schwierigkeiten, die er überwand, und die Meisterschaft, mit der er ihrer Herr wurde, ganz zu würdigen, dürfen wir nicht vergessen, daß er nicht selbst der Herrscher war. Er diente einem Herrn, und dieser Herr war nicht immer eines Sinnes mit ihm, ja, gerade in den Hauptsachen war er oft andern Sinnes. Es ist genug bekannt geworden von dem stillen Kampf um die Seele des alten Königs, des schlichten, ehrenfesten Ritters mit dem gütigen Herzen und dem zarten Gewissen, dem die geniale Natur des Dieners mit ihrem unverkennbar dämonischen Zuge im Grunde fremd war, der sich auch widerwillig genug entschlossen hatte, ihn an seine Seite zu berufen, als er keinen andern Ausweg mehr sah. Da konnte es nicht fehlen, daß Herr und Diener oft auseinanderstrebten, und der Minister mußte, ehe er den Kampf mit den Gegnern aufnahm, oftmals vorher den eignen König erobern. Wir wissen, daß alle großen Entscheidungen auf dem Wege zur Reichsgründung den ursprünglichen Absichten des Königs nicht entsprachen. Die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen, die den Grundstein legte für die deutsche Seemacht und ein größeres Deutschland kommender Zeiten; der Krieg gegen Österreich, der den Platz frei machte für den Neubau des Reiches; der schonende Friedensschluß mit dem Besiegten von Königgrätz, der die Voraussetzung bildete für Deutschlands ganze spätere Politik; ja, zuletzt noch der Abschluß der Reichsverfassung und der Kaisertitel — es ist alles geschehen im Widerspruch zu den Neigungen und Wünschen des Herrschers, ihm abgerungen in mühsamen, aufreibenden Kämpfen.

Diese Kämpfe — das wissen wir auch — haben nie aufgehört, aber sie waren doch nach der Natur der Dinge am schwierigsten in den ersten Jahren, bevor große äußere Erfolge dem Minister recht gegeben hatten. Darum darf man auch diese seine ersten Jahre, die Jahre des schweren Anfangs, seine größten nennen. Denn damals hatte er wirklich — wie er später gesagt hat — alle gegen sich: das Parlament und die Presse, in denen ihm „eine Welt von Zorn und Haß gegenüberstand", wo ihm mit Schafott und Zuchthaus gedroht wurde; den Hof, der gegen ihn Ränke spann; das Ausland, das seine Schritte zu durchkreuzen suchte; und nicht zuletzt den eigenen Herrn, dessen Vertrauen er sich erst erwerben mußte.

Dieser Kampf hat ihn — so klagte er wohl — seine Gesundheit, seine Nerven gekostet und ihn vor der Zeit zum kranken Manne gemacht. „Aber", durfte er triumphierend hinzufügen, „ich habe sie besiegt, alle, alle!"

Wie ihm bei diesem Kampf, einer gegen alle, zumute sein konnte, welche Sorgen und Beklemmungen ihn da wohl anwandelten und wie doch immer wieder die feste Zuversicht auf den Erfolg jeden Zweifel überwand, dafür gibt es kein schöneres Zeugnis als den Traum, den er im Frühjahr 1863 träumte, „in den schwersten Konfliktstagen, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah". Er hat ihn nach langen Jahren seinem alten Kaiser als ermutigendes Beispiel erzählt. „Mir träumte," sagt er, „daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen. Der Pfad wurde schmäler, so daß das Pferd sich weigerte und Umkehr und Absitzen unmöglich war. Da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand an die glatte Felswand und rief Gott an. Die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldrand, darin preußische Truppen mit Fahnen — und in mir noch im Traum der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte." Wer dächte da nicht an einen andern geschichtlichen Traum, von dem schreibenden Wittenberger Mönch, dessen Feder so lang wird, daß sie bis nach Rom reicht und dem Papste die dreifache Krone vom Haupte stößt! Wie hier die Tat Martin Luthers, so ist dort der ganze Bismarck in dem einen Gesicht: Wege, die andern ungangbar scheinen, wagt er einzuschlagen im ruhigen Bewußtsein, daß er sie gehen muß und gehen darf, weil Gott für ihn sein wird, so daß die Hindernisse, die andere schrecken, vor einem Schlag von seiner Hand zusammenstürzen müssen wie Holz und Pappe. Was er wagt, das wagt er nicht blindlings, sondern im Gefühl einer gerechten Sache und einer innern Notwendigkeit und im festen Vertrauen auf Gott und auf die gesunde Kraft des Volks in Waffen, dem die Zukunft Deutschlands gehört.

In diesem doppelten Glauben hat er gelebt und gewirkt, ihm dankt er seine Erfolge. Einen Knecht des Höchsten hat er sich auf dem Todbette genannt, und er ist es gewesen. Denn wer einem großen Gedanken dient, der dient Gott. In diesem Dienst hat er — wie sein zweiter Nachfolger es aussprach — „sein Leben eingesetzt". Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er entschlossen war, nicht heimzukehren, wenn das preußische Heer bei Königgrätz geschlagen wurde. Es siegte — und der noch gestern der meist- und bestgehaßte Mann im deutschen Land gewesen, er war nun der Held und Liebling der Nation und wurde es alle Tage mehr.

Er hatte auf das deutsche Volk vertraut, daß es ihm zufallen werde, wenn es ihn erst erkannt haben würde. Sein Vertrauen hat ihn nicht getäuscht, weder damals noch später. Mochten auch noch öfter die verschlungenen Wege, die er gehen zu müssen glaubte, vielen unverständlich sein, mochte auch noch mancher Schatten des Mißverständnisses auf die Beziehungen der Nation zu ihrem Führer fallen — in allen großen Momenten fanden sie sich doch zusammen. Welches Vertrauen Bismarck auf das Volk setzte, bewies er am besten, als er ihm das Reichstagswahlrecht gab: er, der reaktionäre Junker das liberalste, das demokratischste Stimmrecht, das sich erdenken läßt, jedem Erwachsenen den gleichen vollen Anteil an der Bildung des Volkswillens. Und wie wenig sein Vertrauen auf den wahren Kern des Volkes mit den Jahren, trotz mancher herben Erfahrung, erschüttert war, das lehren die Worte, mit denen er oft am Ende seiner Laufbahn von der furchtlosen Einigkeit Deutschlands in jeder Gefahr gesprochen hat: daß es bei einem ungerechten Angriff das Doppelte und Dreifache dessen zu leisten imstande ist, was ihm durch das Gesetz auferlegt wird; daß die Leute aus dem Volk nicht fragen, wieviel Geld das Heer koste, wohl aber alle bereit sind, für die Sicherheit des Reiches einzustehen mit dem Gewehr in der Hand und zu kommen auf des Königs Ruf, jedesmal wo er sie ruft, jeden Tag und alle ohne Ausnahme; und zuletzt und am schönsten: daß die Deutschen Gott fürchten, und sonst nichts in der Welt.

In solchem Geist, in diesem Glauben hat er das Deutsche Reich gegründet und seine Geschicke gelenkt durch zwei Jahrzehnte mit Weisheit und mit Kraft. Es ist nicht nötig, hier von seinen späteren Taten zu reden.

> Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritten
> Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß.

Was im Kriege erstritten war, wurde im Frieden bewahrt und gemehrt. Mit derselben Mäßigung, mit der er den früher selbständigen Teilen des Reiches nur soviel von ihren Rechten nahm, wie zum Wohle des Ganzen notwendig war, mit derselben Mäßigung wies er auch die Versuchung, durch neuen Krieg die Lage Deutschlands zu verbessern, stets weit von sich. Ihm stand vor allem die Wahrheit fest, daß in der Politik nicht das Wünschenswerte, sondern nur das Notwendige zu erstreben sei. So gründlich hat er diese Lehre den Zeitgenossen eingeprägt, daß keiner seiner Nachfolger auf den Gedanken kommen konnte, im Großen von ihr abzuweichen. Seitdem haben sich in dreiundvierzig Friedensjahren des Reiches Haupt und Glieder immer fester miteinander

eingelebt und ist das deutsche Volk durch Fleiß und Geschick das erste geworden unter den Völkern der Welt in allen Werken des Friedens, wie es schon von Anfang an das erste in Taten des Krieges gewesen war. Deutschland wurde mit der Zeit ein anderes, als es zu Bismarcks Tagen gewesen. Es hatte wieder gelernt wie vor Jahrhunderten seine Segel spannen zu weiter Meerfahrt, es ließ seine Söhne wandern über den ganzen Erdball und pflanzte seine Fahne auf an den fernsten Gestaden. Aber die Grundlagen seines Wesens blieben die alten, die er gelegt, und werden es bleiben, wenn einst mit Gottes Hilfe auch die Hoffnungen in Erfüllung gehen, die uns heute bewegen, und aus der Asche des Weltkriegs ein größeres Deutschland verjüngt emporsteigt. Bleiben werden die äußeren Formen, die er für das staatliche Leben der Nation gegossen hat, bleiben wird, so Gott will, auch der Geist und die Gesinnung, in denen er gelebt und gewirkt, die er zu predigen nicht müde wurde: Treue und Gehorsam dem Herrscher, stets bereite Wehrhaftigkeit dem Vaterland! Königtum und Volksheer, die Quadern, auf denen die Burg des Deutschen Reiches sicher ruht, er hat sie gefügt, sie sind die Idee seines Staates, der deutsche Staatsgedanke. Solange sie unerschüttert bleiben, wird auch das Deutsche Reich bestehen, ein Denkmal der Weisheit seines Gründers.

In den Stamm der deutschen Eiche
Schnitt er seinen Namen ein,
Der, so hoch hinan sie reiche,
Mit ihr wird verwachsen sein.

*

Die Helden des Volkes sind weder Götter noch Heilige; man soll sie nicht anbeten, ihnen keinen Goldschein ums Haupt malen, sie nicht künstlich verklären und menschlich-irdischer Nähe entrücken. Man soll sie sehen, wie sie sind: als Menschen, große Menschen, viel größer als wir und doch unseresgleichen. So sind sie wahrhaft unsterblich, alle Tage gegenwärtig als leuchtendes Vorbild und ernste Mahnung, die steten Lehrer und Erzieher kommender Geschlechter.

Unendlich vieles ist, was Bismarck sein Volk zu lehren hat. Nicht einzelne Wahrheiten, nicht Rezepte für die politische Hausapotheke! Wer seine Worte nachspricht, hat ihn am wenigsten verstanden, und wer für die wechselnden Bedürfnisse des Tages aus seinen Reden und Schriften jedesmal die Anweisung sucht, der mißbraucht seinen Namen. Etwas viel Höheres ist es, was er jedem von uns zu sagen hat und was jeder von

uns zu hören nötig hat: die Mahnung, sich hinzugeben und aufzuopfern dem Ganzen, dem Vaterland und seinem Wohl; nicht nur den eigenen Vorteil, die eigene Kraft, das eigene Leben, sondern auch die eigenen Wünsche und Meinungen. Er konnte von sich sagen: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern bestanden, nach dem ich steure: Salus publica! Das Wohl des Ganzen! Alle Systeme, durch welche die Parteien sich gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie, in erster kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit!" Vielleicht ist der Tag heute nicht mehr fern, wo diese Gesinnung Gemeingut aller Deutschen wird, wo es sich von selbst versteht, daß für jeden Deutschen immer erst dreimal die Nation, ihre Freiheit, ihre Sicherheit, ihre Größe kommt, und dann erst das, was man politische Richtung, Partei oder wie sonst immer nennen mag. An dem Tag, wo das erreicht ist, wird man sagen dürfen, daß Bismarcks Werk vollendet sei.

*

Wir feiern sein Gedächtnis mit Wort und Lied, und doch nicht so, wie wir es wünschten und planten. Kein Freudenfeuer von allen Bergen, kein Glockenton von allen Türmen hat den großen Jubeltag der deutschen Nation verkündet, an dem sie in Frieden und festlicher Freude der Früchte genießen wollte, die seine Hand gesät.

Es ist anders über uns gekommen. Der größte, der furchtbarste Krieg, der je getobt, erfüllt die Welt mit seinem Lärm, das Deutsche Reich liegt auf der Waage des Schicksals und spannt alle Fasern seiner Kraft, damit es nicht zu leicht erfunden werde. Die Besten von uns können nicht mit uns sein, sie blicken draußen dem Tod ins Auge. Sorge und Ernst sind auch daheim nirgends zu bannen, und in wie viel Herzen, wie viel Häuser ist tiefe Trauer eingekehrt!

Aber, uns will bedünken, dies sei, wenn auch kein Fest wie andere Feste, dennoch keine schlechte Art, das Andenken eines Bismarck zu ehren. Schlichte Naturvölker pflegen zum Gedächtnis ihrer Helden Kampfspiele aufzuführen. An Bismarcks, des großen Kämpfers, des weltgeschichtlichen Genius Gedenktag steht die halbe Welt in Waffen. Nicht zum Spiel; es ist blutiger, furchtbarer Ernst. Der Kampf gilt seinem eigenen Lebenswerk. Sie wollen es zerstören, das Reich, das er gegründet; sie wollen ihre Rache dafür, daß er sie überlistete und dieses starke, einige Deutschland schuf, das ihnen allen so bald schon ein Ärgernis wurde. Deutschland aber hat sich erhoben in unüberwindlicher Kraft, das Haus zu schirmen und zu schützen, ja, mit Gottes Hilfe es zu mehren und zu

erhöhen, das Bismarck ihm erbaut. Wir läuten keine Glocken! Ihr Schall wäre zu schwach, um seinen Ruhm gegen so viel Neid und Haß zu verkünden. Die Tausende von Feuerschlünden aber, die an unseren Grenzen Tod und Verderben in die feindlichen Reihen schleudern, sie rufen seinen Namen mit Donnerstimme in die Welt, daß es um den ganzen Erdball widerhallt und bis an die Sterne. Und dahinter steht das deutsche Volk in Waffen, wie eine Mauer von Stahl und Eisen, eins mit sich selbst, eins mit seinem Kaiser, eins mit seinem Gott im Leben und im Tode, zum erstenmal ganz eins — achtundsechzig Millionen eine einzige große Eins! Wahrlich, das schönste Denkmal, das dem Schöpfer der deutschen Einheit zu seiner Jahrhundertfeier gesetzt werden konnte, ein Denkmal nicht von totem Stein und Erz, nein, ein lebendiges Denkmal, so groß, so herrlich, wie keines Künstlers Phantasie es je zu ersinnen sich vermessen hätte. Und eine Gedächtnisfeier nicht mehr in Worten, sondern mit der Tat, mit Taten, wie sie noch nie der Griffel der Geschichte hat verzeichnen dürfen.

Wir gedachten des Vertrauens, das er stets auf das deutsche Volk gesetzt, daß es sich groß zeigen werde in jeder großen Stunde. Heute ist es gerechtfertigt wie noch nie. In diesem felsenfesten Vertrauen auf sein Volk hat er einst das Wort gesprochen: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!" Er hat es in den Sattel gesetzt, und heute sieht die ganze Welt, wie recht er hatte. Denn alle Völker der Erde, die einen mit knirschendem Ingrimm, mit staunender Bewunderung die andern, sie sind Zeugen, und alle kommenden Geschlechter werden nicht aufhören, davon zu erzählen, wie Deutschland reitet!

Die Deutschen in Rußland

(1916)

Zu Beginn des Krieges machte ein Ausspruch des russischen Ministerpräsidenten die Runde durch die Presse: „Wir führen Krieg nicht nur gegen das Deutsche Reich (Germanija), sondern gegen das Deutschtum (germanstvo).“ Das Wort bildet drüben die mit Jubel aufgenommene amtliche Losung. In Deutschland hat man es nicht genug beachtet, vielleicht kaum verstanden. Haben wir es doch erlebt, daß uns im Brustton der Autorität versichert wurde, es fehle in Rußland an einem wirklichen Volkshaß gegen die Deutschen, wie er in Frankreich und England die Massen beherrsche. Das konnte man freilich nur behaupten, wenn man vor den Tatsachen mit oder ohne Absicht die Augen verschloß. Wer ihnen offen ins Gesicht blickt, der weiß, daß in Rußland der Deutsche seit dem 1. August 1914 vogelfrei ist und an vielen Orten förmlich gejagt wird. Zum erstenmal hat es sich hier ereignet, daß Volk und Regierung einig sind. Ganz abgesehen von den Reden und Abstimmungen in der Duma — man braucht nur zu vergleichen, wie die Wortführer der verschiedensten Richtungen des politischen und geistigen Lebens sich aus freien Stücken aussprechen, so weiß man, daß hier eine wirkliche, tiefe Übereinstimmung herrscht, die bis weit in die Reihen der internationalen Revolutionäre reicht. Reaktionären und Liberalen, Gemäßigten und Radikalen, allen, soweit sie nur Russen sind und russisch denken und fühlen, ist dieser Krieg in tiefster Seele willkommen, eben weil es gegen Deutschland und das Deutschtum geht. Von den reaktionären Nationalisten war nichts anderes zu erwarten. Aber auch der Führer der Kadettenpartei (Konstitutionellen Demokraten), Professor Miljukóv, erklärt befriedigt: „Die Massen betrachten den Krieg sozusagen in religiöser Weise.“ In Zeitungen verschiedenster Richtung ist „Der heilige Krieg“ eine stehende Überschrift geworden. Der Verschwörer Burcev hat sich aus seinem Schlupfwinkel in Paris aufgemacht, um gegen Deutschland mitzukämpfen, und der Patriarch der Anarchisten, Fürst Peter Krapotkin, vergißt alles, was er noch vor kurzem über Rußland und den russischen Staat geschrieben hat, und posaunt mit dem Rest von Atem, der seiner Greisenlunge geblieben ist, in die Welt hinaus: „Ich halte es für die Pflicht eines jeden, der dem Ideal menschlicher Entwicklung huldigt, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um die Deutschen zu zermalmen.“ Alle begraben sie das Kriegsbeil, das sie

bisher so eifrig gegen einander und die eigene Regierung schwangen, und greifen zum Schwert gegen Deutschland und das Deutschtum. So groß der gegenseitige Haß auch war, größer ist der gemeinsame Haß gegen die Deutschen. Die Regierung, die den Krieg gemacht hat, ist zum erstenmal seit Menschengedenken wirklich populär, und der großfürstliche Oberkommandierende, dieser Ritter von der traurigen Gestalt unter den Feldherren der Weltgeschichte, gilt dem gemeinen Soldaten wie dem Mann aus dem Volk als Retter des Vaterlands, weil er der Anführer in einem Krieg gegen die Deutschen ist.

Der zureichende Grund, den man kennen muß, um diese befremdliche Erscheinung zu verstehen, ist der, daß es sich in den Augen der Russen nicht bloß um eine Frage der äußern Politik, etwa um die Zertrümmerung der deutschen Großmacht handelt, die den russischen Absichten im Wege steht. Dafür allein würden die Massen sich nicht so erwärmen. Der wahre Grund ist, daß das Deutschtum einen nicht zu verachtenden Bestandteil des öffentlichen Lebens in Rußland selbst bildet, daß es dem Russen im tiefsten Innern fremd und gegensätzlich, dabei aber doch in jeder Hinsicht überlegen ist und daß der Krieg als willkommene Gelegenheit empfunden wird, diesen verhaßten Fremdkörper auszuscheiden. „Dieser Krieg ist wirklich unser Befreiungskrieg (the present war is really our Befreiungskrieg)". So sagt der Geschichtsforscher Winogradov, ein Gelehrter, der wegen seiner liberalen Gesinnung von Moskau nach Oxford übergesiedelt ist und aus dem gleichen Grunde ein russisches Ministerportefeuille ausgeschlagen haben soll. Ein Engländer, der in Rußland lebt, kennzeichnet die dort herrschende Stimmung mit den Worten: „Dieser Krieg ist ein heiliger Krieg, und seine Losung ist Befreiung vom deutschen Geiste ... Rußland kämpft vor allem, um es selbst zu bleiben." Das sind natürlich wilde Übertreibungen; aber ein Kern von Wahrheit steckt doch darin. Suchen wir ihn herauszuschälen.

*

In den Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Russen hat die Geschichte eine merkwürdige Antithese spielen lassen. Politisch hat Rußland ein drückendes Übergewicht gegenüber Deutschland besessen und ausgeübt, von Peter dem Großen bis zu Bismarck, zugleich aber war es in seinem Innern dem deutschen Einfluß unterworfen. Seine politische Übermacht endete mit der Gründung des Deutschen Reiches, die friedliche Einwirkung von Deutschland aus nahm ihren Fortgang. Wer das so eingehend und erschöpfend darstellen wollte, wie die Sache es verdient, der könnte ein starkes und ohne Zweifel ebenso nützliches wie interessantes

Buch schreiben. Hier sei es erlaubt, nur einige Hauptzüge hervorzuheben.

Rußland ist seit Jahrhunderten das Land deutscher Einwanderung gewesen. Es hat selbst die Deutschen wiederholt gerufen. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Moskau zuerst bittende Hände nach abendländischer Gesittung ausstreckte, bewarb es sich auch um deutsche Kunstfertigkeit. Gesandte, die der Großfürst Iwan III. 1486 zu Kaiser Friedrich III. schickte, hatten den Auftrag, aus dem Mutterland des Schießpulvers Erzgieß r und Artilleristen herbeizuholen. Damit ist das Eis gebrochen. Von nun an gleitet ein ständig anschwellender Strom deutscher Techniker, Handwerker, Künstler nach Moskau. Seine Bedeutung wird an einigen Tatsachen klar. Die Geschütze, mit denen Iwan der Schreckliche 1552 Kasan, die Hauptstadt der Tataren, eroberte — es war das Ende der Tatarenherrschaft in Rußland —, waren deutsche Arbeit, und den Kern des Heeres, die berühmten Strelitzenregimenter, bildeten deutsche Landsknechte. Bei Moskau entstand eine eigne „deutsche Vorstadt", die nemezkaja slobodá, deren Einwohner vom Zaren ebenso begünstigt wie vom Volk beneidet und beargwöhnt wurden. Als nach vorübergehender Polenherrschaft im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine nationale Gegenströmung die Oberhand erhielt, fiel auch die deutsche Vorstadt der Volkswut zum Opfer; sie wurde zerstört. Aber sie hat sich bald wieder erholt. Wie hoch die Herrscher die deutsche Einwanderung schätzten, lehrt das Verzeichnis von hundertdreiundzwanzig deutschen Ärzten, Apothekern, Theologen, Juristen, Humanisten, Baumeistern, Zimmerleuten, Ingenieuren und Handwerkern aller Art, die im Jahr 1549 durch einen in Moskau ansässigen Bergmann, Hans Schlitte aus Goslar, im Auftrag des Zaren angeworben wurden. Ein förmlicher Massenimport deutscher Kultur! Das hat sich mehrfach wiederholt. Zar Boris dachte im Jahr 1600 sogar an Gründung einer Universität in Moskau, für die er die Professoren aus Deutschland berufen wollte. 1631 sollten nicht weniger als fünftausend Menschen aus Westeuropa gewonnen werden, wiederum in erster Linie deutsche Handwerker. Aber auch deutsche Soldaten begehrte man damals, und wer weiß, wie mancher Reisläufer aus Tillys oder Wallensteins Heeren seinen Weg nach Moskau genommen haben mag! Wer Symbole liebt, mag sich daran freuen, daß der Thronsessel des ersten Zaren aus dem Hause Romanov, Michail Feodorovič (1613), die Arbeit eines gewissen Jesaias Zinkgräff aus Nürnberg war. Peter der Große, der Zögling der Moskauer deutschen Vorstadt, tat also nichts Neues, er folgte nur eifriger den Spuren seiner Vorgänger, als er Ausländer in

Menge, vor allem Deutsche, in sein Reich lockte, sie mit Ehren überhäufte und ihnen wichtige Ämter anvertraute. Ebenso war es im Grunde nur eine Wiederholung von Vorgängen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wenn Katharina II. im Jahr 1768 das bekannte Manifest erließ, durch das „denen Ausländern, die Verlangen tragen würden, sich im russischen Reich niederzulassen", die verlockendsten Vorteile gezeigt wurden. Es handelte sich damals vor allem um Bauern zur Besiedlung der Steppe an der untern Wolga, und nicht weniger als achttausend süddeutsche Familien, insgesamt etwa siebenundzwanzigtausend Köpfe stark, folgten dem Ruf und gründeten in den nächsten Jahren in den Bezirken Saratov und Samara hundertzwei Dörfer, die sie in abenteuerlichen Kämpfen gegen wilde Tiere und ebenso wilde Nachbarn behaupteten. Nicht anders machte es Alexander I. oder vielmehr der Herzog von Richelieu, der für den Zaren die neueroberten Gebiete am Schwarzen Meer und in Bessarabien verwaltete. Aus seiner Initiative entstanden seit 1801 und 1815 die blühenden deutschen Niederlassungen in Bessarabien und Taurien, die heute bis zu vierzehn Prozent der gesamten Anbaufläche besitzen.

Diese sozusagen akute Einwanderung ist leicht zu fassen, nicht minder bedeutsam ist die chronische, die, kaum bemerkt, Jahr für Jahr fortgeht und mit der Zeit zu einer stattlichen Gesamtsumme anwächst. Das neunzehnte Jahrhundert ist die Zeit zunehmender deutscher Einwanderung in Rußland. Man hat berechnet, daß in seinem Verlauf, nach Abzug der Rückwanderer, rund eineinhalb Millionen Deutsche sich in Rußland dauernd angesiedelt haben, und zwar zeigen die Jahresziffern gegen Ende der Periode ein starkes Anschwellen. Bis 1882 war der Jahresdurchschnitt 14 914 Köpfe, um 1900 schon 27 407, er hatte sich also fast verdoppelt.

Die Statistik beschäftigt sich nur mit den Deutschen, die aus Deutschland kommen. Dies ist aber ein ziemlich schmaler Nebenkanal, durch den der deutsche Einfluß in Rußland einströmt. Die Hauptmasse kommt aus den seit 1710 mit Rußland vereinigten deutschen Ostseeprovinzen. Hatte Peter der Große wirklich, wie ein Zeitgenosse es ausdrückt, „die feste Entschließung, der russischen Bosheit ein deutsches Gegengewicht zu setzen und durch Hilfe des letztern den alten russischen Sauerteig auszufegen", so konnte er allerdings kein besseres Mittel dazu wählen als die Einverleibung eines Gebiets mit deutscher Bevölkerung und uralter deutscher Kultur. Livland ist denn auch mehr und mehr die Quelle geworden, aus der Volk und Staat Rußlands deutsche Menschenkräfte mit vollen Händen schöpften. Von dem nie unterbrochenen Strome, der sich von dort „in das

Innere des Reiches" — so lautet der amtliche Ausdruck — ergossen hat, gibt keine Statistik Auskunft. Wer sich von Umfang und Bedeutung dieser „inneren Einwanderung" einen Begriff machen will, ist auf Schätzungen und Augenmaß angewiesen. Aber der Eindruck, den noch jeder gewann, der die Gefilde Rußlands durchstreifte, ist der, daß es im ganzen weiten Reich wenige Stellen geben dürfte, wo nicht das baltische Deutschtum in irgend einer Weise vertreten wäre. Eine Stichprobe, die das bestätigt, ermöglicht etwa das Album Academicum der Universität Dorpat. Die Zahl der Männer, die nach Ausweis dieser Listen als Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Beamte aus ihrer livländischen Heimat nach Rußland zogen, ist Legion.

Das Gesamtergebnis dieser Volksbewegung, soweit es sich zahlenmäßig fassen läßt, hat die Volkszählung von 1897 aufgedeckt — leider die einzige, bei der nach der Muttersprache gefragt wurde. Es zeigt sich da, daß es westlich der Wolga keinen Bezirk gibt, in dem nicht auf hundert Einwohner annähernd ein Deutscher käme, und bis nach Wladiwostók am Stillen Ozean keine größere Stadt, in der es nicht eine deutsche Gemeinde mit deutschem Gottesdienst gäbe. In den Regierungsbezirken an der untern Wolga beträgt der deutsche Bruchteil der Bevölkerung sechs bis neun Prozent, in Litauen, Wolhynien, am Schwarzen Meer vier bis sechs Prozent, in einzelnen Gegenden Polens sogar über zehn Prozent. Alles in allem hat man im Jahre 1897 1 790 000 Deutsche — der Muttersprache nach — in Rußland gezählt, und es bestehen gute Gründe für die Annahme, daß diese Zahl hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Seitdem hat das Deutschtum an Zahl wohl noch zugenommen; man wird es ohne Übertreibung zu Beginn des vergangenen Jahres auf rund zweieinviertel Millionen Köpfe schätzen können.

*

Geht man nun dazu über, diese Werte zu wägen, so wachsen sie ins Unberechenbare. Die Statistik gibt leider keine Auskunft darüber, wie sich das Deutschtum auf die verschiedenen Volksklassen und Berufe verteilt. Was seine Wirkung betrifft, so liegt es auf der Hand, daß sie umso größer sein muß, je höher seine soziale Stellung ist. Vertreten ist es überall: im Bauernstand durch die großen, geschlossenen Kolonien an der Wolga, in Bessarabien, Taurien, Wolhynien; im Großgrundbesitz besonders in der Krim; im Handwerkerstand so ziemlich überall, noch mehr im Handel und in der Industrie; vor allem aber in den gelehrten Berufen. Der deutsche Arzt, der deutsche Apotheker sind eine typische Figur in ganz Rußland, ebenso wie der deutsche Gutsverwalter, Fabrikdirektor und

Werkmeister. Was die Deutschen für die geistige Bildung in Rußland getan haben, läßt sich der Natur der Sache nach gar nicht berechnen. Einzelne Zweige des Wissens sind geradezu ihr Eigentum, die Geschichte der Medizin ist beispielsweise beinahe eine Geschichte der Deutschen in Rußland. Aber auch die russische Ethnographie und Geographie sind von ihnen geschaffen und die russische Geschichte wenigstens von Gerhard Friedrich Müller und Schlözer entdeckt worden. Nahezu ein Jahrhundert war Dorpat ein Herd deutscher Bildung, der seine Strahlen über das ganze Reich aussandte, während er selbst seine Flamme von dem Sauerstoff nährte, der ihm aus dem deutschen Mutterland zuströmte. Was haben nicht allein für die Erforschung des russischen Landes die Karl Ernst von Baer, von Middendorff, von Bunge geleistet! Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, die zu Anfang vorzugsweise aus Deutschland und Westeuropa bemannt worden war — man denkt an Euler, Müller und Schlözer —, wurde in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beinahe eine baltische Gelehrtenkolonie.

So erhält man den Eindruck, daß in der sozialen Pyramide des russischen Reiches der deutsche Baustein je höher hinauf umso dichter eingefügt ist. Am dichtesten an der Spitze, in dem, was man die Regierung nennt. Allbekannt ist, daß das Herrscherhaus selbst deutschen Ursprungs ist, weniger bekannt, daß infolge der Familienverbindung mit deutschen Fürstenhäusern, die Peter der Große in seiner auf Eroberung der Ostsee gerichteten Politik geknüpft hatte, das Reich ein halbes Menschenalter hindurch ganz von Deutschen regiert worden ist. Mit den Herzögen von Holstein und von Braunschweig, die in Erwartung der russischen Erbschaft ihren Wohnsitz am Hof zu Petersburg nahmen, kam ein Schwarm von Höflingen und Bediensteten aller Art — darunter mancher richtige Abenteurer —, die mit ihrer Herrschaft in Rußland „Fortüne zu machen" hofften, und gar manchem ist das auch gelungen. Diese Deutschen haben das Werk Peters, die „Europäisierung Rußlands", nach seinem Tode gerettet und fortgeführt. In der Zeit zwischen 1725 bis 1741, als in altrussischen Bojarenkreisen der lebhafte Wunsch hervortrat, die Residenz nach Moskau zurückzuverlegen und Europa wieder den Rücken zu kehren, haben die Deutschen, die Peter herangezogen oder denen er den Weg geöffnet hatte, allen voran der Westfale Ostermann, der Oldenburger Münnich, das Reich in den von Peter gewiesenen Bahnen festgehalten, so daß auch die nationale Gegenbewegung, die mit Elisabeth 1741 einsetzte, wohl die Männer stürzen, an der Richtung der Politik aber nichts mehr ändern konnte. Erbin und Vollenderin dieser Politik war Katharina II.,

die in Stettin geborene Prinzessin von Anhalt. Was Peter nur leise angedeutet, das machte sie zum erklärten Programm des russischen Strebens: die Eroberung Polens und Konstantinopels. Damit ist sie für alle russischen Reichspatrioten die ideale Kaiserin schlechthin und das kanonische Muster geworden, das man ihren Nachfolgern vorzurü ken liebt. Deutsch land hat also dem russischen Reich nicht nur die Herrscher, sondern auch die leitenden Großmachtgedanken geliehen.

In Rußland liebt man es, um diese unbequeme Vorstellung herumzukommen durch die emphatische Behauptung, Katharina, die „das Deutschtum abwarf und sich in eine Russin von echtem Schrot und Korn verwandelte", habe dem deutschen Einfluß für immer „enge Schranken gezogen", indem sie die Deutschen durch die Franzosen ersetzte. Das sind Phrasen, die mit den Tatsachen in Widerspruch stehen. Allerdings hat Katharina durch den Verkehr mit französischen Berühmtheiten wie Voltaire, Diderot, Grimm, den sie ebenso aus persönlicher Eitelkeit wie kluger Berechnung unterhielt, viel dazu beigetragen, daß französische Formen auch in der russischen Gesellschaft, wie damals überall, herrschend wurden. Aber diese Formen haben nie mehr bedeutet als einen ganz äußerlichen Zierat. Die Sprache der vornehmen Kreise wurde französisch, und für die Ausstattung eines bessern Hauses war jetzt der französische Sprachlehrer und Tanzmeister ebenso unentbehrlich wie das Heiligenbild. Aber die Deutschen wurden dadurch nicht verdrängt. Denn weder hat es je eine dauernde französische Einwanderung von Belang gegeben — die Emigranten der Revolutionszeit kamen und gingen wieder —, noch hat mit Ausnahme des vorhin erwähnten Herzogs von Richelieu und des Welschschweizers Laharpe irgend ein Franzose größern Einfluß auf die Geschichte des Reiches geübt. Was die Deutschen dagegen nach wie vor bedeuteten, lehren schon die Namen des Hannoveraners Bennigsen, der an der Spitze der russischen Armee als erster (1807) Napoleon schlug, des Hanauers Cancrin, der als Finanzminister 1823 bis 1844 die Grundlagen der russischen Wirtschaftspolitik schuf, und des Rheinländers Nesselrode, der unter Nikolaus I. als Kanzler die auswärtige Politik leitete. Auch an Friedrich Maximilian Klinger, den Dichter von „Sturm und Drang", darf man erinnern, der es unter Alexander I. bis zum Generalleutnant brachte und sich um das Schulwesen hohe Verdienste erwarb. Neben diesen Einwanderern oder Söhnen von Einwanderern aus dem Ausland stehen seit Katharina II. in wachsender Zahl und mit steigendem Einfluß die Balten. Als die Kaiserin 1767 in Moskau Abgeordnete des ganzen Reiches als „Gesetzgebende Kommission" versammelte, um sich selbst und

der Welt das Schauspiel einer noch nie gesehenen Volksbeglückung zu geben, fielen die Balten sofort durch Bildung, Talent und Charakter auf. Mit das Beste an dem innern Regiment Katharinas geht auf den Einfluß des klugen, hochgesinnten und charaktervollen Estländers Johann Jakob von Sievers zurück. Um die Wende des Jahrhunderts steht ein anderer Estländer, Graf Pahlen, als einer der mächtigsten Männer neben dem Zarenthron — seiner Energie verdankte Alexander I. den Tod des Vaters und die eigene Erhebung —, und zu den Besiegern Napoleons gehören Graf Toll und Osten-Sacken. Den Höhepunkt ihrer Bedeutung erreichten diese deutschen Elemente in Hof und Regierung unter Nikolaus I., dem Schwiegersohn Friedrich Wilhelms III., der kein Hehl daraus machte, daß er sich am wohlsten in Berlin und Potsdam fühle, den man wegen seiner deutschen Neigungen spöttisch „Karl Karlowitz" nannte — denn ein Ru ,e kann niemals Karl heißen — und für dessen straff reaktionäres, soldatisches Regiment man den Einfluß preußischer Vorbilder verantwortlich machte. Sein Hof war wohl zur guten Hälfte deutsch und baltisch, seine nächste Umgebung bildeten die Lieven, Benckendorff und andere, und sein bester General war der Schlesier Diebitsch. Auch unter Alexander II. erhielt sich vieles davon — wir begegnen den Finanzministern von Reutern und von Bunge, dem Justizminister Grafen Pahlen. Sogar Alexander III., der doch schon einer andern Zeit angehört, vertraute seine persönliche Sicherheit dem Generaladjutanten von Richter und den Leibärzten Karell und Hirsch an. An zwei Stellen aber war das deutsche und baltische Element seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer Weise vertreten, die zu seiner Zahlenstärke gegenüber der Gesamtbevölkerung in gar keinem Verhältnis steht: im Heer und in der Diplomatie. Denkt man an die Kriege, die Rußland seit 1853 bis heute geführt hat, so fallen einem ungesucht die deutschen Namen ein: Todleben, Schilder-Schuldner, Krüdener, Essen, Stackelberg, Kaulbars, Stössel, Hörschelmann, Rennenkampff, Fock, Keller, Sievers, Scheidemann — wer genauer zusieht, findet ihrer leicht noch viel mehr. In der Diplomatie gab es eine Zeit, wo die Budberg, Brunnow, Meyendorff, Knorring, Üxküll das Feld beherrschten. Noch um 1900 konnte der Kurländer Graf Lambsdorff es bis zum Minister des Äußern bringen, und der Botschafter in London war damals der Estländer Staal. Heute heißt er Benckendorff — sie sind wohl die letzten ihres Stammes. Den Minister von Giers wird man freilich hier nicht nennen dürfen, denn seine Ahnen — sie hießen Hirsch — entstammten einer östlicheren Heimat.

*

Wir sehen uns nach den Früchten um. Zwei, drei Jahrhunderte einer deutschen Einwirkung von zunehmender Stärke auf allen Gebieten müßten, so meinen wir, auch überall deutliche und tiefe Spuren aufweisen. Der deutsche Sauerteig müßte längst genügt haben, die ganze russische Masse in Gärung zu versetzen. Ja, wir dürften erwarten, das primitive Russentum durch deutschen Einfluß umgestaltet, den Russen mehr oder weniger germanisiert zu sehen. Kein Gedanke daran! Was das Deutschtum in Rußland erzeugt hat, soweit es überhaupt lebendig wirkt, ist nichts als Nachahmung. Nachahmung in verschiedenem Grade: am stärksten im Heere, wo in der Tat die preußisch-deutschen Einrichtungen fast ganz übernommen sind; auch auf andern Gebieten des Staates, wie etwa im Schulwesen, wenngleich hier schon viel weniger entschieden, oder in der Volkswirtschaft, wo der bismarckische Neu-Merkantilismus nicht ohne Einfluß geblieben ist. Im Leben des Volkes, in seinen Sitten, seinem Streben, seinem Geschmack, seiner Ethik, in der gesamten Auffassung des menschlichen Daseins wird man nach den lebendigen Wirkungen deutschen Wesens vergeblich suchen. Noch heute tritt man in eine vollständig fremde Welt, wenn man von Westen her etwa bei Wirballen oder Alexandrowo die russische Grenze überschreitet, noch heute ist Moskau von Berlin oder München kaum weniger verschieden als Konstantinopel. Es ist, als ob das Deutschtum in der russischen Umgebung alle lebendige Kraft verlöre. Dabei bestreitet kein Russe, daß der Deutsche ihm in allen Stücken überlegen ist. „Der Deutsche kann alles“, meint Danilewski. „Gewissenhaft wie ein Deutscher“, sagt Dostojewski. Turgenjew legt dem russischen Gast, der im Wirtshaus durch völlig saubere Wäsche angenehm überrascht ist, die Frage in den Mund: „Sollte die Wirtin eine Deutsche sein?“ Für den Betrieb einer modernen Fabrik ist der deutsche Werkmeister und Vorarbeiter unentbehrlich, der deutsche Direktor mindestens sehr erwünscht. Wer für sein Gut einen deutschen Verwalter bekommen kann, schätzt sich glücklich und zahlt gern ein höheres Gehalt. Daß der Deutsche im Heer schneller vorwärts kommt, wundert niemand: wer die ganze Woche täglich acht Stunden arbeitet, nicht trinkt, nicht spielt, keine Weibergeschichten hat und überdies sogar ehrlich ist, wie soll der nicht General werden? Aber daß der Russe es ebenso mache — nein, das kann man nicht von ihm verlangen! Er ahmt ihn äußerlich nach, solange er muß, aber er bleibt, was er war. Um dessen im großen innezuwerden, braucht man ja heute nur auf den Kriegsschauplatz im Osten zu blicken. Wo die Russen in Preußen gewesen sind, ist alles zerstört und ausgeraubt; wo die Deutschen in Rußland stehen, da bauen sie Straßen und füttern die Bevölkerung. Ein feind-

licher Einfall der Russen ist heute noch genau dieselbe Sache wie zur Zeit Iwans des Schrecklichen. Von deutscher Erziehung noch immer keine Spur! Dazu ein Gegenstück in Miniatur aus meiner eigenen Erinnerung. Ein Bekannter von mir, deutscher Livländer, verwaltete ein Gut am Ural, das einen prachtvollen Wald an unwegsamem Berghang besitzt. Man hatte bisher auf Ausnutzung verzichtet, weil es keinen Fahrweg dort hinauf gab. Der Verwalter wendete das Verfahren an, das er in Deutschland kennengelernt hatte, die Stämme im Herbst zu fällen und im Winter auf dem Schnee hinabgleiten zu lassen, und steigerte damit den Ertrag des Gutes beträchtlich. Er wechselte bald darauf seine Stelle, und als er nach Jahr und Tag den Ort besuchte, war alles wieder wie früher: man war nicht imstande gewesen, eine so einfache Sache wie die Freihaltung der Gleitbahn für den Winter drei Jahre lang richtig auszuführen.

Es muß wohl wirklich so sein: der Russe ändert sich nicht unter dem Einfluß des Deutschen. Das kann nicht nur daran liegen, daß der Deutsche in Rußland meist vereinzelt und in der Zerstreuung auftritt und infolgedessen rasch von seiner Umgebung aufgesogen wird. Daß dies der Fall ist, lehren ja schon die Zahlen. Wenn im Lauf eines Jahrhunderts eineinhalb Millionen Deutsche eingewandert sind und die Gesamtzahl der vorhandenen Deutschen, mit Einschluß der schon vorher ansässigen, am Schluß der Periode doch nur zweieinviertel Millionen beträgt, so muß von ihrer natürlichen Vermehrung der größte Teil durch Russischwerden verloren gegangen sein. Ein Vorgang, den jeder, der in Rußland gelebt hat, aus Hunderten von Beispielen kennt. Meist macht die Heirat mit einer Russin den Anfang. Die Kinder wachsen dann bestenfalls noch zweisprachig auf, sind aber schon orthodoxen Glaubens, die Enkel sind wohl fast immer Stockrussen, und nur der Name erinnert noch an die deutschen Vorfahren: Witte, Hartwig, Stössel und tausend andere sind die Belege dafür. Daß solche denaturierte Deutsche nicht erziehend auf ihre Umgebung wirken, ist begreiflich. Aber auch das in geschlossenen Massen auftretende Deutschtum der Bauernkolonien an der Wolga, in Bessarabien, in Wolhynien bleibt ohne umgestaltenden Einfluß auf seine Umgebung, es bildet Inseln im russischen Meer. Hübsche Höfe und Dörfer, Fleiß und Sparsamkeit, Ordnung und Reinlichkeit — und daneben, wo der Russe sitzt, von allem das Gegenteil.

Es kann auch gar nicht anders sein: die Elemente sind nicht nur verschieden, sie bilden polare Gegensätze, solche aber können keine Verbindung eingehen. Ohne Affinität keine Synthese! Deutsches und französisches, italienisches, spanisches, noch mehr deutsches und englisches Wesen lassen

sich verbinden, deutsches und russisches schließen einander aus. Soll eines aufs andere wirken, so muß das eine das andere als Besonderheit zerstören, auflösen. Die Mengenverhältnisse bringen es mit sich, daß diesem Schicksal stets der Deutsche zum Opfer fällt. Worin die Gegensätzlichkeit besteht, ist auch nicht schwer zu erkennen. Nicht etwa in der slawischen Rasse! Rassentheorie in Ehren, aber der heute so gern behauptete unvereinbare Gegensatz zwischen Slawisch und Germanisch existiert gar nicht. Man blicke nach Polen und Böhmen, Kroatien und Slawonien: man findet nationalen Haß, aber keinen ausschließlichen Gegensatz. In einem guten Teil unseres norddeutschen Volkes erkennt ein geschärftes Auge nicht nur die physische, auch die geistige Synthese von Slawisch und Germanisch. Und die polnischen Bauern und Arbeiter in Posen und Oberschlesien erscheinen neben ihren russischen Stammesgenossen geradezu wie Deutsche: sie haben sich deutsch erziehen lassen, trotz ihrer großen Überzahl. Warum das beim Russen unmöglich sein soll? Weil sein ganzes nationales Dasein auf einer doppelten geschichtlichen Grundlage ruht, die der abendländischen Kultur schroff entgegengesetzt ist. Der Russe ist eben wie jedes Volk das Produkt einer langen Geschichte, und in dieser Geschichte sind die Hauptfaktoren die orientalische Kirche und die Herrschaft der Mongolen. Sie haben gewetteifert, die Passivität, die von Natur einen starken Zug im Volkscharakter bildet, zum schlechthin beherrschenden zu machen, und sie fahren beide in dieser Arbeit noch heute fort. Denn noch immer beherrscht in Rußland die Kirche das Volk, noch immer ist der russische Staat der Erbe und Fortsetzer des „mongolischen Joches". Nicht handeln, sondern leiden ist nach der Ethik der griechischen Kirche die höchste Tugend, und von dem Maß von Unterwerfung, an das die Mongolenkhane und ihre Rechtsnachfolger, die Großfürsten von Moskau, ihr Volk gewöhnt haben, macht kein Ausländer sich einen Begriff. Sehr richtig nennt darum Dostojewski die ganze Geschichte des russischen Volkes eine „Schule des Leidens". Aber er lehnt sich keineswegs dagegen auf, er macht aus dieser Not die höchste Tugend. „Suche im Leiden das Glück", ist die Lebenslosung, die er einer seiner erhabensten Gestalten in den Mund legt. Es ist derselbe Gedanke wie in der Lehre Tolstois, daß man das Böse durch Leiden überwinden solle[1]). Ob das vielleicht der Ethik des ursprünglichen Christentums entspricht, wie die genannten Dichter behaupten, mag auf sich beruhen; sicher ist es der ge-

[1]) Dies wurde 1915 geschrieben. Seitdem hat ein neues Fremdenjoch, schlimmer als das mongolische, gezeigt, bis zu welchem Grade die Erziehung zur Passivität durch griechische Kirche und Mongolenherrschaft bei der russischen Volksnatur Erfolg gehabt hat.

samten Lebensgesinnung aller abendländischen Völker stracks entgegengesetzt. Die abendländischsten der Abendländer aber sind gerade darin die Deutschen, deren größter Denker die höchste Lebensregel, seinen Kategorischen Imperativ, mit dem Wort „Handle" beginnt, und deren größter Dichter seinem Faust das Wort in den Mund legt: „Im Anfang war die Tat."

*

Die Gegensätzlichkeit deutschen und russischen Wesens ist also wohlverständlich. Historisch tief und fest verwurzelt, ist sie nichts anderes als der uralte Gegensatz abendländischer und orientalischer, europäischer und asiatischer Art. Kann man sich da noch wundern, daß deutsche Einwanderer, die in Rußland ihre deutsche Art bewahren, dort als Fremdkörper empfunden werden, ohne auf ihre Umgebung nachhaltig einwirken zu können? Und kann man sich wundern, daß sie der Gegenstand umso größerer Abneigung sind, je stärker sie an Zahl, wirtschaftlicher Kraft und Einfluß im öffentlichen Leben werden?

Dennoch wird man mit Recht erstaunt sein zu hören, daß das russische Volk sich aufgerafft habe, um eine verhaßte deutsche Herrschaft abzuschütteln, die es mit Entartung bedrohte. Daß das Deutschtum in Rußland längst schon nur noch mäßig geduldet wurde, daß gegen seine Träger in den Ostseeprovinzen seit einem Menschenalter alle Gewaltmittel der Russifizierung angewandt werden und daß die Kolonisten im Süden seit Jahrzehnten einer beständigen Drangsalierung ausgesetzt waren — das ist auch bei uns so bekannt, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. Die Phrase von der Befreiung vom deutschen Geist und dem Wunsche, sich selbst gleichzubleiben, was nur durch Krieg gegen Deutschland und Deutschtum zu erreichen sei, ist eine jener heuchlerischen Etiketten made in England, die heute im Rotwelsch der Politik Mode geworden sind. In Wirklichkeit gibt dieser Überschwang — soweit es sich nicht ganz einfach um den Kampf nicht gegen den deutschen Geist, sondern gegen das deutsche Kapital, den deutschen Handel, kurzum gegen die wirtschaftliche Übermacht des Deutschen Reiches handelt — in Wirklichkeit ist diese Übertreibung nur ein Gradmesser für die Stärke der natürlichen Abneigung, mit der das russische Volk in allen seinen Schichten dem deutschen Wesen gegenübersteht. Richtig ist daran nur so viel, daß der Russe allerdings den Deutschen ablehnt und ablehnen muß, wenn er Russe, das heißt slawisch-mongolischer Orientale bleiben will. Daß aus dieser Ablehnung ein wirklicher Haß geworden ist, das ist die Folge der starken deutschen Einwanderung nach Rußland. Wären die Franzosen oder Engländer an Stelle der

Deutschen ebenso zahlreich in Rußland aufgetreten, so würde sie der Haß des Volkes ebenso treffen. Der Deutsche ist verhaßt, weil er als Fremder und als Ketzer das Abendland vertritt. Die ungebildete Volksmasse macht da keinen großen Unterschied: němec heißt ihr der Deutsche wie jeder westliche Ausländer. Erst im Kriege hat der gemeine Soldat gelernt, die Germancy als etwas Besonderes von den übrigen Němcy zu trennen.

Die Regierenden haben das mit großer Schlauheit erkannt und benutzt, um einem Kriege, dessen wirkliche Ziele den Massen nur schwer verständlich wären — denn was liegt dem Mann aus dem Volk an der Eroberung von Königsberg und Lemberg und an der Verdrängung des deutschen Kapitals durch englisches, französisches und belgisches? — um diesem Kriege die Volkstümlichkeit zu geben, die er haben mußte, wenn er nicht schon in den ersten Wochen scheitern sollte, wie vor zehn Jahren der japanische Krieg gescheitert ist. Indem man den Krieg zu einem solchen gegen das Deutschtum, das heißt gegen die Deutschen in Rußland stempelte, wurde aus einem Interessen- und Kabinettskrieg der „heilige Krieg", der „Befreiungskrieg". Wird das Ergebnis der Niederlage ein Sieg des Deutschtums nicht nur über Rußland, sondern auch in Rußland sein, oder wird der Gegner sein Ziel wenigstens darin erreichen, daß das Deutschtum aus Rußland verschwindet? Wir versuchen keine Antwort auf diese Frage, um den Zensor nicht zu bemühen.

Das Schicksal des Deutschtums in den baltischen Provinzen

(1916)

Der große Krieg hat den meisten unter uns neben vielem anderen eine bedeutende Erweiterung ihres politisch-geographischen und ethnographischen Gesichtskreises gebracht. Noch vor Jahresfrist konnte man sagen, daß sowohl die Kenntnisse wie die Teilnahme des Gebildeten im allgemeinen an den Ostgrenzen des Deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs haltmachten. Was jenseits davon lag, war den allermeisten in Geschichte und Gegenwart ebenso fremd wie gleichgültig. Das ist mit einem Schlage anders geworden, und man erinnert sich nun, da die Probleme, die dort bergehoch getürmt liegen, gebieterisch nach Lösung rufen, wieder mehr dessen, was man eigentlich längst hätte wissen können und sollen. Polen, Litauen, Ukraine, bisher leere Namen, werden lebendige Größen und fangen an, in unserer Vorstellungswelt den ihnen gebührenden Platz einzunehmen, von dem sie durch Ostasien, Mesopotamien und Südafrika allzulange verdrängt waren.

Am meisten ist das den russischen Ostseeprovinzen zugute gekommen. Von ihnen zu sprechen, war jahrelang geradezu peinlich. Tat man es doch, so begegnete man verlegener Abwendung oder schroffer Ablehnung. Daß dieses Land den Deutschen politisch gar nichts anging — „innere Angelegenheiten eines befreundeten Nachbarstaates" lautete die bequeme Formel —, war ausgemachte Sache, und folglich hielt man sich für berechtigt, nichts von ihm zu wissen. Darüber ist denn ein gut Stück reicher, dramatisch bewegter deutscher Vergangenheit einfach der Vergessenheit anheimgefallen. Das großartige Kolonisationswerk, das die deutsche Kirche und der deutsche Ritterorden in Livland vollführt haben, die gebieterische Stellung, die das deutsche Bürgertum dort einst besaß, der heldenmütige Dreifrontenkampf, in dem die Kolonie durch Jahrhunderte ihr Dasein lediglich aus eigenen Kräften zu behaupten verstand, bilden wahrlich ein Kapitel der deutschen Geschichte, das nicht zu den schlechtesten gehört. Aber wie konnte man vom Gebildeten verlangen, daß er es in seiner Bedeutung zu würdigen verstehe, wenn selbst Historiker von Fach nichts davon wußten? Ich habe ihrer mehr als einen gekannt, die mir geradezu widersprachen, wenn ich erwähnte, was doch von Rechts wegen in jedem Schulbuch stehen sollte, daß Livland bis 1561 zum Deutschen Reich gehört hat.

Und ich habe einen Atlas der deutschen Geschichte für Lehrzwecke gesehen, auf dem dieselbe Unkenntnis in unzweideutigen Farben ausgedrückt war.

Aber nicht von der Vergangenheit soll hier die Rede sein, sondern von Gegenwart und Zukunft. Gar zu mächtig drängen sich die Fragen, mit denen das Schicksal der Ostseeprovinzen verknüpft ist, in den Vordergrund, als daß es möglich wäre, sie zu übersehen. Man übertreibt nicht, wenn man ihnen geradezu weltgeschichtliche Bedeutung zuerkennt. Ob in Europa europäische oder asiatische Art vorherrschen soll, das wird am Rigischen und Finnischen Meerbusen nicht weniger entschieden werden müssen als an den Karpathen und Dardanellen. Die Erfahrungen des Krieges haben es ja mit einer nicht zu überbietenden Handgreiflichkeit auch den Widerstrebenden klargemacht, daß zwischen unserer Kulturwelt und dem russischen Reich trotz zweihundertjähriger Einwirkungen noch immer ein Abgrund sich auftut. Als echter Nachkomme der mongolischen „Goldenen Horde" hat sich der russische Staat dargestellt. Wer wagt da noch auf eine wirkliche Europäisierung Rußlands in absehbarer Zeit zu hoffen? Nur darum kann es sich handeln, wo die Grenze, eine feste, dauernde, womöglich unüberschreitbare Grenze zwischen Rußland und dem Westen gezogen werden soll. Die deutschen Waffen werden sie ziehen, geleitet — wir hoffen es — vom deutschen Gedanken. Vorgezeichnet ist sie längst von der Geschichte.

Nur wer sich sein Urteil von den Farben der Landkarte oder von amtlichen Benennungen vorschreiben ließ, konnte in den Ostseeprovinzen nichts weiter sehen als die drei russischen Gouvernements Estland, Livland, Kurland, mit einer in der Masse estnischen oder lettischen, zu einem kleinen Bruchteil (acht Prozent) deutschen Bevölkerung. Wer die Wirklichkeit kennt und ihr gerecht werden will, der weiß, daß dieses Land niemals russisch und daß es kulturell niemals etwas anderes als deutsch gewesen ist. Daß es die Anfänge seiner Gesittung von Deutschland empfangen hat, ist unbestritten; weniger bekannt ist die hohe Stufe, die es am Ende seiner reindeutschen Zeit erreicht hatte. Man kann sich eine Ahnung davon noch jetzt verschaffen bei einer Fahrt quer durch das offene Land und einem Gange durch die Straßen einer seiner alten Städte: Burgruinen, Stadtmauern, die an Massigkeit und Weite, Kirchtürme, die an Höhe alles übertreffen, was wir in Deutschland aus alter Zeit besitzen, vornehme Patrizierhäuser, geräumige Kaufhallen, ein künstlerisches Erbteil des ausgehenden Mittelalters, das noch jeden Kenner entzückt hat. Das sind sichtbare Zeugen einer glänzenden Vergangenheit, umso beredter, wenn man weiß, daß sie nur einen geringen Teil des einstigen Reichtums darstellen,

Trümmer, die der zweimalige Kampf der benachbarten Großmächte Schweden, Polen und Moskau (1561—1625 und 1700—1710) mit allen Schrecken russischer Verwüstungskunst übriggelassen hat. Und schon meldet sich die bange Frage, wieviel davon vielleicht in einigen Wochen noch aufrechtstehen wird? Gleichsam um den abendländischen, den deutschen Charakter des Landes recht sichtbar zu machen, hat in neuerer Zeit der russische Staat die Kontrastfarbe in dicken Flecken darüber hin gespritzt: russische Kirchen mit grünen Zwiebeltürmen, etwa gar mit vergoldeter Kuppel. Man wird nicht behaupten wollen, daß ihre Formen an sich häßlich seien. In ihrer natürlichen Umwelt sind sie sogar von wirklichem Reiz. Aber in der baltischen Landschaft wirken sie als greller Mißton, unerträglich. Eine scheußlichere Entstellung eines schönen Stadtbildes kann man sich nicht denken, als die massive, goldstrotzende griechische Kathedrale auf dem Domberg zu Reval zwischen dem schlanken Bergfried der alten Ordensburg, der malerischen, barocken Spätgotik des Domes, der Stadtkirchen, des Rathauses und der himmelan ragenden Turmnadel von St. Olai.

So legen die Steine mit tausend Zungen Zeugnis ab von deutscher Vergangenheit. Die Literaturgeschichte kennt redende Zeugen in Menge: die Titelblätter der Schriften von Kant und Hamann mit dem Vermerk „bey Georg Hartknoch in Riga"; Johann Gottfried Herder, der bekannte, seine glücklichste Zeit habe er als Domprediger in Riga verlebt; Michael Reinhold Lenz, den livländischen Pfarrerssohn und Jugendgenossen Goethes; Tellheim, den Kurländer, in Lessings „Minna von Barnhelm" — man könnte noch lange so fortfahren und käme dabei unversehens bis in die Gegenwart: Karl Ernst von Baer, Johann Eduard Erdmann, Adolf Harnack, Eduard von Keyserling sind nur Gipfel in einer langen Kette.

Aber das ist doch wohl gewesen? Ein Gang durch die Geschäftsviertel von Riga und Reval, bei dem wir uns im Geiste in die letzten Julitage des vorigen Jahres versetzen, bevor die Schmutzflut des Krieges hereinbrach, mag die Antwort geben. Die Ladenschilder zeigen weit überwiegend, ja fast ausschließlich deutsche Namen, die Schaufenster würden in Hamburg oder Stuttgart nicht wesentlich anders aussehen. Abseits, in besonderem Stadtteil, am „Russischen Markt" oder in der „Petersburger Vorstadt" lebt die russische Geschäftswelt: es sind in der Hauptsache Kleinkrämer und Gemüsehändler, schon von weitem als Fremdlinge inmitten der deutschen Umgebung kenntlich. Den sichersten Maßstab bieten wohl die Buchhandlungen. Sie führen zu neun Zehnteln deutsche Literatur, die gute alte neben der jungen und jüngsten. Da liegen der neueste Chamberlain und Dehmel neben Goethe und Kant; die wenigen „Russen",

meist Schulbücher, drücken sich verlegen in so vornehmer Gesellschaft. Und die deutschen Bücher liegen keineswegs fest, sie werden gekauft und stets neu ergänzt. Das Lager ist reich, fast überreich, es übertrifft an Umfang alles, was in Deutschland üblich ist. Erst kürzlich bekannte ein deutscher Buchhändler, der für Deutschland, was Reichtum des Vorrates anlangt, den Hamburger Geschäften die Palme reicht („Börsenblatt" vom 17. August 1915): „An Jonck, Deubner, Kymmel, Bruhns in Riga und an Kluge und Ströhm in Reval mit ihren Riesenlagern an deutscher Literatur konnten auch die Hamburger nicht heran." Die besseren deutschen Verleger und Kommissionäre wissen recht wohl, wieviel das Geschäft mit den Ostseeprovinzen wert war.

So sah es aus noch am Vorabend des Krieges; und doch war das Land seit 1885 angeblich „russifiziert" worden. Die deutschen öffentlichen Schulen waren geschlossen, Privatschulen mit deutscher Sprache verboten. Die Verwaltung, auch die städtische Selbstverwaltung, sprach und schrieb nur russisch, und vor Gericht mußte sich eines Dolmetschers bedienen, wer die Reichssprache nicht beherrschte. An der Universität „Jurjew" hielt nur noch die theologische Fakultät mit ihrer deutschen Lehrsprache eine schattenhafte Erinnerung an das alte deutsche Dorpat wach. Die Russifizierung schien so vollständig wie nur möglich. Und doch war das alles nur Anstrich; das Holz war das alte geblieben. Die Kenntnisse mochten bei dem Unterricht in der fremden Sprache gelitten haben — übrigens auch nicht allzusehr —, die Gesinnung war unverändert. Und dann hatten die Erfahrungen der sozialistischen Revolution von 1905 den allerhöchsten Stellen etwas die Augen geöffnet über die wahren Erfolge der Russifizierungsarbeit. Kaum hatte sich Nikolaus II. dazu herbeigelassen, deutsche Privatschulen wieder zu gestatten, da taten die alten Landesanstalten in Birkenruh, Goldingen, Mitau und die älteste von allen, die Revaler Domschule, wieder ihre Pforten auf, und die Arbeit der systematischen Pflege des Deutschtums wurde wieder aufgenommen, eifriger, bewußter und erfolgreicher als zuvor. Eigene Vereine wurden dazu gegründet, einer in jeder der drei Provinzen. Aus privaten Mitgliedsbeiträgen und Schenkungen brachten sie jährlich Hunderttausende von Rubeln auf — der Livländische Verein allein besaß 1913 ein Vermögen von 578 200 Rubeln (1 243 130 Mark) und verfügte über 81 757 Rubel (175 777 Mark) an jährlichen Mitgliedsbeiträgen. Die Tätigkeit dieser Vereine spannte ihren Rahmen so weit wie möglich: Kinderhorte, Lehrlingsheime, praktische Kurse für Haushalt und Geschäft jeder Art; Schülerwerkstätten, Volksvorstellungen, Wanderfahrten; Büchereien, Lesehallen; Stellen-

vermittlung, Obdach und Beschäftigung für Arbeitslose — es gab wohl keine soziale Veranstaltung, die hier nicht in den Bereich der nationalen Verteidigung gezogen worden wäre, um namentlich die wirtschaftlich schwächeren unteren Schichten der städtischen Bevölkerung bei dem Bewußtsein ihres Deutschtums festzuhalten. In diesen Vereinen und ihren Zweigveranstaltungen ist im Laufe weniger Jahre (sie konnten erst 1907 ins Leben treten) eine Unsumme selbstloser, bescheidener Arbeit im Gefühle höchster Pflichten geleistet worden, von der man außerhalb der Grenzen des Landes sicherlich keine Ahnung hat. Nicht einmal vor dem Kühnsten ist der unternehmende Sinn der Führer zurückgeschreckt: sie dachten an die Gründung einer Art von privater Hochschule. Der Anfang dazu wurde ein Jahr vor dem Kriege gemacht in Gestalt von Ferienkursen, die von angesehenen deutschen Gelehrten in dem Badeort Dubbeln bei Riga unter starkem Zudrang gehalten wurden. Es kann wohl nicht bestritten werden: das Deutschtum in den Ostseeprovinzen lebte und atmete nach wie vor, an seinem unbeugsamen Lebenswillen war die Russifizierung gescheitert.

Aber seine Stellung im Lande war doch eine andere geworden. Es hatte die Herrschaft verloren. Nicht durch die Russifizierung von oben her, sondern durch Revolutionierung von unten.

Die Ostseeprovinzen gehören zu der Gruppe östlicher Länder, in denen die soziale Schichtung mit nationalen Unterschieden zusammenfällt. Wie in Ostgalizien und Litauen der polnische Herr dem ukrainischen und litauischen Bauern gegenübersteht, so stand auch an der Ostsee der Deutsche als der Herr schlechtweg — „Saks" (das heißt Sachse) bedeutet im Estnischen den Deutschen und zugleich den Herrn — über dem Esten oder Letten. Es war eine Herrschaft zugleich des Besitzes und der Bildung, da sowohl der Grundbesitz auf dem Lande wie das Kapital in der Stadt in deutschen Händen und alle mittleren und höheren Schulen deutsch waren. Wer sozial aufsteigen wollte, mußte sich von der deutschen Gesellschaft aufnehmen lassen. Das ist keineswegs so selten geschehen, wie man glauben möchte, aber doch nicht oft genug, um den deutschen Bildungs- und Stammescharakter der Gesellschaft zu gefährden. Und solange es so war, wurde die deutsche Herrschaft auch keineswegs unwillig von den Beherrschten hingenommen, zumal sie sich in durchaus patriarchalischen und humanen Formen bewegte. Eine Änderung trat erst sehr langsam ein infolge der wirtschaftlichen Befreiung des Bauernstands. Diese bedeutsamste Tat des baltischen Adels — bekanntlich aus freiem Entschluß schon sehr früh (1807—1819) durchgeführt, in jeder Hinsicht eine großartige

Leistung — hat die Stellung des Deutschtums im Lande mit der Zeit verändert. Aus dem freien, grundbesitzlichen Bauernstande estnischer und lettischer Nationalität, der sich infolge der höchst liberalen Agrarpolitik des Adels bildete, ging allmählich ein immer größerer Überschuß an Nachwuchs hervor, der seine Betätigung in den akademischen Berufen suchte und bei dem rasch wachsenden Reichtum der bäuerlichen Klasse auch die Mittel dazu hatte. Diese emporsteigende junge Generation zu assimilieren, wäre bei ihrer zunehmenden Masse unter allen Umständen schwierig gewesen. Es wurde unmöglich gemacht durch feindseliges Eingreifen von russischer Seite. Von Petersburg und Moskau her entzündet und geschürt, bildete sich eine national-lettische und eine national-estnische Bewegung, die erklärtermaßen darauf ausgingen, das Deutschtum aus dem Lande zu verdrängen und selbst seine Stelle einzunehmen. Im Zeichen dieses nationalen Kampfes, der mit immer größerer Erbitterung, zuletzt auch mit Mordwaffen und dennoch unter wohlwollendem Schutz der staatlichen Organe von den Angreifern geführt wurde, haben die Ostseeprovinzen seit Anfang der sechziger Jahre gestanden, und es ist nicht zu leugnen, daß dabei das Deutschtum nach mancher Richtung an Boden verloren hat. Es hat sich in der Tat eine Schicht gebildet, die den Anspruch erhebt, zu den Intellektuellen zu gehören, ohne deutsch zu sein: Pfarrer, Ärzte, Anwälte, hier und da auch Rittergutsbesitzer und Kaufleute, die alles Deutsche entschieden ablehnen und in jedem Deutschen ihren Feind sehen. In zahlreichen Städten besitzen sie — dank einer von der Regierung begünstigten oder gar betriebenen skrupellosen Wahlmache — die Mehrheit in der Selbstverwaltung, wiewohl ihnen immer noch einige der größten und wichtigsten, voran Riga und Mitau, nicht gehören. Von dieser Seite — darüber kann man sich nicht täuschen — drohte dem Deutschtum die wirkliche Gefahr. Die Frage war nur, ob der deutsche Großgrundbesitz auf dem Lande, das deutsche Großkapital in den Städten stark genug sein würden, sich wenigstens neben der lettisch-estnischen Konkurrenz zu behaupten.

Unter dem Gesichtspunkt der Kultur betrachtet war dieser Kampf ein reiner Bruderkrieg: verschiedene Nationalitäten von gleichartiger Gesittung standen einander gegenüber. Man dürfte ihn auch mit der Auflehnung der Söhne gegen den Vater vergleichen. Es ist eine Tatsache, die im Ausland gewöhnlich übersehen wird, und die doch für die Beurteilung dieser Dinge von entscheidender Bedeutung ist, daß alles, was Letten und Esten an geistiger und sittlicher Bildung besitzen, deutsche Bildung ist. Wer die Verhältnisse kennt, kann darum nur lachen, wenn er in der

europäischen Presse gelegentlichen Kundgebungen über die „hohe lettische Kultur" begegnet. Eine lettische oder estnische Kultur gibt es gar nicht, kann es auch nicht geben, wo die Völker, das eine etwas über eine Million, das andere weniger als eine Million Köpfe zählen und weder eine eigene Geschichte noch Zusammenhang mit einem der größeren Kulturvölker haben. Was man lettische oder estnische Kultur zu nennen beliebt, ist lediglich deutsche Kultur in lettischem oder estnischem Gewande. Alles, aber auch buchstäblich alles an ihr stammt aus dem Deutschen und ist zuerst von deutschen Händen dem Volke gebracht worden. Deutsche Pfarrer und Lehrer haben die Sprache des Landvolks erforscht, sie zur Schriftsprache erhoben, die ersten Anfänge der Literatur geschaffen — Bibel, Gesangbuch, Dichtung, zuletzt auch Tageszeitungen; deutsche Wissenschaft hat seine Vergangenheit aufgehellt —, in der Geschichts- und Altertumsforschung des Landes haben die Deutschen alles, Letten und Esten nichts geleistet, wohl aber haben die lettischen Revolutionäre im Jahre 1905 die wundervollen Sammlungen des Vaters der lettischen Geschichte, Pastor Bielenstein, zerstört. Was heute als lettische oder estnische Literatur auftritt, ist von einem Ende bis zum andern nichts weiter als Nachahmung deutscher Muster, wenn nicht einfach Übersetzung aus dem Deutschen. Was aber die Hauptsache ist, die religiös-sittliche Bildung des Volkes ist deutsch-evangelisch. Evangelischer Gottesdienst und Seelsorge, evangelische Volksschule, in den Formen und mit den Mitteln, die im protestantischen Norddeutsch and ausgebildet waren, haben die eingeborenen Völker in mehr als drei Jahrhunderten erzogen, Bibel, Gesangbuch und lutherischer Katechismus sind auch hier wie in Sachsen oder Hannover die Fundamente des persönlichen Innenlebens für den schlichten Mann aus dem Volke. So nahe die Bildungsstufe des Landvolks dem deutschen Vorbild kommt, so hoch erhebt sie sich über den russischen Durchschnitt. Daß es in den Ostseeprovinzen keine Analphabeten gab, bis die Russifizierung ihre Zahl in wenigen Jahren auf zwanzig Prozent emporschnellen ließ, ist wohl für sich allein das beredteste Zeugnis für Art und Höhe ihrer Gesittung. Ein anderes, nicht minder klassisches Zeugnis legen die Offiziere der russischen Armee ab, die den weiten Vorsprung der estnischen und lettischen Rekruten vor allen anderen Elementen stets anerkannt haben.

Verschiedenen Blutes, aber eines Geistes, hätten die streitenden Nationalitäten sich verständigen müssen und können, wäre ihr Zwist nicht durch russische Aufhetzung geflissentlich genährt worden. Die Absicht war, die Parteien einander aufreiben zu lassen. Letten und Esten sollten die Herrschaft der Deutschen zerstören, um nachher, wehrlos, machtlos, rückhaltlos,

wie sie waren, selbst vom russischen Wesen aufgesogen zu werden. Der erste Teil dieses Werkes war noch in langsamem Fortschreiten, und schon wurden die Vorfrüchte ums Jahr 1900 bemerkbar: zunehmende Verrohung des Volkes, Sinken der Schulbildung, Anwachsen der Kriminalität, — sie hatte sich in zwanzig Jahren genau verdoppelt, und die junge Generation stellte den größten Prozentsatz dazu. Handgreiflich trat auch hier hervor, was man überall beobachten kann, wo russisches Wesen nach Westen vordringt: daß seine Herrschaft gleichbedeutend ist mit Kulturvernichtung. Die Sache des Deutschtums war zugleich die Sache der europäischen Gesittung an ihrer äußersten Grenze im Nordosten.

Niemand vermag zu sagen, wie lange dieser Prozeß der Unterhöhlung etwa gedauert haben würde, ob es dem Deutschtum nicht doch gelungen wäre, sich, wenn auch in eingeengten Grenzen, als lebendiger Kulturfaktor zu behaupten. Bei der erstaunlichen Zähigkeit, die es bisher bewiesen, darf man das nicht für unmöglich halten. Wie immer, den Russen ging die Sache zu langsam. Sie schritten zu einer radikalen Lösung des Problems. Da es nicht gelingen wollte, die Menschen zu russifizieren, so sollte das Land russifiziert werden. Die Agrarreform des Ministers Stolypin, die an die Stelle des bäuerlichen Kommunismus den bäuerlichen Grundeigner setzen wollte, hatte die ganze ungeheure Masse des russischen Landvolks in Bewegung gebracht. Ein grandioses Werk innerer Kolonisation war in Angriff genommen. Man brauchte Land und immer neues Land, um die Massen bäuerlicher Ansiedler mit Grundeigentum auszustatten. Man nahm es, wo man es fand, und griff auch nach den Ostseeprovinzen. Rittergüter wurden zu glänzenden Preisen aufgekauft und zu Bauernhöfen parzelliert. Die ausgedehnten Staatsdomänen in Kurland sollten samt und sonders zerschlagen und an russische Bauern aus dem Innern des Reiches ausgeteilt werden. Schon war im Frühjahr 1914 die Arbeit auf dem Papier und auf der Karte fertig: dreihunderttausend russische Bauern erwarteten demnächst ihre Verpflanzung nach Kurland. Zweifellos wäre man mit der Zeit weitergegangen. Man hätte, wenn der freie Verkauf der deutschen Rittergüter zu langsam oder gar nicht fortschritt, zur Zwangsenteignung gegriffen, und im Lauf eines Menschenalters hätte sich an die Stelle des deutschen Großgrundbesitzes eine dichte Masse echt russischer Bauern gesetzt, die nun auch ihre estnischen und lettischen Nachbarn rasch aufgesogen oder verdrängt haben würden. Das Land des Deutschen Ordens und der deutschen Hanse, in dem sich deutsche Kultur auch unter polnischer, schwedischer, russischer Herrschaft dreieinhalb Jahrhunderte behauptet hatte, wäre kompakt russisches Volksgebiet geworden,

die Grenze zwischen Asien und Europa wäre von der Narwa und dem Peipus bis an die Küste der Ostsee und an die Tore von Memel vorgeschoben worden.

Da kam der Krieg. Er störte zunächst das begonnene Werk, aber eröffnete zugleich, wenn er für Rußland erfolgreich war, die Möglichkeit, es sehr zu beschleunigen. Nun konnte man in dem Taumel des Volkshasses, der das ganze Reich ergriffen hatte, unter dem Titel der Selbstverteidigung im Kampfe gegen das Deutschtum zur Aussiedlung der deutschen Bevölkerung in den Ostseeprovinzen schreiten. Die Anfänge sind sofort gemacht worden, und es bleibt nur verwunderlich, daß sie nicht rascher gefördert wurden. Wie auch immer, das Schicksal des Deutschtums schien besiegelt und war es, wenn die russischen Waffen nur so weit glücklich waren, daß der Besitz der Provinzen dem Reich erhalten blieb. Es ist anders gekommen. Deutsche Heere haben die Grenze überschritten, das Land zu besetzen begonnen, und aus dem Munde des deutschen Reichskanzlers ist das Wort gefallen von der Befreiung Kurlands. Noch wissen wir nicht, wie weit die siegreichen deutschen Waffen getragen werden, wie weit das Werk der Befreiung gehen wird. Aber die Möglichkeit ist gewonnen, den Spieß umzudrehen, zu hindern, daß Asien dem Herzen Deutschlands und Europas zu nahe rücke, die Grenze zu behaupten, die von der Geschichte in langen, blutigen Kämpfen und zäher Friedensarbeit von Jahrhunderten gezogen worden ist, und sie zu befestigen und zu sichern gegen künftiges Vordringen der asiatischen Flut. Die Sicherheit Deutschlands erheischt es, daß diese Möglichkeit nicht ungenutzt bleibe, die Sicherheit Deutschlands und der europäischen Kultur. Die Gefahr, von der schon Napoleon I. gesprochen hat, daß Europa kosakisch werde, ist vor einem Jahr näher gewesen, als die Menge geahnt hat. Soll sie für die Dauer beschworen werden, so muß verhindert werden, daß das Kosakentum einen Platz erobere, von dem aus es zu gelegener Zeit wieder nach Westen vorbrechen könnte. Dann wird auch die Leidensgeschichte des Deutschtums im baltischen Lande ihren versöhnenden Abschluß finden und sein Kreuzesweg zur Auferstehung führen. Dann hat es nicht umsonst gekämpft und gelitten für deutsches Volkstum und abendländische Kultur. —

Nachwort (1933—1941). Die Hoffnungen und Wünsche von 1915 haben sich nicht erfüllt, dem Deutschtum des Landes hat der Ausgang des Krieges den Untergang gebracht, und heute scheint es, als ob auch die Grenze europäischer Kultur, die es geschaffen und 700 Jahre lang gehalten hat, preisgegeben wäre. Ob damit das letzte Wort der Geschichte gesprochen ist, muß die Zukunft lehren; das baltische Deutschtum hat seine Aufgabe erfüllt.

Bismarcks letzte Gedanken

Seit langem schon gleicht das Deutsche Reich einem Schiffe, das seinen Kurs verloren hat. Mit schweren Havarien, vom Sturm gepeitscht treibt es umher zwischen Klippen und Untiefen, froh, wenn es der Mannschaft gelingt, das klaffende Leck von einer Stunde zur andern zu stopfen und neuen lebensgefährlichen Anprall zu vermeiden. Von weiten Zielen, von bleibender Fahrtrichtung wagt man kaum zu träumen.

Unrecht wäre es, wollte man die Ursachen dieses Zustands allein in dem großen Umsturz suchen, der uns im Jahre 1918 ereilt hat. Was damals vor aller Welt offenbar wurde, vorhanden war es längst. Was war denn der Streit um die Kriegsziele, der fast schon am Tage des Kriegsausbruchs begann, ja, was war der Krieg selbst, der uns alle, Volk und Regierungen, so jäh aus eingebildeter Ruhe emporschrecken ließ, was waren sie anderes als Bestätigungen dafür, daß wir seit geraumer Zeit dahinfuhren, ohne zu wissen, wohin wir gerieten, ja ohne uns klar zu sein, wohin wir wollten? Daß dieser bedenkliche und gefährliche Zustand schon sehr früh begonnen hatte, ist heute niemand mehr verborgen und wurde schon damals von vielen empfunden. Wohl hörte man in den Jahren vor dem Kriege viel von einem Kurs des Reiches und von glücklicher Fahrt nach lockenden Gestaden. Weltpolitik sollte der Kurs, Seegeltung das Ziel sein; die uns übelwollten, machten daraus die deutsche Weltherrschaft und das Joch des preußischen Militarismus. Aber entsprach die Wirklichkeit dem schönen Programm? An die stolzen Worte heftete sich schon früh der Spott vom Zickzackkurs, und das Ziel vollends — wenn die Kritiker Recht haben, konnte es nie erreicht werden, weil es eine Luftspiegelung war, eine Unmöglichkeit, ein nie zu erfüllender Traum.

Mag man darüber, soweit es die auswärtigen Verhältnisse betrifft, noch streiten, im Innern ist die Richtungslosigkeit der deutschen Politik vor dem Kriege unbestrittene Tatsache. Das Urteil, das ein kluger Chinese vor einem Menschenalter über die europäischen Staaten im allgemeinen gefällt haben soll, sie glichen einem Schnellzug, der in rasender Fahrt dahinjage, ohne daß die Führer wüßten wohin, dies Urteil trifft auf Deutschlands Innenpolitik in vollem Umfang zu. Sie hegte wohl Wünsche, Hoffnungen, vielleicht Erwartungen, aber sie hatte keinen Plan, sah weder Weg noch Ziel.

Seit wann war das so? Im Grunde doch seit 1890, seit der Lotse das

Schiff verließ. Das Wort des Kaisers „Volldampf voraus, der Kurs bleibt der alte“, verglichen mit den Tatsachen erscheint es uns als Ironie, wie sie grausamer nicht ersonnen werden könnte. Bis dahin hatte das Reichsschiff festen und glücklichen Kurs gehalten; als Bismarck ging, wurde er verlassen. Er wurde nicht absichtlich aufgegeben, auch kein neuer bewußt eingeschlagen, Kapitän und Steuermann verstanden nur nicht, die überkommene Richtung festzuhalten. Sie irrten ab, verloren die Orientierung, und es begann die Fahrt ohne Kompaß und Peilung und mit eingebildeten Zielen, die Fahrt ohne Kurs, die zum Schiffbruch führen mußte und geführt hat.

Keine Verdammung wäre zu hart für die Männer, die sich vermaßen, Bismarcks Erbschaft anzutreten, wenn es feststände, daß er ihnen klare, untrügliche Richtlinien hinterlassen hatte, die auch weiterhin im Wandel der Verhältnisse befolgt werden konnten und zum Heile Deutschlands befolgt werden mußten. Das scheint in der Tat die vorherrschende Meinung zu sein, nicht nur in der breiten Öffentlichkeit, bei Liebhabern und Laien. Auch in der Literatur, die den Anspruch erhebt, wissenschaftlich zu sein, wird es vorausgesetzt, als bedürfte es keines Beweises und verstände sich von selbst, daß es im Jahre 1890 eine überlieferte Richtschnur für die deutsche Politik gegeben habe, an die man sich nur zu halten brauchte, um des rechten Weges sicher zu sein. „Es gab keinen zureichenden Grund, die bewährten Bahnen Bismarckscher Staatskunst zu verlassen“ — so hat ein Forscher erst kürzlich geurteilt, und er dürfte die allgemeine Ansicht aussprechen. Man glaubt sie auch genau zu kennen, diese bewährten Bahnen Bismarckscher Staatskunst: im Innern strenges Festhalten an der Reichsverfassung auf der Grundlage des Bundesstaates mit Volksvertretung und weitherzigstem Stimmrecht, aber ohne Abhängigkeit der Regierung von Mehrheiten und Parteien. Nach außen ein System von Bündnissen und Verträgen, das die Nachbarstaaten abhielt, sich zum Schaden des Reiches zu verbinden, und das dadurch Deutschland wie der Welt den Frieden sicherte. Das Ganze in langen Jahren bestens bewährt, das Reich erfolgreich und gedeihend, in stetem Fortschritt und wachsender Machtentfaltung begriffen, einer immer glänzenderen, immer glücklicheren Zukunft gewiß, wenn es sich selber treu blieb und die Lehren nicht vergaß, die sein Gründer ihm mit Wort und Tat gegeben hatte. Wie oft hat man das gehört und gelesen, wie oft ist es in leuchtenden Farben gemalt worden, das Bild der Bismarckschen Staatskunst und ihrer Erfolge, auf deren Hintergrund umso trüber das Wirken der Epigonen erscheint, in deren Händen das Glück von Edenhall zerbrach, weil sie den Lehren des Meisters

untreu wurden, sei es, daß sie ihn nicht verstanden hatten oder daß sie meinten, klüger zu sein und es besser zu können als er.

Der Widerspruch fehlt nicht ganz, aber er wendet sich fast ausschließlich gegen die Innenpolitik Bismarcks. Freilich, wenn eine gewisse Richtung in der neuesten Geschichtschreibung sich nicht gescheut hat, für den Zusammenbruch des Reiches die Konstruktionsfehler in seinem Bau verantwortlich zu machen, die aus Bismarcks veralteter Staatsauffassung herrühren sollen, so ist die parteipolitische Befangenheit dieses Urteils allzu handgreiflich. Sind es doch die Nachkommen jener Politiker, die Bismarck überwand und überwinden mußte, um sein Werk zu vollbringen, die ihm nachträglich die Schuld geben wollen, daß sein Bau nicht standgehalten hat. Daß die Söhne der Besiegten dem Sieger nicht gerecht werden, wen könnte das wundern?

Wir wollen nicht mit ihnen streiten. Uns ist es nicht darum zu tun, ob Bismarck recht oder unrecht hatte, ob seine Politik im Innern und nach außen das Richtige getroffen und ob sie nachahmenswert war. Uns schwebt eine andere Frage vor: war es möglich, die Richtung, die er befolgt hatte, auch ferner einzuhalten? Nötigte nicht der Wandel der Zeiten seine Nachfolger, nach neuen Mitteln, neuen Bahnen sich umzusehen? Und hat Bismarck selbst geglaubt, mit den von ihm eingeschlagenen Wegen den Kanon einer ein für alle Male gültigen deutschen Politik aufgestellt zu haben? Würde nicht er selbst bei längerer Amtsführung die Welt durch neue Wendungen überrascht haben? Mit anderen Worten: gab es ein politisches Testament Bismarcks, das seine Nachfolger nur auszuführen brauchten, um vor Mißerfolgen sicher zu sein?

Wer die Politik, die Bismarck in den letzten Jahren befolgte, für die bleibende Richtschnur der Zukunft hält, wie man stillschweigend oder ausdrücklich zu tun pflegt, der ist sich schwerlich bewußt, was er seinem Helden damit zumutet. Wenn man zum Beispiel seine Friedenspolitik und die Mittel, mit denen er sie betrieb, für das Arkanum aller deutschen Staatskunst ausgibt; wenn man in der Erhaltung des europäischen Friedens nicht nur das Ziel Bismarcks unter den zu seiner Zeit gegebenen Umständen sieht, sondern zu verstehen gibt, er habe damit zugleich sozusagen das außenpolitische Glaubensbekenntnis des Deutschen Reiches aufstellen und auch die Nachwelt darauf verpflichten wollen, so schreibt man ihm eine Denkweise zu, die sich nicht wesentlich von der eines Metternich unterscheidet. Wie der österreichische Staatskanzler den Staaten und Völkern Europas jede Entwicklung, jede Veränderung in ihren wechselseitigen Beziehungen wie in ihrer inneren

Ordnung im Namen der alleinseligmachenden Stabilität verbieten wollte, soll Bismarcks ganzes Dichten und Trachten gewesen sein, den Zustand Europas und des Deutschen Reiches so zu erhalten, wie er eben war. Was Metternich die Stabilität nannte, heißt bei Bismarck der Friede, in der Sache ist es dasselbe, und die Hymnen mancher Schriftsteller auf die Friedenspolitik des großen Reichskanzlers erinnern in der Tat schon an die Vorträge, mit denen Metternich sein „System" anzupreisen pflegte. Die Beobachtung sollte genügen, um abzuschrecken. Bismarck und Metternich — einen größeren Gegensatz gibt es nicht. Bismarck, der die internationale Politik ein flüssiges Element genannt hat, das wohl unter Umständen zeitweilig fest werde, aber bei Veränderungen in der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfalle; Bismarck, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Kombinationen die Welt in Atem hielt und durch ihren raschen Wechsel, die elastische Wendigkeit seiner Haltung sogar den Vorwurf der Sprunghaftigkeit sich zugezogen hat; Bismarck, der wie kein anderer Staatsmann politische Theorien, Dogmen und Vorurteile aller Art verspottet und gegen sie geeifert hat, der für sich selbst nachdrücklich das Recht in Anspruch genommen hat, seine Ansichten mit den Zeiten zu wechseln — Bismarck soll der Schöpfer eines sozusagen klassischen Systems deutsch-europäischer Politik gewesen sein, das durch keine Entwicklung der Dinge, keine zu erwartenden oder unvorhersehbaren Ereignisse erschüttert zu werden brauchte und sich den wechselnden anpassen ließ wie eine Gummihaut! Man muß die Vorstellung nur einmal zu Ende gedacht haben, um für immer von ihr geheilt zu sein. Wenn jemand den bekannten Ausspruch Moltkes von der Strategie als einem System von Aushilfen auf die Politik übertragen hätte, Bismarck würde nicht widersprochen haben. Die Politik ein System von Aushilfen, so etwa dürfte er gedacht haben.

Sein eigenstes Werk — er hat sich selbst dazu bekannt — war die Verfassung des Reiches, und doch, wie weit war er davon entfernt, sie für der Weisheit letzten Schluß zu halten! Im Gegenteil: wir wissen bestimmt, daß er sich die längste Zeit, und am meisten kurz vor seinem Sturz, mit der Absicht getragen hat, sich von ihr loszusagen. Von Abänderung einzelner Bestimmungen — Korrektur des Wahlrechtes, Einfügung neuer Teile, Verbannung grundsätzlicher Gegner der Staatsordnung — bis zum Staatsstreich und vollständigen Neubau bewegen sich seine Gedanken. Es war mehr als bloße Drohung, um eine widerspenstige Mehrheit gefügig zu machen, wenn er zu Anfang des Jahres 1886 in öffentlichen Reden

wiederholt die Möglichkeit einer Verfassungsänderung am Horizont erscheinen ließ — natürlich in gesetzlicher Form, wie er ironisch hinzufügte. Der Gedanke des „juristischen Staatsstreichs", wie er es nannte, das heißt des Umsturzes unter Wahrung gewisser Rechtsformen, taucht schon acht Jahre früher auf, hat ihn durch die letzten Jahre seiner Amtsführung begleitet und gelegentlich einen recht ungeschminkten Ausdruck gefunden: die Verfassung solle „in allen Fugen krachen", man müsse sie „brechen", „die Lunte ans Faß legen", und was dergleichen Wendungen mehr sind, die die Bereitschaft verraten, nötigenfalls auch die Rechtsform beiseite zu lassen. Es handelt sich da nicht etwa nur um ein Spiel der Gedanken oder paradoxe Ausbrüche zeitweiliger Verstimmung. Nicht ein ungefähres Etwas schwebt ihm vor, bis ins einzelne fertig ist der Plan, Mittel und Wege sind wohlüberlegt, jeden Augenblick kann die Ausführung beginnen, sobald die Gelegenheit günstig ist. Kern und Rückgrat der Verfassung, die er 1867 geschaffen hatte, war die Volksvertretung aus allgemeinem, gleichem und unmittelbarem Stimmrecht. Er hatte das für nötig gehalten, um den Sondergelüsten der Bundesfürsten einen Riegel vorzuschieben, weil er von ihnen nach allen Überlieferungen der deutschen Geschichte gefürchtet hatte, sie würden den Verlust der früheren Selbständigkeit nicht leicht verschmerzen und die Einheit des Reiches gefährden. Die Erfahrung hatte ihn eines Besseren belehrt, die Fürsten erwiesen sich als ungefährlich, sie machten der einheitlichen Führung keine Schwierigkeiten, umso mehr tat es der Reichstag. Bismarck glaubte zu erkennen, daß er einen Fehler gemacht hatte, und mit der kühnen Entschlossenheit, die ihn auszeichnet, war er auch bereit, die Nutzanwendung zu ziehen, das Nürnberger Spielzeug zu zerschlagen, wie er es einmal nannte, das heißt den Reichstag als unmittelbare Volksvertretung zu beseitigen und den Schwerpunkt einer neuen Verfassung in die Fürstenhäuser und Landesregierungen zu verlegen. Das Verfahren dachte er sich so, daß die Fürsten und Freien Städte übereinkämen, von dem 1866 und 1870 geschlossenen Bundesvertrag zurückzutreten und gleichzeitig einen neuen einzugehen, womit dann auch die zwischen ihnen und der Volksvertretung vereinbarte Verfassung hinfällig und der Raum für eine neue frei geworden wäre, die die Fehler der alten vermied. Dem Volk sollte die Möglichkeit genommen werden, von der es einen so schlechten Gebrauch machte, durch seine unmittelbar gewählten Vertreter auf die Führung des Reiches Einfluß zu üben. Nur auf dem Umweg über die Landtage, also bereits gedämpft und gebrochen durch die Einwirkung der Landesregierungen, sollte künftig die Stimme des Volkes in Reichsangelegenheiten zu Gehör kommen.

Wir haben nicht zu fragen, ob dadurch der Zweck erreicht worden wäre, ob nicht an Stelle der früheren Schwierigkeiten neue von der entgegengesetzten Seite her aufgetreten seien und die gedeihliche Führung der Reichsgeschäfte ebensosehr, vielleicht noch mehr gestört und gehemmt haben würden. Die Frage ließe sich schwer beantworten. Formen, mögen sie noch so klug und fein ersonnen sein, verbürgen an sich niemals den Erfolg. Nicht das Werkzeug schafft das Kunstwerk, sondern der Künstler, der sich seiner bedient. Auch im Staatsleben kommt es auf die Menschen an, die die Gesetze handhaben, und wenn der größte Künstler nur mit tauglichem Werkzeug Vollendetes schaffen kann, so lehrt die Geschichte doch auf allen Blättern, daß die beste Verfassung nichts hilft, wenn die Regierenden unfähig und die Regierten schwach oder töricht sind. Worauf es uns ankommt, ist die Feststellung, daß Bismarck im letzten Jahrzehnt seiner staatsmännischen Wirksamkeit sein eigenstes Werk, die Verfassung des Deutschen Reiches, innerlich schon aufgegeben und ihre Ersetzung durch eine neue ins Auge gefaßt hat. Gerade in den letzten Jahren seiner Amtsführung kann man beobachten, wie sich bei ihm, in der Sprache der römischen Kriminalisten ausgedrückt, der Übergang vom dolus eventualis, der unbestimmten Absicht für mögliche Fälle, zum dolus destinatus, zum festen Vorsatz mit bestimmtem Ziel, vollzieht. Wie wäre es anders zu deuten, daß er — was mir aus allerbester Quelle mitgeteilt worden ist — Kaiser Wilhelm II. davon abgehalten hat, die Verfassung des Reiches zu beschwören? Das stärkste Hindernis einer Neuordnung der Dinge war damit aus dem Wege geräumt, und es kam nur noch darauf an, den richtigen Augenblick wahrzunehmen, die Gelegenheit zu benutzen, vielleicht auch herbeizuführen, wenn der Reichstag in Lebensfragen der äußern oder innern Sicherheit offenkundig versagte und damit selbst den Beweis lieferte, daß nach dieser Verfassung nicht zu regieren sei. Ihr Kernstück, das Wahlrecht, hatte Bismarck von jeher nur als einen Versuch angesehen. Das war — wir wissen es aus seinem eigenen Munde — der Sinn des bekannten Wortes: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können.“ Das Experiment war mißlungen, Deutschland konnte nicht reiten. Also mußte man es auf andere Art versuchen. Dazu war Bismarck entschlossen, er wartete nur auf die Gelegenheit, aber er wußte schon, wie er sie benutzen würde. Er ist nicht mehr dazugekommen, den Gedanken hinterließ er seinen Nachfolgern, und sie fanden nicht den Entschluß.

Aber in der auswärtigen Politik war es doch anders? Da hatte er doch in den letzten Jahren die Beziehungen des Deutschen Reiches zu den

übrigen Mächten in die glücklichste Form gebracht, jenes fein berechnete System der Gewichte und Gegengewichte geschaffen, das man nur zu hüten und zu pflegen und vor gewaltsamen Erschütterungen zu bewahren brauchte, um die deutsche Auslandspolitik ruhig und sicher weiterlaufen zu lassen wie eine Uhr, die nur aufgezogen sein will, um in Gang zu bleiben? Man kennt es ja, dieses System öffentlicher Bündnisse und geheimer Verträge, die ineinander greifen wie die Räder eines kunstvollen Uhrwerks: das Bündnis mit Österreich-Ungarn und Italien, das dem Deutschen Reich bewaffnete Hilfe bei einem Angriff von russischer oder französischer Seite zuführte; den Geheimvertrag mit Rußland, der dessen Neutralität im Fall eines französischen Angriffs versprach; dazu die von Bismarck (1887) herbeigeführten geheimen Verabredungen zwischen England, Österreich und Italien zur Erhaltung des bestehenden Zustands im Mittelmeer und Orient. Besser, so scheint es, konnte der Friede der Welt nicht geschützt werden. Wenn den französischen Begierden nach Elsaß-Lothringen die russische Unterstützung entzogen war, während den russischen Wünschen am Balkan und an den Meerengen eine Vereinigung von drei Großmächten gegenüberstand, so waren die beiden Pole isoliert, deren Verbindung den Strom auslösen und die Entladung herbeiführen konnte. Deutschland aber hatte am wenigsten zu fürchten, da es zwar nach beiden Seiten durch Verteidigungsbündnisse gedeckt, aber an keinem Punkte selbst einzugreifen genötigt war. Wer sich in die Betrachtung dieses Systems und seiner zeitweiligen Wirkungen versenkt, der versteht die Bewunderung, die ihm gezollt zu werden pflegt, ebenso wie die Schärfe des Tadels über die deutschen Staatsmänner, die durch Fallenlassen des russischen Geheimvertrags ein unentbehrliches Glied aus der Kette ausbrachen und damit das ganze Werk zerstörten. Man versteht die Bewunderung und möchte sie teilen, denn als virtuose Leistung diplomatischer Kunst ist dieses System unübertroffen und unerreicht.

Eine andere Frage ist die nach seiner Haltbarkeit. Wie lange konnte der von Bismarck geschaffene Zustand künstlichen Gleichgewichts aufrechterhalten werden? War er überhaupt auf lange Dauer berechnet, als Dauerzustand gedacht? Über diese Fragen haben Geschichtschreibung und Publizistik sich auffallend wenig Gedanken gemacht; und doch ist ihre Beantwortung für das Verständnis Bismarcks, aber auch für das Urteil über die deutsche Politik nach seinem Abgang von wesentlicher Bedeutung.

Ein gut gearbeitetes Uhrwerk ist leicht in Gang zu halten, denn seine einzelnen Bestandteile sind aus unveränderlichem Stoff gemacht; Bünd-

nisse und Verträge zwischen Staaten hängen in ihrer Dauer und Wirksamkeit von den Menschen ab, die sie schließen und auszuführen haben. Ein Wechsel auf dem Thron oder in der Regierung eines Landes, der jeden Tag eintreten kann, bedeutet unter Umständen das Erlöschen eines Vertrages oder macht einen bisher kostbaren praktisch wertlos. Auch ohne Wechsel der Personen ist der Wert unterschriebener Paragraphen nicht zu allen Zeiten der gleiche: das gegebene Wort kann gebrochen, der Sinn der Verpflichtungen verschieden gedeutet werden. Ob Alexander III. das Versprechen, bei einem französischen Angriff auf Deutschland neutral zu bleiben, auch erfüllte, hing von der Stimmung ab, in der er sich im gegebenen Augenblick befinden, von den Einflüssen, die auf ihn wirken würden. Das britische Ministerium, das das Abkommen mit Österreich und Italien geschlossen hatte, konnte jeden Augenblick stürzen, die Nachfolger waren nicht mehr gebunden. Der Fall ist bald eingetreten, als ein neues Kabinett das Abkommen nicht erneuerte. In dem europäischen System Bismarcks aber war kein Teil entbehrlich, die Beständigkeit des Ganzen also von vornherein einigermaßen prekär.

Dazu kam seine unleugbare Künstlichkeit. Es waren keine wahrhaft natürlichen Fäden, die da zwischen den verschiedenen Mächten geknüpft wurden. Österreich und Italien waren zwar Verbündete, aber Freunde waren sie nicht. Zwischen ihnen stand die italienische Irredenta in Trient, Triest und Dalmatien, stand die natürliche Rivalität auf der Adria, und damit gerade die Frage, derentwegen sie sich verbunden hatten, die Zukunft der Balkanhalbinsel. Daß Österreich am westlichen Balkan, an der Küste der Adria und in deren Hinterland an Ausdehnung oder Einfluß zunahm, war das letzte, was der andere adriatische Küstenstaat Italien wünschen konnte. Dieser Punkt machte schon bei der Erneuerung des Bündnisses im Jahr 1887 erhebliche Schwierigkeiten, und der Paragraph, mit dem man sie überwunden zu haben glaubte, hat bekanntlich beim Ausbruch des Weltkriegs den Italienern als Handhabe gedient, sich von ihrer Bündnispflicht loszusagen.

Es ist nicht der einzige und nicht der größte innere Widerspruch, der dem System Bismarcks anhaftet. Das Dreierabkommen zwischen England, Österreich und Italien zum Schutze des status quo im Mittelmeer und Orient sollte Österreich die Hilfe bieten, die Deutschland in diesem Fall zu leisten kein Interesse hatte. Darum, gleichsam als Verlängerung des deutschen Bündnisses, das sich so weit nicht erstreckte, hatte Bismarck das Abkommen vermittelt. Wie vertrug es sich damit, daß er im gleichen Jahr 1887 den Geheimvertrag mit Rußland schloß,

der diesem als Preis für seine Neutralität bei einem französischen Angriff das Recht auf Hegemonie am Balkan einräumte und diplomatische Unterstützung bei der Besetzung der Meerengen zusagte? Wie vertrugen sich ferner diese Zugeständnisse an Rußland mit der Tatsache, daß Rumänien schon vier Jahre vorher im geheimen dem Dreibund beigetreten war, doch aus keinem anderen Grunde, als um seine Unabhängigkeit vor einer drohenden russischen Hegemonie auf der Balkanhalbinsel zu retten? Man braucht auf die eigentümliche Moral, die sich in diesen einander widersprechenden Abmachungen ausdrückt, kein Gewicht zu legen, noch weniger sich darüber zu entrüsten. Die große Politik hat zu allen Zeiten ihren eigenen Sittenkodex gehabt und wird ihn wohl auch behalten; Verträge zwischen Großmächten sind nicht dazu bestimmt, zum Anschauungsunterricht in bürgerlicher Tugend zu dienen. Es liegt mir auch fern, das gesamte Vertragssystem, in dem der deutsch-russische Geheimvertrag ein schwer zu entbehrendes Glied bildete, für verfehlt zu erklären, obwohl sein Wert doch nicht so über allen Zweifel erhaben sein dürfte, wie manche Geschichtschreiber in ihrer Andacht vor allem, was von Bismarck kommt, es hinzustellen lieben. An kritischen Zweiflern hat es ja in dem sehr kleinen Kreise der Wissenden schon bei Lebzeiten Bismarcks nicht gefehlt. Das Wort des alten Kaisers von den fünf Bällen, mit denen der Kanzler spiele, war wohl schwerlich als unbedingter Lobspruch gemeint, und ein deutlicher Tadel war es, wenn ein so zuständiger Beurteiler wie der Botschafter Schweinitz die Politik Bismarcks „auf Schrauben gestellt" nannte. Mag man darüber denken wie man will, so dürfte doch so viel feststehen, daß dieses System mit seinen inneren Widersprüchen den Titel eines natürlichen nicht verdient. Es war künstlich, vielleicht allzu künstlich, und konnte schon darum den Anspruch nicht machen, die Beziehungen der europäischen Großmächte in dauernde Form gebracht zu haben. Dauer verheißt in der Politik nur, was der Natur der Dinge entspricht. Von dem Bismarckschen System kann man das nicht sagen. Es war aus den Verhältnissen, wie sie zurzeit lagen, hervorgegangen und auf sie berechnet, es mußte bei einer Änderung der Lage verschwinden und durch etwas anderes ersetzt werden. Also ein System von Aushilfen, nicht mehr.

Anders kann auch sein Schöpfer selbst es nicht aufgefaßt haben. Hätte er sonst wohl für die Verträge, die er abschloß, mit einer so kurzen Zeitdauer sich begnügt? Die Bündnisse mit Österreich und Italien alle fünf, der Geheimvertrag mit Rußland schon alle drei Jahre der Erneuerung bedürftig, das Mittelmeerabkommen an die stets ungewisse Lebensdauer

eines britischen Ministeriums geknüpft — das sieht doch nicht nach einem auf lange Dauer oder gar für alle Zeiten berechneten politischen System aus. Auch an seine Wirkung hat Bismarck selbst gar nicht so fest geglaubt wie seine Bewunderer. Unmittelbar nachdem er dem Bau die letzten Stücke eingefügt hatte, den russischen Geheimvertrag und das Mittelmeerabkommen, hielt er am 6. Februar 1888 im Reichstag die große Rede, die von allen seinen Reden den stärksten Widerhall gefunden und der Erinnerung am tiefsten sich eingeprägt hat. Sie sollte die Besorgnisse vor einem nahe bevorstehenden Kriege zerstreuen, aber mit ihrem ganzen Tenor und vollends dem kriegerischen Schlußwort „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt" rief sie eine Stimmung hervor — wer es erlebt hat, kann es bezeugen —, wie sie sonst nur am Vorabend eines Volkskrieges sich einzustellen pflegt[1]). Auf ihren nackten Kern zurückgeführt, was enthielt sie anderes als das Eingeständnis, daß alle Bündnisse und Verträge nicht ausreichten, den Frieden zu sichern, daß es dazu einer gewaltig gesteigerten Kriegsrüstung bedurfte, die es erlaubte, im Ernstfall eine Million Soldaten im Westen, eine zweite im Osten und eine dritte als Reserve in der Mitte aufzustellen, eine Rüstung, die die Kriegsstärke des Heeres um sechshunderttausend Mann und die jährlichen Kosten um dreihundert Millionen Mark erhöhte? Diese gewaltige Rüstung, die stets bereite Schlagfertigkeit, mit anderen Worten die Furcht vor der deutschen Macht, nicht ein irgendwie geartetes politisches System war die wahre Grundlage von Bismarcks Friedenspolitik.

Im Preise dieser Friedenspolitik sind die deutschen Geschichtschreiber einig, auch Ausländer haben sich ihnen angeschlossen. Aber auch da ist es nicht ohne Übertreibungen und Mißverständnisse abgegangen. Wenn zum Beispiel ein Historiker sagt: Bismarcks Friedenspolitik sei mehr als glänzendes Virtuosentum, in ihr erscheine einer der wesentlichen Charakterzüge seiner Staatskunst, nämlich die Achtung vor den Lebensbedürfnissen jeder (!) fremden Macht; wenn ein anderer sich gar zu der Behauptung versteigt, sein Hauptgesichtspunkt sei „die Erhaltung des Friedens um jeden Preis" gewesen, so fragt man sich, ob die Herren vergessen haben, daß Bismarck drei Kriege geführt hat, die sich alle hätten vermeiden lassen, wenn man auf gewisse Absichten verzichtete, und daß er zum Nutzen Preußens vier deutschen Staaten das Lebenslicht ausgeblasen hat? Die Umdichtung des großen Tatmenschen, für den es sich von selbst verstand, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen

[1]) Wir wissen jetzt, daß Bismarck selbst diese Wirkung nicht gewollt hatte. Die Begeisterung, die ihn nach seiner Rede umgab, war ihm unverständlich.

müsse, diese Legende vom harmlosen Bismarck, dessen Bild schon Ähnlichkeit mit dem eines Max von Baden bekommt, sie ist mehr als eine Versündigung an der geschichtlichen Wahrheit, sie ist ein Schaden für die Nation, denn sie raubt ihr das staatsmännische und das menschliche Vorbild, das einer ihrer größten Söhne ihr gegeben hat: das Vorbild des Heldenmutes, der dem Schicksal in den Rachen greift.

Gewiß hat Bismarck nach 1870 Friedenspolitik getrieben, den Frieden zu erhalten und zu befestigen sich bemüht. Es war keine Phrase und keine Unwahrheit, wenn er im Oktober 1887 zu Crispi sagte: „Ich arbeite für die Erhaltung des Friedens und lebe für nichts anderes", wie er schon zwei Jahre früher einem englischen Besucher mit zornigem Faustschlag auf den Tisch zugerufen hatte: „Ich brauche Frieden und kann nicht dulden, daß zwei Millionen Hammeldiebe die Ruhe in Europa stören." Aber der Friede, für den er wirkte, war niemals der Weltfriede, immer nur der Friede für Deutschland. Wo irgend er sich bemüht hat, Kriege anderer zu verhindern, da geschah es, damit Deutschland nicht in fremde Händel hineingezogen würde, bei denen es viel zu wagen und wenig oder nichts zu gewinnen hatte. Wo diese Gefahr nicht bestand, war es ihm ganz recht, wenn andere handgemein wurden. Als im Sommer 1885 ein Zusammenstoß zwischen England und Rußland in Innerasien möglich erschien, meinte er kaltblütig: „Der Krieg wäre kein Unglück für uns, wir könnten nur dabei gewinnen." Aber als zwei Jahre später die bulgarischen Ereignisse zum Kriege zwischen Rußland und Österreich zu führen drohten, den Frankreich unter der Leitung Boulangers zum Angriff auf Deutschland benutzt haben würde, da zog Bismarck die Friedensbremse scharf an.

Sein Verhalten in jener Krisis ist es vor allem gewesen, was ihm den Ruhm des Friedenspolitikers gebracht hat. Allbekannt ist ja, wie sehr die Österreicher damals zum Kriege drängten, wie England seinen Segen dazu geben wollte, wie die deutschen Generale, allen voran der alte Moltke, dazu rieten, weil so sichere Aussichten auf vollen Sieg an beiden Fronten schwerlich wiederkehren würden; und wie fest entschlossen Bismarck der Versuchung widerstand, weil für Deutschland der Krieg keine Notwendigkeit war. Damals hat Bismarck Europa und der Welt den Frieden erhalten, aber nicht um Europas und nicht um der Welt willen — was gingen sie ihn an, ihn, der einmal die Berufung auf Europa mit der kurzen Randbemerkung abfertigte: qui parle Europe, a tort! — sondern einzig und allein um Deutschlands willen. Hätte er für Deutschland beim Eingreifen in die Balkanhändel einen wesentlichen Nutzen

gesehen, er hätte den Krieg damals sowenig gescheut wie 1866 und 1870. Freilich hätte es schon eine deutsche Lebensfrage sein müssen, um einen Krieg zu wagen, wo der Kaiser neunzig, Moltke siebenundachtzig Jahre alt, der Kronprinz vom Todesengel gezeichnet, der nächste Thronerbe ein junger Mann ohne Erfahrung und Ansehen, ein unbeschriebenes Blatt, und der Kanzler selbst ein kränklicher Greis war, der auch nicht mehr mit dem Hauptquartier ins Feld rücken konnte. Wo aber war die deutsche Lebensfrage, die unter solchen Umständen den Entschluß zum Kriege gerechtfertigt haben würde? Da war die Erhaltung des Friedens unbedingte Pflicht. Blieb der Krieg auf den Orient beschränkt, wo Österreich gegen Rußland den Beistand Englands und Italiens fand, Deutschland aber weder einen Vorteil wahrzunehmen noch Verpflichtungen zu erfüllen hatte, so hätte Bismarck keinen Finger für den Frieden gerührt. Ein solcher Krieg, in dem Deutschland Zuschauer bleiben, vielleicht Schiedsrichter werden konnte, ähnlich wie 1878, wäre ihm recht gewesen, er hat ihm sogar die Tür geöffnet. Daß der Geheimvertrag, der den Russen die Balkanhalbinsel als Interessensphäre preisgab und Konstantinopel förmlich anbot, daß dieser Vertrag den Zweck hatte, sie zum Vorgehen zu ermutigen und die orientalische Frage in Fluß zu bringen, das liest man deutlich zwischen seinen Zeilen. Um jeden Zweifel auszuschließen, hat Bismarck selbst ihm diese Deutung gegeben: er sollte die Russen veranlassen, man kann ruhig sagen, sie verleiten, nach Konstantinopel zu greifen, wo sie entweder auf den bewaffneten Widerstand Österreichs, Englands und Italiens stießen oder, wenn dieser ausblieb und der Streich gelang, die dauernde Gegnerschaft der drei Mächte und wahrscheinlich auch Frankreichs auf sich luden. Der Vertrag war ein Köder, an dem Rußland sich festbeißen sollte. Kann man im Ernst behaupten, ein politisches System, in dem solch ein Vertrag ein wesentliches Glied bildete, sei für die Dauer berechnet und zur Wahrung des europäischen Friedens bestimmt gewesen?

Aber, wird man sagen, das betrifft nur die Außenwerke der europäischen Friedensfestung. Sie mögen fallen, mögen geschleift werden, der Kern, die Zitadelle bleibt darum doch unerschüttert: das Bündnis mit Österreich-Ungarn. Mit ihm hatte Bismarck, wie Hermann Oncken sagt, „den unverrückbaren Grundstein gelegt für Deutschlands auswärtige Politik". Hat er nicht selbst des öfteren in diesem Ton davon gesprochen, nicht noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" die Erhaltung Österreich-Ungarns als einer unabhängigen, starken Großmacht ein Bedürfnis

Deutschlands genannt, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden könne? Hat er nicht den jungen Kaiser bei seinem Regierungsantritt in Gegenwart der Bundesfürsten vor versammeltem Reichstag die feierlichen Worte sprechen lassen: „Unser Bündnis mit Österreich-Ungarn ist öffentlich bekannt. Ich halte an ihm in deutscher Treue fest, weil ich in ihm eine Grundlage des europäischen Gleichgewichts erblicke sowie ein Vermächtnis der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesamten d.utschen Volkes getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerrecht entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung war"? Kann man einem Vertrage zwischen Großmächten den Charakter einer dauernden, bleibenden Einrichtung noch deutlicher zuerkennen? Ist also das österreichische Bündnis nicht recht eigentlich als das Vermächtnis Bismarcks anzusehen? Haben seine Nachfolger etwas anderes getan, als wozu der getreue Verwalter eines Fideikommisses verpflichtet ist, wenn sie an diesem Bündnis unentwegt festhielten? War es nicht buchstäblich im Sinne Bismarcks, daß das Deutsche Reich zur Erhaltung Österreich-Ungarns schließlich das Schwert aus der Scheide riß, und war Bethmann Hollweg nicht im Recht, als er am 4. August 1914 vor dem Reichstag den Entschluß zum Kriege mit Bismarcks Worten begründete?

Alles scheint dafür zu sprechen, daß die Frage ein Ja fordere, und doch lautet die richtige Antwort: Nein. Um sie zu verstehen, ist es nötig, die Geschichte des Bündnisses unter Bismarck zu überblicken. Sie ist mit Legenden umwuchert, die den wahren Sachverhalt verdecken, Legenden, an deren Entstehung mancherlei verschiedene Kräfte gearbeitet haben und der große Kanzler selbst keineswegs unbeteiligt ist.

Es ist nicht so, wie er es immer dargestellt hat, als ob er im Spätsommer 1879 durch unmittelbare Gefahr von russischer Seite — Anhäufung von Truppen an der deutschen Grenze, drohendes Schreiben des Zaren an den Deutschen Kaiser, Anknüpfungen zwischen Petersburg und Paris — genötigt gewesen wäre, gegen die herannahende Gefahr des Zweifrontenkriegs Schutz zu suchen in einem Verteidigungsbund mit Österreich-Ungarn. Die Gefahr von russischer Seite bestand gar nicht, sie wurde von Bismarck überschätzt, wenn nicht absichtlich übertrieben, ein zwingender Anlaß, das Bündnis zu suchen, lag damals nicht vor. Bismarck aber hatte den Plan dazu gefaßt und den Entschluß auch schon wiederholt angekündigt, lange bevor die Beziehungen zu Rußland jene vorübergehende Trübung erfuhren, die er zum Anlaß nahm, eine längst gehegte

Absicht auszuführen. Daß der Gedanke einer festen Verbindung mit Österreich-Ungarn ihn seit 1866 geleitet und daß er dabei an Wiederherstellung des früheren geschichtlichen Verhältnisses im Heiligen Römischen Reich und im Deutschen Bund gedacht habe, jenes Verhältnisses, das er selbst zerstört hatte, das hat er oft geäußert. „Die Wiederkehr des Deutschen Bundes in einer neuen, zeitgemäßen Form" nannte er das Bündnis in den Tagen, da es geschlossen wurde, und gestand, er habe „immer den Blick darauf gerichtet, dem Reich nach außen diejenige Sicherheit zu verschaffen, die es unter den früheren Verhältnissen in der Verbindung mit Österreich gehabt habe". Er hat auch oft und noch in den „Gedanken und Erinnerungen" bekannt, seine ursprüngliche Absicht sei auf viel mehr als einen zeitlich begrenzten völkerrechtlichen Vertrag gerichtet gewesen. Ein „Verfassungsbündnis", das in beiden Ländern Gesetzeskraft erlangen und nur durch die Volksvertretungen sollte gelöst werden können, hatte er gewollt. Den Moment dazu hatte er schon 1877 für gekommen gehalten, wie er zum württembergischen Minister Mittnacht bemerkte, und seinem getreuen Moritz Busch hat er später bestätigt, daß er das „verfassungsmäßige Bündnis" schon vor dem Türkischen Krieg gewünscht habe. Dasselbe bezeugt Schweinitz, dem im Januar 1877 amtlich mitgeteilt wurde, Bismarck wolle „die alte Idee eines organischen Bündnisses mit Österreich" wieder aufnehmen, die Heinrich von Gagern 1848 vertreten hatte. Gagerns Gedanke des sogenannten „Engeren und Weiteren Bundes", das heißt Deutschland unter Preußen geeint und mit Österreich dauernd verbunden, hatte Radowitz 1850 durchzuführen versucht, und Bismarck hatte ihn dabei bekämpft. Zehn Jahre später war er anderer Ansicht geworden. Zu Keudell gestand er, Radowitz habe recht gehabt, und er hätte ihn unterstützen sollen. Wenn er nun im Jahre 1879 das Bündnis mit Österreich erstrebt und gegen den hartnäckigen Widerstand des alten Kaisers, man muß schon sagen, erzwungen hat, so handelte es sich für ihn um einen alten Plan, einen Lieblingsgedanken, ja — wie er selbst dem Kaiser auseinandersetzte — um die Krönung des Werkes der Reichsgründung, für die die damalige Lage ihm die Möglichkeit und den äußeren Anlaß zu bieten schien, eine jener historischen Gelegenheiten, die, wie er sagte, sich nicht wiederholen.

Seinen Gedanken zu verwirklichen ist ihm nicht gelungen, weder damals noch später, der „Verfassungsbund" wurde von österreichischer Seite abgelehnt, und Bismarck begnügte sich mit einem Defensivvertrag, erst für drei, dann für fünf Jahre, gegen einen Angriff von russischer Seite. Er hat geglaubt, auch ohne verfassungsmäßige Bindung werde

das Bedürfnis nach Anlehnung bei Österreich stark genug sein, um dem so viel mächtigeren Deutschen Reich einen bestimmenden Einfluß auf die österreichische Politik nach außen und innen zu sichern und, wie er es später einmal ausgedrückt hat, „dem schwankenden, schlecht geleiteten Lande eine feste Basis zu geben". Im stillen hat er wohl auch die Hoffnung genährt, aus dem jahrelangen äußeren Zusammengehen werde sich durch das Gewicht der Tatsachen eine innere Gemeinschaft entwickeln, die sich dem, was er erstrebte, nähern würde. Noch 1886, bei der Zusammenkunft der Monarchen und Minister in Gastein, hat er den Antrag auf Angleichung und Verschmelzung der beiderseitigen Heereseinrichtungen mit Austausch von Offizieren und einheitlichem Oberbefehl im Kriege gestellt — auch dies ein alter Gagernscher Gedanke. Er hat damals ebensowenig Gegenliebe gefunden wie früher. Die Österreicher sahen in Bismarcks Wünschen — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — einen Angriff auf ihre Unabhängigkeit. Auch in der höchsten Not des Weltkriegs haben sie sich dazu niemals verstehen wollen, mochten die Verhältnisse es noch so dringend fordern.

Eine schwache Stelle am Bündnis wurde damit offenbar. So wenig Preußen in den Tagen des Deutschen Bundes auf die Dauer es ertragen hatte, von Wien aus geleitet zu werden, ebenso lebhaft sträubte sich der Stolz der alten Großmacht Österreich gegen das Eingeständnis, daß sie in dem Bündnis mit dem jungen Deutschen Reich nur das Pferd, Deutschland der Reiter sei.

Es war nicht die einzige Schwäche, die dem Bündnis anhaftete. Es litt an einem Geburtsfehler, einem innern Widerspruch, der nie überwunden werden konnte und schließlich zum Verhängnis geworden ist. Vom ersten Tage an wurde es von den Verbündeten in verschiedenem, ja entgegengesetztem Sinn gedeutet. Während Bismarck für das Deutsche Reich keine andere Verpflichtung anerkannte, als den Fortbestand Österreichs zu verteidigen, dagegen jedes Eintreten für die österreichische Balkanpolitik und ihre Folgen ablehnte, hat man in Wien von Anfang an in dem deutschen Bündnis eine Deckung für die eigenen Pläne am Balkan gesehen. „Das beabsichtigte Bündnis", so schrieb Graf Andrássy dem Kaiser von Österreich, „gibt Eurer Majestät starke und freie Hand im Orient." Wir sind eine Versicherung eingegangen, keine Erwerbsgenossenschaft, wurde Bismarck zu wiederholen nicht müde; „für uns liegt ein Kriegsmotiv niemals in den Balkanfragen, sondern immer nur in dem Bedürfnis, die Unabhängigkeit Österreichs zu vertreten", wir ermutigen es nicht zu aggressivem

Vorgehen und zahlen ihm keine Prämie für Händelsuchen. Die Österreicher dagegen fühlten sich berechtigt, auch bei Verwicklungen am Balkan die deutsche Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Sie machten geltend, daß sie bei Wahrung ihrer dortigen Interessen einem russischen Angriff ausgesetzt wären, wollten wissen, ob sie in diesem Fall auf deutschen Beistand zählen könnten, wünschten den Bündnisfall im voraus klargestellt zu sehen. Das lehnte Bismarck ab: Vertrauen auf den Verbündeten sei mehr wert als der Wortlaut der Klauseln. Auf die Frage des Kaisers von Österreich, wann denn der Bündnisfall eintrete, ob erst, wenn Österreich von überlegenen russischen Massen angegriffen, vielleicht schon geschlagen wäre? ließ er antworten: „Wer Angreifer ist, das wird eintretenden Falles von unserem Kaiser ehrlich erwogen werden." Wie die Entscheidung ausfallen würde, merkten nicht nur die Österreicher, alle Welt erfuhr es durch die Rede Bismarcks am 11. Januar 1887, in der er das Schlagwort vom Leitseil prägte, „das wir uns von niemand um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouillieren". Die Österreicher waren dadurch tief verstimmt, und weite Kreise, vor allem im Heere, an der Spitze Kronprinz Rudolf und Erzherzog Albrecht, fühlten sich geradezu abgeschreckt. Das deutsche Bündnis stand in Wien zeitweilig sehr niedrig im Kurse und wäre damals wohl nicht erneuert worden, hätte man nur Ersatz dafür gefunden. Man warf Bismarck vor, er habe für österreichische Interessen kein Verständnis und könne sich in die Lage der Doppelmonarchie nicht hineindenken, könne die Gefahr nicht nachfühlen, in die sie mit ihren slawischen Völkern geraten müßte, wenn Rußland, die slawische Vormacht, am Balkan herrschte. Bismarcks Plan, die Balkanhalbinsel in eine österreichische und eine russische Interessensphäre zu teilen, wurde in Wien als unausführbar abgelehnt. Der Balkan sei eine Einheit, bei seinen Völkern entscheide das Prestige, und das lasse sich nicht teilen. Dies wiederum ließ Bismarck nicht gelten. Er hielt an seiner Auffassung fest — die Dissonanz blieb ungelöst bestehen.

Wer da recht hatte, brauchen wir nicht zu entscheiden, aber wie Bismarck gegen Ende seiner Laufbahn über das österreichische Bündnis gedacht hat, ist nicht mehr zu verkennen. Die Hoffnungen, die er an seinen Abschluß geknüpft hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen, die innere Verbindung der beiden Reiche hatte sich nicht eingestellt, dagegen hatte die Balkankrise 1887 gezeigt, wie weit die Linien ihrer Außenpolitik auseinandergingen. Welche Gefahr über Deutschland schwebte, wenn es sich zur Vertretung österreichischer Balkaninteressen hinreißen ließ, war dabei handgreiflich hervorgetreten, zugleich aber hatte man Gelegenheit

gehabt, sich darüber klar zu werden, daß für Österreich unter Umständen die Wahrung seiner Balkaninteressen zur Frage von Sein oder Nichtsein werden konnte. Seitdem dachte Bismarck anders über das Bündnis. Seinen Besuchern fiel auf, mit welcher Kälte er über Österreich sprach. Er hatte den Schatten des Zweifrontenkriegs auftauchen sehen, den er Deutschland ersparen wollte. Wie weit er darin zu gehen gedachte, haben nur die Eingeweihten des engsten Kreises, ja, hat von ihnen außer dem eigenen Sohn vielleicht nur einer erfahren, der fähigste und vertrauteste seiner Diplomaten, Graf Paul Hatzfeldt. Ihm hat Bismarck wiederholt gesagt, der Zweifrontenkrieg müsse unter allen Umständen vermieden werden, nötigenfalls indem man Österreich fallen lasse. Wenn das österreichische Bündnis überhaupt jemals der Grundstein seiner Außenpolitik gewesen sein sollte, in seinen letzten Jahren war es das sicher nicht mehr.

In solcher Stimmung ist auch das Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" geschrieben, das vom Bündnis handelt. Wer es aufmerksam liest und zu entziffern weiß, was zwischen den Zeilen steht, der hört das verlangsamte Ticken einer ablaufenden Uhr heraus. Die Österreicher leiten aus dem Vertrag Ansprüche ab, auf die sie kein Recht haben, deren Erfüllung für Deutschland verhängnisvoll wäre. Dabei ist ihnen nie zu trauen, sie halten sich noch andere Wege offen, würden sich unter Umständen sogar für eine Koalition gegen das Deutsche Reich gewinnen lassen, wie einst unter Kaunitz gegen Friedrich den Großen, sie müssen darum beständig durch die Möglichkeit, daß Deutschland und Rußland auf ihre Kosten sich verständigen, bei der Stange gehalten werden. In diesem Zusammenhang ist es, daß die oft zitierten Worte von der clausula rebus sic stantibus fallen, die für die Erfüllung vertragsmäßiger Pflichten immer die stillschweigende Voraussetzung bilde. Im Anschluß daran heißt es dann: „Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Ewige Dauer ist keinem Vertrage gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen." Vergleicht man diese eiskalten, von Mißtrauen und Abneigung diktierten Sätze mit der warmen Beredsamkeit der Denkschriften, in denen Bismarck 1879 das Bündnis dem widerstrebenden Kaiser empfohlen und es als sichersten, ja als einzigen Schutz gegen feindliche Koalitionen gepriesen, erinnert man sich der stürmischen Leidenschaft, mit der er den Abschluß erzwungen hatte, so kann man nur feststellen: das Bündnis hatte ihn enttäuscht. Es

hatte die erhofften Früchte nicht getragen, und die es trug, drohten giftig zu werden. Es war ein Versuch gewesen wie die Verfassung des Reiches, und war ebenso mißlungen wie sie.

Bismarck war der letzte, an einem verfehlten Versuch unschlüssig festzuhalten. Das österreichische Bündnis ebenso wie den Reichstag und das allgemeine Wahlrecht ist er aufzugeben bereit gewesen. Er hatte dazu noch einen Grund, den triftigsten, der sich denken ließ: er sah die Auflösung des Habsburgerreiches kommen. Früher als die meisten hat er erkannt, daß der Gegensatz der Nationalitäten den Zusammenhang des Ganzen einmal sprengen und die Großmacht zerstören könne. Die Möglichkeit, den Vorgang zu beschleunigen, hat er schon 1866 gesehen, aber als Sieger keinen Gebrauch von ihr gemacht. Schon 1861 hatte er den Fortbestand des österreichisch-ungarischen Gesamtstaates für zweifelhaft und die Verlegung seines Schwerpunktes nach Ungarn für notwendig gehalten, „wenn die Sache überhaupt zu retten ist". Fünfundzwanzig Jahre später wunderte er sich, daß Österreich noch existiere. Dazwischen — 1877 — hat er es einmal „ein eigentümliches Mosaik verschiedener Rassen, Religionen und Völker" genannt, das an einer dauerhaften Wand befestigt werden müsse, um nicht auseinanderzufallen. Die Wand sollte das Bündnis mit dem Deutschen Reiche sein. Zuletzt glaubte er erkannt zu haben, daß auch dies nicht genüge und die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten sei. Er war bereit, die Folgerung daraus zu ziehen. Ende Oktober 1888 war es, daß Graf Herbert Bismarck im preußischen Ministerrat über die Eindrücke berichtete, die er als Begleiter des jungen Kaisers bei dessen erstem Besuch in Wien gewonnen hatte. Sie waren so ungünstig wie möglich; die Verhältnisse seien wenig befriedigend, die Personen untauglich, die Bevölkerung mit Ausnahme der Deutschen und Ungarn deutschfeindlich, die Deutschen aber beim Kaiser des Landesverrats verdächtig. „So verflüchtige sich die Basis des österreichischen Bündnisses, weil es an innerer Stärke verliere." Noch deutlicher sprach sich in denselben Tagen der Fürst selber zu Schweinitz aus. Daß die tschechisch-klerikalen Einflüsse in Wien immer stärker wurden, hatte ihn stutzig gemacht. „Wenn die Armee", sagte er, „durch nationale Gegensätze gelockert wird, so vermindert sich der Wert unseres Bundesgenossen, und man wird in Erwägung ziehen müssen, ob eine Verlängerung unseres Bündnisses ratsam ist oder nicht."

Wenn er schon davon sprach, das Bündnis aufzugeben, so wird er auch gewußt haben, was er an die Stelle zu setzen gedachte. Eine landläufige

Vorstellung glaubt es auch zu wissen: die feste Anlehnung an Rußland. Bismarck soll gleichsam — man macht es sich meist nicht klar, aber es käme doch darauf hinaus — er soll die Option, die er 1879 für Österreich vollzogen hatte, haben rückgängig machen und sich nachträglich doch für Rußland entscheiden wollen. Zeugnis dafür — so meint man — der Geheimvertrag von 1887, der das österreichische Bündnis durchlöchert habe. Dazu die angelegentliche Empfehlung guter Beziehungen zu Rußland in den „Gedanken und Erinnerungen". Der alte Bismarck wäre im Begriffe gewesen, wie in manchen anderen Dingen, so auch in der auswärtigen Politik zurückzukehren zu seiner Jugendliebe, zu den Ansichten und Idealen der vierziger und fünfziger Jahre, als Kaiser Nikolaus I. der Hort und Hüter staatlicher Ordnung in Europa und der mächtige Schützer und Schiedsrichter Preußens und Österreichs gewesen war und die Heilige Allianz der Zeit den Stempel aufdrückte.

Die Vorstellung ist so falsch wie möglich. Wenn etwas feststeht, so ist es dies, daß Bismarck an ein Bündnis mit Rußland nicht gedacht hat. Niemals! Er hat es nicht nur nicht erstrebt, er ist ihm sogar ausgewichen, wo er es hätte haben können. Als Alexander II. es im Jahre 1863 anbot, riet Bismarck seinem König ab. Als die beiden Kaiser 1873 einander das Versprechen bewaffneter Hilfe in jedem Kriege gaben, entzog sich Bismarck der Gegenzeichnung und ließ Moltke unterschreiben, so daß man zweifeln darf, ob das Papier überhaupt staatsrechtliche Bedeutung hatte. Bismarck hat es denn auch stets als nicht vorhanden betrachtet. Daß er im Jahre 1876 bereit gewesen sei, gegen die russische Bürgschaft für Elsaß-Lothringen ein Bündnis „durch dick und dünn" zu schließen, was aber von der anderen Seite abgelehnt wurde, ist eine Legende, die er selbst sehr geschickt in die Welt gesetzt hat, um zu verdecken, daß er auch damals jeder festen Verpflichtung gegen den östlichen Nachbar aus dem Wege gehen wollte. Zu diesem Verhalten kommen einige Äußerungen, die keinen Zweifel darüber lassen, daß Rußland als Bundesgenosse des Deutschen Reiches für ihn nicht in Betracht kam. Dem Grafen Peter Schuwalow, der ihm davon sprach, will er — nach seinem eigenen Bericht — die Ablehnung ganz offen damit begründet haben, daß Deutschland dabei die Freundschaft aller andern Mächte verlieren und somit von Rußland abhängig werden würde. 1879 nannte er gegenüber dem Staatsminister Lucius eine Verbindung mit Rußland zu „riskant", „mit einem Autokraten, einer halb barbarischen, dummen Nation, verhetzt durch Panslawismus". Zu Waldersee äußerte er 1880, er sei „fest entschlossen, niemals wieder mit Rußland zu zweien zusammenzugehen, zu

dreien ließe es sich überlegen". „Lieber" — sagte er — „wäre es mir auch, in diesem Fall mit Österreich und England zusammenzugehen." Er hat seine Meinung auch später nicht geändert und bis zuletzt an ihr festgehalten. Die sogenannte „Rückversicherung", der Geheimvertrag von 1887, spricht keineswegs dagegen. Er kostete Deutschland nichts, da er den Russen nur das auslieferte — Konstantinopel und den Balkan —, was für Deutschland keinen Wert hatte, während Rußland für den Fall eines französischen Angriffs sich die Hände band. Nach Bismarcks Auffassung sollte dieser Vertrag zum Teil als Sicherung gegen österreichischen Bundesverrat, in der Hauptsache aber als Schutzimpfung für den Zaren gegen französische Ansteckung wirken. Er war nur für Deutschland von Nutzen und wurde denn auch von Alexander III. als unbequem empfunden. Aus der Rückversicherung die Hauptversicherung zu machen, daran hat Bismarck nicht gedacht.

Seine Gedanken bewegten sich in ganz anderer Richtung. In England sah er den natürlichen und wertvollsten Bundesgenossen des Deutschen Reiches, ihn hat er gesucht, um ihn geworben und schwer daran getragen, daß er sich nicht finden ließ. Gelegentliche Äußerungen, daß mit England wegen seiner parlamentarischen Verfassung überhaupt kein Bund zu schließen sei, sind nichts als Ausbrüche des Ärgers darüber, daß die Anknüpfung nicht gelingen wollte. Ständen alle Tatsachen ebenso fest wie die, daß Bismarck — wenn der Ausdruck gestattet ist — im Herzen englisch war, so hätte die Geschichte keine Rätsel. Wie oft hat er selbst sich darüber ausgesprochen, öffentlich und im vertrauten Kreise! Die Bemerkung zu Waldersee 1880 hörten wir soeben, er würde am liebsten mit England und Österreich zusammengehen. Im Herbst 1887 äußerte er zu dem Maler Richmond, das beste wäre ein Dreibund England, Deutschland, Italien. Daß Österreich sich würde anschließen müssen, scheint er stillschweigend vorausgesetzt zu haben. Derselbe Engländer hörte von ihm das Bekenntnis, ein Bund zwischen England, der stärksten Seemacht, und Deutschland mit dem stärksten Heere sei seit vierzig Jahren sein Ideal, und er hoffe noch die Verwirklichung zu erleben. Auf einem parlamentarischen Essen im Frühjahr 1877 hat er auf England als Bundesgenossen angespielt und zwölf Jahre später, nicht ganz ein Jahr vor seinem eigenen Rücktritt, im Reichstag England „unseren alten, traditionellen Bundesgenossen" genannt. Dem Kaiser von Österreich erklärte er im gleichen Jahr, die deutsche Politik habe seit zehn Jahren kein anderes Ziel, als England zum Anschluß an den Dreibund zu gewinnen.

Noch lauter zeugen seine Handlungen. Immer wieder hat er bei England wegen förmlichen Bündnisses angeklopft, 1875 unter der Hand durch Lothar Bucher, 1879 durch den deutschen Botschafter, 1887 zwischen den Zeilen eines eigenen Privatbriefes an den britischen Premierminister und schließlich, ein Jahr vor seinem Sturz, im Frühjahr 1889, in aller Form, schriftlich und mündlich, durch die Botschaft und durch seinen eigenen Sohn, den Staatssekretär. An keinem zweiten Gedanken hat er mit gleicher Zähigkeit und Folgerichtigkeit festgehalten wie an diesem, er ist der Wunsch seiner Jugend und die Hoffnung seiner alten Tage. Er hat das Ziel nicht erreicht und darum bis zuletzt an der Maxime festhalten müssen, die er schon 1870 in einer Weisung an den Gesandten in London ausgesprochen hatte: „Solange in England die Überzeugung nicht durchgedrungen ist, daß sein einziger wertvoller und sicherer Alliierter auf dem Kontinent in Deutschland zu finden ist, sind uns die guten Beziehungen zu Rußland von dem größten Wert." Aber aufgegeben hat er den Plan des englischen Bündnisses nicht, und vielleicht, ja wahrscheinlich hat nur sein Sturz ihm die Genugtuung geraubt, es abzuschließen.

Aber war das nicht eine sehr unsichere Rechnung? Die Engländer spröde, festländischen Bündnissen überhaupt abgeneigt, ihre Entschlüsse von wechselnden Parlamentsmehrheiten abhängig; Österreichs Macht und Einheit in sichtlichem Verfall; Italien für sich allein wertlos — welchen Rückhalt boten solche Freunde gegenüber der unversöhnlichen Gegnerschaft Frankreichs und der stetig wachsenden Menschenzahl, der langsam, aber nicht minder stetig fortschreitenden Organisation und wirtschaftlichen Entwicklung des gewaltigen Rußland? Gab es denn keine bessere Sicherung der deutschen Zukunft? War es nicht auch in diesem Fall klüger, sich an den Stärksten, an Rußland anzuschließen, von dem uns, wie auch Bismarck immer betont hat, keine strittigen Interessen trennten?

Die Antwort und zugleich der Schlüssel zu Bismarcks Gedanken über die Zukunft, Gedanken, die er nicht laut äußern durfte, ehe der Augenblick da war, sie auszuführen — die Antwort liegt in seiner Ansicht von Rußland und Rußlands Zukunft. Er hat nicht nur gewußt, daß dieser Staat, seit er das Prinzip der Nationalität auf seine Fahne geschrieben hatte, ein verläßlicher Freund der Deutschen nicht mehr sein wollte noch konnte, weil die russische Volksnatur der deutschen von Grund aus entgegengesetzt und, wenn sie des Gegensatzes einmal bewußt geworden, allem Deutschen aus innerstem Instinkt feindlich ist, daß, mit einem Wort, die Kehrseite des slawischen Nationalgefühls der Deutschenhaß ist; er

hat auch früher als die gesamte übrige Welt — vielleicht das glänzendste Zeugnis seines seherhaften Scharfblicks und Weitblicks — er hat erkannt, daß diesem ungeheuren Reich keine Zukunft beschieden war. Er sah es im Geiste schon in sich selbst zusammenbrechen und rechnete damit als mit einer festen Tatsache. Das hat er einmal zur Zeit des Berliner Kongresses in einem jener plötzlichen Ausfälle verraten, die bei ihm hin und wieder das sonst so vorsichtig gehütete Geheimnis seiner letzten Gedanken wie mit Blitzlicht erhellen. Freiherr von Roggenbach, der badische Staatsmann und Freund des rumänischen Königshauses, hatte versucht, ihn von Opfern abzubringen, die den Rumänen zum Besten Rußlands zugemutet wurden. Roggenbach hatte dabei, als alle Gründe abprallten, schließlich gesagt: „Rußland ist unersättlich. Bisher haben Sie es befriedigen können auf Kosten anderer. Aber der Vorrat erschöpft sich, und Sie werden eines Tages zum Eigenen greifen müssen. Was wollen Sie dann tun?" Darauf hat Bismarck nach einigem Zögern und Stocken die Worte hervorgestoßen: „Ach was, bis dahin ist in Rußland der große Kladderadatsch längst eingetreten!"[1]) Das war keine Ausrede der Verlegenheit, auch keine vorübergehende Anwandlung. Genau die gleiche Ansicht hat Graf Herbert, darin wie in allem das Echo und Sprachrohr väterlicher Gedanken, mehr als einmal geäußert. In Diplomatenkreisen kannte man sein Wort von dem russischen Schlammberg, der früher oder später versinken müsse. Einem jungen Kurländer, dem Sohn eines Universitätsfreundes, hat er auf die Frage, ob nicht in dem unaufhaltsamen Anwachsen der russischen Bevölkerung eine Gefahr für Deutschland läge, erwidert: „Gewiß, aber es ist anzunehmen, daß über kurz oder lang doch eine Revolution in Rußland kommt. Dann wird es in verschiedene Stücke zerfallen, und wir würden dann natürlich nicht die Dummheit machen, es wiederherzustellen."

Die Überzeugung, daß Rußland der Revolution und Auflösung entgegengehe, hat Bismarck sich gebildet, als er um 1860 als preußischer Gesandter in Petersburg Zeuge der liberalen Reformen war, mit denen Alexander II. seinen Staat auf die Bahn modernen Fortschritts nach westlichen Mustern zu führen gedachte. Ihm ist nicht verborgen geblieben, daß diese Maßregeln, vor allem die gründlich verfehlte Bauernbefreiung, dem Zustand, Charakter und Bildungsgrad des Volkes unangemessen waren und nur die Zerstörung der bisherigen Ordnung, keine fruchtbare Neuschöpfung bringen konnten, daß sie den Anfang vom Ende für Staat

[1]) Mein Gewährsmann ist Herr von Roggenbach selbst, mit dem ich im Herbst 1899 eine in vieler Hinsicht interessante Unterredung hatte.

und Gesellschaft bedeuteten. Durch seine Petersburger Briefe ziehen sich diese Beobachtungen und Voraussagungen wie ein roter Faden. Was er später erlebte, die Korruption der Verwaltung, das Anschwellen der nihilistischen Bewegung, die Schwäche und Unsicherheit Alexanders II., die Kette politischer Attentate, die schließlich in der Ermordung des Zaren gipfelte, alles das konnte ihn in der Vorstellung nur bestärken, die er sich aus eigener Anschauung gebildet hatte: Rußland reifte der Revolution entgegen. Bekannt ist, daß er schon 1875, da Rußlands bester Staatsmann, Graf Peter Schuwalow, als Botschafter in London kaltgestellt wurde, eine Katastrophe so nahe glaubte, daß er seine russischen Papiere verkaufte. Auch die brutale Unterdrückung, mit der Alexander III. zeitweilig den äußeren Schein der Ordnung und Ruhe wiederherstellte, hat Bismarck in seinem Urteil nicht irre gemacht. Zu Crispi bemerkte er im Oktober 1887: „Rußland ist seiner Truppen nicht sicher. Das Heer, Offiziere und Soldaten, sind von revolutionären Elementen durchsetzt. Das große Reich scheint unverwundbar, ist es aber nicht." Er wies besonders auf Polen hin, wo der Aufstand jeden Tag ausbrechen könnte. Im März 1887 notierte Kronprinz Rudolf von Österreich nach einem Gespräch mit ihm: „Bismarck hält Rußland für viel demokratischer, als man sonst gesonnen ist anzunehmen, und meint, daß Revolutionen und infolgedessen eine russische Republik Dinge sind, die, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, auch sehr bald eintreten könnten. Er meint, daß viele Leute in Rußland nur auf den Moment eines unglücklichen Krieges hoffen, um sich dann der Dynastie zu entledigen."

Das Jahr, aus dem diese Äußerungen stammen, hätte ihm Gelegenheit geboten, das Ende der russischen Großmacht, das er erwartete, zu beschleunigen. Eine entscheidende Niederlage des Heeres, ein gründlich verlorener Krieg hätten damals den Zusammenbruch des autokratischen Polizeistaats wohl noch nicht in den Formen und mit den grausigen Folgen wie vierzig Jahre später herbeigeführt, aber ausgeblieben wäre er nicht. Warum wurde die Gelegenheit nicht benutzt, das Deutsche Reich von dem Druck der Zweifrontengefahr zu befreien, indem man die eine, ohnehin dem Untergang geweihte Nachbarmacht zerstören half?

So gewagt es scheint, Bismarcks unausgesprochene Gedanken zu erraten, es fehlt doch nicht ganz an Anhaltspunkten dafür. Wie hätte Osteuropa ausgesehen, wenn Rußland sich in seine Bestandteile auflöste? Wäre dann nicht Österreich als Erbe der wichtigsten westlichen Provinzen, Polens und der Ukraine, an die Spitze der slawischen Völkerwelt getreten, ein im wesentlichen slawischer Staat, in dem die Deutschen und Ungarn

zu belanglosen Minderheiten herabsanken? Und welche Richtung hätte ein slawisches Österreich von bald hundert Millionen Bewohnern in seiner äußeren Politik eingeschlagen? Hätte es nicht die polnischen Ansprüche auf Posen, Oberschlesien und Danzig sich zu eigen gemacht, vielleicht Frankreich die Hand zum Bunde gegen Deutschland gereicht? Die Versuchung dazu wäre nicht gering gewesen, und Herrscher wie Kronprinz Rudolf, Franz Ferdinand oder Karl hätten ihr kaum widerstanden. Das war nicht, was Deutschland wünschen konnte. Es hätte beim Zusammenbruch Rußlands nicht viel gewinnen können, aber sehr viel verloren, wenn Österreich bestehen blieb und viel gewann. Solange Österreich als Großmacht da war, mußte Rußland erhalten bleiben und umgekehrt; wie es in den „Gedanken und Erinnerungen" heißt: „Jeder von beiden ist für uns unentbehrlich", schon um des europäischen Gleichgewichts willen. Da konnte die Losung nur sein: abwarten, der natürlichen Entwicklung der Dinge nicht vorgreifen; sie besorgte von selbst unsere Geschäfte, die Zeit arbeitete für uns. Kam es einmal so weit, daß Rußland verfallen, Österreich aufgelöst war, dann, aber erst dann war das Zweifrontenproblem wirklich beseitigt, Deutschland hatte freie Hand, bei einer Neuordnung des europäischen Ostens den eigenen Vorteil wahrzunehmen. Neue Bahnen öffneten sich und neue Ziele wurden sichtbar, an die man einstweilen nicht denken konnte und nicht zu denken brauchte. Einstweilen hieß es: wait and see, abwarten und die Augen offen halten.

Bismarck, der Mann der kühnen Tat, war zugleich ein Meister in der Kunst des Wartens, die für den Staatsmann nicht weniger wichtig ist als die Fähigkeit zu raschem Entschluß. Wie bescheiden hat er stets von der Möglichkeit gesprochen, auf den Gang der Geschichte einzuwirken! Fert unda nec regitur, die Welle trägt, doch läßt sie sich nicht lenken — das könnte sein Wahlspruch gewesen sein. Das Wort Chamissos: „Ich bin der Zeiten ohnmächtiger Sohn" hat er auf sich bezogen und seine innerste Überzeugung von der Aufgabe des leitenden Staatsmanns in einem Bilde ausgedrückt, wie es schöner kein Dichter finden könnte: „Stillhalten und lauschen, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorspringen und den Saum seines Gewandes fassen, das ist alles!" Keiner hat das besser gekonnt als er. Dieser einzigartigen Vereinigung von Tatkraft und Geduld verdankte er seine Erfolge. Nichts hat er unternommen, wofür die Zeit nicht reif gewesen wäre, nichts übereilt noch überstürzt, immer den richtigen Augenblick abgewartet, aber wenn er da war, nie gezaudert. Auch in den großen Umwälzungen, die er voraussah, beim Zusammenbruch Rußlands, der Auflösung Öster-

reich-Ungarns, hätte er gehandelt, ohne Zeit zu verlieren. Wie, das hing von Umständen ab, die niemand vorhersagen konnte. Noch war ja alles still, der Schritt Gottes nicht zu hören. Wer konnte wissen, an welchem Zipfel sein Gewand zu fassen sein würde? Ein Programm für die kommenden Ereignisse aufzustellen, wäre Narrheit gewesen; Bismarck hat keines gehabt und keines hinterlassen.

Aber seine Gedanken hat er sich darüber schon gemacht. Wie er in schlaflosen Nächten über die Vergangenheit zu sinnen liebte, sie gleichsam noch einmal durchlebte, die Folgen, die sie gezeitigt, und die Möglichkeiten, die sie verscherzt hatte, durchdachte, prüfte und abwog, so hat er es sich auch nicht versagt, träumenden Auges in die Zukunft zu schweifen, hat sich ein Bild zu machen gesucht, wie wohl später die Dinge laufen und was dann für Deutschland zu tun sein würde. Er hat auch gewußt, nicht, was er tun würde, wenn es an der Seite Deutschlands keinen russischen Koloß und kein österreich-ungarisches Ländermosaik mehr gab — wer vermißt sich, die richtigen Züge in einer Schachpartie zu kennen, bevor die Figuren aufgestellt sind? —, aber er hat gewußt, auf welcher Seite er spielen würde, wo die Ziele der deutschen Zukunft lagen. So selten er darüber gesprochen hat, seine wenigen Äußerungen sind doch bezeichnend genug, daß man mehr als bloße Vermutungen darüber anstellen kann.

Ganz sicher wissen wir, was er nicht getan, was er vermieden haben würde. Er hätte vor allem dafür gesorgt, daß das Deutsche Reich bei den zu erwartenden großen Auseinandersetzungen im Osten Europas nicht allein dastände, daß es die eine der beiden dann noch übrigbleibenden Großmächte auf seiner Seite hätte. Das konnte, da Frankreich nicht in Betracht kam, nur England sein. Darum hätte er unter allen Umständen sorgfältig vermieden, die damals schon auftauchenden englisch-deutschen Reibungsflächen zu vergrößern. Die Kolonialpolitik hätte vielleicht noch mehr zurücktreten müssen, als es in seinen letzten Jahren schon der Fall war — man kennt seine Aussprüche: „Lord Salisburys Wohlwollen ist uns wichtiger als ganz Südostafrika" und „der ganze Kolonialschwindel wiegt die Freundschaft Englands nicht auf". Niemals hätte er zugelassen, daß um solcher Nebendinge willen die Verstimmung gegen Deutschland weite Kreise des englischen Volkes ergriff, oder gar, daß der Wettbewerb im Handel die politischen Beziehungen der beiden Reiche vergiftete. Zweifellos wollte auch er, daß aus den kommenden Verschiebungen der Grenzen und Gewichte Deutschland größer, stärker, mächtiger hervorgehe. Aber nicht jenseits des Ozeans hätte er den Zuwachs gesucht, nicht auf

dem Wasser sah er die Zukunft liegen. Es war nicht der verengte Gesichtskreis des Alters, nicht Zurückbleiben hinter der fortschreitenden Zeit, sondern richtige Erkenntnis von Deutschlands Lage und nutürlichen Lebensbedingungen, was ihn den Blick nach Osten richten ließ, wo die Möglichkeiten des Wachsens sich von selbst öffneten, wo die Nation Lebensraum gewinnen konnte, ohne ihre Überlieferungen zu verleugnen und die Wurzeln ihrer Kraft zu verlieren.

Zwar das, was heute den meisten so nahe liegt, den Erwerb von Deutsch-Österreich beim Zerfall der habsburgischen Doppelmonarchie, hätte Bismarck abgelehnt. Die Aussprüche sind allzu zahlreich und bestimmt, als daß man daran zweifeln könnte, daß Bismarck ein überzeugter Gegner des „Anschlusses" gewesen ist. Der Gedanke, „noch mehr durch geistliche Herrschaft unterwühlte Provinzen" zu erwerben, schreckte ihn ab, nach den „wallfahrenden Völkern Österreichs" trug er kein Verlangen, und mit Wien als Grenzstadt wußte er nichts anzufangen. Auch vom wirtschaftlichen Anschluß hat er nichts wissen wollen. „Die Donau geht uns nichts an", sagte er 1877 zu Crispi, der ihn darauf hinwies, daß sie ein deutscher Strom sei. Und im gleichen Jahr sprach er zu einem anderen Besucher von dem „Phantom der Zolleinigung". Ob er im gegebenen Fall nicht doch eine Form gefunden haben würde, die seinen Bedenken gerecht wurde, ohne dem bedrohten Deutschtum der Österreicher den Rückhalt am Deutschen Reich vorzuenthalten? Man möchte es annehmen; wenigstens hat er zu Hohenlohe einmal die Möglichkeit, die Deutschen Österreichs zu annektieren, flüchtig berührt, ohne sie ganz abzulehnen. Aber noch in den „Gedanken und Erinnerungen" steht doch der kategorische Satz: „Deutsch-Österreich könnten wir weder ganz noch teilweise brauchen." Man merkt es dieser Stelle seiner Aufzeichnungen an — ein Trost für alle, denen es ebenso geht —, daß auch Bismarck dem Zerfall Österreich-Ungarns ratlos gegenübergestanden hat. Er kann sich in diesem Fall „keine für uns annehmbare Zukunft der Länder denken ... Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein."

Ein anderes Problem mußte der Zusammenbruch Rußlands aufwerfen. Was sollte aus Polen werden, wenn es russisch nicht mehr sein konnte? Ihm Selbstbestimmung zu geben, war gefährlich für Deutschland, das vom eigenen Besitz im Osten kein Stück hergeben konnte, ohne sich ernster Gefahr auszusetzen. Noch 1877 hat Bismarck zu Crispi von der Unmöglichkeit gesprochen, Polen wiederherzustellen, ohne schwere Einbuße für Deutschland; „es wäre ein Frankreich im Norden". Aber was blieb

denn anderes übrig? 1883 nennt er schon die Wiederherstellung „ein zweischneidiges Schwert", aber immerhin das kleinere Übel, verglichen mit russischer Invasion. Nach weiteren fünf Jahren steht der Entschluß fest. Waldersee notiert nach einer Unterredung mit ihm: „Daß wir bei einem Kriege mit Rußland Polen wiederherstellen sollten, darüber waren wir einig."

Das machte denn freilich noch weiteres notwendig. Sollte ein wiederhergestelltes Polen nicht gefährlich werden, nicht ein wirkliches Frankreich im Norden sein, so mußte die deutsche Machtstellung dort verstärkt werden. Es ist gewiß kein Zufall, daß um die Mitte der achtziger Jahre mit der systematischen Siedlungspolitik in den Ostmarken die Bahn der Germanisierung der polnischen Gebiete Preußens entschlossen beschritten wird. Aber noch mehr. Für Bismarck war es ausgemachte Sache, daß Rußland nicht nach Europa gehöre. „Es hat im Westen nichts zu holen als den Nihilismus und ähnliche Krankheiten. Seine Aufgabe liegt in Asien." So hat er schon 1877 gesagt. Er begegnete sich in dieser Ansicht mit manchen Russen, vor allem mit seinem Freunde Peter Schuwalow, der nicht der einzige war, der die Ausdehnung Rußlands nach Westen für falsch hielt. Daß Bismarck im gegebenen Fall nach dieser Einsicht verfahren sein würde, ist nicht zweifelhaft. Er hätte Rußland dorthin zurückgewiesen, wohin es gehörte, und ihm die westlichen, sämtlich ja nicht von Russen bewohnten Gebiete abgenommen, die es seit Peter dem Großen und Katharina II. erobert hatte. Mit Halbheiten hätte er sich nicht begnügt. „Zwingen uns die Russen zum Kriege, so nehmen wir ihnen Petersburg", hörte man ihn einmal sagen. Was aus den abgenommenen Gebieten werden sollte, brauchte nicht im voraus entschieden zu werden, es hing von den Umständen ab, unter denen die Ereignisse sich abspielten, und von dem Zustand, in dem die Länder selbst sich befinden würden. Daß die Ostseeprovinzen für das Deutsche Reich kein erstrebenswerter Besitz seien, hat Bismarck so oft und so nachdrücklich ausgesprochen, daß man annehmen möchte, er würde an ihre Annexion nicht gedacht haben. Und doch hat er schon 1880 zu seinem Arzt von der Möglichkeit gesprochen, daß „ein glücklicher Krieg die Ostseeprovinzen als Preis wiederbrächte", und hat die Schwierigkeiten, die sich aus der undeutschen Bevölkerung des Landes ergeben würden, nicht höher eingeschätzt als die welfische Fronde in Hannover. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Allerdings hätte nur ein Tor dem Deutschen Reich zumuten können, irredentistische Politik bezüglich des baltischen Deutschtums zu treiben, solange die russische Großmacht bestand. Gab es sie nicht mehr, so war es

etwas anderes. Dann konnte geschehen, was Bismarck einmal vorausgesagt haben soll: „Nach mir wird eine Generation kommen, die ein Deutschland schaffen wird von der Nordsee bis Triest und bis an den Peipussee."

Die Generation, die nach ihm kam, hat dieses Deutschland nicht geschaffen, konnte es schon darum nicht schaffen, weil sie von seinen letzten Gedanken nichts wußte, ja eigentlich nichts wissen wollte. Sie glaubte, seiner Unterweisung nicht zu bedürfen, da in einer neuen Zeit mit der alten Weisheit doch nicht weiterzukommen wäre. So gelangte man dazu, während man ihm Standbilder und Türme errichtete und seinen Namen täglich im Munde führte, eigentlich alles anders zu machen als er, den man nicht begriffen hatte.

Wir litten am mißverstandenen Bismarck. Nicht nur, daß man im einzelnen nicht nach seiner Anweisung verfuhr, Maßnahmen rückgängig machte, die er getroffen, Stellungen räumte, die er besetzt hatte; das wäre zu entschuldigen, auch wieder gutzumachen, unter Umständen zu rechtfertigen gewesen. Man tat Schlimmeres: man mißbrauchte seinen Namen und verleugnete seinen Geist, vertauschte die Vorzeichen und stellte die Rechnung auf den Kopf. Dinge, die er, den wechselnden Verhältnissen entsprechend, für zeitweilig nötig und nützlich gehalten hatte, wurden zu ewig gültigen Wahrheiten erhoben, aus dem elastischen System von Aushilfen, das er gezimmert, eine starre Schablone gemacht und der anpassungsfähigste, darum auch biegsamste und wandelbarste aller großen Staatsmänner zum Prediger politischer Glaubenssätze gestempelt, von denen bei Verlust der Seligkeit nicht abgewichen werden dürfe. Im Räuspern und Spucken suchte man ihm zu gleichen, das aber, was seinem Denken zugrunde lag, was der Sinn und die Seele seiner auswärtigen Politik, sein echtes Testament war, geriet in Vergessenheit, so sehr in Vergessenheit, daß man sich öffentlich davon lossagte, ohne es zu merken. Der Schlüssel zur Geheimschrift seiner Gedanken war verloren gegangen. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" führt er aus, daß Deutschland die einzige große Macht ohne solche Ziele sei, die sich nur durch Krieg erreichen ließen; darum sei es in der Lage, „durch ehrlichen und friedlichen Gebrauch seiner Schwerkraft die Welt zu überzeugen, daß eine deutsche Hegemonie in Europa nützlicher und unparteiischer, auch unschädlicher für die Freiheit anderer wirke, als eine französische, russische oder englische". Als diese Sätze erschienen, war das Wort schon gefallen, aus dem man das Gegenteil heraushören mußte und herausgehört hat: das Wort von dem Platz an der Sonne, den Deutschland haben wolle.

Hatte es ihn denn nicht längst, war es nicht mehr der saturierte Staat, für den es Bismarck erklärt hatte? Der Epigone, der sich am häufigsten auf den Meister berief, gerade er hat ihn nicht nur dieses eine Mal und nicht nur mit dem Munde verleugnet. Die Weltpolitik, die er trieb und als Deutschlands Beruf verkündigte, die Art, wie er sie führte, sie schlugen allem ins Gesicht, was Bismarcks Grundsatz und Lehre gewesen war. Es geschah genau das, was er in seinen letzten Jahren am meisten gefürchtet, woraus er die Katastrophe hatte hervorgehen sehen, wie er dem getreuen Hofmann sorgenvoll gestand: daß durch die Prahlerei des Emporkömmlings die deutsche Politik auf ein falsches Geleise geschoben werde, wo dann, wenn der Zug einmal über die falsche Weichenstellung hinaus und auf die schiefe Ebene geraten, die Bremsschrauben gelöst seien, keine Gewalt ihn mehr vor dem Zerschellen bewahren werde.

Furchtbar hat die Ahnung sich erfüllt, und mit Bangen fragen wir uns, ob das deutsche Volk jemals wieder einen Teil der Macht, des Ansehens, der Blüte erlangen wird, die Bismarck ihm errungen, und ob es jemals in die Lage kommen wird, an Bismarcks letzte Gedanken anzuknüpfen. Aber in wem der feste Vorsatz und Glaube lebt, daß ein neues Geschlecht die Schuld der Väter sühnen und Deutschland wieder zu der Stellung in der Welt verhelfen soll und wird, die ihm gebührt, der weiß auch, wo der beste, der zuverlässigste Lehrer und Führer auf diesem Wege zu finden ist. Was er im einzelnen gedacht und gewollt hat, ist vergänglich gewesen, aber die Weisheit der Gesinnung, die aus ihm strahlt, ist ein Licht, das nie verlöschen kann. Und fände auch kein einziger seiner Gedanken in einer von Grund aus veränderten Welt Anwendung, der Geist, in dem er dachte, bleibt das unverrückbare Vorbild und die beste Schule für jeden, der gleich ihm kein höheres Ziel kennt, als dem eigenen Volk und Vaterland zu dienen.

Ursachen des Weltkriegs

Für den Mann der Wissenschaft, dem es nicht um den Beifall der Menge, nur um die Wahrheit zu tun ist, gehört ein nicht gewöhnlicher Mut dazu, eine Darstellung der Dinge, die zum Weltkrieg führten, zu unternehmen. Hier gilt es ja nicht nur, durch ein Dickicht von Quellenzeugnissen sich den Weg der Erkenntnis zu bahnen, hier hat man den Kampf aufzunehmen mit der Macht, die sich dem Geschichtschreiber überall in den Weg stellt und hier in stärkster Rüstung auftritt, mit dem Vorurteil. Hier mehr als irgendwo wird die Darstellung ungewollt zum Urteil, wird sie zumindest von den meisten als Urteil empfunden; und wenn das Urteil nur ein Recht hat, sofern es unparteiisch ist, wer ist hier unparteiisch, wer könnte es sein, wo doch jeder beteiligt war und ist?

Der amerikanische Historiker[1]), der sich trotzdem daran gewagt hat, der Welt — in erster Linie, wie man fühlt, seinen Landsleuten, zugleich aber auch der übrigen gebildeten Welt — zu zeigen, wie es gewesen, hat seine Aufgabe in einer Weise gelöst, die die größte Achtung fordert. In unermüdlicher Forschung hat er den ungeheuren Quellenstoff bewältigt, den von allen beteiligten Seiten her das Bedürfnis der Rechtfertigung schon heute aufgehäuft hat. Seine Kenntnis ist bewundernswert. Nur eine empfindliche Lücke ist mir aufgefallen: die Denkwürdigkeiten und Briefe des Botschafters von Schweinitz sind ihm entgangen, daher denn seine Darstellung von Bismarcks Verhältnis zu Rußland einige Fehler aufweist. Und wie er die Quellen kennt, so weiß er sie auch zu scheiden. Er läßt sich weder durch die sensationellen Randbemerkungen Wilhelms II. dazu verführen, den persönlichen Anteil des Kaisers an den Ereignissen zu überschätzen, noch wird er durch die scheinbare Genauigkeit angeblich gleichzeitiger Aufzeichnungen geblendet. Dem Tagebuch des russischen Ministeriums weist er schwere Irrtümer in Zeitangaben nach (2, 339), Paléologue, der die Note „nur mit Vorsicht zu benutzen" erhält (2, 350), wird auf handgreiflichen Vertuschungen und Entstellungen der Wahrheit ertappt („eine erneute Anleihe bei seiner dichterischen Phantasie", 2, 348. 350); auch Lord Grey ist kein vollgültiger Zeuge der Wahrheit (2, 264), und am übelsten ergeht es Poincaré, dessen Darstellung eigentlich nirgends die Probe besteht. Die Kennzeichnung seiner breitangelegten Denkwürdigkeiten ist geradezu klassisch: „Er schreibt wie ein Geschäfts-

---

[1]) Sidney Bradshaw Fay, The Origins of the World-War. 2 Bände, 1928. Deutsche Ausgabe 1929. Nach dieser wird im Folgenden zitiert.

vertreter bei Geschäftsdifferenzen, nicht wie ein Staatsmann, der nach Wahrheit sucht" (1, 19. Vgl. 1, 216. 301; 2, 357). Über allem, über dem Wissen und über der Kritik, steht der Wille des Verfassers zu Wahrheit und Gerechtigkeit, die unbefangene Sachlichkeit seines Urteils. Wenn er nicht überall das Richtige trifft, so liegt das nicht am Wollen, sondern an gewissen Bedingungen des Denkens, vielleicht des Seins, an Grenzen der Erfahrung, wie sie nun einmal zum Wesen des Menschen gehören und auch dem Bürger der Neuen Welt mit seinem weiten Gesichtskreis nicht erspart bleiben. Wir werden die Wirkungen davon noch hervorheben müssen, wollen aber im voraus bemerken, daß sie dem Wert des Ganzen keinen Abbruch tun. Wer ihm als Deutscher sich nähert, wird mit doppelter Genugtuung feststellen können, daß auch der Amerikaner von seinem hohen Standpunkt aus zu dem gleichen Gesamturteil kommt, das in Deutschland ebenso Bekenntnis der Wissenschaft wie Überzeugung aller Verständigen ist. Auch er schließt seine Darstellung mit dem Satze: „Der Schuldspruch des Versailler Vertrags, der Deutschland und seine Verbündeten mit der Verantwortung für den Krieg belud, ist historisch unhaltbar." Alles in allem: eine bessere Zusammenfassung der bisher geleisteten Forscherarbeit gibt es nicht, und da mit literarischen Nachweisen nicht gespart ist, kann das Buch als beste Einführung für weiteres Studium Fachleuten wie Laien nicht nachdrücklich genug empfohlen werden.

Der Verfasser stellt im ersten Bande die Entwicklung der europäischen Politik seit 1871 bis zum Attentat von Sarajewo, im zweiten dieses selbst und den Ausbruch des Krieges dar. An der ungleichen Bemessung des Raumes erkennt man, daß der Schwerpunkt im zweiten Teile liegt. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers, die Umstände, die zu ihr führten und sie begleiteten, dann die daran anknüpfenden Verhandlungen zwischen den Regierungen der Großmächte nehmen das Interesse des Verfassers stärker in Anspruch als die allmähliche Entstehung der Gesamtlage, aus der sich die Explosion von 1914 ergab. Dementsprechend ist auch der zweite Teil der besser gelungene. Sorgfältiger, zugleich eindringend und übersichtlich, könnte das verwickelte Gewebe der Noten, Weisungen und Gespräche mit ihren Mißgriffen, Mißverständnissen, Hintergedanken und Zufälligkeiten kaum dargestellt werden. Gründlich, ja erschöpfend sind Vorgeschichte und Ausführung des Mordes von Sarajewo geschildert; die Mitwissenschaft und Mitschuld der serbischen Minister wird gegen alle Zweifel überzeugend erwiesen. Auch die Einwendungen, die Graf Sforza neuerdings (Gestalten und Gestalter

S. 167 f.) erhebt, kommen dagegen nicht auf. Unerbittlich werden die mannigfachen Legenden zerstört, mit denen man Deutschlands wissentliche Urheberschaft am Kriege hat beweisen wollen. Die Fabel vom Potsdamer Kronrat am 4. Juli, zu deren Verbreitung sich der amerikanische Botschafter in Konstantinopel hergegeben hat, wird gebührend gebrandmarkt. Ihr wahrer Urheber war übrigens, wie er selbst mir im Januar 1917 stolz bekannt hat, der Vertreter der „Frankfurter Zeitung" in Berlin, August Stein. Er verdankte seine „Kenntnis" einem Oberkellner, der ein Tischgespräch belauscht haben wollte. So sehen mitunter die Urquellen geschichtlicher Überlieferung aus! Mit einer raschen Handbewegung erledigt der Verfasser den Schwindel, dem kein Geringerer als Lord Grey zu europäischem Ansehen verholfen hat, daß die falsche Nachricht des „Lokalanzeigers" die russische Mobilmachung veranlaßt habe. In eindringender Untersuchung stellt er fest, daß sogar die französische Mobilmachung der deutschen vorausgegangen ist. Ein Meisterstück der Kritik ist die Erörterung über die angebliche Doppelzüngigkeit des deutschen Auswärtigen Amtes bei Weitergabe der englischen Vorschläge nach Wien, schlagend die Aufdeckung des Betrugs, den Frankreich mit der angeblichen Zurückziehung seiner Truppen hinter die Zehnkilometerzone sich erlaubt hat, zwingend der Nachweis, daß die Verletzung der belgischen Neutralität nicht Kriegsgrund für England, nur Vorwand gewesen ist. Höchst eindrucksvoll sind die Hinweise auf das unehrliche Spiel der Franzosen, sowohl des Präsidenten Poincaré wie des Botschafters Paléologue, das vor groben Fälschungen sich nicht scheut, um die eigene schwere Verantwortung zu verdecken (2, 202. 267. 349. 351). Aber auch Lord Grey kommt nicht zum besten weg. Er muß sich sagen lassen, daß seine Darstellung, mit der er Deutschland beschuldigt, die englische Vermittlung zum Scheitern gebracht zu haben, „alles andere als die volle Wahrheit" ist. Wie Rußland mit seiner übereilten Mobilmachung — darüber läßt der Verfasser nicht den geringsten Zweifel — den Krieg, der sich immer noch hätte vermeiden lassen, eigentlich herbeigeführt hat, so sind es auch Frankreich und Rußland gewesen, nicht Deutschland, die die aussichtsreiche Vermittlung zunichte machten (2, 274 ff.). In eindrucksvollster Weise wird das Verhalten Deutschlands dem der Engländer und Franzosen gegenübergestellt (2, 287). Als die Gefahr des allgemeinen Krieges sichtbar wurde, an den man bisher in Berlin nicht geglaubt hatte, hat Deutschland immer stärker mäßigend in Wien zu wirken gesucht, Frankreich und England aber ließen Rußland auch weiter ruhig gewähren, und Rußland schritt zur allgemeinen Mobilmachung, von der es wußte, daß sie den

europäischen Krieg bedeutete. Grey — so heißt es 2, 277 mit beredter Andeutung — hätte auf Petersburg drücken müssen, „wenn er die Erhaltung des europäischen Friedens über die Aufrechterhaltung der Tripleentente stellte". Die deutsche Regierung hat diesen Druck auf ihren Bundesgenossen ausgeübt, auf die Gefahr, ihn sich zu entfremden. Daß sie dafür niemals die Form zu finden wußte, der Österreich hätte nachgeben müssen, tadelt der Verfasser wiederholt mit berechtigter Schärfe. Man kann ihm nur zustimmen, wenn er die Schritte der Bethmann Hollweg und Jagow in allen entscheidenden Augenblicken verkehrt und töricht nennt. Mit Recht sieht er den Anfang des Unheils in der unbesonnenen Art, wie den Österreichern von allem Anbeginn die Unterstützung des Deutschen Reiches für alle möglichen Fälle zugesichert wurde. Vielleicht überschätzt er die Tragweite dieses Fehlers, den er für unheilbar erklärt; das wurde er doch erst, wenn ihn eine ganze Kette von gleichartigen Fehlern verstärkte. Aber so scharf der Verfasser sich darüber ausspricht, er läßt doch nirgends einen Zweifel daran, daß es sich auf deutscher Seite um keine böse Absicht, nur um Schwäche und Ungeschick gehandelt hat. „Der Kaiser", sagt er (2, 155), „und seine Ratgeber waren keine Verbrecher, die sich zum Kriege verschworen. Sie waren Toren, die sich den Strick um den Hals legen ließen und einem kurzsichtigen und ungeschickten Abenteurer das Ende des Strickes in die Hand gaben, der sie nun mitreißen konnte, soweit es ihm paßte."

Den kurzsichtigen und ungeschickten Abenteurer sieht der Verfasser im Grafen Berchtold. Dessen Rolle im Drama, sein doppelzüngiges, nie ganz ehrliches Verfahren tritt in dieser Darstellung ins hellste Licht. Der österreichische Minister — das ist der Kern — hat sich vorgenommen, die serbische Frage mit Gewalt aus der Welt zu schaffen, gleichviel was daraus entsteht. Durch eine Kette von Täuschungen und Unaufrichtigkeiten gelingt es ihm, für dieses Vorgehen erst das Versprechen der deutschen Rückendeckung, sodann die Zustimmung des ungarischen Ministerpräsidenten und schließlich die Einwilligung seines Kaisers zu erlisten, indem er einen nach dem andern und zuletzt durch die Kriegserklärung an Serbien ganz Europa vor vollendete Tatsachen stellt. Das Verfahren verurteilt der Verfasser, aber er leugnet nicht, daß diese Politik an sich einer gewissen Berechtigung nicht entbehrte. Für das Bedürfnis Österreichs, sein Dasein als Großmacht zu verteidigen und seine Lebensfähigkeit durch die Tat zu beweisen, zeigt er volles Verständnis. „Man kann von keinem Staat erwarten, daß er mit gefalteten Händen zusieht, wie seine Nachbarn sich anschicken, ihn in Stücke zu schlagen" (2, 404). In diesem

Sinne findet er auch das Ultimatum an Serbien mit seiner absichtlichen, zur Ablehnung nötigenden Schroffheit gerechtfertigt. Aber er wirft zugleich die zweifelnde Frage auf (2, 405) — und auch darin dürfte er recht haben —, ob die Vernichtung Serbiens, selbst wenn sie gelang, für Österreich dauernden Nutzen, ob sie nicht vielmehr nur größere Schwierigkeiten gebracht haben würde? „Berchtolds Plan war eine reine Augenblicksimprovisation und keine endgültige Lösung des österreichisch-serbischen Gegensatzes." Deutschland aber, das den Krieg nicht wollte und ihn abzuwenden suchte, „wurde das Opfer seines Bündnisses mit Österreich und seiner eigenen Torheit".

So wäre denn der Weltkrieg, das größte Unglück, das Europa seit der Völkerwanderung betroffen hat, entstanden lediglich durch ein Zusammenwirken von Torheit und Verbrechen? Der Verfasser scheint es zu glauben, denn er sagt zum Schluß (2, 409), trotz der Spaltung Europas in zwei feindliche Lager, trotz des Wachstums der Rüstungen, des wirtschaftlichen Wettbewerbs und des nationalen Ehrgeizes, trotz der nationalen Gegensätze und der Hetzereien der Presse bleibe es „sehr zweifelhaft, ob alle diese gefährlichen Kräfte schließlich zum Kriege geführt hätten, wäre nicht Franz Ferdinand dem Attentat zum Opfer gefallen". Wer die Jahre vor dem Weltkrieg in Europa mit Bewußtsein erlebt hat, wird diesem Urteil nicht zustimmen, wird vielmehr finden, daß die Ermordung des österreichischen Thronfolgers eine nicht einmal wesentliche Einzelheit ist. Sie bestimmte die Art, wie der Krieg ausbrach, nicht, daß es zum Kriege kam. Hätten die Schüsse von Sarajewo ihn nicht entfesselt, so hätte es freilich im August 1914 noch keinen Krieg gegeben und sein Verlauf wäre wohl ein anderer geworden, aber gekommen wäre er doch. Eine der Ursachen, vielleicht die Hauptursache des Weltkriegs war ohne Zweifel die weitverbreitete Überzeugung von seiner Unvermeidlichkeit, die mit mehr oder weniger Klarheit von den Staatsmännern aller europäischen Staaten geteilt wurde, mindestens in allen Regierungen ihre Vertreter hatte. Wer demgegenüber behauptet, der Ausbruch des Krieges sei im Grunde ein Produkt aus Bosheit und Unverstand, der sollte beweisen, daß jene Überzeugung ein Irrtum war, sollte zeigen, daß das österreichisch-serbische Problem im Jahre 1914 noch auf andere Art als durch Krieg gelöst werden konnte.

In dem Buche von Fay ist dieser Beweis nicht geführt. Dies scheint mir die Schwäche zu sein, um derentwillen es, ungeachtet seiner vielen und großen Vorzüge, nicht ganz befriedigen kann. Ist es des Verfassers grundsätzliche Haltung gegenüber aller Politik, eine gewisse Neigung zu

moralischer Betrachtungsweise, wie sie bei Amerikanern öfters getroffen wird und wohl aus der unvergleichlich bevorzugten Lage ihres Landes entspringt, das keine ebenbürtigen Nachbarn, keine anderen als wirtschaftliche Interessen hat und größere auswärtige Gefahren, vollends Lebensgefahr nicht kennt? Ist es geringere Vertrautheit mit den Verhältnissen Europas in den beiden letzten Menschenaltern? Was es auch sei, die eigentlichen und tieferen Ursachen, die zum Kriege drängten, ihn möglich und zuletzt unvermeidlich machten, kommen in der Darstellung von Fay nicht zu voller Anschauung. Sie aber sind im Grunde wichtiger als alle Einzelheiten des Kriegsausbruchs. Wenn eine Schachpartie verlorengeht, so sind nicht die letzten Züge daran schuld. Das Schicksal des Helden, der im fünften Akt unterliegen wird, bereitet sich im ersten vor. Die Darstellung von Fay macht den Eindruck einer Tragödie, von der der letzte Akt breit ausgeführt ist, während die vorausgehenden nur in einer Skizze vorliegen und die Exposition zu kurz kommt. Insofern scheint es mir seinem Titel, wie er im Original wenigstens lautet — The Origins of the World-War — nicht ganz gerecht zu werden.

Schon im Tatsächlichen steht der erste Band nicht überall auf der Höhe des zweiten, Irrtümer und Lücken begegnen dort öfter. Schuld des Verfassers ist es nicht, daß das Kapitel über die Abmachungen von Buchlau 1908 (1, 255 ff.) schief ausgefallen ist. Hätte er die erst 1930 erschienenen österreichischen Akten schon benutzen können, so wäre wohl auch in seinem Urteil Aehrenthal weniger gut weggekommen. Immerhin ist es doch zu bequem, ihn und Iswolski als „zwei politische Abenteurer“ zu behandeln, die die Verträge umstürzen und den Frieden gefährden. An Krieg hat Aehrenthal am allerwenigsten gedacht; im Gegenteil, er hat die Annexion Bosniens nur unternommen, weil er sicher war, daß es zum Kriege nicht kommen werde. Und was den Berliner Vertrag von 1878 betrifft, so sind derartige Urkunden immer nur bis auf weiteres gültig, und für diese war die Zeit nachgerade abgelaufen. Die Lösung der Krisis im Frühjahr 1909 ließ sich auch ohne die österreichischen Akten zutreffender darstellen, als es bei Fay (1, 266 ff.) geschieht, wo durch ein Versehen (der entscheidende Ministerrat in Zarskoje fand nicht am 17., sondern schon am 13. März statt) die Daten und infolgedessen auch die Zusammenhänge verschoben sind. Daß Frankreich sich 1875 durch Deutschland „bedroht“ gefühlt habe (1, 38), ist eine Legende, die der Historiker nicht wiederholen darf, da doch erwiesen ist, daß die Angst der Franzosen nur geheuchelt war. Über Rußland finden sich einige unrichtige Bemerkungen. Daß dort „kaum zehn Prozent“ der Bevölkerung lesen konn-

ten, ist entschieden zuviel gesagt; daß die Balten am Zarenhof politisch einflußreich gewesen seien, ist nicht richtig, mag auch Paléologue es behaupten (sie bekleideten nur höfische Ämter und wurden über Politik nicht gehört). Sazonows Haltung gegen Deutschland (1, 188) wird verständlich aus der russischen Innenpolitik, die sich in Abhängigkeit von den nationalistischen, das heißt deutschfeindlichen Elementen befand. In dem Abschnitt über das Bündnis von Björkö (1, 114 f.) durften die Verhandlungen vom Herbst 1904 nicht übergangen werden, die allein das Vorgehen Wilhelms II. erklären. Auch von den Beziehungen zwischen Deutschland und England erhält man kein vollständiges Bild. Die Spannung von 1895/96, die doch für alle späteren Schwierigkeiten den Nährboden bildete, tritt zu wenig hervor, das Krügertelegramm wird kaum gestreift, dafür dann auch auf die späteren Versuche der Annäherung allzu flüchtig und nicht immer richtig eingegangen. Daß es sich da um einen weltgeschichtlichen Wendepunkt gehandelt hat, kommt dem Leser nicht zum Bewußtsein. Fast scheint es, als stände der Verfasser hier noch etwas unter dem Einfluß der offiziösen deutschen Darstellung, deren Unglaubwürdigkeit doch nachgerade erwiesen ist. Daß man nicht berechtigt ist, Wilhelm II. mit der Schuld am Scheitern der Verhandlungen von 1901 zu belasten, ergibt sich mit Gewißheit aus den Akten. Sie zeigen deutlich, daß der Kaiser von der Sache nichts erfahren hat. Unverständlich ist es, wie der Verfasser in seiner Darstellung des Zwischenfalls mit dem Daily Telegraph (1, 201) immer noch den Aussagen Bülows folgen konnte, deren Unwahrheit doch längst erwiesen ist. Mit seiner Vermutung, die Entlassung Bülows sei die Folge seines Widerstands gegen die Tirpitzsche Flottenpolitik gewesen (1, 175), entfernt der Verfasser sich sehr weit von den Tatsachen, wie denn sein Urteil über den Staatsmann Bülow kaum mehr auf Beifall rechnen kann. Daß Bethmann und Kiderlen, Wilhelm II. und Bethmann Jugendfreunde gewesen seien, ist ebenso unrichtig, wie daß der Kaiser „fest an Bethmann geglaubt" habe. Er hat diesen Kanzler, der ihm wenig sympathisch war, und den er zu übersehen meinte, teils aus Eigensinn festgehalten, teils ertragen, weil er keinen Ersatz wußte. Unrecht geschieht dem noch lebenden Raschdau; 1, 61 wird er unter denen mitgenannt, die 1890 den deutsch-russischen Geheimvertrag zu Fall brachten, während er der einzige war, der ihn in irgend einer Form beizubehalten riet.

Doch wir wollen nicht bei Einzelheiten verweilen, die im Grunde nicht entscheidend sind. Die Hauptfrage lautet: war der kriegerische Zusammenstoß der Großmächte Europas, der im August 1914 erfolgte, damals noch

zu vermeiden, und wenn nicht, seit wann durfte er als unvermeidlich gelten? Fay schließt seinen ersten Band mit dem Bekenntnis: „nicht an die ‚Unvermeidlichkeit' des Weltkriegs glauben wir". Hat er damit recht? Die Antwort ist gewiß nicht zu trennen von dem Urteil über die Männer, in deren Händen die verantwortliche Leitung der Staaten lag, aber von diesen allein hing denn doch bei weitem nicht alles ab. Ohne Zweifel würde ein englischer Minister von mehr Weitblick, größerer Selbständigkeit und persönlicher Verantwortungsfreude als Lord Grey den Ausbruch in jenem Augenblick haben verhindern können, wenn er wollte. Ob er es auch gewollt haben würde, ist schon die Frage, und erst recht, ob es ihm in einem sicher zu erwartenden Wiederholungsfall noch möglich gewesen wäre. Darin dürfte die Darstellung von Fay, so sorgfältig und eindringlich sie verfährt, den Dingen doch nicht ganz gerecht werden, daß sie die leitenden Personen zu sehr als unabhängige Größen behandelt, die nach dem Maß ihrer ganz persönlichen Einsicht und Willenskraft das Schicksal der Welt bestimmen. Das ist ja schon im allgemeinen nur sehr selten der Fall, wenn etwa ein Friedrich, Napoleon oder Bismarck an der Spitze steht, und gerade für 1914 trifft es nicht zu. Merkwürdig an diesem Schicksalsjahr ist vielmehr, daß die Regenten und Staatsmänner, die damals ihre Völker zu führen hatten, nur ausnahmsweise wirklich die Führenden waren. Eigentlich kann man das nur von den Franzosen sagen. Poincaré und seine Leute wußten, was sie taten und wollten, und verstanden ihren Willen der Nation einzuflößen. Fay geht sogar sehr weit, vielleicht etwas zu weit in der Bewertung des persönlichen Einflusses Poincarés, den er den spiritus rector Frankreichs nennt (1, 216: „trotz seiner Ableugnungen muß man sagen, daß er eine der stärksten treibenden Kräfte der aggressiven und gefährlichen Politik war, die keineswegs den Wünschen des aufrichtig friedfertigen französischen Volkes entsprach"). Überall sonst sehen wir die angeblichen Führer viel mehr als Geführte und Geschobene handeln. In Berlin werden Kaiser, Kanzler und Staatssekretär von den Ereignissen überrannt und fortgerissen in einen Krieg, den sie nicht gewollt haben. In Rußland nehmen übereifrige Generale dem Zaren die Entscheidung aus der Hand. In England ist der verantwortliche Minister nicht viel mehr als der Zeiger auf dem Zifferblatt, der von dem unsichtbaren Räderwerk seiner Amtsmaschinerie, einzelnen Abgeordneten, der französischen Botschaft, der Armee und Marine bewegt wird. Man denke an Churchill, der die Bereitschaft der Kriegsflotte auf eigene Faust anordnet, und an den Generalstabschef Wilson, der sich gerühmt hat, mehr als ein anderer dazu beigetragen zu haben, daß die Würfel für den Krieg

fielen. An der letzten Entscheidung haben diese Männer neben den Cambon, Nicolson und Crowe größeren Anteil als Lord Grey, der vor der Geschichte die Verantwortung trägt. In Serbien hat nicht die Regierung, sondern der Geheimbund der „Schwarzen Hand" das Los geworfen. Und nun gar der Mann, der nach Fay als Hauptschuldiger erscheint: Graf Berchtold! Die inzwischen erschienenen Akten seiner Amtsverwaltung — und Akten pflegen in solchem Fall diskret zu sein — verraten noch deutlicher, als man es bisher wußte, welchen Einfluß unter ihm und auf ihn seine Räte, der Generalstab und hier und da mittelbar auch ein freiwilliger Politiker, Schriftsteller oder Zeitungsberichterstatter ausgeübt haben. Was man die Politik Berchtolds nennt, war in Wirklichkeit die Politik der Sektionschefs und Generale, in specie der Hoyos, Forgách und Conrad, und Berchtold hat dem Kinde nur seinen Namen gegeben (vgl. die treffende Schilderung 2, 136). Da darf man wohl sagen: niemals ist ein großes Ereignis weniger das Werk von Einzelnen, mehr das Ergebnis — wenn der Ausdruck gestattet ist — kollektiven Wollens gewesen.

Das ist natürlich auch einem Historiker wie Fay nicht entgangen. Aber abgesehen davon, daß in seiner Darstellung die Wortführer der Politik immer noch zu sehr von ihrer Umwelt losgelöst erscheinen, dürfte er die unpersönlichen Kräfte, die auf den Krieg hindrängten und ihn schließlich herbeiführten, nicht ganz richtig bestimmt haben.

Als solche behandelt Fay — bezeichnenderweise in der Einleitung, so daß sie im Verlauf der Darstellung stark zurücktreten — das System der Geheimbündnisse, den Militarismus, den Nationalismus, den wirtschaftlichen Imperialismus und die Presse. Das befriedigt nicht. Die Presse, so groß ihr Einfluß zuzeiten sein mag, ist niemals eine selbsttätige Kraft, immer nur ein Werkzeug, dessen Wirkung davon abhängt, wer es in die Hand nimmt. Über den Militarismus, diesen Kinderschrecken so vieler weicher Seelen einer müde gewordenen Generation, äußert sich Fay im allgemeinen mit einer ruhigen Vernünftigkeit und sachlichen Gerechtigkeit, die man vorbildlich nennen muß. Aber er vergreift sich doch schon, wenn er meint (1, 29), nur in England sei der Einfluß der Soldaten auf die Politiker kein ernstes Problem geworden. Das wird allein durch den Namen des Generals Wilson widerlegt, nicht zu reden von der Wirkung, die die jahrelange militärische Agitation von Männern wie Lord Roberts und Lord Fisher in der Öffentlichkeit erzielt hatte. Wenn man finden will, in Rußland und Österreich hätten die Generäle in unerwünschtem Grade die Politik bestimmt, so mag das

richtig sein, hat aber seinen Grund nicht in der Heeresordnung dieser Länder, sondern in der Schwäche ihrer bürgerlichen Staatsmänner. Wäre Stolypin noch am Leben und sein Nachfolger Goremykin nicht eine Null gewesen, so ist es sehr fraglich, ob die Generale den Zaren und Sazonov so völlig hätten ins Schlepptau nehmen können. In dem wegen seines Militarismus verschrienen Deutschland ist es soweit nie gekommen. Hier waren selbst so wenig kraftvolle Naturen wie Bethmann und Jagow immer noch imstande, einen bestimmenden Einfluß der Generale auf die Entschließungen abzuwehren, weil der Kaiser bei aller Vorliebe für die Soldaten doch zu viel politischen Instinkt besaß, um ihnen die Führung zu überlassen. Wenn dann schließlich doch im entscheidenden Augenblick das unglückselige Eingreifen des armen Moltke in Wien — nicht in Berlin! — einen Druck zugunsten des Krieges ausgeübt haben sollte (ob es dessen noch bedurfte, wird immer fraglich bleiben), so war auch das wiederum nur möglich dank der Schwäche Bethmanns, der mitsamt seinem ganzen Beamtenstab von den Soldaten, und das nicht mit Unrecht, über die Achsel angesehen wurde. Unter einem anderen Reichskanzler hätte kein General sich einen solchen Übergriff erlaubt. Überdies reicht der politische Nebeneinfluß der Generale in Rußland, Österreich oder Deutschland noch lange nicht an das heran, was in England geschah, wo die militärischen Stellen durch geheime Abreden mit Frankreich schon seit acht Jahren eine moralische Bindung geschaffen hatten, von der das Ministerium in der Stunde der Entscheidung sich nicht mehr loszumachen die Kraft hatte. Und in England gab es doch — das wird jeder zugeben — keinen wirklichen Militarismus. Also nicht diesen sollte man unter den Ursachen, die zum Kriege führten, nennen, sondern die persönliche Schwäche der zivilen Staatsmänner in Rußland, England, Österreich und erst in letzter Linie auch in Deutschland. Wogegen in Frankreich — und das ist bezeichnend — ein militärischer Einfluß auf die Minister nicht bemerkbar wird, weil die Minister selbst nicht weniger kriegerisch gesinnt, kriegsbereit und zum Kriege entschlossen sind als die Generale.

Nicht anders als mit dem Militarismus steht es mit den Geheimbündnissen als Ursachen des Krieges. Auch Bündnisse, ob geheim oder öffentlich, sind nur Instrumente, die so wirken, wie der Staatsmann sie handhabt, und der deutsche Unterstaatssekretär, der bei Kriegsausbruch gegen „die verdammte Bündnispolitik" wetterte, erinnert nur zu sehr an den schlechten Musikanten, der auf den Flügel schilt, den er nicht zu spielen versteht. Was aber das Geheimnis betrifft — welches der bestehenden Bündnisse war im Juli 1914 noch geheim? Doch nur das rumänisch-österreichisch-deutsche,

dem niemand einen Einfluß auf den Gang der Ereignisse zuschreiben wird. Wohl bestanden auch zwischen England und Frankreich gewisse Abmachungen, die nicht öffentlich waren (daß niemand von ihnen eine Ahnung gehabt habe, wie Fay 1, 141 sagt, ist zuviel behauptet), aber daß sie ein Bündnis darstellten, überhaupt eine bindende Verpflichtung enthielten, wurde von Lord Grey entschieden und mit Recht bestritten. Vielleicht hat Nicolson recht gehabt, als er — wenn man seinem Bir jrcphen glauben darf — in der Unbestimmtheit der sogenannten Entente den verhängnisvollen Fehler sah. Vielleicht hätte ein klares Bündnis zwischen England, Frankreich und Rußland, wie er es vergeblich betr'eb, den Frieden wirksamer geschützt. In diesem Fall würde m n also nicht die Geheimbündnisse, sondern die Unvollständigkeit der Bündnissysteme als Kriegsursache anzuklagen haben! Wie immer, Bündr'se sind niemals Kriegsursachen. Sie sind der Ausdruck vorhandener Interessengemeinschaft. Wenn diese stark genug ist, führt sie zum gemeinsamen Kriege, mit oder ohne vertragsmäßige Pflicht. Eine solche bestand nicht bei der Entente, und dennoch schritt England zum Kriege, weil es um seiner selbst willen glaubte, Frankreich nicht im Stich lassen zu dürfen, während Deutschland trotz seines Bündnisses den Krieg nicht aufgenommen hätte, hätte es nicht in der Erhaltung der österreichisch-ungarischen Großmacht ein eigenes Lebensinteresse gesehen. Kriege entstehen nur aus Gegensätzen der Interessen, wirklichen oder vermeintlichen, und auch der Weltkrieg hatte keine anderen Ursachen. Es handelt sich nur darum, die Gegensätze richtig zu bestimmen, die ihn herbeiführten.

Fay behandelt in der Einleitung den „wirtschaftlichen Imperialismus", wie er — mit einem nicht sehr glücklichen Ausdruck — den Wettstreit der Staaten in Handel und Gewerbefleiß nennt, aber er schreibt ihm keine große Bedeutung zu. Ausdrücklich lehnt er die verbreitete Meinung ab, „daß der industrielle Aufstieg Deutschlands und der Neid Englands früher oder später hätte zu einem kriegerischen Zusammenstoß führen müssen". In seiner Darstellung spielen die wirtschaftlichen Gegensätze gar keine Rolle. Darin kann man ihm nur zustimmen; aus der Liste der Kriegsursachen sind die wirtschaftlichen Fragen zu streichen. Was bleibt nun noch übrig?

Nichts weiter als das, was Fay den Nationalismus nennt, und was besser die Idee des Nationalstaats heißen sollte. „Der Nationalismus gehört unter die Ursachen des Weltkriegs", sagt er (1, 29). Man wird weiter gehen müssen: der nationalstaatliche Gedanke ist die eigentliche Ursache des Krieges. Seine ganze Bedeutung scheint dem amerikanischen

Historiker nicht klar geworden zu sein. Er ist ja nicht eine gelegentliche und örtliche Erscheinung, Fay nennt als Beispiele „die alldeutsche Bewegung, den Panslawismus und die französische Revanche". Aber nicht darum handelt es sich, sondern um die Idee, die die gesamte europäische Geschichte seit 1815 beherrscht, daß die Nation sich als Staat zusammenzuschließen berechtigt und verpflichtet ist und der Staat durch die Nation gebildet werden, Staat und Nation zusammenfallen und der Staat für die Sicherheit und Entwicklung der Nation sorgen soll. Daß man jenseits des Ozeans diesem Gedanken einigermaßen fremd gegenübersteht, wenigstens seine Kraft im Völkerleben Europas nicht ganz zu würdigen vermag, ist im Grunde nicht verwunderlich, da man dort niemals darum zu kämpfen und dafür zu leiden hatte. So wird es sich auch erklären, daß Fay dem „Nationalismus" im allgemeinen nur sechzehn Zeilen widmet, und daß auch das Kapitel über die Balkankriege, die er ganz richtig unter diesen Gesichtspunkt stellt, etwas unbefriedigend ausgefallen ist.

Eine nationale Lebensfrage stand zwischen Österreich-Ungarn und Serbien. Ein werdender Nationalstaat, der zu seiner Vollendung wertvollster Teile seines Nachbarstaates bedarf, dieser wiederum in seinem ganzen Wesen die Verneinung des nationalen Gedankens, und doch im Bewußtsein einer großen Vergangenheit entschlossen, sein Dasein zu verteidigen — das mußte früher oder später zum Zweikampf mit tödlichen Waffen führen. Aber auch die anderen Fragen, für die der Krieg die Lösung bringen sollte, sind nationale Angelegenheiten. Im Namen der russischen Idee erstrebte Rußland mit der Herrschaft über die Meerengen, dem Schlüssel des eigenen Hauses, zugleich die Hegemonie über die Balkanstaaten, ohne die jener Besitz eine prekäre Sache blieb. Das kirchliche Motiv, das früher in den Vordergrund geschoben zu werden pflegte, hatte 1914 nur noch scheinbare Bedeutung und wurde bald völlig fallen gelassen. Dagegen hat die Eroberung von Ostgalizien, dieses für „altrussisch" gehaltenen Landes mit der natürlichen Grenze der Karpathen, wenn auch vorher nicht von ihr gesprochen wurde, einen der stärksten Antriebe zum Krieg gebildet, wie die sofortige Einverleibung der Provinz zur Genüge beweist. Für Rußland nicht weniger als für Serbien war der Krieg nationale Sache.

Er war es ebenso für Frankreich und Deutschland. Das kann man verkennen, wenn man, wie es oft geschieht, die Gegnerschaft der beiden Länder lediglich auf den Streit um Elsaß-Lothringen zurückführt. Auch Fay scheint das zu tun. Er tadelt darum bitter die Annexion von 1871. Nach den Erfahrungen der letzten zwölf Jahre muß das bei einem

Historiker von seinem Rang befremden. Wer den Wandel der Verhältnisse von 1648 zu 1871 soeben erst in wahrhaft klassischer Kürze und Klarheit dargestellt hat (1, 33), von dem erwartet man am wenigsten zu hören, daß die Aneignung Elsaß-Lothringens „schlimmer als ein Verbrechen, daß sie ein Fehler war". Die Behauptung, Bismarck würde auf die Abtretung verzichtet haben, wenn er vorhergesehen hätte, daß sie die Ursache eines Weltkrieges werden würde (1, 24), geht fehl. Wenn Bismarck an die Möglichkeit eines solchen Krieges gedacht hätte, so hätte er die Annexion erst recht vollzogen. Sie war für ihn bekanntlich eine militärgeographische Notwendigkeit, weil er mit der französischen Revanche als mit einer festen Tatsache rechnete, und weil er wußte, daß diese sich nicht so sehr auf die Wiedergewinnung verlorener Provinzen, wie auf die Zerstörung der deutschen Macht und Einheit richten würde. Wie recht er damit hatte, ist 1914 und 1919 klar geworden. Nicht um Elsaß-Lothringen hat Frankreich gekämpft, sondern um die Vernichtung der deutschen Großmacht, den Besitz des Rheinlands und womöglich die Auflösung des Deutschen Reiches. Und wenn es sein Ziel erst nach vier harten Kriegsjahren und nicht einmal vollständig erreicht hat, so liegt das wesentlich daran, daß es den Krieg nicht hatte von Straßburg aus eröffnen können.

Balkanprobleme und orientalische Frage auf der einen, Rheingrenze und deutsche Einheit auf der andern Seite haben an sich miteinander nichts zu tun. Daß sie zusammenflossen, hat den russisch-österreichischen Krieg zum europäischen gemacht; daß es nicht gelang, die beiden Entzündungsherde zu isolieren, ist das Verhängnis Europas geworden. War es überhaupt möglich? Man darf es bezweifeln. Die Gefahr bestand ja nicht erst seit 1871, sie hatte seit 1815 stets aus der Ferne gedroht und war im Jahre 1840 ganz nahe gerückt, als Frankreich aus Anlaß einer orientalischen Krise Miene machte, die Hand nach dem Rheinland auszustrecken. Auch Bismarck hat die Verbindung zwischen Rußland und Frankreich als natürlich angesehen und sie zuletzt mehr hintanzuhalten als dauernd zu verhindern gesucht. Seine Bündnisse hatten keinen andern Zweck. Daß es ihm nicht gelang, England für den Anschluß zu gewinnen, war die Lücke in diesem System, die dessen Wirkung unsicher machte. Es war zerstört, als England in erklärtem Gegensatz gegen Deutschland auf die Seite von Frankreich und Rußland trat. Blieb es dabei, so war der Ausbruch des Weltkriegs nur noch eine Frage der Zeit. Seine Entstehung wurzelt im russisch-französischen Bündnis und in der deutsch-englischen Verfeindung. Somit wird von dem Urteil über diese beiden Tatsachen das Urteil

über den Weltkrieg abhängen. Es soll nicht im Rechtssinn gefällt werden. Von „Kriegsschuld" in ethischer Bedeutung, wie das Wort heute gebraucht wird, darf ein Historiker schon darum nicht reden, weil es ein Anachronismus wäre, ein Ereignis von 1914 mit einem Maßstab zu messen, der erst 1918 entdeckt worden ist und sicher keine ewige Geltung hat. Keinem Menschen ist es vor 1918 eingefallen, den Staat für einen Verbrecher zu erklären, der sich genötigt sieht, zur Wahrung dessen, was er für sein Interesse hält, den Frieden zu brechen[1]). Man lese die ausgezeichneten Ausführungen hierüber in den Lebenserinnerungen J. A. Spenders (Life, journalism and politics, 1927, 2, 173 ff.). Also nicht um „Schuldige" zu verfolgen, nur um Ursachen und Urheber festzustellen, fragen wir, was vom russisch-französischen Bündnis zu halten ist.

Da finden wir nun bei Fay an nicht weniger als vier Stellen (1, 25. 78. 82. 227) ein Urteil, das den entschiedensten Widerspruch herausfordert. Er nennt den Zweibund „ursprünglich in seinem Wesen defensiv" und findet, er habe anfangs dem Frieden gedient. Wie ein Historiker von Fays Scharfsinn in solchen Widerspruch zu den Tatsachen geraten kann, ist schwer verständlich. Für den Charakter eines Bündnisses sind doch nicht die Phrasen seiner Präambel bestimmend, auf die Fay einmal (1, 78) verweist, auch nicht die Vorverhandlungen, bei denen die Partner miteinander Versteck spielen, sondern die Absichten, denen es entsprungen ist. Kann man nun darüber im Zweifel sein, welche Absichten Rußland und Frankreich zusammenführten? Frankreich suchte die russische Unterstützung für die Zerstörung der deutschen Großmacht, Rußland die Hilfe Frankreichs, um den deutschen Widerstand gegen die Vernichtung Österreich-Ungarns zu brechen. Deckten sich die Ziele nicht, so waren sie doch beide offensiv. Auf Verteidigung war weder die französische noch die russische Politik gerichtet; sie konnte es nicht sein, weil weder Rußland noch Frankreich etwas zu verteidigen hatten. Darum muß auch das Bündnis der beiden Staaten ein Angriffsbündnis heißen.

Schwerer zu beurteilen ist die Gegnerschaft zwischen England und Deutschland. Wenn wir sie auf ihre letzte Wurzel zurückführen, allgemeine völkerpsychologische und besondere volkswirtschaftliche Nebenflüsse beiseite lassen, so ergibt sich als ursprüngliche Quelle die wechselseitige Furcht. Furcht vor der englischen Übermacht zur See trieb das Deutsche Reich in den Wettstreit der Flottenrüstung, Furcht vor der erstarkenden deutschen

[1]) [Zum erstenmal wird die „Kriegsschuld" Deutschlands im später üblichen Sinn schon in der Erklärung des französischen Senats über Frankreichs Kriegsziele im Juli 1917 behauptet.]

Seemacht drängte England an die Seite der Gegner Deutschlands. Bangte Deutschland für die Zukunft seiner aufblühenden Wirtschaft, so besorgte England, die Alleinherrschaft auf den Meeren zu verlieren, auf der seine Sicherheit beruhte. Heute verstärkt sich der Zweifel mehr und mehr, ob die Gefahren, gegen die man sich hüben und drüben zu schützen suchte, in Wirklichkeit vorhanden waren. Eine spätere Zeit, die kühler wird urteilen können, wird wahrscheinlich finden, daß beide Länder nach Gespenstern geschossen haben. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß beide von der Überzeugung geleitet waren, die eigene Zukunft, das eigene Dasein als Großmacht verteidigen zu müssen. Auch in England und Deutschland war der Krieg nationale Angelegenheit.

Kann man da noch nach einzelnen Schuldigen suchen, wo doch in allen Lagern die Regierenden nur im Sinne der großen Mehrheit handelten? Wohl hätten sie alle klüger sein und weiter blicken sollen; wohl hätte ein Staatsmann von schöpferischem Geist und überlegener Persönlichkeit den Dingen unter Umständen eine andere Wendung geben können, wenn er nämlich im anderen Lager auf einen Partner gleichen Kalibers gestoßen wäre. Aber solche Staatsmänner hat es in dem Menschenalter zwischen 1890 und 1920 nirgends gegeben, und die Beschaffenheit einer ganzen Generation gehört in erster Linie zu den Elementen, die den Gang des Schicksals unausweichlich bestimmen. Darum wäre es ungerecht, Wilhelm II. und Tirpitz, oder Edward VII., Lansdowne und Grey, Aehrenthal und Jswolski, Berchtold und Sazonov oder wen immer zum Opferlamm zu machen, das die Sünden der Welt büßen muß. Sie sind ja nur die Exponenten ihrer Völker und eines Zeitalters, das schon heute als furchtbarstes Beispiel für die Wahrheit des alten Wortes von der quantilla sapientia gelten kann, von der die Welt regiert wird. Will man Unterschiede machen, so hat wenigstens der Erfolg nur bei Frankreich und Italien die betriebene Politik vorläufig gerechtfertigt, alle andern haben einander wenig vorzuwerfen. Ohne Zweifel wäre um 1900 die Möglichkeit einer dauernden und fruchtbaren Verständigung zwischen Deutschland und England vorhanden gewesen, vielleicht hätte sogar nach 1909 noch ein rettender Ausweg aus der unheilvollen Verfeindung der beiden Mächte sich gefunden, wenn auf beiden Seiten genug Einsicht, Mut und Willensstärke vorhanden gewesen wäre. Daß es daran fehlte, darf wohl als die eigentliche Ursache des Weltkriegs angesehen werden. Bequem ist es, auf das außergewöhnliche Ungeschick der deutschen Staatsmänner mit Fingern zu weisen. Aber sind die englischen denn soviel

klüger gewesen? Darauf mögen Engländer die Antwort geben. Uns scheint, sie seien allzumal Sünder, alle in der gleichen Verdammnis, Fürsten, Völker und Minister. Darum ist es besser, ein jeder kehre vor der eigenen Tür und wirke dafür, daß die Menschen klüger werden. Diesem Ziele hat auch der amerikanische Fachgenosse sein Bemühen geweiht, und darum reichen wir ihm dankbar die Hand. Möge sein vortreffliches Werk überall den Erfolg haben, den wir ihm aufrichtig wünschen.

Die deutsche Strategie im Weltkrieg

Es wird vielleicht befremden, wenn ein Mann der Feder und des Wortes, der nie das Gewehr tragen durfte, es unternimmt, über ein Buch von wesentlich militärischem Inhalt zu reden, das einen General zum Verfasser hat. Ich wage es trotzdem, weil der Verfasser selbst die Laien zum Mitreden auffordert. Generalleutnant Otto von Moser, als höherer Truppenführer im letzten Kriege auf verschiedenen Kriegsschauplätzen rühmlichst hervorgetreten — an dem raschen und glänzenden Sieg über die Engländer im November-Dezember 1917 bei Cambrai hat er wesentlichen Anteil —, auch als Schriftsteller schon durch mehr als ein Werk — einen vorzüglichen strategischen Überblick über den Krieg von 1870/71, eigene Erinnerungen aus dem Weltkrieg[1]) und anderes — bestens bekannt, unterscheidet sich in seinen „Ernsthaften Plaudereien" über den Weltkrieg[2]), die besser „Ernsthafte Betrachtungen" heißen sollten, von der Masse kriegswissenschaftlicher Schriften dadurch, daß er sich ausdrücklich auch an nichtmilitärische Leser wendet. Sein Zweck ist eine Darstellung, „die auch den militärischen Laien zu strategischem Mitstudium einladen und anregen will". Er will uns damit nichts zumuten, was über unsere Kräfte ginge, denn „zur Beurteilung der wichtigsten, entscheidenden strategischen Fragen genügt der gesunde Menschenverstand", wenn er sich „auf gewissenhafte, militärische Fachforschung stützt". Der Nichtsoldat, so lautet sein treffender Vergleich, befindet sich da in keiner anderen Lage als der Laienrichter, der wohl auf die fachmännische Belehrung durch den Juristen angewiesen sei und doch sein eigenes Urteil abgeben solle und könne. Mit Recht sieht der General in dem Nichtwissen von militärischen Dingen bei der Menge der gebildeten Laien eine gefährliche Schwäche des deutschen Volkes, die sich im Kriege verhängnisvoll gerächt habe. Merkwürdig genug, das „militaristische Deutschland" mit seinem Volksheer und seiner Masse von aktiven und Reserveoffizieren bewegte sich bei Ausbruch des Krieges und fast während dessen ganzer Dauer in einer politischen Traumwelt, weil die militärischen Voraussetzungen jeder wirklichen Politik der Mehrzahl der Gebildeten unbekannt waren. Moser betont auch die Kehrseite: die politische Unbildung der Spitzen der Armee.

---

[1]) Feldzugsaufzeichnungen 1914—1918. 2. Aufl. Stuttgart, Belser 1923.

[2]) Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg. Eine kritische, militärpolitische Geschichte des Krieges für Fachleute und Nichtfachleute. Stuttgart, Belser 1925.

Weil sie keine Politik treiben sollten, meinten Offiziere und Generale, sie brauchten nichts von Politik zu verstehen. Auch das hat sich gerächt, im Kriege wie vorher. Vielleicht erklärt sich der traurige Ausgang des Krieges im letzten Grunde aus der Tatsache, daß die deutschen Generale von Politik zu wenig wußten und die deutschen Politiker nicht militärisch dachten. Das war bei den Feinden, insbesondere den Franzosen, aber auch den Engländern, ganz anders, war auch in Deutschland früher nicht so gewesen. Moltke und Roon stellten in der Politik ihren Mann, und Bismarck hat vor strategischen Entscheidungen 1866 und 1870 sein gewichtiges Wort in die Waagschale geworfen. Bethmann Hollweg aber war imstande, in seinen „Betrachtungen über den Weltkrieg" in bezug auf eine eminent politische Frage wie den Durchmarsch durch Belgien in aller Harmlosigkeit zu versichern, „als Laie habe er sich nicht anmaßen können, militärische Möglichkeiten, geschweige denn militärische Notwendigkeiten zu beurteilen". Er hatte freilich diesen postumen Satz durch die Tat im voraus Lügen gestraft, als er sich in der Frage des U-Bootkrieges, die doch auch eine militärische „Möglichkeit" war, ziemlich viel zu beurteilen „anmaßte". Aber seine Worte enthalten ein Geständnis von größter Tragweite: der verantwortliche Reichskanzler fühlte nicht die Pflicht, die militärischen Schritte mit den politischen Interessen im Einklang zu erhalten. Rückschauend darf man sagen: die ganze auswärtige Politik des Reiches in dem halben Menschenalter vor dem Kriege war nur möglich, weil Staatsmänner und Soldaten verschiedene Wege gingen, Politik und Krieg „getrennte Ressorts" waren, die einander mit mißtrauischer Heimlichkeit gegenüberstanden. Daher die Unbegreiflichkeit, daß man sich durch das Marineamt in dauernde schärfste Gegnerschaft gegen England verwickeln ließ ohne jede politische Deckung, und daß man trotzdem unterließ, wenigstens die militärischen Konsequenzen zu ziehen und sich mit dem Aufgebot der ganzen Kraft zum Kampf auf Tod und Leben zu rüsten. Den Angriffsplan des Generalstabs, der die Mißachtung der belgischen Neutralität zur Voraussetzung hatte, behauptete der Reichskanzler Bülow nie gekannt[1]) und Bethmann Hollweg erst im letzten Augenblick erfahren zu haben. Das erklärt wohl zum Teil die verbrecherische Stümperei, mit der er die Sache, die bei richtiger Vorbereitung recht gut zu vertreten war, im Reichstag und gegenüber dem englischen Botschafter behandelte. (Wie man es machen mußte, ist bei Moser, S. 35 ff., in einem glänzenden Abschnitt zu

[1]) [Das war freilich eine Unwahrheit. Er hat ihn gekannt und dem Kaiser gegenüber ausdrücklich gebilligt, aber ernsthaft geprüft kann er ihn nicht haben.]

lesen, in dem der General sich allen unseren Diplomaten politisch überlegen zeigt.) Dies nur ein Beispiel unter vielen. Im Kriege mußte diese Zweigleisigkeit mit Notwendigkeit ins Verderben führen, und sie hat dahin geführt. „Wir verlieren den Krieg, weil unsere Generale politisch zu ungebildet sind" — so hörte man im Auswärtigen Amt klagen. Ob die militärische Ahnungslosigkeit, das unmilitärische Denken und Fühlen, das in der Wilhelmstraße und Umgegend herrschte, nicht noch mehr geschadet hat, ist schwer zu entscheiden. Die beiden Ressorts, die einander im Frieden nicht gekannt hatten, wurden, als sie im Kriege gemeinsam handeln sollten, in aller Öffentlichkeit handgemein, und es kam, wie es unter solchen Umständen kommen mußte[1]).

General von Moser hat hundertmal recht, wenn er fordert, daß dieser unheilvolle Zustand ein Ende nehme. Zur „geistigen Wappnung des Deutschen gegen die kriegerischen Gefahren der Zukunft" gehöre es, daß die Spitzen der Armee politisch zu denken, die führenden Laienkreise und Staatsmämner, Abgeordneten, Beamten und die ganze Schicht der höher Gebildeten auch in militärischen Dingen ein Urteil abzugeben imstande seien. „Heraus aus der militärischen Unmündigkeit!" Diesem Zweck soll sein Buch dienen, und es dient ihm in ausgezeichneter Weise. Wer es aufmerksam liest, kann den Ereignissen nicht mehr mit stumpfer Resignation oder blinder Parteilichkeit gegenüberstehen. Die energischen, scharf zugespitzten Urteile des Verfassers zwingen den Leser, die aufgeworfenen Fragen für sich selbst durchzudenken, und die genaue Sachkenntnis, die Klarheit des Vortrags, nie in Einzelheiten sich verlierend, und doch immer konkret, anschaulich und lebendig, bieten eine so vorzügliche Orientierung, daß auch der Laie sich mühelos zurechtfindet. Wer den Krieg in seinem Gesamtverlauf verstehen und über seine entscheidenden Wendungen ein Urteil gewinnen will, dem kann man nichts Besseres empfehlen als ein ernsthaftes Studium dieser sehr ernsthaften „Plaudereien".

Wie konnte ein Krieg verloren gehen, in dem das tüchtigste Volk um sein Dasein kämpfte und das beste Heer, das es jemals gegeben hat, Sieg auf Sieg errang? Man hat dafür verschiedene Auskünfte bereit: Schwäche und Verblendung der Nation, offener Verrat, „Dolchstoß von hinten",

---

[1]) Ein kleiner Zug, der das Bild grell beleuchtet. Ludendorffs kategorisches Verlangen nach Waffenstillstand am 29. September 1918 löste in der Wilhelmstraße hellen Jubel aus: „Jetzt ist er klein!" Es war wohl damals schon nicht anders als später: der Feind stand „rechts".

Siegfried durch Hagen, Armin durch Segest gefällt — das ewig sich wiederholende Schauspiel deutscher Geschichte. General von Moser gibt eine andere Antwort. Sie klingt hart, niederschlagend, aber sie enthält die reine Wahrheit: Der Krieg ging verloren und mußte verlorengehen, weil er schlecht geführt wurde. Was nützen die üppigsten taktischen Lorbeeren, wenn die Strategie verkehrt ist? Um diese handelt es sich, um „den Gebrauch des Gefechtes zur Erreichung des Kriegszweckes", wie Clausewitz den Begriff bestimmt. Die Gefechte sind glänzend geführt worden, die Truppen kämpften mit einer Kraft, einer Aufopferung und einem Geschick, die nie übertroffen, kaum jemals erreicht worden sind. Aber diese Gefechte richtig zu gebrauchen, sie zur rechten Zeit und am rechten Ort zu liefern, ihre Folgen auszunützen, hat man nicht verstanden.

Daß die deutsche Oberste Führung von 1914 bis 1918 versagt hat, daß ihre Entschließungen in den entscheidenden Augenblicken eine selten unterbrochene Kette von Mißgriffen gewesen sind, wird einem bei der Lektüre dieses Buches in unheimlicher Weise klar. Der Verfasser gliedert den Verlauf in drei Abschnitte, die durch die Namen der Feldherren gekennzeichnet sind: Moltke, Falkenhayn, Hindenburg-Ludendorff. Er mißt ihre Taten an dem Maßstab des Notwendigen und Möglichen in sorgfältigem, gerechtem Abwägen. Man kann ihm keine Härte, keine Voreingenommenheit vorwerfen, ja er mildert vielleicht hier und da mehr als nötig ist. Über Falkenhayn zum Beispiel haben andere sich bedeutend schärfer geäußert. Und doch ist sein Urteil in allen drei Fällen ein Schuldig. Über die kurze Ära Moltke lautet es geradezu vernichtend. Da war schon in den Wochen vor der Marneschlacht „der unleugbarste und schlimmste Dilettantismus am Werke", und vollends der Verlust dieser Schlacht ist die eigentliche Schuld der Obersten Heeresleitung. „Sie hatte die Pflicht zu leiten, und sie leitete nicht ... Sie hätte es in der Hand gehabt, die Marneschlacht nicht nur zu einem Abwehrsiege, sondern zu einem entscheidenden Vollsiege zu gestalten; aber sie tat nichts dazu." Das Urteil wird heute keinen Widerspruch mehr finden. Auch die amtliche Darstellung des Weltkriegs (bearbeitet vom Reichsarchiv) kommt zu keinem andern Spruch.

Gegenüber Moltke bedeutet Falkenhayn einen großen Fortschritt. Er hat die Zügel niemals schleifen lassen wie sein Vorgänger, er hat wirklich geführt. Aber gut und richtig hat auch er nicht zu führen verstanden. Sein großer Angriff auf Calais im Oktober 1914, der die Entscheidung bringen sollte, war strategisch falsch angelegt und wurde trotz des Miß-

erfolges viel zu lange fortgesetzt. Die Gelegenheit, die sich gleichzeitig bot, die Russen zu vernichten — die einzige im ganzen Kriege, wo die russische Armee sich nicht durch Rückzug in ihre unendlichen Räume der Entscheidung entziehen konnte —, diese Gelegenheit erkannte und benutzte er nicht, wollte sie vielleicht nicht erkennen. Von da an beginnt bei ihm ein planloses Herumbataillieren, bald im Osten, bald im Westen, „Strategie mit beschränkten Zielen", taktische Siege ohne strategischen Nutzen, kurzum eine Strategie der Verlegenheit, die durch „Heldentaten" darüber zu täuschen sucht, daß ihr nichts Rechtes einfällt, und die dabei die spärlich vorhandenen Reserven nutzlos verbraucht. Wie wenig dieser Feldherr von klar erfaßten und kraftvoll durchgeführten Gedanken geleitet war, wie oft er das Gegenteil von dem tat, was er gewollt hatte, das muß man bei v. Moser im einzelnen nachlesen. Wer sich des Sommers 1915 erinnert, wie damals auf die Kunde vom Siege bei Gorlice alles aufhorchte in Erwartung der letzten befreienden Entscheidung, und wie dann von Woche zu Woche die Hoffnungen sanken, bis schließlich die schönen Erfolge buchstäblich im Sande verliefen und versumpften, in dem erwachen bittere Gefühle. Deutlich sieht man jetzt, was schon damals viele ahnten: die Schicksalsstunde war versäumt. Es kam der serbische Feldzug, das winterliche Abwarten, dann die Abenteuer von Verdun und Asiago, wo die Verbündeten in einer Lage, in der nur gemeinsames, einheitliches Handeln mit vereinten Kräften Erfolg haben konnte, jeder hinter dem Rücken des andern eine Entscheidung auf eigene Faust suchten und beide die Niederlage fanden. Dann die Sommeschlacht, die Kriegserklärung Rumäniens und — endlich, endlich — im August 1916 der Sturz Falkenhayns. Die Bilanz seiner Führung zeigt ein großes Defizit. Wie groß, darüber gehen die Meinungen auseinander. General von Moser will nicht zugeben, daß damals, wie oft gesagt worden ist, der Krieg schon endgültig verloren war. Mag sein, aber gewonnen werden, wie noch anderthalb Jahre zuvor, konnte er nicht mehr. Den Punkt, wo die letzte Möglichkeit eines Waffensieges verspielt wurde, der Deutschland bei den Friedensverhandlungen die Vorhand gegeben hätte, hat übrigens General von Moser so wenig wie andere deutsche Kritiker hervorgehoben. Es ist der Augenblick, wo zwei Armeen aus der Front gegen Rußland abgerufen und an die Donau versetzt wurden, um Serbien niederzuwerfen (Anfang September 1915). Strategisch wie politisch war dieser Feldzug auf dem Balkan ein gleich großer Fehler. Ein politisches Ziel gab es dort für Deutschland überhaupt nicht. Die Vernichtung Serbiens war ein österreichischer Wunsch, den zu erfüllen Deutschland nicht den geringsten

Grund hatte, selbst wenn man mit einem Fortbestehen des Habsburgerreiches nach dem Krieg noch rechnete, eine Rechnung, die sich damals eigentlich schon verbot. Strategisch war der einzige Grund, der sich anführen ließ und der auch stets angeführt wird, den Türken bei der Verteidigung der Meerengen mit Geschützen und Munition zu Hilfe zu kommen. Dieses Ziel aber ließ sich auf anderem Wege schneller erreichen. Der Schienenweg durch Serbien wurde für die deutschen Transporte erst um den 1. Dezember frei. Bis dahin hätte ein weiterer gelungener Schlag gegen die russische Armee zum mindesten die Wirkung gehabt, daß Rumänien die Durchfuhr von Waffen und Munition unter starkem politischem und diplomatischem Druck freigab. Diesen letzten Schlag haben Hindenburg und Ludendorff gegen Ende September zu führen versucht, indem sie die Armee Eichhorn über Wilna auf Minsk vorschoben. Der Schlag mißlang, weil er mit zu schwachen Kräften unternommen war. Dem siegreichen Vorstoß der Reiterei fehlte die rechtzeitige Unterstützung der schweren Waffen, der Ring war nicht zu schließen, und die Russen konnten ausweichen. Es hätte anders kommen müssen, wenn wenigstens die Armee Gallwitz in der Front verblieben wäre. Also schon zur Rettung der Türkei war es unnötig, die gegen Rußland fechtenden Truppen zu schwächen. Es ging dabei aber noch mehr verloren. Wir wissen heute aus vielen übereinstimmenden Zeugnissen von russischer Seite, daß noch e i n e schwere Niederlage damals die Russen friedenswillig gemacht haben würde[1]). Das aber hätte auch die Westmächte, wie die Dinge damals lagen, wo auf amerikanische Hilfe noch nicht zu hoffen war, zum Frieden gezwungen. Wie die Stimmung in Rußland war, hätte man wissen können, denn sie war so einheitlich und kam so offen zum Ausdruck — sogar der französische Botschafter konnte sich darüber nicht mehr täuschen —, daß bei einigermaßen wachsamem Nachrichtendienst man darüber nicht im Zweifel sein konnte. Hat es einen solchen Dienst in Rußland überhaupt gegeben? Man findet seine Spuren nirgends, und wenn es ihn doch gegeben haben sollte, so hat er nichts geleistet[2]). Aber auch ohne besondere Quellen mußte der gesunde Menschenverstand einem sagen, daß man einen dreimal geschlagenen Feind nicht laufen lassen darf, wenn man die Möglichkeit hat, ihn ein viertes Mal zu schlagen, mit der Aussicht, daß er dann den Kampf wird aufgeben wollen. Wer den russischen

[1]) [Die vollgültigste Bestätigung dieses Urteils findet man in den Aufzeichnungen des britischen Militärbevollmächtigten, General Alfred K n o x, With the Russian Army 1914—1917, 2 Bände 1921.]

[2]) Von einer Berliner Stelle weiß man, daß dort in bewußt tendenziöser Weise die Nachrichten „gesiebt" wurden.

Charakter und die inneren Verhältnisse des Reiches kannte, durfte auch ohne ausdrückliche Bestätigung annehmen, daß nach den Niederlagen des Sommers 1915 Regierung und Volk an der Grenze ihrer Widerstandsfähigkeit angelangt seien. Das hat weder Falkenhayn noch Bethmann begriffen. So bekamen die Russen eine Atempause von vollen acht Monaten, konnten sich aufs neue rüsten, traten im Mai 1916 zu neuem Kampfe an und schlugen die Österreicher so nachdrücklich, daß diese Bundesgenossen für Deutschland weiterhin fast mehr eine Last als eine Hilfe bedeuteten. Hat wohl niemand in der Obersten Heeresleitung den Widerspruch gefühlt, der darin liegt, daß man große Anstrengungen machte, um die Absperrung Rußlands an den Dardanellen aufrechtzuerhalten, eben dadurch aber ihm die Zeit verschaffte, sich auf einem andern Wege, über Murman und Alexandrowsk, das Nötige zu besorgen?

Die Erbschaft Falkenhayns übernahm Ludendorff. In ihm hat man die Seele der dritten Obersten Heeresleitung zu erblicken, da Hindenburg ihn grundsätzlich gewähren ließ und seine Pläne nur mit seinem Namen und seiner Autorität deckte. Ludendorff überragte als Militär seinen Vorgänger noch viel mehr, als dieser Moltke überragt hatte. Sein technisches Wissen, seine unermüdliche Arbeitskraft, sein Organisationstalent, seine gewaltige Energie und aufopfernde Hingabe brachten in die gesamte Kriegführung einen frischen Zug. Wie ein elektrischer Schlag ging es durch das ganze Heer, vom Armeeführer bis zum Landstürmer, als Hindenburg und Ludendorff die Zügel ergriffen. Ein belebender Strom der Tatkraft und Zuversicht ergoß sich vom Haupt in alle Glieder. Das ermüdete, mißmutig resignierte Heer war auf einmal wie verwandelt, und wenn der Ausspruch des Marschalls Joffre richtig ist, daß der Feldherr sich sein Heer schafft, so war Ludendorff der deutsche Feldherr, auf den man gewartet hatte. Aber, wie sich mit der Zeit immer mehr herausstellte und durch die Erfahrungen nach dem Kriege in peinlicher Weise bestätigt worden ist, dieser Feldherr war nur Soldat, vom Politiker hatte er gar nichts. Dadurch ist er die tragische Gestalt im deutschen Schicksalsdrama geworden. Gerade seine hohen militärischen Tugenden wurden ihm und der Nation zum Verderben. Als er die Führung übernahm, handelte es sich schon nicht mehr darum, mit kühnem Entschluß und rücksichtsloser Beharrlichkeit eine klare militärische Entscheidung zu schaffen, die es Deutschland erlaubt hätte, mit Überlegenheit in die Friedensverhandlungen einzutreten. Dafür war die Zeit vorbei, da die Reserven der deutschen Kraft sich bereits zu erschöpfen anfingen. Immerhin war

es noch möglich, durch taktische Erfolge die deutsche Stellung so weit zu verbessern, daß eine geschickte Politik, die den Augenblick zu nutzen und die Mittel zu gebrauchen verstand, das Reich, wenn auch mit Opfern, so doch mit Ehren, und vielleicht nicht ganz ohne Gewinn auf anderer Seite, aus dem Kampf hervorgehen lassen konnte. Aber das war es nicht, was Ludendorff für seine Aufgabe hielt. Nicht eine möglichst günstige militärische Stellung wollte er erkämpfen, von der aus die Diplomatie suchen konnte, den Frieden im Ausgleich von Gewinn und Verlust zu stiften; den vollen militärischen Sieg gedachte er zu gewinnen, aus dem der glorreiche Frieden sich von selbst ergeben sollte. Die Schwäche und Unfähigkeit der bürgerlichen Elemente in Regierung und Volksvertretung gaben ihm mit der Zeit ein so starkes Übergewicht, daß sein Wille auch die Politik des Reiches in den Stunden der Entscheidung bestimmte. Seine schroffe, unbeugsame Energie steigerte den alten Gegensatz zwischen Militär- und Zivilregierung bis zu offener Feindschaft und vertiefte die Spaltung der Nation in gefährlicher Weise. Er war zu spät gerufen worden. Anderthalb Jahre früher hätte er den deutschen Sieg erringen können, der Aufgabe, einen erträglichen Frieden zu erkämpfen, war er nicht gewachsen.

Ich verzichte darauf, die Kritik im einzelnen wiederzugeben, die der militärische Beurteiler an den strategischen Entschlüssen der Hindenburg-Ludendorffschen Führung zu üben hat. Man muß sie bei v. Moser nachlesen. Sie ist maßvoll, gerecht und überzeugend und kommt im wesentlichen zu dem Ergebnis: die Irrtümer und Fehlgriffe überwogen. Insbesondere der große Angriff im März 1918, der die Entscheidung erzwingen sollte, war falsch angelegt, noch falscher durchgeführt; er konnte wohl taktische Erfolge bringen, aber keinen strategischen Gewinn. Von da ab steigern sich die Fehler, die Strategie tritt mehr und mehr hinter der Taktik zurück, das Ziel, von vornherein nicht klar erkannt und fest aufs Korn genommen, wird aus den Augen verloren, und als durch die deutschen Verluste und den Eintritt der Amerikaner das Verhältnis der Kräfte sich umkehrt, da ist das Verhängnis nicht mehr zu bannen.

Dieser Abschnitt des Krieges wird nach der Natur der Dinge immer am meisten umstritten sein. War der Angriff im März 1918 wirklich das Richtige, war er notwendig? Hätte nicht die Verteidigung bessere Aussichten geboten? Es gibt fachmännische Kritiker — daß sie in der Minderzahl sind, besagt nichts —, die der Verteidigung den Vorzug geben, wie zum Beispiel der General Ernst Kabisch, dessen „Streitfragen des Weltkrieges" eine lehrreiche Einführung in das

gründliche technische Studium der vielen umstrittenen Probleme, auch für Laien, bieten (Stuttgart 1924. Ergänzungen 1927). Die Entscheidung der Frage wird wohl immer strittig bleiben, da die Gegenprobe nicht gemacht werden kann. Niemand vermag zu sagen, ob das deutsche Heer in der bloßen Verteidigung, vielleicht sogar im Zurückweichen bis an die Reichsgrenze, den Anforderungen entsprochen haben würde, ob es gelungen wäre, gleichzeitig die Friedensverhandlungen in Gang zu bringen und zu einem erträglichen Abschluß zu führen. Das hängt alles von zu vielen Faktoren ab, deren keiner sich mit genügender Sicherheit berechnen läßt. Unter allen Umständen war das Beste, was auf dem Wege der Verteidigung sich erreichen ließ, immer nur ein Friede des Ausgleichs. Dagegen sträubte sich der militärische Patriotismus, und da in solchem Falle die innerste Natur des Führers die Entscheidung gibt, so siegte das einfache soldatische Empfinden in dem reinen Soldaten Ludendorff über alle anderen Erwägungen.

Indessen die Gunst der Stunde, die letzte, die uns im Kriege zuteil wurde, war damals schon versäumt. Wie Friedrich der Große durch einen Personenwechsel auf dem Zarenthron gerettet wurde, so warf das Schicksal dem Deutschen Reich in der höchsten Gefahr ein Rettungstau zu in Gestalt der russischen Revolution. Das Ausscheiden Rußlands aus der feindlichen Koalition, das als Folge davon zu erwarten war, bedeutete eine so gründliche Verschiebung der Gesamtlage, daß von einer Überlegenheit der Gegner für den Augenblick nicht mehr die Rede war. Ja, wenn es gelang, die im Osten frei werdenden Kräfte rechtzeitig und voll im Westen einzusetzen, so hatte Deutschland eine unzweifelhafte Überlegenheit. Daß diese Gunst des Schicksals gar nicht ausgenutzt worden ist, stellt wohl das schlimmste strategisch-politische Versagen des ganzen Krieges dar.

An diesem Punkt befriedigt auch die Kritik des Generals von Moser so wenig wie alle andern. Wie liegen die Tatsachen? Zunächst wurde die deutsche Führung, politisch wie militärisch, durch den Ausbruch der Revolution in Petersburg völlig überrascht. Es steht sogar fest, daß die Berichterstatter, die auf das Herannahen des Ereignisses aufmerksam machten, das sie schon aus den Zeitungen erkannt hatten, erst ausgelacht, dann zurückgewiesen, schließlich verabschiedet wurden — drei Tage vor der Katastrophe. Man fragt sich, wie das möglich war. Wo war der Nachrichtendienst, wo die erworbene Kenntnis der Verhältnisse im Nachbarland? In keinem Lande hatte die deutsche Regierung es so leicht wie in Rußland, sich über Vorgänge hinter den Kulissen Aufklärung

zu verschaffen. Jeder von uns[1]) wäre in der Lage gewesen, ihr eine regelmäßige, genaue und zuverlässige Berichterstattung aus Petersburg und der Provinz einzurichten. Warum hat man von diesem Hilfsmittel keinen Gebrauch gemacht?[2]) Es macht fast den Eindruck, als hätte man sich nicht unterrichten wollen. Die Besserwisserei, dieses Erbübel des preußischen Beamtentums, war auch in der Wilhelmstraße riesengroß. So kam es, daß man dort eines Morgens durch die Nachricht vom Sturz des Zaren überrascht wurde.

Nun war es allerdings nicht mehr leicht, die Ereignisse auszunutzen. Denn das große Los, das man gezogen hatte, war schon im voraus entwertet, an Stelle der Russen meldeten sich bereits als neue Gegner — die Amerikaner. Das war die Folge der Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootkrieges (1. Februar 1917). Man darf diesen Entschluß nicht lediglich nach seinem Mißerfolg beurteilen. Es handelte sich um ein Experiment, bei dem alle Erfahrungen fehlten, für dessen Gelingen niemand eine Bürgschaft übernehmen konnte. Der Fehler der Marine bestand darin, daß sie das dennoch tat: sie versprach den sichern Erfolg, und dieser blieb aus. Damit aber ist der Entschluß noch nicht verurteilt. „Der Krieg ist kein Rechenexempel, sondern ein Wagnis", sagt General von Moser, der den U-Bootkrieg rechtfertigen möchte. Allerdings, im Kriege herrscht immer die Ungewißheit, wer da nichts wagt, verliert alles, und in einem Kampf ums Dasein kann es Lagen geben, in denen auch das Äußerste gewagt werden muß. Es fragt sich nur, ob die Lage Deutschlands im Januar 1917 derartig war, daß auch dieses letzte Wagnis gerechtfertigt erschien. Dies möchte ich bestreiten. Eine politische und strategische Führung, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, konnte und mußte damals wissen, daß das Ausscheiden Rußlands aus dem Kriege binnen kurzem eine Entlastung schaffen werde, die mehr bedeutete als der Gewinn, den der U-Bootkrieg bringen konnte. Wenn man einwendet, auch die Rechnung auf die russische Revolution sei ein Wagnis gewesen, das fehlschlagen konnte, so war dieser Einsatz doch lange nicht so hoch wie jener, bei dem nur das eine von vornherein feststand, daß der Eintritt einer neuen,

---

[1]) [Gemeint sind die deutschen Balten.]

[2]) Die Österreicher waren vor dem Kriege darin klüger. Ihr Botschafter ließ sich seine Berichte von einem baltischen Mitglied des Reichsrats machen. Auf der deutschen Botschaft dagegen herrschten in diesem Punkte die sonderbarsten Vorstellungen. Eine fast humoristische Probe davon erhielt ich im September 1915, als ein hoher Herr im Auswärtigen Amt mich darüber belehrte, der estländische Adel sei völlig russifiziert, orthodoxen Bekenntnisses und lebe vorwiegend in Petersburg. Der Herr war ganz verblüfft, als ich ihm das Gegenteil nachwies. „So hat man uns immer berichtet!"

schlechthin unbesiegbaren Großmacht in den Krieg die unmittelbare Folge sein werde. Stellen wir uns einmal vor, wie die Lage sich gestaltet haben würde mit dem U-Bootkrieg und ohne die russische Revolution! Zu den alten Feinden, mit denen man schon nicht mehr fertig werden konnte, noch die Amerikaner binnen Jahresfrist an der Westfront, und alles davon abhängig, daß die Berechnungen des Marineamtes eintrafen — einen schlimmeren Ausgang konnte der Krieg nicht nehmen, wenn diese Berechnungen trogen. Die regelrechte Aufteilung Deutschlands war unvermeidlich, wenn auch die Russen auf dem Friedenskongreß Sitz und Stimme hatten.

Ob der U-Bootkrieg im Januar 1917 wohl erklärt worden wäre, wenn die verantwortlichen Stellen geahnt hätten, wie es zwei Monate später in Rußland aussehen würde? Die falschen Erwartungen, die man an ihn knüpfte, sind gewiß mit schuld daran, daß die Möglichkeiten, die die russische Revolution darbot, nicht ausgenutzt wurden. Ganz Deutschland starrte nach Westen, nach England und auf das Meer, von wo die Entscheidung kommen sollte, und wandte dem Morgenrot, das im Osten aufging, den Rücken. Wer die Dinge mit einiger Sachkenntnis verfolgte, hatte schon damals den Eindruck, daß weder die deutsche Strategie noch die deutsche Politik wußten, was sie mit dem unerwarteten Gewinn anfangen sollten, der ihnen in Gestalt der russischen Umwälzung in den Schoß gefallen war. Was seitdem bekannt geworden ist, bestätigt und verstärkt den Eindruck. Unsicher, verspätet, langsam und widerspruchsvoll ist die Haltung Deutschlands das ganze Jahr hindurch, bis zum Frieden von Brest und noch darüber hinaus. Ein trauriges Kapitel, wohl das traurigste von allen[1]).

Man kann hier am wenigsten die Strategie von der Politik trennen. Eine Strategie ganz ohne Rücksicht auf politische Ziele ist an sich schon schwer denkbar, solange der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist. Vollends, wo es sich um die Beendigung des Krieges handelt, muß der Stratege dem Politiker dienen oder selbst Politiker sein. Aber welches war damals die Politik Deutschlands im Osten? Es gab gar keine, es gab nur Meinungen und Wünsche, die einander kreuzten und widersprachen — die natürliche Folge der Unwissenheit. Unbegreiflich

[1]) [Auch dieses Urteil bestätigt General Knox auf jeder Seite seiner Aufzeichnungen. Von dem Umfang der Auflösung, die im russischen Heer sofort nach der Revolution begann, hat man im deutschen Hauptquartier kein Bild gehabt. Noch im Dezember wurde mir von autoritativster Stelle bestritten, daß die Russen kein ernsthafter Gegner mehr seien, was doch durch ihre Flucht aus Riga schon erwiesen war.]

genug: Rußland, der nächste, große Nachbar, auf den man in Krieg und Frieden in erster Linie angewiesen war, es war den Deutschen im allgemeinen so unbekannt, als läge es auf dem Monde. Wie man sich von den Ereignissen hatte überraschen lassen, so tappte und tastete man in ihrer Behandlung völlig im Dunkeln. Das meiste, was damals über Rußland und seine Zukunft geredet und geschrieben wurde, war dilettantisches Feuilleton. Es ist ja heute nicht viel besser! Darum kann auch die Kritik an der deutschen Strategie an dieser Stelle nicht überzeugen. Auch General von Moser greift fehl, wo er zeigen will, wie man hätte vorgehen sollen. Es ist die einzige Stelle in seinem Buch, die man nicht für gelungen halten kann (S. 197 f.). Er meint, man hätte 1917 die Russen durch eine Friedensbotschaft und Rückgabe der besetzten Gebiete gewinnen müssen. Wann der geeignete Zeitpunkt dafür gewesen sein soll, ist nicht klar. Bis in den Herbst regierten die Liberalen und Demokraten, die Miljukóv und Kerenski, die mit England durch dick und dünn gehen wollten. Es war die Kriegspartei, die mit ihnen ans Ruder gelangt war. Hatten sie doch den Zaren gestürzt, weil er im Verdacht stand, Frieden schließen zu wollen. Mit einer „Friedensbotschaft" machte man bei diesen Leuten keinen Eindruck, und das Angebot der Wiederherstellung der früheren Grenzen hätten sie nur als Zeichen der Schwäche und als Ermutigung aufgefaßt. An solche Mittel kann man überhaupt nur denken, wenn man Rußland und die Russen nicht kennt. Wer sie kannte, wußte von Anfang an, wie man sie anfassen mußte, um sie friedenswillig zu machen: zunächst die Wirkungen der Revolution auf das Heer abwarten, dann zuschlagen, unerbittlich und mit aller Kraft. Großer Anstrengungen bedurfte es dazu wahrlich nicht, und die Pause, die im Westen nach dem Scheitern des Nivelleschen Angriffs (April 1917) eintrat, kam dem gut zustatten. Hätte man im Mai, spätestens im Juni den Angriff energisch eröffnet, der Friede wäre wohl noch im Herbst geschlossen worden[1]). Statt dessen herrschte in Deutschland die Befürchtung, ein Angriff würde die russische Armee „wieder festigen". Wer die Russen kennt, wäre auf diesen Gedanken nicht verfallen, aber wer kannte in Deutschland die Russen? Selbst ein Mann wie General Hoffmann hat damals den völlig abwegigen Plan vertreten, mit militärischer Macht „Ordnung zu schaffen", die Monarchie wiederherzustellen und den Großfürsten Paul zum

[1]) Dieselbe Überzeugung hatte ein amerikanischer Gelehrter, der im Dienste des Roten Kreuzes in Rußland gewesen war und mir damals schrieb: Rußland sei in Auflösung, ein paar tüchtige Schläge würden den Krieg beenden, denn „die Russen seien keine Deutschen".

Kaiser zu machen. Man stelle sich vor: ein Prinz, der durch eine nicht ganz einwandfreie Heirat und jahrelangen Aufenthalt in Frankreich (!) dem eigenen Land entfremdet war, ein vornehmer Amateur und Sammler, der sich mit Politik nie abgegeben hatte, sollte sich auf dem schon einmal umgestürzten Zarenthron behaupten. Geradesogut und noch eher könnte man heute dem Prinzen Max von Baden die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland auftragen. Ein Glück, daß solche Phantasien nie zur Geltung kamen. Hätte man versucht, sie zu verwirklichen, so wäre das beste für Deutschland ihr möglichst baldiges Scheitern gewesen. Andernfalls wäre die Zahlung für den geleisteten Dienst bald genug erstattet worden — in echt russischer Währung!

Aus Unkenntnis des Gegners und politischer Ziellosigkeit wurde der günstigste Augenblick versäumt. Wie anders hätte der Krieg enden können, wenn Deutschland schon im Herbst 1917, statt sechs Monate später, die Überlegenheit im Westen erlangt hätte, wo es noch keine amerikanische Armee gab! Aber auch der verspätete Friede mit Rußland bot immer noch eine Möglichkeit, dem Schlimmsten zu entgehen. Warum ist nie ein Versuch gemacht worden, die Verhandlungen auf der Grundlage zu eröffnen, daß Deutschland, seinen militärischen Erfolgen entsprechend, freie Hand erhielt, den ganzen Osten von Finnland bis zum Schwarzen Meer als seine politische Interessensphäre zu behandeln, und dafür im Westen mit sich reden ließ? Ein glänzender Abschluß wäre das nicht gewesen, aber immerhin einer, der für die Zukunft Möglichkeiten offen hielt, und unter allen Umständen besser, als was nachher geschehen ist. Der Gedanke ist in jenen Tagen hier und da aufgetaucht, in England erwog man ihn, wie uns soeben das Tagebuch des Feldmarschalls Wilson verraten hat, schon im Dezember 1917 sehr ernsthaft, und wenn ich recht unterrichtet bin — meine Quelle schließt eigentlich jeden Zweifel aus —, so ist nach dem Frieden von Brest ein richtiger Fühler von seiten der Entente in dieser Richtung ausgestreckt worden[1]). Warum er ohne Folgen blieb, ist ein Geheimnis. Wenn man allerdings die Frage aufwirft, wer von deutscher Seite diese Verhandlungen hätte führen sollen, so wüßte ich keine Antwort. Von unseren Diplomaten, selbst wenn sie sich nicht, wie in Brest, von einem Grafen Czernin ins Schlepptau nehmen ließen, war keiner schwindelfrei genug, den schmalen Pfad, der da zwischen zwei Ab-

---

[1]) Diese Bemerkung hat meinen Gewährsmann, Baron Hans von Rosen, veranlaßt, in der Baltischen Monatsschrift 1928 (S. 486 ff.) den Hergang darzustellen, in dem ihm die Rolle des Vermittlers zugefallen war. Seine Mitteilungen sind in Deutschland unbeachtet geblieben.

gründen hindurchführte, bis ans glückliche Ende zu gehen. Und so schließt man auch dieses Kapitel mit der demütigenden Einsicht: die Dinge mußten kommen, wie sie gekommen sind, weil die Menschen fehlten, ihnen eine andere Gestalt und Richtung zu geben.

Das ist vielleicht das größte Rätsel des Krieges: ein Volk von siebenundsechzig Millionen, das auf allen Gebieten Hervorragendes leistet, findet im Kampf um sein Dasein nirgends die führenden Männer, die es braucht, nicht in der Diplomatie, nicht in der inneren Politik und nicht einmal im Heere, in diesem schönsten und besten Heere aller Zeiten. Meist sind sie überhaupt nicht da, und wo sie vorhanden sind, da werden sie nicht rechtzeitig auf den richtigen Platz gestellt. Wie erklärt sich das? Wie kommt es, daß beim Ausbruch des Krieges alle maßgebenden zivilen und militärischen Stellen unzulänglich besetzt waren? Im gesamten Regierungsapparat nicht ein wirklicher politischer Kopf, die Botschafter eine Staatsgalerie von Nullen, die Marine in den Händen von Mittelmäßigkeiten und der Chef des Generalstabs ein friedliebender, schwerkranker Mann, der sich nie etwas zugetraut hatte und schon bei der Mobilmachung körperlich und seelisch zusammenbrach — das war die Führung! Aber auch die Armeekommandos waren fast sämtlich ungenügend besetzt. Prittwitz mußte alsbald entfernt werden, Bülow, auf den man die größten Hoffnungen gesetzt hatte, verdarb zweimal den schon sicheren Erfolg, und von den übrigen haben nur Kluck und sein Generalstabschef Kuhl ihre Aufgabe gelöst, die andern versagten. Ein Zufall kann das nicht sein, da muß ein Fehler im System stecken. Offenbar hat man es nicht verstanden, die richtige Auslese zu treffen. Den Herrscher deswegen anzuklagen, wäre verfehlt. Der Kreis, in dem er wählen konnte, stellte ja selbst schon eine Auslese dar, die von anderen Instanzen in niederen Rangstufen getroffen war. Ohne Schuld mag Wilhelm II. nicht gewesen sein, aber wenn er fehlte, so war er auch darin nur der weithin sichtbare Exponent seines Zeitalters. Wer die Jahrzehnte vor 1914 in Deutschland gelebt hat, weiß es, daß dieselbe falsche Auslese, die auf der höchsten Stufe des Staatslebens so grell auffällt, in anderen Kreisen ebenso an der Tagesordnung war, und wer aufmerksam zusah, fand auch die Ursache: der Sinn für den Wert der Persönlichkeit hatte sich verloren. In allen Berufen sollte das Heil von der Methode, der Schule und der Organisation kommen. Man züchtete geradezu die tüchtige Mittelmäßigkeit. Am wenigsten war das noch in der Armee der Fall; aber auch hier hat schließlich die Organisation die Persönlichkeiten erdrückt. Man

findet bei General von Moser eine Kritik des Generalstabs, die dieser mit Recht bewunderten Körperschaft doch eine Reihe von ernsten Mängeln nachweist. Die Kriegsrüstung war lückenhaft, die Fachausbildung einseitig. Es fehlte an Initiative und neuen Gedanken. Die Ursache ist auch hier dieselbe: im allgemeinen vorzügliche technische Arbeit, aber zu geringe Bewertung der Persönlichkeit. Daß der Mensch mit seinem Werke eins sein und darum sein ganzes Ich für das einsetzen soll, was er als richtig und notwendig erkannt hat, das scheint auch im Großen Generalstab seit Schlieffens Tod nicht mehr gegolten zu haben. Wie hätte es sonst geschehen können, daß man Kriegspläne bearbeitete, für die die numerische Stärke der Armee, wie man selbst genau wußte, nicht ausreichte, während Hunderttausende von kriegstüchtigen, aber nicht ausgebildeten Leuten im Lande umherliefen? Wie konnte man das alte Feldgeschütz beibehalten, dessen Rückständigkeit gegenüber dem französischen unbestreitbar war? Und so noch manches. Gefordert hat man zwar das Fehlende, aber durchgesetzt hat man es nicht. Einer abschlägigen Antwort fügte man sich. Nur einer machte eine Ausnahme, das war Ludendorff; er forderte als Chef der Operationsabteilung drei neue Armeekorps und ließ sich durch keine Ablehnung zur Ruhe verweisen. Da wurde er entfernt, „abgesägt" oder „kaltgestellt", wie die schönen Kunstausdrücke lauten. Sein Fall ist ein klassisches Paradigma, tausendfach hat sich in allen Sphären das gleiche wiederholt, wo einmal ein Ludendorff, eine Persönlichkeit erschien, die lieber sich selbst opferte als ihre Überzeugung und ihr höheres Pflichtgefühl. Das Pflichtgefühl — wie hoch hat man es an den deutschen Beamten und Offizieren gepriesen, und sicher haben die allermeisten von ihnen des Glaubens gelebt, ihre Pflicht zu tun. Aber die Auffassung dieses Begriffs war oft eine merkwürdig äußerliche, technische, man möchte fast sagen subalterne. Ein Beispiel dafür ist der Generalstabschef Moltke. Er hatte selbst das Gefühl, seinem Amte in einem Kriege nicht gewachsen zu sein[1]). Oft haben seine Freunde ihn aussprechen hören: „Dieser Krieg darf nicht kommen, denn ich kann ihn nicht führen!" Als der Krieg dennoch kam, war Moltke ein kranker Mann. Ein schweres Herzleiden bedrohte ihn stündlich[2]), schwerer häuslicher

[1]) Daß der Kaiser seine Bedenken mit der Bemerkung beschwichtigt habe: „Im Kriege bin ich mein eigener Chef", ist eine häßliche Legende. Wenn ich recht berichtet bin, so hat Moltke geltend gemacht, er fürchte, im Kriegsfall nicht die nötige Autorität gegenüber den Generalen zu haben, und der Kaiser darauf erwidert: „Was die Autorität betrifft, so bin ich doch auch noch da!"

[2]) „Das Herz des Generals tut keine drei normalen Schläge", sagte ein Arzt, der ihn im Sommer 1914 behandelte.

Kummer lastete auf ihm. Er hielt es für seine „Pflicht", auf dem Posten zu bleiben, ja er nahm es sehr übel, als sein Arzt ihm schon 1913 dringend empfahl, sich als Kranker in ständige Behandlung zu begeben. „Dann könnte ich ja nicht mehr Generalstabschef sein!" erwiderte er gereizt und wandte sich an einen anderen Arzt. Daß es seine wahre Pflicht war, einem gesunden, lebensfrischen und tatenfrohen Manne Platz zu machen, hat er nicht gefühlt, und viele, viele, Zivilisten und Soldaten, hätten es an seiner Stelle ebenso gemacht. Persönlichkeiten waren im Deutschland Wilhelms II. nicht beliebt; man glaubte wohl, ohne sie, ohne dieses „höchste Glück der Erdenkinder" auszukommen. Auch im Großen Generalstab. Den Sieg verbürgte nicht die Persönlichkeit des Feldherrn, der mit sicherem Blick und raschem Entschluß den Gegner bezwingen würde, sondern der „Plan", der unvergleichliche, unübertreffliche und unfehlbare Plan, das „Siegesrezept des toten Schlieffen", wie ihn Tirpitz sarkastisch genannt hat. Die einfache Wahrheit galt nicht mehr, die Theodor von Bernhardi einmal mit Bezug auf den großen Moltke in die Worte gekleidet hat, daß das Plänemachen keine große Kunst sei, die Hauptsache bleibe doch, im gegebenen Moment das Richtige zu tun. Wer vermöchte das in der Stunde der Gefahr, der nicht über einen Schatz von Eingebungen verfügte, wie ihn nur eine reiche und ihrer selbst sichere Persönlichkeit bieten kann?

Talente werden geboren, Persönlichkeiten müssen sich bilden können. Der Entwicklung von Persönlichkeiten war diese ganze Zeit nicht günstig. Überall, in Schule und Gesellschaft, in Amt und Heer wurde das Gegenteil bevorzugt und herangezogen. Umsonst rief man nach ihnen, als die Not drängte, umsonst ruft man sie auch heute noch[1]). Damit stehen wir vor der letzten Ursache des deutschen Zusammenbruches. Frankreich hatte seinen Clémenceau und holte ihn, als es Zeit war — man soll nicht vergessen, daß Poincaré, der ihn ernannte, sein allerpersönlichster Gegner war —, England hatte einen Lloyd George und hob ihn auf den Schild, Italien einen Orlando, der am Tage nach der Niederlage durch das Beispiel seiner eigenen Festigkeit die Nation aufzurichten verstand. Deutschland hatte glänzende Soldaten, tüchtige Generale, gute Beamte — die Persönlichkeit, die an die Spitze gehörte, hatte es nicht, und hätte es sie gehabt, es hätte sie vielleicht nicht einmal ertragen.

Das ist kein Fehler der Art, die sich nicht ändern läßt, denn es ist zu anderen Zeiten nicht so gewesen. Es ist ein Fehler der Erziehung, das Wort in seinem weitesten Sinne genommen, und die kann geändert

[1]) Geschrieben 1927. Seitdem hat es, Gott sei Dank, angefangen, anders zu werden.

werden. Nur muß der Fehler vor allem erkannt werden. Das ausgezeichnete Buch des Generals von Moser, von dem wir ausgegangen sind, hat als letzten Zweck im Auge, die Nation durch Aufdeckung der begangenen Fehler für eine bessere Zukunft zu schulen. Viel kann dazu helfen, daß das Verständnis für politische und militärische Dinge Gemeingut eines größeren Kreises werde. Noch wichtiger aber ist die Erkenntnis, daß jede große Leistung ihre Wurzeln im persönlichsten Wesen des Menschen haben muß und nur das Volk die Prüfungen der Geschichte besteht, das die charaktervolle Persönlichkeit zu bilden und zu ehren weiß.

Von Tod und Auferstehung der deutschen Nation

Bei Eröffnung des Zwischensemesters für Kriegsteilnehmer im Februar 1919

Es ist mir der Auftrag geworden, im Beginne dieses Studiensemesters, das nur zum Nutzen derer geschaffen wurde, die am Kriege teilnahmen, den Heimgekehrten im Namen unserer Universität herzlichen Willkommgruß zu bieten. Man wird es mir, denke ich, nachfühlen, wenn ich gestehe, daß die Aufgabe mir schwer wird. Wohl freut sich ein jeder über die stattliche Schar, die nach so langer Unterbrechung den Weg zu uns wieder gefunden hat, und über den schönen Eifer, mit dem die Arbeit wieder aufgenommen wird. Wohl wird das Herz einem warm beim Anblick von so viel Jugendfrische und Kraft, die uns der mörderische Krieg trotz allem gelassen hat, und die wir nun vor uns versammelt sehen, die leibliche Erscheinung dessen, was wir für die Zukunft erhoffen. Und doch — wie anders hatten wir uns diesen Tag und diese Stunde gedacht! Als vor viereinhalb Jahren auch Tübingens akademische Jugend zu den Fahnen eilte, kampflustig und siegesfroh, in begeisterter Hingabe an die hehre Idee des Vaterlands, das allen über alles ging, über alles in der Welt; als mit einem Ruck das akademische Leben stillstand, wie eine Uhr, in der die Feder gesprungen ist; als die Hörsäle für lange, lange Zeit verödeten, die Straßen der Stadt leblos wurden — da überwog doch auch bei denen, die den ganzen Ernst der Stunde erfaßten, die stille Zuversicht, daß der Tag der Rückkehr ein Tag des Sieges und ein Fest der Freude sein werde. Später, als sich zeigte, daß die Not, in der wir schwebten, noch viel größer war, als selbst die Kleinmütigen gedacht hatten; als die anfangs so gewisse Rechnung auf raschen Entscheid sich mehr und mehr als falsch erwies; als ein Kriegsjahr sich an das andere reihte, ein Feind nach dem andern aufstand und das Ende sich immer weniger absehen ließ; als die kühnen Erwartungen dahinschmolzen und die Wünsche bescheiden wurden; ja schließlich, als selbst die letzte, noch einmal hell aufgeloderte Hoffnung auf Sieg jäh erloschen war — den Glauben wollte doch keiner von uns aufgeben, daß wir, wenn auch nicht als Sieger, so doch unbesiegt, und selbst wenn besiegt, so doch mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen, daß wir uns behaupten würden als geachtetes Mitglied im Kreise der Nationen. Daß wir völlig nieder-

geworfen, vernichtet, ja schlimmer als das, verachtet dastehen — was sage ich, dastehen: nein, daliegen, am Wege liegen bleiben würden, das hätte keiner geglaubt, wenn man es ihm vorhergesagt hätte.

Nun ist es doch so gekommen. Das Unglaubliche, Unfaßbare ist geschehen. Deutschland, die erste Heeresmacht der Welt, das eben noch so gefürchtete Deutschland, vor dessen angeblichen Weltherrschaftsplänen die Leute jenseits des Weltmeers sich ängstigten, Deutschland ist ohnmächtig, preisgegeben jeder bösen Laune grausamer, rachsüchtiger Feinde, wehrlos gegenüber den frechen Gelüsten selbst der verächtlichsten Nachbarn, wie ein Leichnam, auf den sich die Aasgeier stürzen. Ja, schlimmer als dies, Deutschland hat mit dem Siege zugleich seine Ehre verloren. Einst durfte eine Königin von Preußen nach dem Zusammenbruch ihres Staates sprechen: „Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen!" Wir könnten heute diese Worte nicht wiederholen. In die Ohren gellt uns der höhnische Ausspruch des englischen Ministers von der „ehrlosen deutschen Nation", noch greller das Urteil, das im hohen Rat der Feinde über unsern Kampf gefällt wurde: „Begonnen mit Unrecht, geendet in Schande!" Und keine Stimme hat widersprochen, kein Anwalt unseres Rechts und unserer Ehre ist aufgestanden — wir haben keinen Freund und werden auf lange hinaus keinen haben. Ja, wir selbst müssen gegenüber solchem Schimpf verstummen. Zwar werden wir niemals zu gestehen brauchen, daß wir den Krieg mit Unrecht begonnen; verachten dürfen wir auch die Toren und Elenden im eigenen Land, die es zu leugnen wagen, daß unser Kampf der gerechteste und heiligste Krieg war, den je ein Volk zur Rettung seiner Zukunft, seiner Freiheit, seines Daseins auf sich genommen. Aber schweigend müssen wir das Haupt senken, wenn man uns auf das Ende weist: geendet in Schande. Darauf können wir nichts antworten, denn wir wissen, es ist Wahrheit.

So kann auch der heutige Tag kein Tag der Freude sein. In Zeiten, da die ganze Nation Trauerkleider tragen sollte, ist auch für uns der einzige erlaubte Schmuck der Trauerflor, und die einzige Feier, die sich ziemte, wäre eine Trauerfeier zum Gedächtnis derer, die nicht mehr heimgekehrt sind aus einem Kampf, in dem sie, in hoher Begeisterung oder stiller Pflichterfüllung, ihr Leben opferten fürs Vaterland. Fürs Vaterland und für uns, die Überlebenden, die wir nun trauernd klagen müssen um so viel junge, frische Kraft, so viel erprobte Tüchtigkeit, die dahin sind für immer, Knospen, die der Tod geknickt, ehe sie sich öffneten, Blüten, die abfallen mußten, ehe sie Frucht bringen konnten, Früchte,

die nicht zur Reife gelangen durften. Klagen möchten wir um all die Besten, die uns entrissen sind, um diese Hekatombe edelster Volkskraft, die nun so umsonst geopfert wurde. Und dabei ist uns doch, als riefen sie selbst uns zu: Weinet nicht über uns, sondern weinet über euch und über eure Kinder! Ja, selig sollten wir sie preisen, denen es erspart wurde, dieses Ende zu erleben; die hingehen durften im Glauben an Deutschlands Größe und in zuversichtlicher Hoffnung seines Sieges.

Doch auch dafür ist heute die Stunde noch nicht gekommen. Noch ist ja der Krieg gar nicht zu Ende, noch sind Deutschlands Grenzen von neuen Feinden bedroht, die es abzuwehren gilt, wenn nicht kostbarer Besitz unserm Volkstum verloren gehen und am Ende gar alles, was Jahrhunderte geschaffen haben an Gütern und Werten der Arbeit und Gesittung, in wenigen Wochen zu Asche verbrennen soll. Noch wissen wir nicht, was die nahe Zukunft uns bringen kann — in kurzem vielleicht ein neues Aufgebot. Noch ist die Zahl der Opfer, die der Krieg fordert, nicht erfüllt; jeder Tag heischt ihrer neue, schmerzliche, und noch hinter gar manchen Namen wird ein Kreuz gesetzt werden, bis der Tag erscheint, an dem es erlaubt sein wird, ihnen allen auch äußerlich das Denkmal zu errichten, das ihnen heute schon in unsern Herzen sicher ist.

Nein, der Janustempel ist noch nicht geschlossen! Je mehr unser gedankenlos dahinlebendes Völkchen, von törichten oder böswilligen Schwätzern verführt, sich in dem Wahne schaukelt, der Krieg sei aus, umso lauter müssen wir widersprechen. Solange noch räuberische Scharen unser Land bedrohen, solange gierige Nachbarn sich bemühen, vom Leibe des Reiches Fetzen abzureißen, so lange ist kein Friede und darf kein Friede sein. So lange ist es auch noch zu früh, Rückschau zu halten über die Erlebnisse und Leistungen der Kriegsjahre und ihre Verluste. Erwarten Sie darum auch von mir in dieser Stunde nichts von dem. Nicht zu den Kämpfern des Weltkriegs und nicht von ihnen will ich sprechen, sondern zu den Studierenden, den Söhnen der Alma mater, die nach Jahren des Fernseins heimkehren und die Arbeit ihres Berufes aufnehmen.

Nicht als ob ich, wir alle nicht wüßten, was wir denen schuldig sind, die in viereinhalb langen Jahren sich selbst, ihr Leben und ihre Gesundheit, ihr alles dransetzten, die Heimat zu schützen; die in kühnem Wagen und treuem Entsagen Größtes geleistet und Schwerstes erduldet, auch für uns! Unser Dank ist darum nicht geringer, weil schließlich alles doch umsonst war. Denn wir wissen es wohl: die draußen vor dem Feinde standen und dem Tod ins Auge sahen, haben ihre Pflicht getan. Nicht sie trifft die Schuld, wenn das Ende dennoch schmerzlich und schimpf-

lich zugleich wurde und das Heer, das vier Jahre lang die Bewunderung der Freunde und der Schrecken der Feinde gewesen, zuletzt sich verwandelte in eine wehrlose Schar und — Schlimmeres. Die Kämpfer haben keine Schuld daran. Sie hatten standgehalten gegen dutzendfache Übermacht und auch den vielfach überlegenen Feind zu schlagen gewußt, bis die politische Gasvergiftung, von der Heimat ausgehend, die Front erreichte und Herzen und Glieder lähmte. Und selbst dann noch wäre das Schlimmste uns erspart geblieben, hätte nicht im gefährlichsten Augenblick wiederum die Heimat den Kämpfern den Dolch in den Rücken gestoßen. Nur so konnte der stolze Baum gefällt, nur so das deutsche Heer überwunden werden, wie Siegfried von Hagen erschlagen ward. Das Volk der Heimat ist es gewesen, das den Krieg verloren, sich selbst mit Schande bedeckt und schließlich das Heer mit sich in den Abgrund gerissen hat.

Das mußte ausgesprochen werden, weil es das stärkste Bekenntnis der Dankespflicht ist, die wir dem kämpfenden Heere gegenüber fühlen, ein herbes, ein bitteres Bekenntnis, denn es redet zugleich von schwerer Schuld, die nie verziehen und kaum je ganz gesühnt werden kann. Es mußte doppelt ausgesprochen werden, wenn wir nun den Blick hinwegwenden wollen vom Geschehenen zu dem, was kommt, wenn wir uns die Frage vorlegen, was uns die Zukunft bringen kann und soll und wie wir uns zu ihr zu stellen haben. Und darauf kommt es heute in erster Linie an. Denn, wie ich schon sagte, ich sehe in Ihnen, Kommilitonen, die ich hier zu begrüßen habe, nicht die Kriegsteilnehmer, sondern die heimkehrenden Studenten, zu denen ich sprechen will nicht von dem, was sie getan und erlebt, sondern von dem, was ihrer jetzt wartet und was sie künftig tun sollen. Betrachtungen hierüber können aber nur dann etwas nützen, wenn sie vom Geiste strenger, unerbittlicher Wahrhaftigkeit getragen sind, die nichts verschweigt und nichts beschönigt. In unserer jammervollen Lage kann jede Selbsttäuschung, sei sie im Augenblick auch noch so angenehm und wohltuend, zum Verhängnis werden. Allzulange haben wir uns in Illusionen gewiegt, Illusionen über die Welt und unser Volk; sie sind zerstört und zerstoben, und nur die volle Wahrheit noch kann uns helfen. Wahrheit über die Dinge und Wahrheit über uns selbst! Mit diesem Vorsatz wollen wir an die Frage herantreten: wo stehen wir und wohin führt der Weg?

Die Lage unseres armen Vaterlands zu schildern, erlassen Sie mir wohl. Jeder kennt sie, jeder sieht sie, der nur die Augen öffnet. Sie selbst

werden wohl bei Ihrer Heimkehr das Gefühl haben, in ein Haus zu treten, dessen Dach der Sturm hinweggerissen hat und dessen Wände geborsten sind. Deutschland gleicht heute dem Manne, der unter die Mörder gefallen war, und der barmherzige Samariter, der sich seiner annehme, will nicht erscheinen und wird nicht erscheinen. Sollen wir jemals uns wieder erheben, so werden wir es aus eigener Kraft tun müssen.

Da hören wir denn den Chor der Leichtherzigen sprechen: an der Wiedererhebung ist kein Zweifel; ein Volk von siebzig Millionen, und ein Volk wie das deutsche, das so viel geleistet hat, das eben noch in der Blüte der Kraft, auf einem Höhepunkt seiner Entwicklung stand, kann nicht für immer untergehn. Es hat die Kräfte, sich wieder aufzurichten, und wird es früher oder später tun.

Die Rede klingt gar tröstlich; aber ist sie auch wahr? Sind wir denn wirklich noch ein Volk von siebzig Millionen, wenn man uns in West und Ost so viel entrissen hat? Und selbst wenn die Zahl richtig wäre, was bedeutete sie, verglichen mit den Riesenziffern der Völker, die uns gegenüberstehen, die im beständigen Wachstum sind und sich alle Schätze der Erde gesichert haben, um sie unter sich zu verteilen, während man uns das meiste genommen hat oder nehmen wird, was wir an natürlichen Reichtümern besaßen, so daß nichts übrigbleibt als eine Volksmenge, zu groß, um sich vom heimischen Boden zu nähren, und zu arm, um sich die fehlende Nahrung zu kaufen? Nein, der Satz von den siebzig Millionen beweist gar nichts für unsere Zukunft. Wer ihn richtig liest, kann statt der Zuversicht wohl gar noch ernstere Sorge aus ihm herauslesen.

Ein großes Volk kann nicht untergehen, nicht endgültig beiseite geschoben werden — so versichert man uns. Die Geschichte lehrt das Gegenteil in mehr als einem Beispiel. Was ist aus China geworden, dessen Herrschaft alle umliegenden Länder überschattete, was aus den Spaniern, in deren Reich die Sonne nicht unterging? Wo sind sie geblieben, die großen Völker der ältesten Zeit, die ihren Nachbarn Gesetze gaben und als die ersten das Licht der Gedanken entzündeten, das Reich der höheren Kultur erschlossen, Assur und Babylon und Ägypten? Verschwunden und verschollen sind sie, nichts ist übrig von ihnen als das Land, das sie bewohnten und in dem heute die Reste dessen, was sie schufen, dastehen wie Leichensteine auf einem Riesenfriedhof. Wieviel ist in letzter Zeit vom Land Ägypten geredet worden, aber wer sprach dabei je vom Volk der Ägypter? Es ist, als sei es nicht mehr, und war doch einmal das erste seiner Zeit. Und wo ist das römische Volk hin-

gekommen, das einst jahrhundertelang die ganze umgebende Welt beherrschte?

Nein, daß wir ein großes Volk waren und sind, ein großes nicht nur nach der Zahl, das gibt uns noch keinen Anspruch auf ewiges Leben. Auch im Völkerleben gibt es einen Tod, und gerade die großen Völker sind es, die eines unnatürlichen Todes sterben. So furchtbar es klingt, der Gedanke läßt sich nicht verscheuchen: vielleicht stehen wir heute an der Totenbahre der deutschen Nation.

Aber wenn es einen Tod gibt im Leben der Völker, so gibt es auch eine Auferstehung! Die Geschichte zeigt auch dies an manchem Beispiel. Sie berichtet von den Persern des Altertums, die, nachdem ihr großes Reich zerstört und unterworfen war, Jahrhunderte später eine nationale Wiedergeburt und Erhebung erlebten, die sie fähig machte, den dauernden Kampf mit dem römischen Weltreich aufzunehmen und zu bestehen. Sie erzählt von den Griechen, daß sie lange Jahrhunderte der Fremdherrschaft ertrugen und endlich doch die Kraft fanden, sich zu neuer Freiheit zu erheben.

Doch was brauchen wir nach Beispielen in fernen Zeiten und fremden Ländern zu suchen! Unsere eigene Vergangenheit bietet ja den schönsten Beweis, wie ein Volk aus langer Ohnmacht und Niedrigkeit sich erheben kann zu stolzer Kraft, wie aus einem Lande, das durch Jahrhunderte der willenlose Spielball der Nachbarn war, über Nacht ein Reich werden kann, das furchtgebietend dasteht wie kein anderes.

Alle diese Vorgänge lehren deutlich, woher die Kräfte kommen, die zur Auferstehung führen. Die Erneuerung des persischen Reiches war möglich, weil der alte Volksgeist, genährt vom alten, heimischen Gottesglauben, auch unter der Fremdherrschaft nicht erstorben war. Dem griechischen Freiheitsaufstand ging eine Erhebung des griechischen Geistes voraus, in der das Volk sein altes stolzes Selbstbewußtsein wiederfand. Und von der Auferstehung des Deutschen Reiches im neunzehnten Jahrhundert wissen wir es alle, daß sie vorbereitet und eingeleitet war durch eine Auferstehung des deutschen Geistes in Wort und Schrift, in Wissenschaft und Kunst, einen Sonnenaufgang, dessen Glanz die Welt bewunderte, lange bevor sie es erfuhr, daß auch die deutschen Waffen zu fürchten seien. Auf dem Felde des Geistes, in Philosophie und Dichtung, als das Volk der Dichter und Denker hatten die so vielfach gespaltenen und zerrissenen Deutschen zuerst sich als Einheit fühlen gelernt. Durch die Taten ihres Geistes und die Anerkennung, die sie überall auch bei den Fremden fanden, war es ihnen erst voll zum Bewußtsein gekommen, was

sie seien und sein könnten. Als das alte Reich zerfiel und die Franzosen ihre Herrschaft auf seinem Boden aufrichteten, da hätte man fürchten können, daß unter dem keineswegs immer drückenden Joche dieser Fremdherrschaft das Bewußtsein der eignen Art und ihrer Berechtigung schwinde und der deutsche Geist sich für immer daran gewöhne, den Nachbarn die Schleppe zu tragen. Wenn das nicht geschah, wenn statt dessen vielmehr der Rückschlag erfolgte und schon die bloße Erinnerung an die wenigen Jahre der Knechtschaft genügte, damit noch nach Jahrzehnten, so oft die Gefahr von Westen drohte, alle deutschen Stämme sich zusammenfanden zu gemeinsamer Abwehr, so hat den vornehmsten Anteil daran ohne Zweifel die Tatsache, daß eben damals, als Frankreich den Deutschen den Fuß auf den Nacken zu setzen begann, die Deutschen gelernt hatten, sich ihren Nachbarn geistig ebenbürtig und überlegen zu fühlen. Hundert Jahre früher hätte man dieses Vorgangs nicht sicher sein können. Wäre Ludwig XIV. dorthin gelangt, wo Napoleon I. stand, er hätte Deutschland für immer unterwerfen können, und das deutsche Volk von damals, das Geschlecht, das in der materiellen Not und geistigen Öde der Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Kriege erwachsen war, es hätte sich vielleicht nicht einmal sehr dagegen gesträubt, französisch zu werden. Das Volk Kants und Goethes, das Volk, dem auch die Nachbarn willig die geistige Führerschaft der Zeit zugestanden, es würde dauernde Knechtschaft und Verwelschung nicht mehr ertragen haben. So wurde Kant abgelöst durch Fichte, auf Goethe folgten Theodor Körner, Ernst Moritz Arndt, Rückert und Schenkendorf, und aus dem deutschen Gedanken erwuchs das Deutsche Reich.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Auch im Völkerleben. Solange der Geist eines Volkes lebendig ist, das heißt solange es seine Sprache rein, seine besondere Art zu denken, zu fühlen und zu leben im Kern unverbildet, keim- und triebkräftig erhält, so lange hat es noch eine Zukunft, mag auch die Gegenwart das Bild des leiblichen Todes zeigen. Der Geist lebt ewig, wenn er leben will; er kann eines Tages den Grabstein sprengen, der den erstorbenen Körper deckt, und wieder hervorbrechen zu neuem Leben und Schaffen.

Wir sagen uns das nicht, um uns zu trösten, denn es wäre ein magerer Trost. Vermag doch niemand zu ahnen, wie lange es dauern kann, bis der Tag der Auferstehung anbricht. Man erinnert uns heute so gern an den Vorgang des Dreißigjährigen Krieges und Westfälischen Friedens. Auch damals, so sagt man, habe Deutschland ohnmächtig und ausgeblutet dagelegen, und habe sich doch wieder erhoben, größer und schöner als zu-

vor. Ich will nicht untersuchen, ob unsere heutige Lage nicht am Ende noch trostloser ist als Anno 1648; das scheint mir eine bittere Frage, die zu beantworten ich gern andern überlasse. Aber das weiß ich und weiß ein jeder, der nachdenken will, daß es über zweihundert Jahre gedauert hat, bis die Erinnerungen an 1648 ausgelöscht und die Folgen der großen Vernichtung von damals ausgeglichen wurden. Billig bezweifeln aber darf man, ob ein deutscher Patriot im Jahre 1648 — und es gab deren auch damals — sich getröstet gefühlt haben würde, wenn man ihm in Aussicht gestellt hätte, daß sein Vaterland zweihundertzweiundzwanzig Jahre später eine glänzende Auferstehung erleben werde. Nicht in fernen, ungewissen Zukunftsträumen haben die Zeitgenossen des Großen Kurfürsten und Leibnizens Trost gesucht, wenn sie dessen bedurften, sondern in rüstiger Arbeit und eifriger Pflichterfüllung, die der Gegenwart galt und eben darum auch der Zukunft am besten diente. Auch uns soll der Gedanke an eine künftige Auferstehung unseres Volkes nicht einen matten Trost, sondern eine ernste und kräftige Mahnung bedeuten: wenn es eine Auferstehung geben kann, dann soll und muß es sie auch geben, und unsere Sache ist es, sie vorzubereiten, nicht erst morgen oder irgend einmal später, sondern von jetzt und heute an, ohne Säumen und Zagen, jeden Tag und jede Stunde. Wir tun es, indem wir den deutschen Geist lebendig und wach erhalten.

Täuschen wir uns nicht darüber, daß dies keine leichte Aufgabe ist. In der allgemeinen Not, von der wir ja erst den Anfang erleben, werden vielleicht gerade wir Akademiker es am schwersten haben, unsern Stand zu behaupten. Wo wir gewohnt waren, aus dem Vollen zu schöpfen, werden wir sparen, entsagen, wohl auch darben müssen. Aber das ist nicht die größte Gefahr. Wo der Blutstrom des Geisteslebens voll pulsiert, steigern äußere Hindernisse seine Kraft. Die äußere Not der napoleonischen Zeit hat dem geistigen Schaffen der deutschen Nation nichts geschadet, vielleicht sogar genutzt, indem sie Kräfte wachrief, die sonst nicht zu voller Wirkung gelangt wären. So braucht auch uns der Blick auf die kommenden magern Jahre nicht zu schrecken. Die eigentliche Gefahr droht von innen her. Daß wir es uns nur ehrlich eingestehen: wir müssen uns aufraffen, um wieder auf die geistige Höhe zu gelangen, die des deutschen Namens würdig ist. Den bisherigen Stand aufrechtzuhalten, wäre zu wenig, es gilt ihn zu erhöhen, größere Anforderungen an uns selbst zu stellen, mehr zu leisten als bisher, wenn wir tun wollen, was die Zeit von uns erwartet.

Wenn vor hundert Jahren der äußere Zusammenbruch ein Volk über-

raschte, das soeben in der vollsten Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten begriffen war, so ist es in unsern Tagen umgekehrt gewesen. Der Weltkrieg traf den deutschen Geist in einer Pause seines Schaffens. Zwar wurde Großes, Bewundernswertes geleistet in Ausbau und Steigerung der äußeren Kultur, fieberhafte Arbeit herrschte in Technik, Industrie und Handel. Die Arbeit lohnte sich, der Wohlstand wuchs reißend schnell und erzeugte mit den Mitteln zur Befriedigung aller Wünsche zugleich neue, höhere Ansprüche. Aber was diese Welt immer ausschließlicher beherrschte, das waren doch unverkennbar die materiellen Werte, während die ideellen mehr und mehr zum Schmuck des Lebens herabsanken. Man hätte mitunter meinen können, die Deutschen seien Amerikaner geworden oder auf dem Wege, es zu werden. Das geistige Schaffen ließ nach, spärlicher und schwächer wurden seine Leistungen. Wir waren geistige Epigonen geworden, ein Volk der Genießer und Verbraucher, das sich von den Zinsen der Vergangenheit nährte, ohne das ererbte Kapital durch eigne Schöpfungen merklich zu vermehren. Das Bewußtsein hiervon aber fehlte; statt dessen herrschte ein Ton der Ruhmredigkeit und Selbstverherrlichung, wie er schöpferischen Zeiten immer fremd gewesen ist.

Dazu bei so übertriebenem Selbstgefühl welche Abhängigkeit vom Ausland! Ausländische Kunst und ausländische Dichtung, Übersetzungen oder Nachahmungen von französischen und englischen, russischen und chinesischen Mustern überschwemmten Buchhandel und Bühne, ausländische Vorbilder herrschten in Kleidung und Tanz, in Spiel und Lebensformen — nie hat ein großes Volk sich so willig jedem fremden Einfluß hingegeben. Der deutsche Geist war schlafen gegangen.

Und wie stand es mit der Sittlichkeit? Wo war die alte Zucht und Ehrbarkeit geblieben, wo der vielgepriesene deutsche Idealismus? Wenn die Literatur für diese Dinge einen Maßstab gibt, so kann die Antwort nur bedenklich lauten. Da mußte freche Ausgelassenheit die Stelle des Witzes vertreten, und statt echter Empfindung machte sich ein selbstgefälliges Ästhetentum wichtig. Über alles aber breitete der schnell erworbene Reichtum seinen falschen Goldglanz.

Nun kam der Krieg und hob die eherne Wurfschaufel, die Spreu vom Weizen zu sondern. Zunächst schien es, als hätten wir uns getäuscht, wenn wir im Gefühl unserer inneren Schwäche nicht ohne Besorgnis der großen Hauptprüfung entgegensahen. Hoch auf loderte das Feuer der Begeisterung, seine Flamme schien alles zu verschlingen, was faul, wurmstichig und krank gewesen war. Aber der Eindruck schwand, je länger der Krieg dauerte. Nicht als ob die erste Begeisterung unecht gewesen wäre!

Sie war so echt, so natürlich wie nur irgend eine elementare Empfindung, die aus den Tiefen der Volksseele in außerordentlichen Zeiten hervorbricht. Aber sie war eine Steigerung über das natürliche Maß, eine Erhebung über sich selbst hinaus, eine Sturmflut, der die Ebbe langsam, aber sicher folgen mußte, ein vulkanischer Ausbruch, der den Krater zum Erlöschen brachte.

Das haben wir nur allzulange nicht glauben wollen; und doch wurde es von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr deutlicher offenbar. Was nutzten alle materiellen Riesenleistungen der Technik und alle Großtaten des Heeres, wo die geistigen und sittlichen Kräfte der Nation den Aufgaben nicht gewachsen waren? Und so mußte es wohl sein, wenn die politische Leitung von Anfang an versagte und ein besserer Ersatz trotz allen Suchens nirgends zu finden war; wenn unsere vielgerühmte Verwaltung, unsere gepriesene Organisation Fehler auf Fehler häuften und eigentlich keiner Aufgabe sich gewachsen zeigten; wenn das häßliche Wort, das anfangs nur verstohlen geflüstert, dann immer lauter gerufen wurde, schließlich auf allen Straßen und Märkten erschallte: Korruption! Wenn endlich, als die höchste Not hereinbrach, es sich herausstellte, daß die letzte Reserve der Volkskraft, auf die wir sicher gerechnet hatten, der trotzige, todbereite Vaterlandssinn der Massen, gar nicht vorhanden war und statt des Volkskriegs der Verzweiflung ein Zusammenbruch kam, den zu schildern und zu kennzeichnen, wie er es verdient, man mir erlassen wolle! In jenen Tagen, da die Begriffe Mein und Dein ihre Geltung verloren und das Gebot „Du sollst nicht stehlen" außer Kraft gesetzt war; da die einfachste Pflicht nicht mehr begriffen wurde und Millionen von Eiden zerbrachen wie dürres Reisig; da die Treue, die altberühmte deutsche Treue wahrhaftig nur noch ein leerer Wahn geworden war — da konnten wir unserm Volk auf den Grund der Seele blicken: entsetzt starrten wir in einen Abgrund. Wir mögen darüber nachsichtig urteilen, von Massenpsychose und teilweiser Unzurechnungsfähigkeit reden, es bleibt doch die Tatsache eines ungeheuren Bankrotts, der ebenso schmerzlich wie beschämend ist, weil er einen Fehlbetrag an geistigen und sittlichen Kräften enthüllte, den niemand für möglich gehalten hätte und der auch nicht möglich gewesen wäre, wären nicht schon vor dem Kriege Geist und Gewissen der Nation erschlafft und stumpf gewesen.

Wir werden die Folgen des Unheils nicht beseitigen, wenn es nicht gelingt, seine Ursache zu heben. Darum gilt es vor allem, den deutschen Geist zu neuem Leben und Schaffen zu wecken und das deutsche Gewissen zu schärfen, in ernster Selbstbesinnung und strenger Selbsterkenntnis,

in rastlosem, unverdrossenem Streben nach Veredlung und Vervollkommnung. Das ist heute die Pflicht jedes Gebildeten im Volke, in erster Linie aber ist es die Pflicht der deutschen Universitäten. Sie, die berufenen Pflege- und Pflanzstätten deutschen Geistes, müssen auch die Altäre sein, auf denen das heilige Feuer von neuem entzündet und sorgsam unterhalten wird, daß es nicht wieder erlösche. Wenn sie versagen sollten, wäre die Zukunft trostlos. Denn wenn das Salz der Nation dumm würde, womit wollten wir salzen?

Groß ist die Aufgabe, ungeheuer schwer ihre Erfüllung; wir sollen mehr leisten mit geringeren Mitteln. Aber es muß sein! Gilt es doch, den deutschen Geist wieder zu Ehren zu bringen in aller Welt. Unter der Flut von Beschimpfung und Verleumdung, die uns von allen Seiten entgegenspritzt, soll ja auch das geistige Schaffen der Deutschen begraben und verschüttet werden. Auch auf deutsche Wissenschaft und Kunst will man die Ächtung alles Deutschen ausdehnen. Wir haben dagegen keine andere Waffe, als daß wir Leistungen vollbringen, an denen die Welt nicht vorübergehen kann. Jüngst ist dem ganzen Volk von weithin sichtbarer Stelle zugerufen worden, zu arbeiten und Werte zu schaffen für den Austausch mit der Außenwelt. Der so sprach, hat nach seiner Art wohl nur an materielle Werte gedacht, aber sein Wort gilt darum nicht weniger auch für den geistigen Austausch. Geistige Werte zu schaffen, die die Welt nicht wird entbehren können, das ist jetzt unsere, der geistigen Arbeiter Aufgabe. Wenn die Universitäten darin nicht vorangehen, verdienen sie ihren ererbten Ehrenplatz allerdings nicht mehr. Sie waren bisher in der ganzen Welt geachtet, bewundert, nachgeahmt; sie sollen und werden auch künftig wieder dem deutschen Geiste die Achtung der Welt erobern.

Doch näher noch als dies liegt uns für jetzt und heute, höher steht uns eine andere Aufgabe, die wir am eigenen Volk zu lösen haben: das kommende Geschlecht zu bilden und zu erziehen, daß es allem Druck zum Trotz, den die schwere Zeit ausüben wird, stärker und besser werde als das abtretende.

Es gilt, uns wieder an größere Maßstäbe für geistiges Schaffen, an strengere für sittliches Handeln zu gewöhnen, gerade jetzt und in der nächsten Zeit, wo nach den ungeheuren seelischen Anstrengungen der Kriegszeit die natürliche Abspannung einsetzt und im Verein mit der materiellen Not unser geistiges Leben mit Stillstand und Rückgang bedroht. Wir sind gleichsam der Gefahr des geistigen Erfrierens ausgesetzt; auch dagegen gibt es keinen andern Schutz, als daß man sich rege

und bewege mit verdoppelter Kraft. Die Stunde ist kritisch: nur jetzt nicht einschlafen! Käme es dazu, wer weiß, ob es jemals wieder ein Erwachen gäbe.

Soll die nächste Zukunft, ja die ganze Zukunft auf absehbare Zeit nicht schal und öde werden und zu allem andern nicht auch der geistige Tod hinzutreten, der das deutsche Volk, wie es politisch und wirtschaftlich schon der Fremdherrschaft verfallen ist, auch geistig — vielleicht für immer — seiner Selbständigkeit berauben würde, ohne Hoffnung auf Befreiung, ohne Möglichkeit der Auferstehung — soll diese Gefahr des ewigen Todes gebannt werden, so bedürfen wir einer geistigen Erneuerung.

Erneuerung — wir hören das Schlagwort freilich alle Tage und auf allen Gassen, als ständen wir mitten drin in hoffnungsreichen Wandlungen, als blühte neues Leben schon aus den Ruinen des umgestürzten alten Wesens. Ja, wenn wir Worte für Taten nehmen könnten! Es ist wahr, die alten Formen hat man zerschlagen, neue zu ersinnen ist man eifrig beflissen. Auch wir, die Universitäten sollen ja mit „zeitgemäßen" Reformen beglückt werden. Wir wollen uns gegen wirkliche Verbesserungen nicht sträuben und jede Änderung als einen Fortschritt begrüßen, sofern wir dadurch fähiger werden, unsere hohe Aufgabe zu erfüllen: mitzuarbeiten an der Erziehung der Nation, daß aus einem träumenden, tändelnden, schwatzenden und geldverdienenden Volke wieder ein ernstes, denkendes und strebendes werde, das bereit ist, wenn einmal wieder seine Stunde schlägt, sich zu erheben, die Schande von 1918 abzuwaschen und sein Recht und seinen Rang unter den Völkern der Erde als freies, starkes und ebenbürtiges Volk zurückzufordern. Neue Formen allein werden uns das nicht bringen, und auch das nicht, was sich so selbstgefällig den neuen Geist nennen läßt und was in Wahrheit ja nur derselbe Geist ist, der zu unserem Schaden längst schon unter uns umging und sich jetzt vollends ungehemmt Geltung zu verschaffen sucht. Nein, wenn es eine wahre Erneuerung geben soll, so werden wir von innen heraus arbeiten müssen und uns wieder auf die Tugenden besinnen, die vormals den Ruhm und die Stärke der Deutschen, zuvörderst aber der deutschen Universitäten ausmachten: schlichte Sachlichkeit, bescheidenen Ernst, unerbittliche Wahrhaftigkeit, strenge Treue im Kleinen und unermüdliches Streben nach dem Höchsten; vor allem aber den echten, alten deutschen Idealismus, der bei geistiger Arbeit nicht nach Nutzen und Gewinn fragt, weil er sie als eine Pflicht empfindet, deren Erfüllung ihm ein Bedürfnis ist, Lust und Lohn zugleich. Da mögen denn Formen und Äußerlichkeiten

fallen, wo sie hinderlich sind — wir werden auch Liebgewordenes opfern und vollends die geilen Triebe gern entfernen, die unser akademisches Leben seit Jahren schon zu überwuchern drohten. Den wortlauten und übergeschäftigen Herolden der sogenannten neuen Zeit aber müssen wir zurufen: Neuerung ist noch nicht Erneuerung! Wer erneuern will, was verdorben ist, der muß zurückgreifen auf das Ursprüngliche. Nur in der Rückkehr zum echten, alten Wesen liegt unsre Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Nur wenn sie den Saft aus der Wurzel zieht, kann die Pflanze neue Triebe ansetzen. Unser armes deutsches Vaterland gleicht heute einem Baum, dessen Stamm selbst abgehauen ist. Soll irgend einmal ein neuer Stamm sich bilden, so müssen die Schößlinge aus der Wurzel kommen. Wo die Gegenwart tot und die Zukunft finster ist, da kann nur im Wiederanknüpfen an die Vergangenheit mit ihren großen, guten und schönen Überlieferungen die Kraft zu neuem Leben wachsen.

So ist es noch immer gewesen, wo ein Volk sich aus Knechtschaft und Niedrigkeit wieder erhob. Aus ihrer großen Vergangenheit schöpften die Griechen, die Italiener den Glauben an die Zukunft, der sie auch im tiefsten Unglück nicht ganz untergehen ließ, aus ihr kam ihnen schließlich der Antrieb und die Kraft zur Auferstehung. „Der wahre Patriotismus —" so hat ein bedeutender Franzose bald nach 1870 gesagt, um seinen Volksgenossen nach der Demütigung eines verlorenen Krieges den Mut zu neuem Streben zu stärken — „der wahre Patriotismus ist nicht Liebe zur heimatlichen Scholle, er ist Liebe zur Vergangenheit, Achtung vor den Geschlechtern, die vor uns waren, und das Bedürfnis, es ihnen gleichzutun!" Ein tiefes, unendlich wahres Wort. Das Volk, das seiner großen Ahnen vergißt, das nicht mehr stolz ist auf sie und nicht mehr die Pflicht fühlt, ihrer würdig zu sein, hat keinen Patriotismus mehr; wenn es seine Vergangenheit aufgibt, hat es zugleich seine Zukunft verloren, seine Rolle ist ausgespielt.

Auch das deutsche Volk hat den Weg aus der Erniedrigung nach 1806 und 1815 gefunden, indem es den Sternen seiner großen Vorzeit folgte. Im Liede vom schlafenden Kaiser, der auf den Tag seiner Wiederkunft wartete, sprach sich damals die Sehnsucht aller denkenden Patrioten aus. Es wird auch in Zukunft nicht anders sein können. Freilich, Barbarossa und die Erinnerungen an das Heilige Römische Reich können nicht noch einmal diesen Zauber üben. Aber ein anderes Reich mit einem andern Kaiser wird mit der Zeit — die Dinge selbst werden dafür sorgen — und vielleicht gar bald schon dem geistigen Auge der Deutschen erscheinen als das verlorene Paradies, das unseres Volkes

Seele suchen wird, in schmerzlichem Heimweh umherirrend ohne Rast und Ruh, bis sie den Eingang wiedergefunden hat. Je schlimmer die Not der kommenden Jahre sein wird, umso heller wird die Erinnerung strahlen an die leider, ach, so kurze Zeit, wo Deutschland einig und stark, von den Nachbarn gefürchtet, geachtet, bewundert und beneidet war, wo Handel und Wandel gediehen, die deutsche Flagge auf allen Meeren wehte und der Reichtum sein Füllhorn ausschüttete über Stadt und Land, wo Recht und Ordnung überall galten und man daran denken konnte, die Idee der sozialen Gerechtigkeit ihrer Erfüllung entgegenzuführen; wo geistige Bildung nicht mehr das alleinige Vorrecht der Begüterten war, wo es wirkliches Elend nirgends gab und auch der einfachste Arbeiter neben reichlichem Brot sorgsame Fürsorge für ein menschenwürdiges Dasein fand.

Das Heimweh nach dieser guten alten Zeit wird bald überall von selbst erwachen, und dann auch das Verlangen: zurück zu ihr! Lassen wir die Zeit ihr Werk tun, und tun wir indessen unsere Pflicht: das Bild der Vergangenheit zu hüten, daß es nicht zertrümmert und nicht befleckt werde von giftigem Neid und bösem Haß. Ehren wir unsere Ahnen, indem wir ihr Andenken lebendig erhalten, noch mehr aber, indem wir ihnen nacheifern und ihnen zu gleichen trachten, den großen Männern der großen guten alten Zeit, vom Freiherrn vom Stein bis zum Fürsten Bismarck, von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm I., den Helden der deutschen Nation, die ihr das stolze Haus errichteten, in dem sie eine kurze Zeit sicher, froh und glücklich, ja, nur zu glücklich gelebt hat.

Und wenn eines Tages — er ist vielleicht nicht mehr gar so fern — die Nacht der Gegenwart schwarz genug sein wird, daß diese Sterne auch dem blödesten Auge leuchten; wenn der Lügendunst und Phrasenqualm, die jetzt den Himmel verdecken, sich verzogen haben und der Blick zur Wahrheit wieder frei sein wird: dann wird neben den alten ein neues, junges Sternbild am Firmament unserer Geschichte erstrahlen: der große Krieg von 1914. Daß Deutschland imstande war, vier Jahre lang an der Seite schwacher, hilfsbedürftiger Bundesgenossen der ganzen Welt standzuhalten, kleinere Gegner in den Staub zu strecken und die größte Festlandsmacht vollständig zu zertrümmern — das schon wird späteren Geschlechtern als ein Wunder der Größe und Kraft erscheinen, dem nichts in allen Jahrhunderten zu vergleichen ist. Sie werden nicht müde werden, den Erzählungen zu lauschen von dem unermeßlichen Heldentum, das deutsche Kraft vollbrachte, und dem unerschöpflichen Dulden, das deutsches Pflichtgefühl ertrug, in den Sümpfen Polens und im Schnee der

Karpathen, auf Flanderns Gefilden und in den Schluchten der Vogesen, in der Sonnenglut Ostafrikas und auf dem Eise Finnlands. Immer aufs neue werden sie die Kunde vernehmen wollen von Lüttich und von Tannenberg, von Hermannstadt und von Karfreit, von der Somme und von Langemarck, von den Dardanellen und vom Skagerrak, und die Namen Weddigen, Graf Spee, Lettow-Vorbeck, Mackensen und Hindenburg werden in ihren Ohren einen Klang haben, wie für uns, da wir jung waren, die Namen Hektor und Achill. Diese stolzen Erinnerungen werden nicht das Vorrecht enger Kreise, nicht eines Standes oder Stammes, sie werden das Besitztum des ganzen Volkes sein. Kein Dorf und keinen Hof, kein Schloß und keine Hütte wird es geben, wo man nicht sagte: auch von den Unsern waren welche dabei, auch unsere Ahnen haben unter Hindenburgs Fahnen gekämpft und mit Mackensen gesiegt, und so mancher von ihnen ist nicht mehr heimgekehrt. Wahrlich, es ist dafür gesorgt, daß diese Erinnerungen nicht verblassen. Mag der Thukydides ausbleiben, der sie erzähle, der Homer, der sie besinge — wir hoffen, sie werden nicht fehlen; aber auch wenn sie fehlten, was läge daran? Der Heldenkampf, an dem das ganze Volk teilgenommen, ist auch dem Gedächtnis des ganzen Volkes für immer unauslöschlich eingeprägt, und sollte es jemals in Gefahr kommen, seiner zu vergessen, die Geister der Gefallenen würden ihm keine Ruhe lassen.

Drum — mag es uns heute auch scheinen, als wären all die ungeheuren Opfer dieser qualvollen Jahre umsonst gewesen — die Zukunft wird anders darüber urteilen. Die Opfer, die wir gebracht, sind das Erbteil der Nachkommen, von dessen Ertrag sie leben, an dem sie sich stärken werden Jahrzehnt um Jahrzehnt, Geschlecht um Geschlecht, bis einst der Tag erscheint, wo auch diese blutige und tränenreiche Aussaat aufgeht und reift, will's Gott, zu reicher Ernte.

Wie lange es dauern wird? Ob einer von uns den Anfang noch erleben wird? Fragen wir nicht danach! Inzwischen heißt es: hoffen und arbeiten! Wenn auch die Gegenwart noch so finster, die Nacht noch so endlos erscheinen sollte, das Ziel nicht verlieren, den Glauben nicht fahren lassen, der seiner Sache gewiß ist, auch ohne zu sehen!

So lassen Sie uns zurückkehren zur gemeinsamen Arbeit des Tages, im Bewußtsein der großen Pflicht, die unser aller im Angesicht der Jahrhunderte wartet: ein neues Geschlecht zu erziehen im Geiste der großen Vergangenheit, ihrer würdig und würdig der großen Vorfahren, ein Geschlecht, das mit Kindern und Enkeln immer höher emporwachse an

geistigem Wuchs, das hineinwachse in die gewaltige Aufgabe der Zukunft, die Auferstehung der deutschen Nation.

Mag der Weg auch noch so lang, das Ziel noch so fern dünken — uns braucht das nicht zu schrecken. Wir wollen an die Zukunft denken und für die Gegenwart handeln. Der Weg selbst wird uns das Ziel sein und jeder Schritt vorwärts die Genugtuung geben, daß wir unsere höchste Pflicht für die Ewigkeit erfüllen, indem wir der schlichten Forderung des Tages genügen.

Wer sich zu diesem Vorsatz bekennt, der stimme ein in den Ruf: Deutschland, das künftige, das auferstehende, das ewige Deutschland — es lebe hoch!

Rheinlands Befreiung

1. Juli 1930

Ein froher und zugleich ein tiefernster Anlaß ist es, der uns heute vereinigt. Wer würde nicht das erleichterte Aufatmen mitempfinden, mit dem das Volk am deutschen Rhein den Augenblick begrüßt, da der Druck, der jahrelange, quälende, endgültig von ihm genommen ist! Wer von uns fühlte sich nicht mit befreit und gehoben in dem Gedanken, daß das weithin sichtbare Zeichen fremder Gewaltherrschaft vom deutschen Boden verschwunden ist! Dank, freudiger Dank erfülle darum unsere Herzen, Dank sei das erste Wort, das von unseren Lippen komme!

Und doch: in unsere Freude mischt sich ein schmerzlich bitterer Klang. Allzu frisch ist die Erinnerung an alles, was wir seit zwölf Jahren erlebt. Noch haben die Wunden, die uns geschlagen wurden, sich nicht geschlossen, und geraume Zeit wird vergehen müssen, bis sie vernarben.

Daß es nur dazu kommen konnte: das Rheinland und die Pfalz, Kleinode des Deutschen Reiches, in fremden Händen! Wer, der das mit vollem Bewußtsein erlebte, könnte den Groll jemals verwinden! Immer wird es ja das greifbarste Zeichen der Niederlage, die sichtbarste Demütigung sein, wenn ein Staat fremde Gewalt in seinen Grenzen, auf seinem Boden dulden muß. Zwölf Jahre lang hat Deutschland dieses Brandmal — und was für eines! — auf seiner Stirn getragen, ein einziger Tag, und sei er noch so froh, kann es nicht hinwegnehmen. Ob wohl die Jugend, die unter solchen Eindrücken aufwuchs, für die Deutschland von jeher das besiegte, zertretene Land gewesen ist, ob sie es ganz empfindet, wie wir Alten es empfinden, die wir unser herrliches, stolzes, unser starkes und blühendes Reich erlebt haben — ob sie empfindet, was es heißt, daß dieses einst von der ganzen Welt gefürchtete Deutsche Reich seine liebsten Kinder als Geiseln in Feindeshand lassen mußte?

Wir dürfen darob niemand anklagen, niemand als — uns selbst. Unsere Schuld war es, daß die Feinde, denen wir bis zur Wehrlosigkeit erlagen, vom Recht des Siegers Gebrauch machen, uns die Bedingungen des Friedens vorschreiben und für ihre Erfüllung sich die Pfänder nehmen konnten, deren sie zu bedürfen glaubten. Wäre es nur wenigstens in ritterlicher Art und in den Grenzen des Notwendigen und Verständigen geschehen! Daß dies möglich, und wie es durchzuführen ist, dafür hat Deutschland selbst das Beispiel gegeben, als es nach dem Siege über

Frankreich genötigt war, einen kleinen Teil französischen Gebietes zweieinhalb Jahre lang besetzt zu halten als Bürgschaft für die Erfüllung des Friedens. Es hat, als der Zweck erreicht war, seine Truppen früher als ausbedungen zurückgezogen und vom Gegner selbst den Dank dafür geerntet, daß es sich bemüht habe, den Druck nach Möglichkeit zu mildern und jede unnötige Härte zu vermeiden. Hat doch noch im Jahre 1922 ein französischer Beurteiler den Geist der Mäßigung und das psychologische Verständnis, die der deutsche Oberbefehlshaber bewiesen hatte, rühmend anerkannt und sein Verfahren geradezu als geschichtliches Vorbild hingestellt. Die Besatzungszeit, die heute zu Ende gegangen ist, wird immer als ein klassisches Beispiel für das Gegenteil gelten.

Durch den Waffenstillstand, den Deutschland, da es sich nicht mehr kampffähig fühlte, nach dem Willen der Gegner hingenommen hatte, war das ganze linke Rheinufer mit den Brückenköpfen von Köln, Koblenz und Mainz dem Feinde preisgegeben. Dabei blieb es auch, als der Friede geschlossen war. Als Unterpfand für Erfüllung der ungeheuerlichen Verpflichtungen, die dem Deutschen Reich aufgebürdet waren, sollte das Rheinland bis zu fünfzehn Jahren von feindlichen Truppen besetzt bleiben, und erst am 10. Januar 1935 das letzte Stück deutschen Bodens geräumt werden, wenn Deutschland allen seinen Verpflichtungen nachgekommen war. Da im besetzten Gebiet die deutsche Verwaltung bestehen blieb, so hing es vom guten Willen der militärischen Oberbefehlshaber ab, den Druck, den dieser unter allen Umständen peinliche Zustand mit sich brachte, in erträglichen Grenzen zu halten. Den Engländern, noch mehr den Amerikanern muß man das Zeugnis ausstellen, daß sie das erstrebt und mit der Zeit auch erreicht haben. Anders die Belgier, anders vor allem die Franzosen. Sie verstanden es, auf der ganzen Linie die Führung an sich zu reißen und ihre Verbündeten trotz gelegentlichen Widerstrebens nach sich zu ziehen. Der Hochmut, die Brutalität und Grausamkeit, mit der sie von vornherein auftraten, verrieten nur zu deutlich die Absicht, das Rachegelüst, das der Verlauf des Krieges geweckt und ungestillt gelassen hatte, an der friedlichen Bevölkerung zu kühlen. Reine Heuchelei war es, wenn der französische Minister die Verhandlungen über Abgrenzung der Pflichten und Rechte zwischen Besatzung und Verwaltung mit der Versicherung eröffnete, er sei von dem Wunsche geleitet, die Lasten des Rheinlandes nach Möglichkeit zu erleichtern.

Die französische Besatzung hat das genaue Gegenteil getan: sie hat die Lasten nach Möglichkeit erschwert. Es war wohl kein Zufall, daß man an die Spitze des obersten Ausschusses, der die Verwaltung des

Landes überwachen sollte, einen Mann stellte, der sich die Sporen in Marokko verdient hatte. Die Kunst, mit niedriger stehenden Untertanen umzugehen, die er dort gelernt hatte, sollte er jetzt wohl an den deutschen Rheinländern bewähren. Und er war noch lange nicht der schlimmste. Neben ihm und häufig über ihn hinweg arbeiteten die französischen Generale, Offiziere und Soldaten. Was sich daraus ergab, gehört der Geschichte an. In vorsichtigen Worten, wie es dem Mann in verantwortlicher Stellung ziemt, hat der amerikanische Oberbefehlshaber sein Urteil gefällt, als er zu Anfang 1923, da das Schlimmste noch bevorstand, von einem „Zeitabschnitt schmerzlicher Erfahrung" sprach, „wo politische Selbstsucht und wirtschaftliche Habgier herrschten". Schon ein halbes Jahr später hätte er andere Ausdrücke brauchen müssen.

Nirgends waren die Franzosen in den Grenzen geblieben, die ihnen die Urkunde des Friedensschlusses anwies. Schon im März 1920 hatten sie unter nichtigen Vorwänden die Besetzung auf Frankfurt und den Maingau vorübergehend ausgedehnt, ein Jahr später, um ihre unerhörten Forderungen zu erzwingen, sich der Ruhrhäfen Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort bemächtigt und sie auch nicht wieder geräumt, als der Grund hinweggefallen war. Im Januar 1923 folgte die längst erstrebte, sorgfältig vorbereitete Besetzung des Landes an der Ruhr. In diesem ganzen Gebiet waltete nun das französische Militär nach Kriegsrecht. Ohne Rücksicht auf die Bestimmungen des Friedens oder getroffene Abrede wurden die gesamte Verwaltung, alle bürgerlichen Behörden unter die Aufsicht, den Befehl und die Gerichtsbarkeit der militärischen Gewalten gestellt, deutsche Gesetze und Anordnungen der deutschen Regierungen kurzweg außer Kraft gesetzt, Beamte, die sich an das Gesetz hielten, ihrer Stellungen enthoben und ausgewiesen, die Verhandlungen des Landtags durch Offiziere überwacht, die Presse geknebelt, Briefe erbrochen und Postsendungen weggenommen, die örtliche Polizei gewaltsam entwaffnet und ausgewiesen, jedes Bekenntnis deutscher Vaterlandsliebe, der Gesang patriotischer Lieder, das Zeigen der deutschen Farben, die Feier vaterländischer Gedenktage bei Strafe verboten, in die Rechtspflege der bürgerlichen Gerichte rücksichtslos eingegriffen und an ihre Stelle die feindlichen Kriegsgerichte gesetzt; während zugleich die Steuern und Zölle für die Besatzungsmächte eingezogen, Wälder und Forsten ausgebeutet, das besetzte Gebiet für lange Zeit vom Mutterland durch eine Zollgrenze abgesperrt wurde. Mit einem Wort: seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reich und die Souveränität des Reiches, die doch im Friedensvertrag anerkannt waren, wurden zu einem leeren Wort und einem Hohn

auf die Tatsachen gemacht. Vom ersten Tage an trat diese Gewaltherrschaft in Formen auf, die nicht einmal im Kriege erlaubt gewesen wären.

Daß eine militärische Besatzung in fremdem Lande mit einzelnen Ausschreitungen und gelegentlichen Freveln verbunden ist, liegt in der Natur der Dinge und wird sich niemals ganz verhindern lassen. Wenn diese Dinge sich hier so massenhaft wiederholten, so war das zum Teil eine Folge der übergroßen Menge von Truppen, mit denen das Land im Gegensatz zum klaren Wortlaut des Friedens überschwemmt wurde, und wenn unter diesen Truppen die farbigen Naturvölker, schwarze, braune und gelbe, Afrikaner und Asiaten, einen starken Bestandteil bildeten, so konnte man sich auf vieles gefaßt machen. Wenn aber ihre Taten ungestraft blieben, so war die Absicht klar, das Volk zu quälen, es seine Knechtschaft recht deutlich fühlen zu lassen. An dreihundert Fälle von Gewalttaten und Verbrechen feindlicher Soldaten gegen deutsche Landesbewohner zählt eine amtliche Denkschrift von Ende 1923 auf, und bei jedem einzelnen Fall lautet der Kehrreim: „über eine Bestrafung der Schuldigen konnte nichts mitgeteilt werden." Diesen Genuß ihrer Macht haben die Franzosen und ihre gelehrigen Schüler, die Belgier, weidlich ausgekostet. Daß ein Deutscher gegenüber einem fremden Soldaten vor den Militärgerichten kein Recht finden konnte, wohl aber selbst jeder Anklage gegenüber verloren war, hatte man bald zu spüren bekommen. Schon im Oktober 1921 schrieb der amerikanische Oberbefehlshaber voll Abscheu über diese „Politik gegen Recht und Glauben", wie er es nannte, in sein Tagebuch: „Wir haben gegen unsere eigenen Verordnungen gehandelt und es nicht zugegeben; noch weniger haben wir daran gedacht, unsere Organe zu bestrafen, wenn sie im Unrecht waren."

Der Zustand verschlimmerte sich von Monat zu Monat, und als im Januar 1923 die Besetzung des Ruhrgebietes erfolgte, da begann eine wahre Schreckenszeit, in der es — nach den Worten eines englischen Offiziers — „wirklich keine Grenze zu geben schien für die Teufelei, die den feigen Militarismus kennzeichnet". Verweilen wir nicht dabei! Wir würden kein Ende finden, wollten wir auch nur in groben Umrissen das Geschehene zu schildern versuchen. Unvergessen bleiben Vorgänge wie der Schreckenstag von Buer, das Blutbad in Dortmund, der Ostersamstag in Essen, wo dreizehn Deutsche den Tod fanden, dreißig schwer verwundet wurden; unvergessen die rohe und gemeine Mißhandlung der Primaner in Bochum, die Volkshetzen in Recklinghausen, Gelsenkirchen und anderen Orten, die rechts- und vernunftwidrige Verurteilung der Bergwerksdirektoren und Fabrikbesitzer, um nur die großen Posten aus

diesem blutigen Schuldbuch zu nennen. Wie in Feindesland, schlimmer als im Kriege, hauste das französische Militär mitten im Frieden unter einer wehrlosen Bevölkerung. Leben und Sicherheit, Hab und Gut waren schutzlos, Plünderungen, Beraubungen von Banken und Geschäften alltäglich, „die Begriffe Eigentumsrecht und Privateigentum gestrichen". Der Sprache fehlen die Worte, den Zustand der Gefängnisse zu schildern, in die die unglücklichen Opfer französischer Gewaltherrschaft geworfen wurden. Wer aus ihnen ohne Schaden für Leben und Gesundheit herauskam, konnte von Glück sagen. Die Älteren unter uns erinnern sich wohl noch der Entrüstung, die sich vor vierzig Jahren in der ganzen Welt erhob, als man erfuhr, wie das zarische Rußland seine Verbrecher bei der Verbannung nach Sibirien zu behandeln pflegte. Hier ist nicht weniger arg mit Leuten verfahren worden, die weiter nichts verbrochen hatten, als daß sie Deutsche waren und ihr Vaterland nicht verrieten.

Wozu das alles? Was war der Zweck, die Absicht? Vor der Öffentlichkeit berief man sich auf das Recht der Pfändung. Durch gewaltsamen Druck sollte Deutschland gezwungen werden, seinen Verpflichtungen nachzukommen, denen es sich angeblich zu entziehen suchte. Daß dies nicht der wahre Grund war, wissen wir längst. Es ist erwiesen und wird auch nicht mehr geleugnet, daß die Absicht bestand, das linke Rheinufer von Deutschland zu trennen und als dem Namen nach selbständigen Staat militärisch und wirtschaftlich von Frankreich abhängig zu machen, um dadurch seine spätere Einverleibung in Frankreich vorzubereiten. Schon während des Krieges war der Plan in Paris gefaßt worden, auf der Friedenskonferenz wurde er von den Franzosen hartnäckig verfochten, seine Ausführung aber scheiterte am Widerstand Englands und Nordamerikas. Nun sollte das Ziel auf dem Umweg über die fünfzehnjährige Besetzung erreicht werden. Daß Deutschland die Bedingungen des Friedens werde erfüllen können, glaubte man nicht; unter einer Besetzung aber von unbestimmter Dauer mußte das Land französisch werden. Französische Selbstgefälligkeit schmeichelte sich zudem mit der Einbildung, das Volk des Rheinlands sei nach Abstammung und Art den Franzosen näher verwandt als den Deutschen jenseits des Stromes, es werde in Erinnerung an die Zeit vor hundertzwanzig Jahren, wo es schon einmal zu Frankreich gehört hatte, die „Befreier vom preußischen Joch" mit offenen Armen empfangen. Wenn das nicht gleich am ersten Tage geschah, so waren fünfzehn Jahre eine lange Zeit, in der die Überlegenheit französischer Kultur über deutsche Barbarei Raum genug finden konnte, ihre Anziehungskraft zu bewähren. In friedlicher Durchdringung

sollte das Rheinland wirtschaftlich und geistig an Frankreich gefesselt werden. Kam das deutsche Phlegma nicht von sich aus zum Entschluß, so konnte nachgeholfen, der „Volkswille“, wenn er nicht von selbst die Sprache fand, künstlich zum Reden gebracht werden. So wurden denn die Hauptquartiere der französischen Generale in Mainz und Wiesbaden zu Ausgangspunkten einer Kulturpropaganda, die mit allen Mitteln geradeswegs auf ihr Ziel losging. Zeitungen und Zeitschriften, Vorträge und Gastspiele, Oper und Lichtspiel wurden in Bewegung gesetzt, französische Schulen angelegt und Sprachkurse eröffnet, auf Handel und Bankwesen ein scharfer Druck geübt, um den Rheinländern zu beweisen, daß sie am besten täten, sich so bald wie möglich zu Frankreich zu bekennen, mindestens von Deutschland sich loszusagen. Ob der Schwarm von französischen Reisenden, der das Land überflutete, ob die legitimen und illegitimen Offiziersfamilien, die dort auf deutsche Kosten ihren Wohnsitz nahmen, ob die Menge der Sommerfrischler von jenseits der Grenze, ob diese ganze Einwanderung, die der französische Oberkommissar schon im Jahre 1921 auf zwanzigtausend Köpfe schätzte, die französischen Absichten gefördert hat, mag auf sich beruhen — der Erfolg blieb aus. Die Zeitschriften gingen ein, die Zeitungen fanden keinen Absatz, Ausstellungen und Vorstellungen wurden wenig besucht, und selbst wenn es geschah — es wirkte nicht.

Ebensowenig halfen die dauernden Bemühungen, durch Benutzung schlechtester Elemente aus dem Volke selbst die Trennung des Landes vom Reich herbeizuführen. Die Dorten, Haas, Smeets, Matthes, Heinz-Orbis und wie sie heißen, die zuerst schon im Sommer 1919, dann nochmals im Oktober 1923 unter dem kräftigen Schutz französischer Waffen und mit französischem Gelde die Rheinische Republik aufrichten wollten, sind am entschlossenen und nachdrücklichen Widerstand der reichstreuen Bevölkerung gescheitert. Endlich haben es auch die Franzosen einsehen müssen: das Rheinland war deutsch und wollte deutsch bleiben, und keine Macht, nicht Zwang und nicht Verführung, war imstande, es von Deutschland zu trennen.

Die Franzosen hatten sich gröblich getäuscht, als sie glaubten, das Spiel wiederholen zu können, das ihren Urgroßvätern so leichten Kaufes geglückt war, die mit der gleißenden Losung „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ das Rheinland eroberten. Diesmal fanden sie ein anderes Geschlecht. Die Rheinländer von 1918 waren nicht mehr das Volk bedientenhafter Untertanen in einem Haufen verrotteter Zwergstaaten, das sich gehoben und geehrt fühlen konnte, wenn es in der stärksten und modernsten

Großmacht aufgehen durfte. Die Generation, die in Bismarcks Schöpfung aufgewachsen war, die den Weltkrieg gekämpft und durch ihre Leistungen den Erdkreis in Staunen versetzt hatte, sie wußte, daß französisch zu werden für sie keine Ehre mehr war. Mit Kopf und Herzen, mit Liebe und Stolz hing sie fest am Deutschen Reich.

Aber auch die Franzosen, die jetzt daherkamen, waren andere als die von 1792. Einen selbständigen Staat am Rhein zu schaffen, erwiesen sie sich vollkommen unfähig. Ihn einzurichten und auf eigene Füße zu stellen, hatten sie weder die Kraft noch das Geschick. Sie hatten vor allem keine Idee, kein zündendes Schlagwort, sie konnten nicht mit dem Feuer innerer Überzeugung für hohe Ideale werben. Sie sprachen höchstens von greifbaren Vorteilen, boten dem ausgehungerten Volke Weizenmehl und Speck und verhießen für die Zukunft reichsten Geschäftsgewinn, wenn man sich ihnen anschlösse; soweit sie überhaupt zu solcher Werbung sich herabließen und nicht einfach — wie es zumeist geschah — mit nackter Gewalt drohten und die Gier nach leichter Beute offen zur Schau trugen. Damit prallten sie ab an dem stählernen Schilde des nationalen Gedankens, an der Treue gegen das Vaterland und der Liebe zum eigenen Volk. Auch in unserer nur zu materiellen Zeit siegte die Idee über die materiellen Triebe des Eigennutzes.

Es ist wahrhaftig kein leicht erfochtener Sieg gewesen. Groß ist die Zahl der blutigen Opfer. Die drei Vierteljahre des Kampfes um die Ruhr haben allein über hundert Menschen das Leben gekostet, fast zwei Dutzend die Befreiung der Pfalz von der Tyrannei des Separatistengesindels. Dazu die lange Reihe der Einzelnen, deren Leben, Gesundheit, Ehre der rohen Gewalt zur Beute wurde! Die Zahl der aus dem Ruhrgebiet Ausgewiesenen bleibt nicht weit hinter zweihunderttausend zurück, und aller Beschreibung spottet das Wohnungselend, das die Festsetzung der hundertfünfundvierzigtausend französischen und anderen Soldaten mit ihrem Anhang über das Land brachte. Von dem materiellen Schaden, den die Besatzung mit ihren absichtlich hochgeschraubten Ansprüchen — Kasernenbauten, Schieß- und Flugplätzen, Manövriergeländen — in zwölf Jahren dem ohnehin nicht wohlhabenden Lande zugefügt hat — der größere Teil der preußischen Rheinprovinz zählt von jeher zu den Zuschußgebieten, ja zu den Notstandsgebieten des Staates — von diesem materiellen Schaden, der erst in langen Jahren, vielleicht Jahrzehnten wird ausgeglichen werden, wollen wir nicht reden. Schlimmer, das Schlimmste war doch der seelische Druck, die Demütigung, das Bewußtsein, wehrlos preisgegeben zu sein der Willkür von Fremden, die sich als

Feinde des Landes fühlten und jede Gelegenheit benutzten, ihre hochmütige Verachtung zu bekunden. Daß es für den Deutschen kein Recht mehr gab, daß jede Laune eines Fremden, jeder unbeabsichtigte Verstoß gegen eine der mehr als dreihundert Ordonnanzen der Besatzungsbehörden einen ins Gefängnis bringen oder in schwere Geldstrafe verwickeln konnte, daß die Gefahr der Ausweisung stündlich über einem schwebte, daß man in den Augen der Gewalthaber für nichts galt und von jedem angetrunkenen Soldaten jede Kränkung hinzunehmen genötigt war, daß Neger, Marokkaner und anderes farbige Volk dem Deutschen den Fuß auf den Nacken setzen durften — es muß ein Martyrium gewesen sein, das niemand ganz nachempfinden kann, der es nicht gekostet hat.

Die rheinisch-westfälische Bevölkerung hat es ertragen und hat überwunden. An ihrer einmütigen Abwehr sind die Pläne des Gegners zu Schanden geworden. Es wurde wieder etwas vom Geist von 1914 in ihr wach, von dem Geist, der keine Parteien, nur noch Deutsche kennt, als am 9. Juni 1921 zu Königswinter die Vertreter aller Stände und Richtungen sich zusammenfanden im Entschluß zu gemeinsamer Arbeit und in dem Vorsatz, jeden Gedanken an Lostrennung rundweg abzulehnen. Das hat sich seitdem immer wiederholt. In jeder neuen Gefahr bewies sich auch aufs neue der Wille zu gemeinsamer, einmütiger Abwehr. Je schwerer der Druck, desto fester wurde die Einigkeit. Umsonst suchten die Franzosen den Gegensatz der Klassen auszubeuten, indem sie den Arbeitern schmeichelten. Gewerkschaften und Unternehmerverbände traten zusammen und gaben die Antwort: „Die rheinische Wirtschaft ist deutsch, sie wird deutsch bleiben wie der Strom, der unser Land durchfließt." Wie Fritz Thyssen, der Großunternehmer, vor französischen Richtern sprach: „Zu einer ehrlosen Handlung gegen mein Vaterland lasse ich mich nicht zwingen", — so erklärten die Angestellten und Arbeiter der Eisenbahn des Ruhrgebietes: daß keine Maßnahme fremder Machthaber sie in ihrer Treue gegen das Deutsche Reich wankend machen könne. Die Geistlichkeit des Rheinlands nannte jeden einen Verräter, der auch nur mit einem Gedanken den Anschluß an feindliche Nachbarn wünsche, und ihr Oberhaupt, der Kardinal-Erzbischof von Köln, bekannte laut: „Die rheinische Bevölkerung kennt keine Treulosigkeit gegen Staat und Reich, sie wird deutsch sein und bleiben, mag kommen, was da will." Sie alle haben ihr Wort gehalten, und sie haben gesiegt.

Das Volk selbst ist es gewesen, das diesen Kampf der Abwehr aufgenommen und durchgeführt hat, im ganzen wie im einzelnen. Die

Regierung konnte wenig dazu tun, sie war machtlos. Aus dem Volk ging auch der passive Widerstand hervor, der die Besetzung des Ruhrgebietes um den erträumten Erfolg gebracht hat. Örtliche Kräfte taten aus eigenem Entschluß die ersten Schritte, die Regierung konnte auch dabei nur nachträglich gutheißen, unterstützen, ermutigen. Sie hat weder geplant, noch vorbereitet, sie hat nicht geführt. Und das Außerordentliche geschah: dieses Volk, so gewohnt, Anweisungen von oben zu erwarten und zu befolgen, es fand aus sich selbst heraus den Willen und Weg, das Richtige zu tun. Das Volk in allen seinen Schichten ist der Sieger in diesem Kampf. Ihm danken wir es, daß wir heute den Tag der Befreiung des rheinischen Landes erleben, früher als wir zu hoffen gewagt hatten.

Was das Volk der Rheinlande in diesen zwölf Jahren geleistet und geduldet hat, darf nie vergessen werden, solange es Deutsche gibt, die ihres Namens würdig sind. Ehrlos wäre es, die Erinnerung an diese Zeit tilgen oder verwischen zu wollen, ehrlos und verächtlich. Nicht um Wunden, die sich schließen wollen, wieder aufzureißen, noch weniger, um Gefühle des Hasses oder der Rachsucht zu schüren, verweilt unser Blick bei dem, was geschehen ist, sondern weil das Vergessen Nichtswürdigkeit wäre gegenüber den Opfern des Kampfes, eines Kampfes, dessen frevelhaftes Unrecht ungesühnt ist. Wir ehren die, die auf den Schlachtfeldern des Krieges den Tod fürs Vaterland starben; wir nennen ihre Namen, pflegen ihre Gräber. Auch am heutigen Tage und an dieser Stelle ist uns Gelegenheit geboten, diese Gesinnung zu beweisen, indem wir dazu beitragen, daß die Stätte, wo vor bald sechzehn Jahren die Blüte von Deutschlands akademischer Jugend singend in den Tod ging, würdig geschmückt erhalten bleibe. Nicht minder heilig ist die Pflicht, derer zu gedenken, die in einem Frieden, der kein Friede war, in jahrelangem Ausharren unter schwerster Not, Entbehrungen und Gefahr die schlimmen Absichten der Feinde zu Schanden machten, die am meisten dazu taten, daß das Rheinland deutsch geblieben ist. Wir können sie nicht nennen, die Hunderte und Tausende, Männer, Frauen und Kinder, die unbekannten Soldaten, die in dieser Kampffront standen, — einen aber gibt es, dessen Name uns für alle gelten mag: den Mann, den auch das Fürwort der höchsten kirchlichen Stelle nicht retten konnte, weil die öffentliche Meinung Frankreichs sein Blut forderte, und der in den Tod gegangen ist, gefaßt und aufrecht als ein Held, wie er gelebt hat: Albert Leo Schlageter. In seinem Namen und seinem Schicksal sehen wir das Volk des Rheinlands verkörpert, in ihm umfassen wir sie alle, die da

kämpften, litten und starben für Deutschlands Recht und Freiheit, die Märtyrer des Vaterlands.

Die Opfer wurden nicht umsonst gebracht, wir haben gesiegt! Die Franzosen haben das Rheinland geräumt. Wenn man weiß, wie sie nach ihm gierten, wie sicher sie ihrer Beute zu sein glaubten, so ermißt man erst, was es heißt, daß sie es lange vor der ausbedungenen Frist haben fahren lassen. Es ist vielleicht die größte Niederlage, die im Frieden ein Staat, die Frankreich, das siegreiche Frankreich erlitten hat. Dieses Triumphes dürfen wir uns freuen.

Aber ein weises Sprichwort sagt: „Nach dem Sieg binde den Helm fester!" Wir haben doppelten Grund, uns dessen zu erinnern. Denn — es wäre verhängnisvoll, wollten wir uns darüber täuschen — nicht aus eigener Kraft allein haben wir gesiegt. Die Gegner selbst haben uns geholfen, da sie täglich und stündlich das eigene Spiel verdarben. Ohne ihr Ungeschick, ihre Unfähigkeit, die nicht einmal die äußeren technischen Aufgaben zu lösen verstand, wäre manches wohl anders gekommen. Auch den Umschwung, der sich in den Beziehungen der Großmächte vollzog und Frankreich den Rückhalt an seinen Bundesgenossen raubte, haben nicht unsere Bemühungen herbeigeführt. Wenn wir auch überzeugt sein dürfen — die Geschichte von zwölf Jahren gibt uns ein Recht dazu —, daß es den Franzosen niemals gelungen wäre, das Rheinland vom Deutschen Reiche loszureißen, so lag doch der Tag der Befreiung in ungewisser Ferne. Daß wir ihn heute schon begehen können, ist eine Rückwirkung von Verschiebungen und Figurenwechseln auf dem Schachbrett der Weltpolitik, die mit der Sache, um die wir rangen, nichts zu tun haben. Sie kamen uns zugute, ohne daß wir vermocht hätten, Einfluß auf sie zu üben. Ob unsere Politik alle Möglichkeiten auch nur richtig ausgenutzt hat, ob nicht manches hätte besser gemacht werden, der Erfolg nicht größer sein können — das wird wohl stets eine offene Frage bleiben. Aber auch wer der Meinung ist, daß es andere Mittel und Wege nicht gab und daß wir froh sein müssen, wenigstens so viel erreicht zu haben, er wird doch wünschen, daß das Kapitel deutscher Geschichte, das von der Befreiung des Rheinlands handelt, anders aussähe.

Wir brauchen diese Einsicht, weil wir uns sagen müssen: nichts bürgt dafür, daß dies der letzte Kampf um den Rhein gewesen ist.

Es war ja kein plötzlicher Siegesrausch, der die Franzosen im Herbst 1918 nach dem deutschen Strome greifen ließ. Seit hundert Jahren war es ihr Wunsch und ihre Forderung gewesen, das Rheinland wieder zu besitzen, das sie schon einmal erobert und wieder verloren hatten. Un-

aufhörlich hatten ihre Staatsmänner und Feldherren, ihre Gelehrten und Dichter ihnen die Irrlehre gepredigt, daß Frankreich um seiner Sicherheit willen auf die Rheingrenze nicht verzichten könne, auf die es durch Natur und Geschichte ein Anrecht habe. Wenn es heute diese Forderung fallen läßt, spricht da zunächst nicht alles dafür, daß dies nur ein augenblickliches Zurückweichen vor unüberwindlichen Widerständen ist? Können wir glauben, daß ein Ziel, das seit Menschenaltern, in wechselnden Formen sogar seit drei Jahrhunderten, verfolgt wurde, zu dem noch vor zehn Jahren alle führenden Geister offen und leidenschaftlich sich bekannten, daß dieses Ziel heute schon für immer aufgegeben sei? Französische Art wäre das nicht. Und wenn wir bemerken, daß gerade der Staatsmann, der heute als Wortführer und Träger des Verzichtes gilt, derselbe ist, der vor dreizehn Jahren die Trennung des Rheinlands vom Deutschen Reich als vornehmstes französisches Kriegsziel betrieben hat, so wissen wir es: wir werden auch künftig das Rheinland gegen feindliche Anschläge zu verteidigen haben.

Und nicht das Rheinland allein.

Nicht einen Abschluß, nicht ein Ende bedeutet der heutige Tag, vielmehr den Anfang eines anderen, größeren Kampfes. Der Rhein ist frei, Deutschland ist es nicht. Die Befreiung des Rheinlands war nur der erste, teuer erkaufte Schritt. Was wäre sie wert, wenn Deutschland unfrei bliebe? Darum feiern wir den heutigen Tag, nicht in gedankenlosem Freudentaumel, in den nur frevelhafter Leichtsinn verfallen kann, noch weniger, um dem Schaugepränge fruchtloser Kundgebungen, deren die Welt längst überdrüssig ist, eine weitere hinzuzufügen. Unsere Feier hätte weder Sinn noch Zweck, wenn sie nicht dazu beitrüge, einem jeden von uns zugleich mit der Erinnerung an das vom Feinde besetzte und wiederbefreite rheinische Land den Entschluß tief in die Seele zu prägen, alle Kräfte anzuspannen und nicht zu ruhen, bis auch die letzte der Ketten hinweggenommen ist, die Deutschland zu tragen hat, auf daß unser Vaterland wieder im Vollbesitz seines Rechtes aufrecht und frei dastehe im Kreise der Völker.

Der Kampf wird lang und hart sein, und wenn wir auf unsere Ohnmacht sehen, die nicht von heute auf morgen in Macht verwandelt werden kann, so möchten wir fast verzagen. Und dennoch! Wir werden auch diesen Kampf gewinnen, wenn wir ihn führen in dem Geiste, der den Deutschen an Rhein und Ruhr die Kraft verliehen hat, waffenlos der feindlichen Übermacht zu trotzen. Sie haben uns das Beispiel gegeben, sie haben gezeigt, was auch ein entwaffnetes Volk vermag, wenn es einig und entschlossen ist.

Am Vorabend des Friedensschlusses las man in einer der größten Pariser Zeitungen ein merkwürdiges Wort. „Frankreich“, so hieß es, „steht vor der Aufgabe, die germanische Kultur am Rhein innerlich zu überwinden und durch die französisch-romanische zu ersetzen. Von dem Tatbeweis seiner geistigen und wirtschaftlichen Überlegenheit hängt in letzter Linie das künftige Machtverhältnis zum germanischen Kulturgebiet ab.“ Der Tatbeweis ist versucht worden und ist ins Gegenteil umgeschlagen. Die geistige, die wirtschaftliche und vor allem die sittliche Überlegenheit war auf der Seite des geknebelten Rheinlandes, und damit hat es gesiegt. Es gibt heute wohl keinen denkenden Franzosen, der nicht mit Beschämung auf diese Episode blickte, die dem französischen Namen so wenig Ehre gebracht hat. Und was dem Rheinland gelungen ist, das sollte ganz Deutschland nicht glücken? Wahrlich, wir brauchen an der Zukunft nicht zu verzweifeln. Wir dürfen hoffen und vertrauen, daß auch in dem bevorstehenden Kampf um unsere Befreiung die innere Überlegenheit des besiegten Deutschland über das siegreiche Frankreich sich Geltung verschaffen wird, wenn wir es verstehen, dem Beispiel der Rheinländer zu folgen, einig zu werden und fest zusammenzustehen in allem, was Deutschlands Freiheit und Ehre betrifft, und im Unglück mit der Klugheit zugleich die Festigkeit und Würde zu bewahren, die den Gegner ins Unrecht setzt und ihm Achtung abzwingt. „Einigkeit und Recht und Freiheit“ preisen wir im Liede als des Glückes Unterpfand. Sie sind kein Geschenk des Himmels, das man sorglos und tatlos genießen könnte; sie wollen erkämpft und verteidigt sein. Sie zu erringen, ist jetzt unser aller Aufgabe, der heute Lebenden und derer, die nach uns kommen werden. Sorgen wir dafür, daß wir, daß sie ein Geschlecht von Kämpfern seien, von Kämpfern für Freiheit, Recht und Ehre des Vaterlands, eingedenk der Losung, die unser größter Dichter uns hinterlassen hat:

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Die Monarchie im Wandel der Geschichte

Jedem aufmerksamen Beobachter der eigenen Zeit muß es auffallen, wie oft man neuerdings das Wort Monarchie aussprechen hört. Noch ist es ja gar nicht so lange her, daß dieses Wort beinahe für verpönt galt; wenn auch nicht durch polizeiliche Verordnung unter Strafe gestellt, so doch verpönt im Namen der politischen Vernunft. Es galt für töricht, an die Möglichkeit der Monarchie und ihrer Wiederkehr zu glauben, und vollends, davon zu reden.

Das scheint sich geändert zu haben. Stehen wir vor einer gründlichen Drehung des Rades der öffentlichen Meinung? Wird nächstens die Republik die Stelle des geächteten Staatsbegriffs einnehmen, die vor kurzem noch der Monarchie vorbehalten war? Sicher ist so viel, daß der Druck der Enttäuschung, unter dem im November 1918 unsere jahrhundertealte monarchische Form zerbrach, heute schon, nach zwölfeinhalb Jahren, auf der Republik lastet, die damals mit so überschwenglichen Erwartungen begrüßt wurde. Wie immer man die Erscheinung erklären will, es scheint an der Zeit zu sein, daß man sich wieder ernsthaft mit der Frage beschäftige, was die Monarchie ist, was sie war, und warum sie gefallen ist.

Eine förderliche Antwort auf diese Frage wird sich nicht mit einem Rückblick auf die Monarchie begnügen dürfen, die bei uns in Deutschland vor zwölfeinhalb Jahren ihr Ende fand. Ihr Untergang ist kein vereinzeltes Ereignis, er gehört in den Zusammenhang einer Entwicklung, die allen Ländern und Staaten mehr oder weniger gemeinsam ist, ja, man darf sagen, einer weltgeschichtlichen Entwicklung. Darum wird, wer sich nicht an die Oberfläche der Erscheinungen halten, wer in den Kern eindringen will, in der allgemeinen Geschichte Umschau halten müssen.

Richten wir den Blick auf die früheste Vorzeit aller bekannten Kultur, soweit das Halbdunkel der Überlieferung reicht, so sehen wir kaum etwas anderes als monarchisch geleitete Gemeinwesen, große, allergrößte, wie kleinere und kleinste. Die Zivilisation selbst scheint das zu bedingen, die Natur des Menschen es von selbst hervorzubringen. Die ältesten Staatswesen, von denen wir wissen, China und Japan, sind, soviel wir hören, nie etwas anderes gewesen als Monarchien. Als die spanischen Eroberer nach Peru und Mexiko kamen, fanden sie dort alte Kulturstaaten, die die Form von Königreichen trugen. Daß dort jemals etwas anderes

bestanden habe, hätte niemand zu sagen gewußt. Aber auch die unzivilisierten Indianer in Nord- und Südamerika, die Negerstämme Afrikas kennen, wenn nicht die Monarchie selbst, doch in ihren Häuptlingen die Vorstufen zu ihr, und nur diese, Republiken sind ihnen unbekannt. Es scheint also richtig zu sein, wenn Bossuet, der Lehrer des Dauphins unter Ludwig XIV., in seiner Abhandlung über „Politik auf Grundlage der Heiligen Schrift" die Behauptung aufstellt: die Monarchie sei nicht nur die verbreitetste, sondern geradezu die natürliche Staatsform. Womit freilich noch nicht gesagt wäre, daß sie auch die endgültige sein müsse. Es könnte ja auch so sein, daß sie zwar die ursprüngliche wäre, aber einer minderen Stufe der Staatsgesittung entspräche, von der die Entwicklung zu anderen Formen hinaufführte. Was sagt uns davon die Geschichte?

Beschränken wir uns auf den Teil, der uns naheliegt, gewissermaßen unsere eigene Vergangenheit darstellt, ich meine die Völker von Europa, Nordafrika und Vorderasien, deren Wechselbeziehungen die heutige europäische Kulturwelt hervorgebracht haben, so zeigt ihr graues Altertum uns die großen Monarchien der Assyrer, Ägypter und Babylonier, die Königreiche der Hethiter in Kleinasien, der Perser im Iran — lauter Monarchien, und zwar absolute Monarchien. Zwölf-, fünfzehnhundert Jahre vor Christus weisen sie überraschende Ähnlichkeiten auf mit dem, was wir aus der abendländischen Geschichte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nach Christus kennen. Ägypten und Vorderasien, so möchte man sagen, haben nie etwas anderes gekannt als die Monarchie in ihrer unumschränkten Gestalt. Die Ausnahme, die die Regel bestätigt, bilden die Semiten in Syrien und Palästina. Bei ihnen ist das Königtum nicht ursprünglich: die Juden haben es erst mit der Zeit entwickelt und nicht festgehalten, und die Phöniker haben es weder in den Heimatstädten Tyrus und Sidon noch in der Kolonie Karthago jemals gekannt. Aber die einen wie die anderen gehen in den großen Monarchien der Nachbarschaft auf, die einander im Lauf der Jahrhunderte ablösen und alle dieselben Züge des unumschränkten Königtums tragen: Babylon, Ägypten, Persien, mazedonische Diadochen und deren Erben, die römischen Cäsaren, arabische Khalifen und türkische Sultane.

Ein anderes Bild zeigt die Geschichte der Griechen. Ihre älteste Zeit ist zwar ebenfalls monarchisch: unter der Führung von Königen kämpfen die Achäer vor Troja, und nirgends ist der leitende Gedanke monarchischer Gewalt kürzer und schlagender ausgesprochen, als in den Versen Homers von dem Einen, der Herr sein soll. Dennoch ist das altangestammte

Königtum der Griechen überall verschwunden, abgelöst durch die Republik. Die griechische Geschichte ist republikanisch, an die republikanische Staatsform gebunden. Ihr Untergang in der Monarchie des mazedonischen Eroberers ist gleichbedeutend mit dem Ende der eigentümlichen griechischen Entwicklung.

Das gleiche Schicksal, nur in langsamerem Zeitmaß, erlebt der Staat der Römer. Auch in ihrer großen Geschichte steht am Anfang die Beseitigung des Königtums, Republik ist die Form, in der Rom seine großen Leistungen vollbringt, die Einigung Italiens, die Einigung der ganzen Mittelmeerwelt. Das heroische Zeitalter der römischen Geschichte ist republikanisch. Aber es mündet doch wieder in eine Monarchie, die mit dem Namen ihres Begründers einen neuen Kunstausdruck für die höchste monarchische Würde hinterläßt: Cäsar, der Kaiser. Als Kaisertum hat das römische Reich, verfallend, sich auflösend, sich erneuernd und wiederum verfallend, anderthalb Jahrtausende fortbestanden, bis in der Eroberung durch die Türken seine letzten Trümmer versanken.

Inzwischen hat die Geschichte ein neues Blatt aufgeschlagen: die Germanen treten auf. Sie schwanken zunächst zwischen monarchischer und republikanischer Leitung. Tacitus weiß von Völkern, die durch Könige regiert werden, und von andern, die des Königtums entbehren. Welches das ursprüngliche sei, hat er schwerlich gewußt. Man möchte es erraten, wenn man bemerkt, daß die Königsvölker, die er nennt, sämtlich im Osten und Norden, jenseits der Elbe und Ostsee, also in der Urheimat ihre Sitze haben, während die königlosen in dem später eroberten Lande zwischen Elbe und Rhein wohnen. Ihnen mag bei der Auswanderung das ursprüngliche Königtum verloren gegangen sein. Die Frage ist darum nicht gleichgültig, weil hierin so etwas wie die Grundtonart staatlichen Denkens und Fühlens hörbar werden muß, und daß beides bei den germanischen Völkern von Natur monarchisch gerichtet war, bestätigt die spätere Entwicklung, die bei allen, auch den ehemals königlosen Völkern, früher oder später den monarchischen Gedanken in verschiedenen Formen und unter verschiedenen Titeln — König oder Herzog — hat durchbrechen lassen. Die Auswanderer im fernen Island bilden die einzige Ausnahme. Die Sachsen haben auf dem Festland die Einherrschaft sowenig wie die Einheit des Stammes aus sich selbst hervorzubringen vermocht, beides erst durch ihre Unterwerfung unter die Franken erhalten; aber der nach Britannien ausgewanderte Zweig hat doch den Weg zum Königtum aus eigener Kraft gefunden.

Es wird also wohl ein Irrtum sein, wenn man oft behauptet hat,

der ursprüngliche Lebenszustand germanischer Völker sei der republikanische, ja — sogar dies war lange Zeit beliebt — der demokratische gewesen, ein Gedanke, wie er etwa Montesquieus bekanntem Worte zugrunde liegt, die Freiheit sei in den Urwäldern Germaniens heimisch. Im Gegenteil: in ihrer natürlichen Auffassung öffentlicher Dinge müssen diese Völker für den Gedanken der Monarchie in höchstem Maße empfänglich gewesen sein, da es sie nicht einmal irgendwelche Überwindung kostete, vom römischen Cäsarentum, das sie bei ihrem Eintritt in die Kulturwelt des römischen Reiches als eindrucksvolle, alles beherrschende Staatsform kennenlernten, manches sich anzueignen, was mehr war als äußere Form. So versteht man, daß bei der Verschmelzung römischen und germanischen Wesens, aus der die Staaten des Mittelalters hervorgingen, die Monarchie — Königtum und Kaisertum — als natürliche Fassung des Staatsgedankens überall sich von selbst ergab. Wie die ausgehende Antike, so ist denn auch das Mittelalter monarchisch: Königreiche und römisches Kaisertum im Westen, byzantinischer Basileus und arabisch-persischer Khalif im Osten teilen sich in die Welt.

Gleichwohl hat das abendländische Mittelalter auch die Republik gekannt und zu hoher Blüte entwickelt. Es kennt in den Städten der Niederlande, Italiens und Deutschlands Republiken von einer Selbständigkeit und Machtfülle, daß man die volle Souveränität eigentlich nicht mehr vermißt. Man denke nur an die deutsche Hanse mit ihrer großzügigen auswärtigen Politik, die sich an Kaiser und Reich nicht kehrt. Die gleichen Erscheinungen bietet Italien. Florenz, Siena, Lucca und viele andere sind tatsächlich unabhängige Republiken, wenn sie auch der Form und dem Namen nach die Hoheit des Kaisers ebenso anerkennen wie die deutschen freien Reichsstädte. Und schließlich hat ja das Mittelalter auch die stolzeste, selbständigste, bestgegründete Republik hervorgebracht, die es in aller Geschichte bisher gegeben hat: Venedig war ein souveräner Staat, seit die frühere Hoheit des griechischen Kaisers weggefallen war, eine Großmacht, wenn es je eine gegeben hat, mit seinen Kolonien und Herrschaften im Orient ein weites Reich, das für seine Zeit und seine Umwelt nicht viel weniger bedeutete als in neuester Zeit das Britische Reich.

Aber ungeachtet dieser stattlichen Beispiele republikanischer Staatsordnung in der Wirklichkeit, ist die Theorie vom Staat im Mittelalter doch wesentlich monarchisch geblieben. Wenn sie vom Staate redet, meint sie vor allem die Monarchie, die Herrschaft eines Einzelnen. Andere Gebilde werden wohl erwähnt, aber mehr als Abweichungen von der

natürlichen Grundform, gleichsam als nicht ausgewachsene Pflanzen, denen die volle Blätterkrone fehlt. Der ideale Staat, der Staat, wie er sein soll, ist dem Theoretiker des Mittelalters immer die Monarchie, mag er Thomas von Aquino oder — dessen Antipode — Marsiglio von Padua heißen. Dante fordert in seiner Schrift „De Monarchia" sogar für die gesamte Völkerwelt die oberste Herrschaft eines Einzigen, des Kaisers, der über alle Könige und Fürsten gebieten soll, um den Frieden der Welt und die Entwicklung der Kultur zu sichern. Also ein Völkerbund mit monarchischer Spitze! Dabei war Dante selbst bekanntlich als Bürger von Florenz geborener Republikaner und in Staatsgeschäften der Republik erfahren.

Daß die wissenschaftliche Staatslehre des Mittelalters vom monarchischen Staatsbegriff ausgeht, erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, wem damals alle Wissenschaft zu dienen hat: sie wird beherrscht von der Kirche. Die Kirche des Mittelalters aber ist selbst die vollendetste, folgerichtigste und festeste Monarchie. Andere Staaten sind auch in anderer Form denkbar, die römisch-katholische Kirche kann nur entweder Monarchie, und zwar absolute Monarchie, oder gar nicht sein. Für sie ist darum schon um ihrer eigenen Rechtfertigung und Erhaltung willen die Monarchie die schlechthin beste, die vollendetste Form menschlichen Gemeinwesens. Indem sie das lehrte, konnte sie sich auch auf die große, die allverbindliche Autorität berufen, die das Mittelalter von der Antike geerbt hatte, auf Aristoteles, „den Meister derer, die da wissen", wie ihn Dante nennt. Aristoteles, der die verschiedenen Staatsformen sehr wohl kennt und schildert, macht doch kein Hehl daraus, daß er im Königtum die vornehmste, die „göttliche" Verfassung sieht. Er will damit nicht sagen, daß sie überall bestehen sollte, in der Wirklichkeit gibt er sogar der Aristokratie den Vorzug. Aber die Staatsphilosophen des Mittelalters nahmen ihn beim Wort und beriefen sich auf ihn, indem sie die Monarchie predigten.

Einen gefährlichen Wettbewerb hatte der monarchische Gedanke erst aufzunehmen, als das Altertum wieder entdeckt und die Herrschaft der Scholastik gebrochen wurde durch den Humanismus. Aus den alten Schriftstellern, die man fortan als Muster des Redens und Denkens, als Richtschnur des Geschmacks, als Klassiker verehrte, Griechen wie Römern, lernte man ein Staatsideal kennen, das dem monarchischen stracks entgegengesetzt war. Republiken waren Athen und Rom gewesen, republikanische Bürgerfreiheit gegen monarchische Willkür hatten Demosthenes und Cicero verteidigt, für die Republik war Brutus gefallen

und Cato freiwillig ir den Tod gegangen; den Untergang der Republik beklagte Livius, und gegen die Tyrannei der Cäsaren schoß Tacitus die Pfeile seiner scharfgeschliffenen Sentenzen. Diese Literatur, so ganz erfüllt von republikanischem Geist, wie sie war, als formales und geistiges Ideal anzubeten, ihren Inhalt aber abzulehnen und trotz ihrer am Staatsideal der Monarchie festzuhalten, das war nicht leicht. Man brauchte noch nicht einmal selbst Bürger und Kind einer Stadtrepublik zu sein, wie die italienischen Humanisten es vielfach waren, um durch das literarische Bild antiker republikanischer Größe mit Bewunderung und Vorliebe für diese Staatsform erfüllt zu werden. Der Vergleich zwischen Republik und Monarchie war gezogen, die Erörterung ihrer Vorzüge eröffnet, und mehr als ein angesehener Schriftsteller hat sich unumwunden zur Republik bekannt. Es blieb auch nicht bei akademischen Streitigkeiten, wie jenem erbitterten Federkrieg über die Frage, wer größer gewesen sei, Scipio, der Held der Republik, oder Cäsar, der sie umstieß. Auch in Taten wurde hier und da schon die Nutzanwendung gezogen. Von den unklaren Schwärmereien eines Cola di Rienzo abgesehen, in dessen wüstem Kopfe das Kaisertum Karls IV. neben der Majestät des weltbeherrschenden römischen Volkes und der zügellosen Tyrannei seines Tribunen Platz hatte — Stefano Porcari, der römische Ritter, der die Herrschaft des Papstes 1453 zu stürzen versuchte, und die Verschworenen, die dreiundzwanzig Jahre später den Herzog von Mailand ermordeten, waren eingestandenermaßen von antik republikanischen Vorstellungen geleitet: sie wollten die Tyrannei brechen und der Freiheit zu ihrem Recht verhelfen, wie Harmodios und Aristogeiton oder Brutus und Collatinus. Hat doch auch Machiavelli Brutus und Cassius gepriesen und dem Tyrannen Cäsar sogar einen Catilina vorgezogen.

Seit der Humanismus die gelehrte Bildung des Abendlandes beherrschte, hat in ihr das republikanische Ideal Heimatrecht, oft im stillen, wenn auch nicht immer bewußten Widerspruch zur umgebenden Welt. Berührt es nicht eigentümlich, wenn Shakespeare unter Elisabeth und Jakob I. die Tragödie Cäsars schreiben will und sie ihm unter der Hand zur Tragödie des Brutus wird? Der ganze, aus der Antike gezogene Bildungsstoff ist nun einmal von republikanischem Sauerteig durchzogen, und Bismarck hat nur ausgesprochen, was bei Ungezählten der Fall war, wenn er bekennt, dank dem humanistischen Unterricht das Gymnasium als Republikaner verlassen zu haben. Zum mindesten ein gewisses Vorurteil zugunsten der Republik wird wohl bei sehr vielen die unbe-

wußte Wirkung des antiken Bildungsstoffes sein. Ist doch unsere gesamte Vorstellung vom Altertum im Grunde verschoben und verfärbt dadurch, daß das meiste und beste, was wir von ihm auf der Schule gelernt haben, von den republikanischen Zeiten Griechenlands und Roms handelt, auf die hergebrachtermaßen aller Glanz fällt, während die Kaiserzeit mehr oder weniger als Verfall erscheint. Als ob etwa das Rom der Scipionen und Gracchen und nicht vielmehr das Jahrhundert von Trajan bis Mark Aurel den Höhepunkt der römischen Geschichte bildete, und als ob die Leistung Athens auf staatlichem Gebiete nicht ein Trauerspiel wäre, das nur mäßige Achtung verdient.

Die Macht der neuen Bildung war nicht unbeteiligt, als in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die erste entschlossene und folgerichtige Auflehnung großen Stils gegen den monarchischen Gedanken sich erhob im Abfall der Niederlande von der Krone Spaniens. Hier verbanden sich alte Überlieferungen städtischer Gemeindefreiheit und bürgerlicher Selbstregierung mit dem republikanischen Ideal der Antike zur ersten bewußten Leugnung der monarchischen Staatsform. Es sollte keine rechtlose Meuterei sein, nicht nur mit dem Schwerte wollte man sich die Freiheit erobern, auch ein Recht wollte man auf sie haben und suchte, was man tat, aus Grundsätzen des ursprünglichen Rechts als erlaubt, richtig und gut zu erweisen.

Die Zeit ist erfüllt von lebhaften Erörterungen über Wesen und Ursprung des Staates und Rechtmäßigkeit seiner Formen. In Frankreich bricht, entfesselt durch den Bürgerkrieg der Hugenotten und der Ligisten, eine literarisch-wissenschaftliche Bewegung aus, die der niederländischen bei aller Verschiedenheit der Ziele parallel läuft. Hier wie dort ist es die Frage nach dem Ursprung der Monarchie und der Quelle ihres Rechts, worum man streitet. Gegenüber der hergebrachten Meinung, wonach die Monarchie das Ursprüngliche und selbst die letzte Quelle alles Rechts ist, einer Meinung, die sich in die Formel von der göttlichen Einsetzung kleidet, meldet sich eine neue Theorie, die dem Herrscher seine Gewalt vom Volk übertragen sein läßt, ihn also zum Diener und Beauftragten des Volkes macht, des Volkes, in dem der Ursprung alles Rechtes und aller rechtmäßigen Gewalt in öffentlichen Dingen ruht. Es ist die Lehre von der Volkssouveränität und vom Herrschaftsvertrag, die da ausgebildet wird: alles Recht rührt vom Volke her, und auch der Monarch hat kein anderes Recht, als das ihm vom Volk übertragen ist kraft eines Vertrags, an den er in der Ausübung seiner Herrschaft gebunden bleibt.

So völlig neu, wie es scheinen könnte, ist der Gedanke freilich nicht,

eigentlich ist er sogar der Monarchie des Mittelalters von jeher eigentümlich gewesen. Soweit das Königtum des Mittelalters germanischen Ursprungs ist, ruht es auf dem Recht der Volkswahl. Auch wo sich ein Erbrecht ausbildet, vollzieht sich doch der Antritt der Regierung in Formen der Wahl. „Electione totius populi Francorum rex elevatus est" — so heißt es etwa bei Merowingern und Karolingern. Rudimentär lebt die Königswahl fort in den Erbmonarchien von Frankreich und England in der Gestalt der Krönung, und die deutschen Könige und Kaiser sind immer gewählt worden. Aber auch das römische Recht der späteren Kaiserzeit lehrte nichts anderes. Im Gesetzbuch Justinians las man den Satz, daß der Wille des Kaisers Gesetz sei, weil das Volk seine eigene Gewalt auf ihn übertragen habe. Die Leichtigkeit, mit der man sich in Deutschland wie in England, nicht zu reden von Byzanz, in den mittleren Jahrhunderten so oft zur Absetzung des Herrschers entschlossen hat, verliert alles Befremdliche, wenn man sich erinnert, daß für die Menschen von damals auch der erbliche König, geschweige denn der gewählte, kein unbedingtes Recht auf Herrschaft besaß. Vom Volke war er „erhoben", ihm verpflichtet.

In der Wissenschaft des Mittelalters spielen diese Gedanken nicht die gleiche Rolle, wie denn zwischen Wissenschaft und Leben in all jenen Jahrhunderten ein weiter Abstand klafft. Wohl hat mehr als ein Staatsphilosoph der mittleren Jahrhunderte den Satz vertreten, dem Herrscher sei seine Macht vom Volk übertragen, mancher auch von einem Vertrag gesprochen, der zwischen Volk und Herrscher bestehe. Aber die Schlüsse, die sich daraus aufdrängen, sind doch nur sehr schüchtern gezogen und die ganze Lehre nicht folgerecht entwickelt worden. Daß die Idee der Volkssouveränität, obgleich auf ihr das Staatsleben ruhte, nicht schon früher die wissenschaftliche Lehre beherrscht hat, da sie doch bei Aristoteles vorkam, von dem die zünftige Wissenschaft des Mittelalters sich sonst grundsätzlich nicht lossagte, liegt an der Herrschaft, die das kirchliche Denken ausübte. Die Kirche aber konnte den Satz, daß dem König sein Recht vom Volk übertragen sei, ebensowenig anerkennen, wie den von seinem ursprünglichen und unbedingten Recht; erhob sie doch für sich selbst den Anspruch, Quelle der Staatsgewalt zu sein. Die radikale Vorstellung, die im Zeitalter Gregors VII. auftrat und von Gregor selbst mit Leidenschaft vertreten wurde, daß das Königtum ein Geschöpf sündiger Hoffahrt und eine heidnische Erfindung sei — diese harte Auffassung ist bald fallen gelassen worden. Dagegen hat die Kirche niemals darauf verzichtet, die weltliche Ge-

walt als ihr Werkzeug und Geschöpf zu betrachten. Ihr waren beide Schwerter, das geistliche wie das weltliche, von Gott anvertraut, in ihrem Auftrag und nach ihren Weisungen hatte der weltliche Herrscher das seine zu führen. So lehrte eine kirchliche Staatsphilosophie, von der Wissenschaft zum geschlossenen System ausgebaut, in der Wirklichkeit mehr als einmal mit Erfolg angewandt. Wenn man an die Absetzung von Königen und Kaisern denkt, die durch die Päpste verfügt wurden, wenn man sich erinnert, wie es ihnen gelang, das ganze Königsgeschlecht der Staufer zu stürzen, zu vernichten, auszurotten, so darf man wohl sagen: einen schlimmeren Feind als die römische Kirche hat der echte Königsgedanke niemals gehabt. Mit der Souveränität der Kirche läßt die Souveränität des Volkes sich nicht in Einklang bringen. Darum hat sie auch in der Wissenschaft sich nicht entfalten können, solange diese von der Kirche beherrscht wurde. Erst als die Fesseln kirchlicher Glaubenssätze abgestreift waren, konnten die Gedanken, die auf dem Grunde des Lebens längst geruht hatten und schon oft genug ausgesprochen waren, wissenschaftlich gehoben und unter die Leute gebracht werden.

Und nun geschieht das Merkwürdige, daß profanes und kirchliches Denken einander die Hand reichen, um die Stellung des Herrschers im Staat zu untergraben. Der Schauplatz ist in erster Linie Frankreich, wo der König zwischen den radikalen Parteien der kalvinistischen Hugenotten auf der einen, der katholischen Liga auf der anderen Seite umsonst Herr der Lage zu bleiben sucht, von beiden angegriffen und bekämpft in Wort und Schrift wie mit Schwertern und Kanonen. Die staatsrechtliche Schule der Monarchomachen, der Königsfeinde, vereinigt Katholiken und Protestanten in dem Bestreben, zu beweisen, daß der König nicht kraft eines ursprünglichen und unverlierbaren Rechtes regiere. Lassen ihn die einen seine Herrschaft dem Volk verdanken, so ist er für die anderen der Beauftragte der Kirche, in beiden Fällen einer höheren Stelle verantwortlich, die ihn geschaffen hat, ihn also auch beseitigen kann. Man hat in Frankreich diese Lehre in den Generalständen vorgetragen und zur Grundlage von Beschlüssen gemacht, mit ihr sind die Dolche geschliffen worden, die den dritten und vierten Heinrich aus dem Wege räumten. Als es sich darum handelte, die Thronbesteigung des Hugenotten zu verhindern, hat die Partei der katholischen Liga sich nicht besonnen, sein Erbrecht für erloschen zu erklären und Philipp II. von Spanien die Krone anzutragen. Heinrichs IV. Klugheit brach dieser Bewegung die Spitze ab. Aber ist denn seine Thronbesteigung um den Preis des Glaubenswechsels etwas anderes als Unterwerfung unter

den Willen des Volkes, also tatsächliche Anerkennung des Grundsatzes, daß das Volk die Gewalt im Staate zu vergeben hat?

Die Auseinandersetzung war nicht auf Frankreich beschränkt, auch anderswo war die Monarchie zu einer umstrittenen Frage geworden. Am längsten währte der Kampf und am dramatischsten verlief er in England. Zwei Revolutionen erschütterten im Abstand von vierzig Jahren das Gefüge des Staates, ein König starb auf dem Schafott, ein anderer mußte in die Verbannung ziehen. Zu den überall wirksamen Beweggründen trat hier als stärkste treibende Kraft das religiöse Moment. Was Cromwell und seine Anhänger wollten, war mehr, als die französischen Monarchomachen erstrebt hatten. Überzeugte Republikaner waren sie, Gegner des Königtums von Anfang an, und ihr Republikanismus erwuchs aus religiöser Wurzel. Sie forderten die Wiederherstellung der christlichen Urgemeinde, ohne Priester, ohne Weihen und Grade, ohne Hierarchie. Das war nicht zu erreichen, wenn nicht auch das Königtum verschwand, das in England mehr als anderswo mit hierarchischen Einrichtungen der Bischofskirche verwachsen war. In der Gemeinde der Heiligen, wo allein der Geist regierte, hätte ein König aus angeborenem Recht keinen Platz gehabt. Darum mußte Karl I. sterben. Er legte sein Haupt auf den Block in dem klaren Bewußtsein, daß er der Märtyrer des Königsgedankens sei, und er täuschte sich nicht, sein Todesopfer war nicht vergebens. Die Idee, für die er starb, hat aus seinem Martyrium stärkere Kraft gezogen, als er ihr bei weiterer Regierung hätte geben können. Nur wenige Jahre vermochte die Republik sich zu halten. Nach dem Tode ihres Vorkämpfers brach sie in sich zusammen, und das Königtum nahm seinen Platz wieder ein. Als nach einem Menschenalter der zweite Sohn und Nachfolger Karls es wagte, die staatlichen und religiösen Gefühle des Volkes noch rücksichtsloser als der Vater herauszufordern, da gefährdete er nur noch seine Person, nicht mehr das Königtum, und es genügte, wie Burke gesagt hat, „den Monarchen zu opfern, um die Monarchie zu retten".

Sieht man näher zu, so ist freilich der Sieg der Monarchie in England erkauft durch Unterwerfung unter die Lehre von der Volkssouveränität. Es ist die gleiche Auffassung von Staat und Herrschaft, die sich in dem Prozeß gegen Karl I. und in den Gesetzen ausspricht, kraft deren Wilhelm III. den englischen Thron besteigen durfte. Das Parlament, das im Jahre 1649 den König zum Tode verurteilte und das Königtum als „unnötig, lästig und gefährlich" abschaffte, berief sich darauf, daß ihm als rechtmäßiger Vertretung des englischen Volkes die höchste Gewalt

im Lande zustehe; denn das Volk sei nächst Gott der Ursprung aller rechtmäßigen Gewalt. Aus dem gleichen Glaubenssatz leitete man vierzig Jahre später die Befugnis ab, das Erbrecht Jakobs II. und seiner Nachkommen für erloschen zu erklären, zugleich aber die Zulassung des neuen Königs davon abhängig zu machen, daß er die Verkündung der Grundrechte anerkannte. Das englische Königtum hatte damit dem Grundsatz gehuldigt, daß — wie es noch in der deutschen Reichsverfassung von 1919 heißt — alle Gewalt vom Volke ausgeht. Es regierte hinfort kraft eines Vertrages, den es mit dem Volk geschlossen hatte.

Für den Gang der Entwicklung im festländischen Europa war das England von damals nicht maßgebend, nicht vorbildlich wie in späteren Zeiten. Vorbild und Richtschnur bot Frankreich, in Frankreich aber hatte das staatsmännische Genie Richelieus der unumschränkten Monarchie zum Siege verholfen, und die glänzende persönliche Vertretung, die Ludwig XIV. ihr lieh, sorgte dafür, daß das Königtum aus göttlichem Recht in den Nachbarländern überall nachgeahmt wurde. Von Lissabon bis St. Petersburg, von Neapel bis Stockholm feierte jetzt der monarchische Gedanke seine höchsten Triumphe im staatlichen Leben. Auch die Wissenschaft beeiferte sich, ihm zu huldigen: alle großen Staatsrechtslehrer des achtzehnten Jahrhunderts außerhalb Englands bekennen sich zur unumschränkten Monarchie. Kann man sich darüber wundern, wenn man sich erinnert, wie die Monarchie damals vertreten war und was sie leistete? Friedrich der Große und Maria Theresia, Peter der Große, Katharina II., auch Joseph II. in seinen Anfängen, von vielen kleineren nicht zu reden, die in ihrem Kreise nicht weniger bedeutend waren — der Anblick konnte den Zweifel an der Monarchie wohl zum Schweigen bringen. Und was die Leistungen anbetrifft — Fehler sind auch damals gemacht worden wie zu allen Zeiten, aber im ganzen genommen darf man doch sagen: klüger und geschickter ist die Staatskunst zu keiner Zeit gehandhabt worden als im Zeitalter des sogenannten aufgeklärten Despotismus, als Verbesserung, Fortschritt und Vervollkommnung die gemeinsame Losung aller Regierungen war und das öffentliche Leben auf allen Gebieten die entscheidenden Antriebe erhielt, die noch im folgenden Jahrhundert und bis in die Gegenwart nachgewirkt haben.

Frankreich hatte diese Staatsform geschaffen, Frankreich hat sie auch wieder zerstört. Daß es mit so jäher Plötzlichkeit geschah, darf nicht überraschen, ist auch nicht allein der unzulänglichen Vertretung zuzuschreiben, die der Königsgedanke in seinem klassischen Lande durch mehr als zwei

Menschenalter gefunden hatte. Gewiß wäre ein fähigerer Regent an Stelle Ludwigs XVI. der Hinrichtung entgangen — das Ende der absoluten Monarchie hätte er doch nicht abzuwenden vermocht. In ihrer Blüte hatte von jeher ein Wurm gesessen: die Lehre von der Volkssouveränität. Seit sie um 1600 folgerichtig entwickelt war — ein Deutscher in niederländischen Diensten, Johann Althaus, hat sie in seiner „Politica" (1603) zuerst systematisch durchdacht vorgetragen —, seitdem war dieser Gedanke Gemeingut der Wissenschaft geworden. Auch Verteidiger der absoluten Monarchie wie Hobbes haben ihn anerkannt, haben die unumschränkte Gewalt des Herrschers aus Übertragung durch das Volk zugegeben und sich gegen die bedenklichen Folgen dieses Satzes nur dadurch zu schützen gesucht, daß sie argumentierten: durch die Übertragung der eigenen Gewalt auf den Herrscher habe das Volk sich ein für alle Male seiner gesamten Befugnisse entäußert, es habe also auch dem Herrscher gegenüber kein Recht mehr. So mochte man in der Theorie wohl schließen, der gesunden Vernunft konnte damit nicht Genüge getan werden. Ihr mußte eher einleuchten, was die englischen Staatslehrer schon um 1650, und vollends nach 1688 dem Vorbild Lockes folgend, verkündigten: daß das Volk die Quelle des Herrscherrechts bleibe und die Übertragung nicht ein für alle Male, sondern von Fall zu Fall beim Eintritt eines neuen Herrschers stattfinde; und was sich weiter daraus von selbst ergibt. Wie jedes Geschenk, jede Verleihung wegen Mißbrauchs oder Undankbarkeit zurückgenommen werden kann, so wäre auch das Recht des Monarchen, falls er es dem Volke verdankt, kein unverlierbarer Besitz mehr. Überhaupt — wer über ein Recht grübelt und seine Quellen mit dem Verstande untersucht, der hat es schon in Zweifel gezogen. Was gibt es denn im gesamten Umkreis des menschlichen Gesellschaftslebens, das sich mit dem Verstande nicht ebensogut leugnen wie beweisen ließe? Alles Recht ist im letzten Grunde eine Sache des Glaubens, und das Recht, das vom Verstande seine Rechtfertigung erwartet, hat den Prozeß im voraus verloren.

Das achtzehnte Jahrhundert lebte im festen Glauben an die Allmacht und Alleinherrschaft des Verstandes, der Vernunft. Auch die Natur, die seit Rousseau zur zweiten Göttin erhoben war, sollte gleichsam nur eine andere Seite des Verstandes sein — die Natur war ja immer vernünftig, wie die Vernunft natürlich war! Aus ihrer Anwendung auf den Staat aber ergab sich die Zerstörung des monarchischen Gedankens: er war unnatürlich, unvernünftig. Wenn die Menschen von Natur gleich waren, war es da nicht gegen alle Vernunft, daß einer von ihnen

mehr sein sollte als alle andern? Theoretisches Staatsrecht, Kulturphilosophie und klassische Erinnerungen verbanden sich, dem reinen Königsgedanken den Garaus zu machen. Auch das praktische Vorbild fehlte nicht: in dem Kampf um ihre Unabhängigkeit hatten die Kolonisten in Nordamerika bewiesen, was ein junges Staatswesen vermöge, wenn es nach den neuen Grundsätzen gebildet, gleichsam aus dem Schoße der Natur hervorgegangen, nach den Regeln der Vernunft geordnet wäre. Alles schien zusammenzukommen, um der Republik die Zukunft zu sichern.

Die Geschichte der folgenden hundertvierzig Jahre hat das bestätigt, sie ist die Geschichte des Sturzes und der Verdrängung der Monarchie. Es hat ihr nichts genutzt, daß sie mit dem Gegner zu paktieren suchte, vor der Idee der Volkssouveränität sich beugte, die Fesseln verfassungsmäßiger Beschränkung sich anlegen ließ. Auch die Stärkung, die der monarchische Gedanke durch Bismarck erfuhr, wirkte nur vorübergehend — er scheint das Spiel verlieren zu sollen, ja es schon verloren zu haben. Den größten Teil Europas, ganz Amerika, die Türkei und China hat die Republik erobert, und wo noch ein Königtum besteht, da wird es mehr geduldet als verehrt. Vielleicht ist heute Japan das einzige Land, in dem der monarchische Gedanke noch feste Wurzeln hat, und auch dort ist die Auseinandersetzung schon eröffnet zwischen der uralten eigenen Überlieferung und dem neuen europäisch-amerikanischen Vorbild. Für den größten Teil der Erde scheint die Monarchie eine überwundene Form der Vergangenheit, mehr historische Merkwürdigkeit als lebendige Kraft zu sein.

Und doch wird man mit diesem Urteil vorsichtig sein, wenn man weiß, wie oft der Siegestag einer Idee der Vorabend ihres Sterbens war, wie leicht mit ihrer Verwirklichung auch ihre Lebenskraft sich erschöpft. Wer geschärften Ohres lauscht, kann aus dem Triumphgeläute der Republik einen Ton heraushören, der wie das Sterbeglöcklein klingt. Ein tiefes Unbehagen beherrscht die ganze Staatenwelt; an ihren Idealen ist sie irre geworden, neue hat sie noch nicht gefunden. Einst war die Republik ein Ideal — für wie viele ist sie es heute noch? Sie hat enttäuscht. Daß in ihr die Tugend herrsche, wie einst Montesquieu behauptete, klingt heute wie Hohn. An ihre Vorzüge glauben kann niemand mehr, der sich nicht selbst belügen will. Wer weiß, an wie vielen Stellen sie sich nur noch hält, weil man zu entgleisen fürchtet, wenn die Weichenstellung benutzt wird. Man kann es nicht für unmöglich halten, daß die übernächste, ja vielleicht schon die nächste Generation Europas wieder

monarchisch denken und auf die republikanische Periode als auf ein überwundenes Stadium, eine vorübergehende Episode zurückblicken wird.

Freilich, wenn wir von der Monarchie sprechen, was besagt das Wort eigentlich? Der rasche Überblick, den wir ihrer Geschichte gewidmet haben, zeigt uns schon, wie verschiedene Gestalt sie annehmen kann. Was hat ein türkischer Sultan, der jedem Untertan jeden Augenblick den Kopf vor die Füße legen darf, mit einem König von England gemein dessen ganze Aufgabe darin besteht, Urkunden zu unterschreiben, feierlich Handlungen zu verrichten und im übrigen „Rat anzunehmen"? Wie verschiedene Dinge deckt derselbe Titel eines Königs von Frankreich, je nachdem, ob ihn ein Merowinger führt, der nur einmal im Jahre auf einem Ochsenwagen dem staunenden Volk gezeigt wird, oder ein Ludwig XIV.! Fragt man nach der persönlichen Macht eines Regenten, so möchte ein Präsident Hoover oder Roosevelt wohl eher Monarch heißen als Viktor Emanuel III. von Italien. Wo ist überhaupt die Grenze zwischen Monarchie und Republik? England hatte sich nach der Hinrichtung Karls I. zur Republik erklärt, und doch ist Cromwell von den Zeitgenossen als Monarch angesehen worden. Wenn es das Kennzeichen der Monarchie ist, daß ein Einzelner an der Spitze des Staatswesens steht, so sind alle unsere Republiken mit einziger Ausnahme der Schweiz eher Monarchien zu nennen, so war jedenfalls Venedig eine Monarchie. Ob das Staatsoberhaupt gewählt wird oder durch Erbrecht an die Spitze gelangt, kann auch nicht entscheiden: die deutschen Könige und Kaiser waren nicht minder gewählt als der Doge von Venedig. Gegenüber der Wirklichkeit mit ihren Kreuzungen und Verschiebungen versagen alle Definitionen des theoretischen Staatsrechts, an dessen Nöten der Historiker seine stille Schadenfreude haben darf. So, wenn etwa Montesquieu mit Aristoteles streitet, weil er Sparta unter die Monarchien rechnet, da es doch Republik gewesen sei, oder wenn Samuel Pufendorf (1667) in Verlegenheit ist, ob das Heilige Römische Reich unter die Monarchien oder unter die aristokratischen Republiken eingereiht werden solle.

Bedeutsamer als alle begrifflichen Unterscheidungen, mit denen man der Wirklichkeit doch niemals gerecht werden kann, ist eine andere Frage: wer und wie viele haben an der Ausübung der Herrschergewalt Anteil? auf wen stützt sie sich? auf die Menge oder nur auf einzelne Gruppen, Klassen, und welche sind diese? Die Frage gilt für Monarchien und Republiken gleicherweise. Auch der absoluteste Monarch kann ja niemals im buchstäblichen Sinne allein und selbst regieren, er braucht Ratgeber,

Gehilfen, Diener und muß oft auf sie Rücksicht nehmen. Umgekehrt ist die Selbstregierung des Volkes in den modernen Republiken oft genug nur Fiktion. Absoluter als der Papst kann der Herrscher nicht sein, und doch — wer da glaubte, die päpstliche Politik sei der reine Ausdruck persönlichen Herrscherwillens des jeweiligen Papstes, der würde sehr irren. Kardinäle, Kongregationen, Orden werden gehört, ihre Stimmen müssen beachtet werden, sie haben Einfluß auf die Entscheidungen. Ähnlich ist es überall. Oft genug ist der Absolutismus nur der Vorhang, hinter dem sich die Herrschaft sehr vieler und verschiedener Personen oder Kreise verbirgt. Es genügt, etwa an die drei letzten russischen Zaren zu erinnern. Diese Selbstherrscher haben doch vielfach nur zum Schein selbst regiert. Auf der andern Seite: wer regiert denn wirklich in den Republiken Frankreichs oder der Vereinigten Staaten? Daß die Politik beider Länder von mächtigen Geldleuten beherrscht wird, ist öffentliches Geheimnis, und für Frankreich gilt noch immer der Ausspruch Bismarcks, daß seine Geschichte von entschlossenen Minderheiten gemacht wird.

Mit dem Worte Monarchie ist also noch nicht viel gesagt; es kommt darauf an, welcher Art die Monarchie ist, das heißt, woher sie ihre Kraft gewinnt, auf welchen Grundlagen sie ruht, welches, mit einem Wort, ihre Idee ist. Da zeigt uns ihre Geschichte eine bunte Musterkarte: Herrscher, die kraft göttlicher Weihe über alles Volk erhaben sind, Priesterkönige, die den Zugang zur Gottheit vermitteln, und sogar solche, denen das Volk als Verkörperungen der Gottheit Anbetung entgegenträgt; Heerführer, die vor allem vermöge der Zahl und Ergebenheit ihrer Bewaffneten Gehorsam finden; solche, die um ihrer erprobten persönlichen Tüchtigkeit willen, andere, die nur kraft des von den Vorfahren ererbten Ansehens einen Vorrang genießen. Theokratie und Militärmonarchie, cäsarischer Imperialismus und dynastisches Königtum wechseln miteinander ab, kreuzen und verbinden sich. Heimat der theokratischen Monarchie scheint der Orient zu sein, auch die göttliche Majestät der spätrömischen Kaiser stammt von dort her. Militärmonarchen waren Cäsar und Augustus, die Prätorianergarde die Stütze des Thrones und oft genug auch Herrin dessen, der auf ihm saß. Für die Germanen dagegen war der König in erster Linie der Edelste im Volk, das Königtum Sache des Blutes und der Geburt und darum mitunter jeder, der einem bestimmten Geschlecht entstammte, ein geborener König. Es ist der Gedanke, der die fränkische Geschichte durchzieht und noch im Nibelungenlied nachklingt, als etwas, das sich von selbst versteht. Auch

im deutschen Königtum des Mittelalters lebt die Vorstellung fort, daß der König der Vornehmste der Vornehmen, das Haupt der Fürstenaristokratie und des Herrenstandes ist. Aber damit mischt sich doch schon früh ein anderer Gedanke: die Führerschaft im Kriege. Heerkönig ist der König der Germanen, er ist das Haupt seines bewaffneten Gefolges, und diesem Gefolge reihen sich mit der Zeit die Vornehmen und Mächtigen des Landes ein. Die Fürsten werden des Königs Vassallen, seine kriegerischen Mannen. Vassallenpflicht und Mannentreue sind die Begriffe, die das Königtum stützen und tragen, ohne die es nicht denkbar ist. Dazu tritt die andere Seite des Königsideals: Richter der Schlechten, Schützer der Schwachen, Spender alles Guten zu sein. An der Spitze allen Volkes steht der König wie der Hausvater an der Spitze der Familie und des Gesindes. Auch die religiöse Weihe besitzt er, seit die Karolinger sich dazu bequemt haben, das königliche Blut, das ihnen fehlte — sie waren ein emporgekommenes Geschlecht von Usurpatoren —, durch Salbung mit heiligem Öl aus Priesterhand zu ersetzen. Seitdem ist in allen Reichen des Mittelalters der König der Gesalbte des Herrn wie im Alten Testament, sehr zur Genugtuung der Kirche, von der er dadurch abhängig wird: ein König, dem die kirchliche Weihe fehlt, ist kein vollberechtigter Herrscher, höchstens Anwärter auf den Thron.

Alle diese verschiedenen Seiten und Eigenschaften des Monarchen finden wir vereinigt im französischen König, wie er sein soll. Er ist das Haupt des Adels, der Erste unter den Pairs. Er gehört zum Adel und der Adel zu ihm so sehr, daß Montesquieu, durch den täglichen Anblick verführt, den Satz aufstellen konnte, ohne König gebe es keinen Adel und ohne Adel keinen König, einen Satz, von dem mindestens die erste Hälfte falsch ist. Man braucht nur an die Patrizier Alt-Roms und an die Nobili Venedigs zu denken. Ob nicht auch eine Monarchie ohne Adel möglich ist? Gesprochen hat man schon von demokratischem Kaisertum. Ein König freilich, wie Montesquieu und seine Zeit ihn vor Augen hatten, ist ohne Adel nicht denkbar. Als Haupt des Adels ist er zugleich Führer des Heeres; das bewaffnete Königsgefolge der germanischen Zeit lebt fort in der Armee, deren Gerüst der Adel als Offizierkorps bildet. Dem französischen König fehlt auch nicht die Weihe der Religion, ja, es ist übereinstimmende Lehre des Staatsrechts, daß er selbst Anteil hat am Priestertum und darum unter dem Königsmantel das Priestergewand, die Dalmatika, trägt. Durch die Salbung mit dem Öl, das eine Taube dem heiligen Remigius zur Taufe Chlodwigs vom Himmel herabgebracht haben sollte, ist der französische König im Besitz von

Wunderkräften, über die nicht einmal der Papst verfügt: durch Handauflegen heilt er Kranke, die sich an gewissen Tagen zu Hunderten um ihn drängen, seine Kleider, sein Reittier zu berühren suchen, als wäre er eine lebendige Reliquie. So ist er der Stellvertreter Gottes und sein irdisches Abbild; ja, nach einer Erklärung des französischen Klerus aus den Anfängen Ludwigs XIV. wäre es sogar ein Religionsverbrechen, an seiner Göttlichkeit zu zweifeln.

Er ist aber zugleich und vor allem der Vater seines Volkes. Aus der Würde des Patriarchen, des Familienhauptes, ebenso wie aus der göttlichen Einsetzung leitet die offizielle Staatslehre, wie etwa Bossuet sie vorträgt, das Recht der absoluten Monarchie her. Die königliche Gewalt gegenüber dem Volk soll dieselbe sein, die der Vater über die Kinder hat, und schon darum unbeschränkbar. Dies ist die Seite, die bei der Nachahmung des französischen Königtums auf deutschem Boden am stärksten ausgeprägt erscheint: der Fürst als Landesvater. Das Wort, das für unsere Zeit nur noch komischen Klang hat, war ursprünglich sehr ernst gemeint und wurde auch durchaus ernst verstanden. Als Hausväter fühlten sich die deutschen Fürsten, große wie kleine, so sehr, daß sie sich auch nicht selten erlaubten, den Haustyrannen zu spielen. Sie hätten das gewiß nicht für große Sünde gehalten, wenn sie sich dessen überhaupt bewußt geworden sind. Als Landesväter wurden sie aber auch von ihren Untertanen angesehen, sogar in einem Soldatenstaat wie Preußen, wenn es hier auch vorzugsweise eben die Soldaten waren, die sich als des Königs Kinder fühlten. Man denkt an die Musketiere von Roßbach, die Friedrich dem Großen zuriefen: „Vater, aus dem Wege, daß wir schießen können."

Wie stark die patriarchalische Seite am französischen Königtum vor 1789 im Leben hervortrat, davon macht man sich heute keinen Begriff. Da gab es keine Absperrung, kein Odi profanum volgus. Zum König hatte jedermann Zutritt, hoch und niedrig. Die Gärten des Königs waren öffentliche Gärten und manchmal so voller Volkes, daß die königliche Familie auf den Spaziergang im Freien verzichten mußte. An des Königs Tafel konnte jeder Platz nehmen, der zur rechten Zeit erschien, wenn Sonntags das Grand Couvert aufgelegt wurde. Als der Hof, um dem Gedränge zu entgehen, nach Versailles übergesiedelt war, gab es regelmäßige Omnibusverbindungen dorthin, die viel benutzt wurden. Da kam sogar einmal eine Abordnung der Marktweiber zu Ludwig XVI., als er mehrere unliebsame Minister entlassen hatte: sie gratulierten ihm zu der „guten Strecke", sein Großvater habe nie so

gute Strecke gemacht. Diese Intimität der Untertanen mit dem Herrscher, von der das berühmte Lever nur eine Einzelheit ist, ging damals manchen schon zu weit, und der Hausminister wollte Wandel schaffen. Aber Ludwig XVI. widersprach: „Ich bin König für alle, Große und Kleine." Daß die Sache nicht ungefährlich war, hat er bald nur zu sehr erfahren müssen. Die Vertrautheit hatte die Ehrfurcht zerstört. seit der Glaube an die Gottähnlichkeit verflogen war. Und daß dieser sich in spöttisches Lachen auflöste, dafür sorgten Voltaire, die Enzyklopädisten und Rousseau.

Er ist nie wiedergekommen, weder in Frankreich noch anderswo, trotz aller Restaurationen, und damit war dem Königtum die Pfahlwurzel durchschnitten. Karl X. erregte Zorn und Empörung, als er sich mit dem wiedergefundenen Öl des heiligen Remigius salben ließ, und Friedrich Wilhelm IV. hat nur Spott geerntet, wenn er von den Eingebungen sprach, die das Vorrecht des Königs seien. Seit einem Jahrhundert hat kein Lehrer des Staatsrechts mehr das göttliche Recht der Monarchie zu vertreten unternommen. Auch der Adel verlor seine Tragkraft, da er selbst um sein Dasein zu kämpfen hatte: anstatt den Thron zu stützen, suchte er Deckung hinter ihm. Was blieb nun dem Königtum noch? Die bewaffnete Macht und — die Liebe des Volkes. Zwei wankende Stützen, die unsichersten, die es gibt. Der erste stärkere Windstoß pflegt sie umzuwerfen. Das haben schon Napoleon I. und der III. und Louis Philipp erfahren und seitdem noch viele andere. Es liegt in der Natur der Dinge. Der Monarch, der Gehorsam findet, solange er schießen lassen kann, ist verloren in dem Augenblick, wo seine Soldaten geschlagen sind und sein Heer sich auflöst. Die aura popularis aber ist von jeher als die unbeständigste aller Luftströmungen verrufen gewesen. Sie huldigt dem Erfolgreichen und steinigt den Unglücklichen, gestern Hosianna, morgen Kreuzige.

So scheint denn auch von dieser Seite gesehen die Monarchie keinen sicheren Platz mehr in der Welt zu haben. Es fehlen ihr die natürlichen Wurzeln, fehlen die Lebensadern, die ihr Blut und Nahrung zuführen. Mannentreue und Vasallenpflicht, die noch ein Bismarck gegenüber seinem König empfand, sind dem modernen Menschen Romantik, die sich in der Dichtung und auf der Bühne gut ausnimmt, aber keine Wirklichkeit. Der Fahneneid des Soldaten wird von einem General — wir haben es erlebt — für Fiktion erklärt. Einen Adel gibt es nicht mehr, und vollends das göttliche Recht — wer wagte noch davon zu sprechen? Der Patriarch, der Landesvater, ist eine Vorstellung, die sich selber schlägt, da die Familie viel zu groß und anspruchsvoll geworden

ist, um aus dem Quell der väterlichen Gnade befriedigt werden zu können. So bleibt nur noch die Nützlichkeit, und wie weit kommt man wohl mit der? Daß die Monarchie besser sei und mehr geleistet habe als die Republik, ist dem, der nicht schon daran glaubt, schwer zu beweisen. Den Vorzügen stehen Nachteile gegenüber, und das Abwägen ist schwierig. Hat doch sogar Bismarck zugegeben, daß, nach den geschichtlichen Leistungen zu urteilen, die aristokratische Republik den Vorzug verdiene. Er nennt Alt-Rom, Venedig und bezeichnenderweise auch England als Beispiele. Wir sind ja längst so klug, einzusehen, daß es eine schlechthin beste Staatsform nicht gibt und nicht geben kann, und daß — was übrigens schon Aristoteles wußte — diejenige den Vorzug verdient, die der Natur des Volkes und seinen Lebensverhältnissen am besten entspricht. Auch der Rock muß auf den Körper passen, und eine Staatsverfassung ist mehr als ein Bekleidungsstück, sie sollte wenigstens mehr sein, sollte aus dem Lebensgesetz des Organismus hervorgehen als formaler Ausdruck innersten Wesens. So dürfte auch die Monarchie, wenn sie auf die Dauer wiederkehren und nicht nur in einer mehr oder weniger mißlungenen Restauration eine flüchtige Gastrolle geben sollte, nicht wie ein Topfgewächs sein, das man beliebig hinstellen oder fortnehmen kann, sie müßte dem Baume gleichen, der aus der Erde hervorwächst, in der er mit tiefen Wurzeln haftet. Sie müßte aus dem Boden des Volkes hervorgehen, aus seinen materiellen und rechtlichen Verhältnissen, seinem Fühlen und Wollen.

Wenn daraufhin jemand sagte, dann seien ihre Aussichten schlecht, denn der Boden sei für sie nicht mehr geeignet, zumal sie schon entwurzelt sei — so wäre ihm schwer zu widersprechen. So, wie die Gesellschaft heute ist, bietet sie der Monarchie keinen ausreichenden Wurzelboden. Auf einem lockern Sandboden wächst keine Eiche, höchstens niedriges Gestrüpp, und auf die ungegliederte Masse von Einzelwesen, die die heutige Gesellschaft mit ihrer Freiheit, Gleichheit und Unbrüderlichkeit darstellen, läßt sich der Königsthron nicht bauen.

Aber wer sagt uns, daß die Menschheit in diesem Zustand sozialer Auflösung dauernd verharren wird, den der Rationalismus der Aufklärung geschaffen hat? Sie kann es gar nicht, wenn sie sich nicht selbst zerstören will. Und schon mehren sich die Zeichen, daß die Wendung herannaht. Eine neue Organisation der Gesellschaft, die, wie es den Anschein hat, schon im Werden ist, wird und muß auch für die Staatsform neue Bedingungen erzeugen, die dann auch — wer ist Prophet genug, es zu leugnen? — für die Monarchie neuen Boden schaffen

werden. Nicht die alte Monarchie würde es sein, eine neue Zeit kann und muß neue Formen hervorbringen, und wie diese aussehen werden, darüber zu grübeln wäre müßig. Denn das Neue ist immer eine Überraschung. Eine andere Generation als die unsere wird diese Aufgabe zu lösen haben, und sie wird gewiß auch selbst ganz anders sein. Schon die Jugend von heute, die doch über kurz oder lang die Geschichte zu machen haben wird, ist ja so ganz anders, als wir Älteren sind und waren. Sie verschmäht das Alte, das Gewesene und sucht nach Neuem, das sie selbst einstweilen nur dunkel ahnt. Sie wird dereinst auch anders sein, als sie jetzt ist, wenn Erfahrungen und Erlebnisse über sie hingegangen sein werden, von denen sie heute noch nichts weiß. Aber schon heute tritt in ihrem noch so unfertigen, oft widerspruchsvollen Bilde ein Zug lebendig hervor: das Hungern und Dürsten nach Persönlichkeit. Wird sie, in ihrer Begeisterung für Vaterland und Staat, mit ihrer frohen Bereitschaft, sich einem Führer unterzuordnen, wird sie auf die Dauer verzichten wollen, verzichten können auf das, was den größten, vielleicht einzigen unbedingten Vorzug der Monarchie, wie immer sie geartet sein mag, vor allen anderen Staatsformen ausmacht: die sichtbare menschliche Verkörperung von Vaterland und Staat in einer Persönlichkeit, in der die Idee leibhaftige Gestalt annimmt und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eines zusammenfließen? Wenn es so weit käme, daß aus dem Bedürfnis patriotischer Herzen nach Persönlichkeit im Staate die Monarchie wiedergeboren würde, eine Monarchie, die keiner Rechtfertigung durch abstrakte Vernunft oder praktische Zweckmäßigkeit bedarf, weil sie im Glauben des Volkes lebt und wurzelt, dann wird von ihr auch wieder die Kraft ausgehen, die man einmal für ihre stärkste hielt und die unsere Zeit so dringend nötig hat: Vorbild der Sitte und Darstellung des Besten, Erlesensten und Vornehmsten zu sein, um damit gesittend und hebend auf das Volk zu wirken.

Doch das liegt alles in ungewisser Zukunft, und wir wollen uns nicht in Visionen verlieren. Ob sie Wirklichkeit werden und wann, niemand weiß es. Aber wenn wir Alten es auch nicht mehr erleben sollten — daran zu glauben, kann uns niemand verbieten.

Zum 1. April 1933

Zum erstenmal seit dreiundvierzig Jahren geschieht es, daß wir des Tages, da dem deutschen Volk der Gründer seines Reiches geboren wurde, mit ruhigem Gewissen gedenken können. Man hat seiner in all den Jahren nicht vergessen, man hat Bismarck gefeiert und gepriesen, sich auf ihn berufen und ihn für sich in Anspruch genommen, als besäße man ihn und gehörte zu ihm. Wie aber stand es in Wahrheit? Es brauchte keines allzu scharfen Ohres, um aus den Bismarckfeiern, die zwischen 1890 und 1932 zur Gewohnheit geworden waren, den Mißklang herauszuhören, der, zunächst leise, dann immer lauter, zuletzt unerträglich grell, den Widerspruch zwischen Wort und Wirklichkeit offenbarte. Den Helden ehrt man würdig nicht mit Reden und Gebärden, sondern mit der Tat, nicht indem man seinen Namen noch so oft im Munde führt und sich vor seinem Bilde verneigt, sondern indem man seinem Beispiel folgt. Nicht daß wir „Herr, Herr" zu ihm sagen, macht uns seiner wert, sondern daß wir seinen Willen tun. Das hat die deutsche Nation dreiundvierzig Jahre lang nicht getan. Sie wandelte andere Bahnen, als die der Gründer des Reiches ihr gewiesen, lauschte andern Lehren, als die er verkündigt hatte, ja, sie ließ sich zuletzt von denen führen, die ihn und die er als seine und des Reiches Feinde bekämpft hatte. Während man ihm Denkmäler und Türme errichtete, zu seinen Ehren Kommerse feierte und Feuer anzündete, ließ man es geschehen, daß sein Werk zerstört, erst leise und langsam untergraben und ins Wanken gebracht, zuletzt vollends umgestürzt wurde.

Es begann ja schon mit dem Tage seines Rücktritts, als aus dem fein durchdachten Spiel seiner auswärtigen Politik eine wichtige Karte entfernt, das von ihm so sorgfältig geschonte Verhältnis zum Nachbarn im Osten in Frage gestellt und das kostbare Uhrwerk der europäischen Wechselbeziehungen, das er geschaffen hatte, zerstört wurde. Die sein Erbe übernahmen, glaubten es besser zu wissen und besser zu können, und bildeten sich etwas darauf ein, es anders zu machen als er. Während man öffentlich sich als Träger seines Vermächtnisses aufspielte, gab es bald keinen Punkt in der Welt, an dem man nicht das Gegenteil von dem getan hätte, was er für richtig und notwendig erklärt hatte. Nur langsam traten die Folgen hervor, aber von Jahr zu Jahr wurden sie deutlicher, eine Figur nach der andern ging verloren, bis schließlich die Partie mit Schachmatt endete. Macht, Freiheit, Ehre waren dahin, das

Reich ein Spielball der Feinde, die Nation gehaßt und verachtet in der ganzen Welt.

Nie wäre es so weit gekommen, hätte man nicht die Grundsätze über Bord geworfen, nach denen Bismarck das Reich geschaffen und regiert hatte.

So biegsam und geschmeidig seine Staatsführung sich wechselnden Lagen anzupassen wußte, daran hatte er unentwegt festgehalten, daß das Steuerruder parlamentarischen Einflüssen nicht überantwortet und der Staat nicht den Parteien ausgeliefert würde. Kaum daß er gegangen war, da hoben die Gegner, die er niedergehalten, die Köpfe. Für seine Nachfolger wurde bald jeder Entschluß von der Frage abhängig: was sagt der Reichstag dazu, und wie bekommen wir eine Mehrheit? Richtungen und Parteien, die er unerbittlich bekämpft hatte, wurden geschont, sollten versöhnt und gewonnen werden, durften Forderungen und Bedingungen stellen, beherrschten mehr und mehr die Entscheidungen und rissen schließlich die Macht an sich. Es hat mehr als sinnbildliche Bedeutung, daß mit Bethmann Hollweg die Erbschaft Bismarcks dem Enkel eines Mannes zufiel, der Bismarck bekämpft und gehaßt hatte; daß mit Hertling der Führer der Partei ans Ruder kam, die recht eigentlich zur Bekämpfung Bismarcks und seines Werkes gegründet war; und daß als Retter in der höchsten Not in Max von Baden ein Werkzeug der Demokratie gerufen wurde, die von Bismarck hatte überwunden werden müssen, damit das Reich geschaffen werden konnte, und die mit ihm niemals Frieden geschlossen hatte. Alle, die er im Leben besiegt oder gebändigt hatte, triumphierten über den Toten.

Ihren Triumph haben sie offen und laut gefeiert am 9. November 1918, als sie seine Schöpfung zertrümmerten, und am 11. August 1919, als sie auf den Trümmern einen Neubau errichteten. Nichts wollten sie gemein haben mit ihm, der sein Werk auf Gewalt gegründet und ihm damit selbst den Keim der Zerstörung eingeimpft haben sollte. Nicht durch Blut und Eisen dürfe das neue Reich geschaffen, aus dem freien Willen eines endlich befreiten Volkes müsse es geboren werden, die alten Farben ablegen und unter neuer Fahne ein neues Leben beginnen „in Schönheit und Würde“. Woher nahmen wir nur den Mut, Bismarck zu feiern und seinem Andenken zu huldigen, solange diese Fahne über Deutschland wehte?

Heute dürfen wir es wieder, die Fahne seiner Gegner ist eingezogen, Deutschland trägt wieder die Farben, die Bismarck ihm verlieh. Und wie vieles im heutigen Erleben erinnert uns an ihn und seine Laufbahn, wie nahe fühlen wir uns ihm! Eine nationale Revolution war auch

seine Schöpfung, ein Bruch mit der Vergangenheit. Unmöglich war es, die deutsche Einheit zu schaffen im Festhalten an der Linie, der die deutsche Geschichte seit sieben Jahrhunderten gefolgt war. Sie hatte Deutschland unentwegt in Auflösung und Zersplitterung geführt, von ihr galt es sich entschlossen loszusagen oder auf nationale Einheit zu verzichten. So mußte Bismarck, der Konservative, zum Revolutionär werden, der das geschichtliche Recht zerbrach im Namen eines höheren, heiligeren Rechtes der Nation auf Dasein, Erhaltung und Entfaltung. Das hatte vor ihm schon eine Revolution versucht, die Volkserhebung von 1848, und war dabei gescheitert. Bismarck gelang es, indem er die Kraft des preußischen Staates in den Dienst des nationalen Gedankens stellte, eines Staates, der in Auflehnung gegen Kaiser und Reich groß geworden war, selbst ein Stück Revolution gegen die historische Ordnung, weil unvereinbar mit ihr. Der Preuße Bismarck hatte Sinn und Bestimmung Preußens erkannt: daß es sich mit dem deutschen Staatsgedanken vermähle, indem es Deutschland zum Staat erhob. Man hatte ihn nicht verstanden, ihn verhöhnt, bekämpft und verlästert und hätte ihn um ein Haar ermordet in dem Augenblick, da er zum entscheidenden Schlag ausholte. Mit Gewalt mußte er die Nation zu ihrem Glücke zwingen, und erst der Erfolg der Tat bewies den Tadlern, mit wem sie es zu tun hatten. Überrascht und verblüfft rieb das erwachende Deutschland sich die Augen: der Verkannte Verlästerte, der Volksfeind hatte ihm gegeben, was es sich ersehnt und selbst zu erringen nicht vermocht hatte! Ein einziger Tag hatte ihn zum Führer und Helden der Nation gemacht, und Jubel umgab ihn, als er vom Schlachtfeld von Königgrätz den Thron des kommenden Deutschen Reiches heimbrachte, grenzenloser Jubel, als er auf dem Boden des besiegten Erbfeindes den Deutschen Kaiser zu den Stufen dieses Thrones führte.

Aber wie schwer irrten die, die da meinten, die deutsche Geschichte habe ihr Ziel gefunden, die Vollendung sei erreicht und das Goldene Zeitalter angebrochen! Jedes neue Jahr brachte neue Beweise dafür, wie vieles noch zu erstreben, mühsam zu erobern war. Bezwungen hatte Bismarck die widerstrebende Nation, aber innerlich erobert hatte er sie nicht. Er hatte geglaubt, es genüge, Deutschland in den Sattel zu setzen, reiten werde es schon können, und je länger, desto mehr mußte er sich überzeugen, daß er sich getäuscht hatte. Wie er es auch anfangen mochte, es wollte nicht gelingen, für seine Regierung eine dauernde, breite und feste Grundlage im Volk zu finden. Die, von denen er selbst ausgegangen war, die Konservativen, verstanden ihn nicht, die andern, die er gewonnen glaubte,

die Liberalen, versagten sich ihm bald. Nicht kleiner, sondern größer wurde mit den Jahren die Schar der Zweifler und Nörgler, der heimlich Widerstrebenden und offen Trotz Bietenden. Mühsam mußte er von der Hand in den Mund leben, von einem Tag zum andern sich seinen Anhang suchen, oft genug von der Mehrheit verlassen, in seinen größten und kühnsten Plänen gehemmt und zum Verzicht gezwungen. Man gab ihm selbst die Schuld; warf ihm vor, er verstehe nicht, Parteien und Menschen zu behandeln, und schaffe sich Gegner, statt sich Freunde zu gewinnen. Aber wie kann der Bund zwischen Genie und Mittelmäßigkeit sich reibungslos gestalten? Die Kräfte, mit denen Bismarck es zu tun hatte, sie waren weniger als mittelmäßig, sie waren unzulänglich oder übelwollend. Das haben die Zeiten nach seinem Rücktritt nur zu klar erwiesen. Er hatte die Form geschaffen, aber der Stoff reichte nicht aus, sie zu füllen. Die Nation mit dem Geist, dem hohen Schwung der Gesinnung, dem zähen Willen und der tiefen Einsicht zu durchtränken, die ihn beseelten, mit denen er sein Werk vollbracht hatte und deren es bedurfte, um es zu erhalten, wollte nicht gelingen. War es zu schnell gegangen, hatte die Nation nicht Zeit gehabt, in die neue Lebensform und ihre Aufgaben hineinzuwachsen, oder fehlte es ihr an den natürlichen Eigenschaften, am inneren Beruf zur Großmacht? Konnte sie, wie ihre Neider sagten, nur im Kleinen groß sein? Die Antwort mußte die Zukunft geben, und Bismarck sah ihr mit wachsender Sorge entgegen. Eine tiefe Tragik liegt über seinem Ausgang, nicht weil er gezwungen wurde, Amt und Macht vor der Zeit aus der Hand zu geben und aus dem Lenker von Völkerschicksalen zum ohnmächtigen Zuschauer herabzusinken, sondern weil er am eigenen Werk irre geworden war. Bismarck hat schon, als er selbst noch im Amte war, am Fortbestand des Reiches, das er geschaffen, gezweifelt und schließlich seinen Untergang vorauszusehen geglaubt. Deutschland — das meinte er erkannt zu haben — konnte nicht reiten, es mußte stürzen, wenn keine starke und geschickte Hand das Roß am Zügel führte. Die Hände aber, denen er es ausgeliefert sah, waren weder stark noch geschickt.

„Zwanzig Jahre nach meinem Tode möchte ich aufstehen, um zu sehen, was aus Deutschland geworden ist." So hatte er gesprochen und, ohne es zu wissen, das Schicksal des Reiches geweissagt: zwanzig Jahre nach seinem Tode lag es am Boden. Feindliche Übermacht von außen, Unfähigkeit und Bosheit im Innern hatten es zerstört. Was danach noch ein halbes Menschenalter lang den Namen führte, war ein Hohn auf Bismarcks Schöpfung.

Und heute? Noch fehlt allzuviel, daß sie wiederhergestellt wäre, noch

ist uns das Bismarckreich ein fernes Ziel, an das wir glauben, ohne es zu sehen. Aber der Anfang ist gemacht, die Irrbahn ist verlassen, der rechte Weg wiedergefunden, der Weg, der seinen Ausgang nimmt von den Quellen, aus denen Bismarck die Kraft zu seinen Taten schöpfte. Als am 21. März Reichspräsident und Reichskanzler, umgeben von den gewählten Vertretern des Volkes, zu den Gräbern der Könige schritten, die den preußischen Staat begründeten, da huldigte in ihnen die Nation, huldigte ganz Deutschland wieder dem Gedanken, der Bismarcks Leitstern gewesen war: daß das Deutsche Reich die Fortsetzung und Vollendung der preußischen Geschichte ist, und daß darum in ihm, wenn es bestehen und gedeihen soll, auch die Kräfte weiter leben und wirken müssen, die Preußen groß gemacht haben. Deutschland bekennt sich wieder zu dem Glauben, den Bismarck verkündigte. Da mag denn noch so vieles heute anders sein, das neue Reich dem alten äußerlich noch so unähnlich sehen, was tut's? Nicht auf die Formen kommt es an, sondern auf den Geist, der sich den Körper baut. Bismarck selbst würde heute ein anderer sein und anders handeln als vor siebzig Jahren, und würde doch kein anderes Ziel sich stecken als damals. Was er erstrebte und erreichte, ein einiges, freies und starkes Deutschland, das ist ja auch heute wieder die Losung. Wie damals gilt es, der deutschen Nation den Platz unter den Mächten zu erringen, der ihr zukommt, ihr die Sicherheit zu verschaffen, deren sie bedarf, um in Frieden leben und arbeiten zu können. Wieder kämpfen wir um Deutschlands Recht, das gleiche Recht, das die andern uns nicht gönnen. Wir müssen es auf andern Wegen suchen, als die Bismarck einschlug, aber daß wir es können, so bald schon fordern können, was noch vor wenig Jahren kaum zu wünschen erlaubt schien, wem verdanken wir es, wem anders als ihm? Wäre nach dem Elend des Zusammenbruches die nationale Bewegung wohl zum Siege gelangt, ja wäre sie nur möglich gewesen, wenn Bismarck nicht gezeigt hätte, was deutsche Einheit sei? Daß sie im Sturze nicht zerbrach — gar mancher hat es gefürchtet oder gehofft —, das war die glänzendste Rechtfertigung und die bleibende Frucht seines Wirkens, eine Frucht, an die er selbst kaum zu glauben gewagt hatte. Fester, als er wußte und als wir ahnten, hatten sich die Wurzeln des Reichsgedankens und Einheitsverlangens in die Seele der Nation eingegraben, so daß aus den Tiefen des Volkes selbst, nicht von oben her gelehrt und geleitet, mit ureignem Triebe, unwiderstehlich der Schrei nach nationaler Freiheit und Ehre sich emporrang und die Massen eroberte.

Nur ein Mann aus dem Volke, ein echter Volkstribun konnte es sein,

der diese Bewegung weckte, ihr die Bahnen wies und sie zum Ziele führte. Heute steht er an der Stelle, wo Bismarck stand, sein Erbe, sein Fortsetzer, ja, will's Gott, der Vollender seines Werkes. Als der greise Feldmarschall, der altpreußische Soldat, und der jugendliche Kanzler, der süddeutsche Sohn des Volkes, am Sarge Friedrichs des Großen einander die Hände reichten, als in diesen beiden Männern gleichsam deutscher Norden und deutscher Süden, deutsche Vergangenheit und deutsche Zukunft sich einten im Gelöbnis, das Letzte einzusetzen für deutsche Freiheit, deutsche Ehre, deutsche Größe, da ging die Saat auf, die Bismarck gestreut, da begann der Baum, den er gepflanzt, und den der Blitz getroffen, wieder zu grünen. Sorgen wir dafür, daß die Saat nicht zertreten werde, der Baum nicht verdorre! Dann werden wir auch in kommenden Jahren mit ruhigem Gewissen des Tages gedenken, da dem deutschen Volk der Gründer seines Reiches geboren ward.


DD 5 .H3 1942 C.1
Reden und Aufsatze zur Geschic
Stanford University Libraries
3 6105 039 047 308



